









Die

Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und Theodor Zeiger

XXXIII. Band
(der Phonetischen Studien XXXVIII. Band)

Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1925


C. Schulze & Co.,
G. m. b. H.,
Gräfenhainichen.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXXIII. BANDES.

I. ABHANDLUNGEN.

II. VERMISCHTES.

III. ANZEIGER.

Mitarbeiter:

A. L. = Anton Link in Traunstein
A. R. = André Robert in Paris
E. v. J. = Eduard von Jan in Würzburg
E. K. = Elisabeth Küchler in Wien
E. O. = Ernst Otto in Marburg
E. R. = Elise Richter in Wien
E. Sch. = E. Schulte in Frankfurt a. M.
F. B. = Friedrich Bothe in Frankfurt a. M.
F. K. = Fritz Karpf in Graz
F. R. = Franz Rauhut in Würzburg
F. W. = Friedrich Wild in Wien
G. H. = Gustav Haack in Hamburg
G. He. = Georg Herzfeld in Berlin
G. R. = Gustav Rieder in Wien
G. V. A. = Giovanni Vittorio Amoretti in Pisa
H. J. St. = H. J. Stöhr in Frankfurt a. M.
H. M. = H. Mutschmann in Dorpat
H. P. = Helmut Petriconi in Frankfurt a. M.
H. R. = Helene Richter in Wien
J. F. = Joseph Frank in Wien
J. H. = Joseph Huber in Wien
J. V. = Joseph Vernay in Würzburg
K. B. = Karl Brunner in Innsbruck
K. E. = K. Ehrke in Berlin
K. Ettm. = Karl Ettmayer in Wien
K. L. = Karl Luick in Wien
L. K. = Ludwig Karl in Budapest
M. F. = Martha Fabian in Wien
M. S.-W. = Max Seidner-Weiser in Wien
M. Th. = Marianne Thalmann in Wien
M. W. = Martha Weißweiler in Wien
O. W. = Otto Weidenmüller i. Frankfurt a. M.
R. F. A. = Robert F. Arnold in Wien.
R. R. = R. Riegler in Klagenfurt
R. Sch. = Richard Schaukal in Wien
Th. H. = Theodor Heinermann in Münster
Th. Z. = Theodor Zeiger in Frankfurt a. M.
W. F. = Walter Fischer in Dresden
W. Fr. = Wilhelm Friedmann in Leipzig
W. K. = Walther Küchler in Wien
W. Ko. = Wilhelm Koning in Köln
W. Sch. = W. Schulz in Breslau.

1. Geschichte, Kulturgeschichte, Kulturkunde.

Seite

2. Bibliographie, Sprach- und Literaturwissenschaft, Allgemeine Literaturgeschichte, Unterricht.

5. *Französisch.*

Seite

6. Italienisch.

7. Spanisch.

8. Andere Sprachen.

9. Textausgaben.



DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIII. *Februar 1925.* *Heft 1.*

PRINZIPIEN UND METHODE DER SYNTAKTISCHEN FORSCHUNG.

(Vortrag, gehalten auf dem Neuphilologentag 1924 in Berlin.)

Eine der vornehmsten Aufgaben, vielleicht die vornehmste Aufgabe der Wissenschaft ist es, die *Mannigfaltigkeit* des dem Bewußtsein Gegebenen in eine *Einheit* und *Einheitlichkeit* zu bringen; denn nur durch eine Vereinheitlichung des Mannigfaltigen wird unsere Erkenntnis Herr der Außenwelt. Es gibt nun *verschiedene Stufen* und *Ordnungen* dieser Einheitsfunktion unseres Bewußtseins; die Wissenschaft versucht, von einfachen Zusammenfassungen ausgehend, letzte, oberste Einheiten zu gewinnen.

Auch die Sprachwissenschaft sieht sich vor die Aufgabe gestellt, solche Einheiten zu gewinnen. In der Grammatik und damit auch in der Syntax fassen wir die sprachlichen Erscheinungen unter der Einheit der *Regel* zusammen. Aber wer tiefer in die Sprache eindringt, spürt an allen Ecken und Enden, daß die Regel nicht die ungeheure *Mannigfaltigkeit* der sprachlichen Erscheinungen zu *fassen* vermag, besonders gilt dies von den *modernen Kultursprachen*, in denen das sprachliche Leben in unendlicher Fülle vor uns auf- und abwogt; und dieser Fülle des Lebens gegenüber versagt die *Regel.* Dies zeigt sich schon darin, daß wir bei der Regel fortwährend mit Ausnahmen rechnen müssen. Daher der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme! Dieser Satz fordert geradezu den ernsten Forscher auf, sich nicht mit der Konstatierung der Regel zufrieden zu geben, sondern tiefer zu dringen. Ferner vermag die Regel in den meisten Fällen keine wirkliche Erklärung zu bieten. So drängen alle diese Momente dazu, über die Regel hinaus zu einer *höheren* Ordnung der Einheit fortzuschreiten, nämlich zum *Prinzip.*

Damit beschreitet die Sprachwissenschaft einen Weg, den Kant für das Recht gefordert hat. Kant stellt nämlich in der „Kritik der reinen Vernunft“ als Ideal des Rechtes auf, an Stelle zahlloser Gesetze einfache Prinzipien aufzustellen. Er sagt: „Es ist ein alter Wunsch, der, wer weiß wie spät, vielleicht einmal in Erfüllung gehen wird: daß man doch einmal, statt der endlosen Mannigfaltigkeit bürgerlicher Gesetze, ihre Prinzipien aufsuchen möge; denn darin kann allein das Geheimnis bestehen, die Gesetzgebung, wie man sagt, zu simplifizieren.“

In gleicher Weise muß die Sprachwissenschaft versuchen, aus einer Regelkunde zu einer Prinzipienwissenschaft zu werden. Denn die Regel ist nur registrierend, klassifizierend und gibt vielfach nur eine Einordnung äußerer Art, sie ist ihrem Wesen nach atomistisch-mechanisch. Das Prinzip aber geht auf die Wesenheit, es ist selbst eine organisch-lebendige Einheit. Die Regel wird induktiv aus den Erscheinungen gewonnen, das Prinzip intuitiv aus den Regeln. Die Regel ist nie erschöpfend, kann nicht den gesamten lebendigen Gebrauch umfassen, da sie auf induktivem Weg gewonnen wird. Auf der andern Seite verfährt das Prinzip deduktiv und schließt nicht nur das bloß Seiende, sondern das auch möglich Seiende in sich. Die Regel muß von uns einfach hingenommen werden, das Prinzip ist evident, es wird eingesehen. Auf die Feststellung einer Regel antworten wir: „ach so!“, auf die Feststellung eines Prinzips: „ach ja!“. Die Induktion kann im besten Falle nur den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, nicht absolute Gewißheit erreichen. Das Prinzip ist absolute Gewißheit. Somit ist die Wissenschaft, die sich auf Regeln stützt, nur eine Technik, eine Wissenschaft der Prinzipien ist eine Kunst, d. h. schöpferische Tätigkeit.

Für die Schulgrammatik ergibt sich daraus, daß diese erst den Sprachgebrauch notwendigerweise in Regeln fassen muß; ob es möglich ist, reifere Schüler in die Prinzipienlehre einzuführen, ist eine pädagogische Frage. Aber das eine möchte ich hier betonen: Die Regeln dürfen nicht äußerlich, nicht schematisch dargestellt werden. Es sollte ausgeschlossen sein, daß z. B. die Verben, die einen bestimmten Kasus regieren, alphabetisch aufgeführt werden. Die Regeln müssen vielmehr so gestaltet werden, daß sie nicht in *Widerspruch* stehen mit dem Prinzip, das ihnen zugrunde liegt, sondern auf dieses *Prinzip hinweisen* und *hinführen*.

Lassen sie mich an einem Beispiel aus der englischen Grammatik den Unterschied von Regel und Prinzip erläutern: Von "old" alt kennt das Englische zwei Komparative: "older" und "elder", die etwas komplizierten Regeln, über den Gebrauch dieser beiden Formen sind Ihnen wohl bekannt. Das Prinzip, nach dem sich der Gebrauch der Formen richtet, ist sehr einfach; "elder" wird gebraucht, wenn es sich um eine Reihe und *eine geordnete Menge*, um eine *innerlich zusammengehörige Gruppe*, z. B. um eine Familie handelt, daher "my elder sister", aber "he is older than me", oder "the oldest town in Germany".

Es ist zu beachten, daß gerade in der englischen Familie eine strenge Rangordnung existiert, insbesondere erfreut sich das *älteste* Kind eines besonderen Vorranges, wohl die Auswirkung des alten Erbrechtes; es wird also der älteste Sohn bezw. die älteste Tochter mit "master" bezw. "miss" und Familienname bezeichnet. Also bezeichnet Master Hatton den ältesten Sohn, Miss Hatton die älteste Tochter, die übrigen Familienmitglieder müssen sich mit Charles Hatton oder Mary Hatton oder Miss Mary begnügen. Die Amerikaner kennen den Unterschied von "older" und "elder" nicht, scheinen also diese Rangabstufung nicht zu kennen.

Gehen wir aber noch einen Schritt weiter in das englische Sprachleben hinein. Wir können überall sehen, daß das englische Sprachbewußtsein die Gegenstände nicht nur *räumlich* oder *zeitlich* ordnet, sondern auch eine Ordnung in der *Reihe* kennt. Wenn bei den Adjektiven mit unregelmäßiger Steigerung vielfach Doppelformen existieren, wie "nearest" und "next", "latest" und "last", so bezeichnet die eine Form die Anordnung in Raum und Zeit, die zweite die Ordnung in der Reihe.

Auch bei den Präpositionen spielt das Prinzip der Reihe eine wichtige Rolle. Bei dem Gebrauch der Präpositionen ist zu beachten, daß die Ordnung in der *Reihe* vielfach einen sprachlichen Ausdruck findet, so ist die Präposition *by* eine ausgesprochene Reihenpräposition im Gegensatz zu "in", "on" und "at".

Das Bewußtsein des modernen Engländers hat also die Eigentümlichkeit, die Objekte des Bewußtseins in der Form der *Reihe*, in der Form der *Gruppe*, zu ordnen. Nicht als ob andere Sprachen dies auch gelegentlich tun könnten, aber im Englischen handelt es sich um ein Prinzip, das dann auch in den sprachlichen Ausdrucksformen seinen Niederschlag gefunden hat. Hier

stoßen wir also auf eine eigentümliche *Struktur* und *Form* des englischen Sprachbewußtseins. Die Gesamtheit der Prinzipien, die sich in einer Sprache nachweisen lassen, machen demnach die *innere Struktur* der Sprache aus, oder wie man bisher zu sagen pflegte, die *innere Sprachform.*

Was ist die innere Sprachform? Gerade dieser von Wilhelm von Humboldt geprägte Ausdruck ist in letzter Zeit zum Gegenstand eifriger Diskussion erhoben worden; soeben hat ihm unser Kollege Funcke eine besondere Arbeit gewidmet. Wir unterscheiden die äußere Sprachform von der inneren: während die äußere Sprachform die Laute, die Formen, die Bildungsweisen der Sprache behandelt, richtet sich die Aufmerksamkeit der inneren Sprachform auf Syntax und Stil. Die äußere Sprachform behandelt demnach die Gestalt und Formgebung des Sprachmaterials; die innere die Meinung, den Sinn und die Bedeutung dieser Gestalten und Formen. Der Unterschied zwischen äußerer und innerer Sprachform zeigt sich insbesondere bei dem Sprechen von *fremden* Sprachen: wenn die Deutschen Englisch oder Französisch sprechen, sprechen sie in den meisten Fällen die *fremde* Sprache nur in der *äußeren* Sprachform; ihre *innere* Sprachform ist durch und durch *deutsch.* Beim Neuphilologen kommt natürlich so etwas nicht vor. Lassen Sie mich an einem konkreten Beispiel noch genauer zeigen, was wir unter *innerer Sprachform* verstehen. Mir ist ein bestimmter Erfahrungsinhalt gegeben, z. B. Kinder spielen, und ich beobachte dies. Ich kann diesen Erfahrungsinhalt im Deutschen in folgender Weise formulieren:

Ich sah das Spiel der Kinder
Ich sah die Kinder beim Spielen
Ich sah die Kinder spielen
Ich sah die spielenden Kinder
Ich sah, daß die Kinder spielten
Ich sah, wie die Kinder spielten.

Alle diese Formen geben denselben Erfahrungsinhalt wieder, und doch bedeuten sie nicht das gleiche: Hier zeigt sich das Walten der inneren Sprachform. Die innere Sprachform ist also die Art und Weise, wie der menschliche Geist einen Erfahrungsinhalt seines Bewußtseins gestaltet. Es handelt sich also um einen schöpferischen Akt unseres Bewußtseins, um formgestaltende Prinzipien. Zunächst ist ein bestimmter Bewußtseins*inhalt* gegeben, der durch die *innere* Sprachform *gestaltet* und durch die *äußere Sprach*form *ausgedrückt* wird. Es liegt also

eine spontane Leistung unseres Bewußtseins vor. Die äußere Sprachform ist daher nur ein Reflex der inneren. Sie ist gewissermaßen das Organ der inneren Sprachform, durch das die innere Sprachform sich nach außen objektiviert.

Freilich kann der Sprechende bei der Formulierung eines gegebenen Bewußtseinsinhaltes nicht willkürlich verfahren; so kann man z. B. im Deutschen nicht sagen: Ich sah die Kinder spielen*d*, wohl aber im Englischen: "I saw children playing".

Der Sprechende bedient sich also der Mittel, die ihm die Sprache, in diesem Falle die Muttersprache, bietet; unter diesen Mitteln hat er die freie Wahl, welchem er den Vorzug gibt. Jede Sprache hat also eine gewisse immanente Struktur, eine innere Form. So hat das Neuenglische eine andere innere Sprachform als das Neuhochdeutsche; auf der anderen Seite hat aber das Englische in der inneren Sprachform eine enge Verwandtschaft mit dem Griechischen. Es ist daher besonders reizvoll, diese beiden Sprachen mit der entgegengesetzten äußeren Sprachform und der übereinstimmenden inneren Sprachform zu vergleichen. Besonders interessant ist es, wenn man z. B. feststellen kann, daß die Syntax Homers eine auffällige Übereinstimmung mit der neuenglischen Syntax hat.

Die innere Sprachform eröffnet uns aber auch einen Zugang zu dem geistigen Wesen eines Volkes, da eben die innere Sprachform eine spontan schöpferische Tätigkeit des Geistes ist. Wir haben hier einen Weg, der auch in das Verständnis der *fremden Volksseele* führt, vielleicht den *sichersten* und *aufschlußreichsten*. Hier hat wieder Wilhelm von Humboldt das Richtige gesehen, wenn er sagt: „Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können, denn die Intellektualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken."

Erst diese Einstellung gibt der Sprachwissenschaft die richtige Bedeutung. Die wirkliche Sprachwissenschaft ist zunächst Geisteswissenschaft, und nichts ist verkehrter als in der Sprache nur ein äußeres bequemes Werkzeug für das gegenseitige

Verständnis zu suchen, also ein technisches Mittel, um den Bedürfnissen der Gesellschaft zu dienen, der Münze ähnlich, die von Hand zu Hand geht.

Es kann gerade den Vertretern der Geisteswissenschaften, insbesondere den Philologen im engeren Sinne, gegenüber nicht genug betont werden, daß die Sprache eine Offenbarung, eine Entfaltung des menschlichen Geistes ist, und erst durch diese Auffassung wird uns ihr wahres Wesen enthüllt.

In dem großen Publikum, selbst in den gelehrten Kreisen, ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Sprachwissenschaft überhaupt keine Geisteswissenschaft sei, und wenn man die geistlose Art sieht, in der oft die Sprachwissenschaft betrieben wird, kann man die Entstehung eines solchen Vorurteiles begreifen. Es ist das Verdienst von Karl Vossler, zuerst wieder auf den geistigen, ja auf den künstlerischen Charakter der Sprache nachdrücklichst hingewiesen zu haben.

Mit der inneren Sprachform hängt nun die Syntax auf das engste zusammen. Fassen wir Syntax als die Lehre von den Beziehungen, bzw. von den Bedeutungsbeziehungen, so fällt sie in das Bereich der inneren Sprachform. Die innere Sprachform hat zwei Seiten, eine *konstruktive*, man könnte auch sagen *architektonische* Seite, und eine *anschaulich-bildhafte* Seite. Die anschaulich-malerische, bildliche Seite der inneren Sprachform fällt der Stilistik zu, die konstruktive der Syntax. Ich folge hier einer Anregung Martys, der eine figürliche und konstruktive innere Sprachform scheidet, freilich in etwas anderem Sinne, als wie ich es eben getan habe.

Damit sind auch die Aufgaben der syntaktischen Forschung gegeben, es handelt sich also um Bedeutungsbeziehungen, die in der inneren Sprachform fundiert sind und hier ihre letzte Einheit haben. Welches sind nun die Wege und Methoden, diese Aufgaben zu lösen?

Unter der starken Macht des historischen Denkens des XIX. Jahrhunderts hat sich die Überzeugung ausgebildet, daß nur die *historische* Methode allein imstande wäre, das Wesen der sprachlichen und damit auch der syntaktischen Gebilde zu erklären, eine Ansicht, der selbst ein Sprachforscher wie Hermann Paul huldigt, wie der Titel seines berühmten und jetzt noch grundlegenden Werkes beweist: *Prinzipien der Sprachgeschichte.* Aber da diese Methode nicht ganz befriedigte, trat die Forderung nach einer darstellenden deskriptiven Syntax

auf, d. h. es wurde die Forderung aufgestellt, die syntaktischen Erscheinungen nicht nur auf ihre historische Entwicklung und Abhängigkeit zu betrachten, sondern die Erscheinungen in ihrer unmittelbaren Gegebenheit, d. h. das Wesen der syntaktischen Gebilde in ihrem augenblicklichen Dasein zu erforschen. Der Seinsbestand sollte untersucht werden, nicht die historischen Bedingungen dieses Seins. Neben dem üblichen Längsschnitt sollte nunmehr auch ein Querschnitt durch die Sprache gelegt werden; neben der genetischen Syntax wird eine descriptiv-statische gefordert.

In der Wortbedeutungslehre ist die Trennung der historisch-genetischen von der deskriptiv-statischen Aufgabe der Sprachwissenschaft schon längst durchgeführt. Neben der Semiantik bzw. Lexikographie steht die Etymologie. Wenn ich z. B. frage, was das Wort „Uhr“ für eine Bedeutung hat, so ist die Antwort darauf: ein Zeitmesser von einer bestimmten Konstruktion, und das Wörterbuch hat die Aufgabe, solche Wortbedeutungen festzustellen und zu sammeln. Ich kann aber auch fragen, woher kommt das Wort „Uhr“ und wie ist das Wort zu seiner jetzigen Bedeutung gekommen, da stoße ich auf das lateinische Wort „hora“. Die Feststellung des Ursprungs eines Wortes und seiner Bedeutungsentwicklung gehört in das Gebiet der etymologischen Forschung. Also bei der Wortbedeutung haben wir schon längst zwischen Lexikographie und Etymologie geschieden.

Dasselbe müßte nun auf dem Gebiete der Beziehungslehre ebenfalls geschehen, wir müßten eine genetisch-historische Syntax von einer deskriptiven Syntax trennen. Theoretische Forscher wie Marty und Ernst Otto haben schon längst auf die notwendige Trennung aus allgemeinen Gründen hingewiesen, besonders energisch aber sind in dieser Richtung die Franzosen De Saussure und Brunot vorgegangen. In der Einleitung zu seinem umfangreichen Werke: »La Pensée et la Langue« betont Brunot ausdrücklich, daß man die Bedeutung, die die Formel »Te voilà!« im augenblicklichen Sprachgebrauch hat, nicht dadurch verdeutlichen kann, daß man sie etymologisch, d. h. »regarde toi là!« erklärt. Wer die Erscheinungen einer einzelsprachlichen Syntax vom historisch-genetischen Standpunkt aus untersuchen will, kann das mit vollem Rechte tun, nur sollte er sich nicht dem Glauben hingeben, daß damit seine Aufgabe vollständig erledigt wäre; das weite und große Gebiet der deskriptiven Syntax behauptet daneben seine Selbständigkeit.

Wenn vielfach die Behauptung auftritt, daß erst die historische Ableitung den Sinn der syntaktischen Gebilde erkläre, so ist dies im beschränkten Maße richtig, aber es handelt sich dann um *erstarrte* Gebilde, in denen die Funktion erstorben ist. Wenn ich z. B. Neuhochdeutsch sage: Ich bin'*s* zufrieden, so ist das „s" das Überbleibsel eines mittelhochdeutschen Genitivs „es". Daß es sich hier um eine erstarrte Form handelt, ergibt sich daraus, daß wir nicht mehr sagen können: wir waren es zufrieden. Es kann eben „zufrieden" im Neuhochdeutschen nicht mehr mit dem Genitiv konstruiert werden, und ebenso ist der Genitiv „es" als solcher ausgestorben und hat sich nur in vereinzelten bestimmten Formeln erhalten.

Aber was sind die Aufgaben und Methoden der *deskriptiven* Syntax? Sie kann sich nicht begnügen, rein beschreibend den Gebrauch darzustellen, also z. B. beim Akkusativ die Verben anzuführen, die den Akkusativ regieren, und diese Verben nach dem einen oder anderen Gesichtspunkt zu ordnen; unser letztes Ziel muß sein, das Wesen, das Eidos der syntaktischen Erscheinungen zu fassen, bei dem Akkusativ z. B. würde es sich darum handeln, zu zeigen, was der Sprechende meint, wenn er den Akkusativ gebraucht, z. B. wenn er den Akkusativ bei unterstützen und den Dativ bei helfen gebraucht (Gefühlsbetonung). Es handelt sich darum, den sinn- und bedeutungsverleihenden Akt als solchen zu erfassen. Hier greift nun die phänomenologische Betrachtungsweise ein, sie will die immanente Struktur der Gegebenheiten aus sich selbst beschreiben, die immanente Eigengesetzlichkeit des Daseins, in unserem Falle des syntaktischen Daseins, verstehen.

So muß neben die deskriptive Syntax eine *eidetische* Syntax treten. Die deskriptive Syntax konstatiert einfach den Gebrauch, z. B. in welchen Fällen der Konjunktiv gebraucht wird, die eidetische Syntax will feststellen, was das Wesen des Konjunktivs, zunächst des einzelsprachlichen, ist. Die deskriptive Syntax sagt, was ist; die eidetische, warum es so ist und warum es nur so sein kann. Der Sachkundige sieht sofort, wie sehr die eidetische Syntax noch in den Anfangsgründen steckt.

Mit der eidetischen Syntax sind nun m. E. drei grundlegende Forderungen verbunden.

Einmal die Forderung der *Totalität*, der Ganzheit, in der syntaktischen Forschung. D. h. das syntaktische Einzelproblem muß in den gesamten Zusammenhang gestellt werden, denn der

Teil gewinnt erst Sinn und Bedeutung im Zusammenhang mit dem Ganzen, getreu dem Grundsatz von Hegel: *Nur das Ganze ist das Wahre.* So stehen auch die syntaktischen Erscheinungen bei tieferem Zusehen in mannigfacher Bezogenheit zueinander, sie bilden ein mehr oder minder geschlossenes System; so führt die Forderung der *Totalität* zu einer *systematischen* Betrachtung der Syntax. Ein Beispiel möge genügen: Es gibt in vielen Sprachen Participia perfecti von intransitiven Verben, die in aktivem Sinne gebraucht werden, also z. B. ein gedienter Kavallerist, ein gelernter Schneider, oder englisch: „a far travelled man". Diese Erscheinung wird uns aber nur verständlich, wenn wir sie in den Zusammenhang mit den Aktionsarten, namentlich mit der resultativen Aktionsart stellen. (Die resultative Aktionsart bedeutet das Resultat oder die Folge eines vorangegangenen Vorgangs oder einer vorangegangenen Handlung. Vgl. deutsch: „betrunken" als Resultat des Getrunken-habens, oder deutsch: er ist verreist = er ist in einem Zustand, der die Folge des Abreisens ist.)

Mit der gleichen resultativen Aktionsart steht in Zusammenhang der mögliche Gebrauch des Adverbiums als Adjektivum. Wenn ich sage, das Fenster ist zu, so ist „zu" als Resultativum zu bezeichnen, denn der Sinn ist, das Fenster *ist zugemacht* worden und nunmehr *zu*. Dieses resultative „zu" ist seinem Werte nach ein *adjektivisches Adverbium*, es steht noch deutlich in Zusammenhang mit einer vollzogenen *Handlung* und hat doch schon die Funktion eines *Adjektivums*. Daher denn sprachliche Weiterbildungen wie: „das zue Fenster", „der durche Käse" in der Umgangssprache, in den Dialekten. Gerade das Englische ist sehr reich an solchen Beispielen.

Neben die Forderung der Ganzheit ist die Forderung der *Allgemeinheit* zu stellen: d. h. die Betrachtung jeder einzelsprachlichen Syntax bzw. Grammatik sollte immer die letzten allgemeinen Fragen des sprachlichen Lebens im Auge behalten, so daß die Einzelgrammatik zum Paradigma, zum Repräsentanten der allgemeinen Grammatik würde. Gerade diese Forderung stößt in Fachkreisen auf Widerspruch und ist den meisten Gelehrten ein Ärgernis, als ob hier ein Schema rein abstrakter Natur für die Grammatik gefordert würde. Es handelt sich aber um etwas ganz anderes. Ich kann in der wissenschaftlichen Forschung einen doppelten Weg gehen: Ich kann z. B. im Englischen nachweisen, welche Aktionsarten, Tempora oder

Modi vorhanden sind, zumeist an der Hand der äußeren sprachlichen Form. Es würde die Aufgabe einer *vergleichenden* Grammatik sein, den empirischen Bestand von Aktionsarten, Tempora und Modi in den Einzelsprachen nachzuweisen.

Ich kann aber ebensogut von dem Begriff Aktionsart ausgehen und zunächst auf Grund einer Wesensdefinition des Begriffes feststellen, wieviel Aktionsarten usw. überhaupt theoretisch möglich sind. Das ist die Aufgabe der *allgemeinen* Grammatik. Die zweite Frage ist dann, welche von den theoretischen Möglichkeiten in den Einzelsprachen z. B. im Englischen verwirklicht worden sind, und welche sprachliche Ausprägung sie gefunden haben.

Diese allgemeine Grammatik würde zuletzt zu den Kategorien des sprachlichen Lebens überhaupt führen, die wie alle Kategorien a priori sind. Die allgemeine Grammatik würde also eine sprachliche Kategorienlehre bilden. In welchem Zusammenhang diese sprachlichen Kategorien mit den logischen, ästhetischen und sonstigen stehen, ist vorläufig noch eine unentschiedene Frage.

Außer der Forderung der *Totalität* und *Allgemeinheit* kann die Forderung der *Einheit* gestellt werden. Wenn wir oben die Syntax als Beziehungslehre definiert haben und sie als die konstruktive innere Sprachform bezeichnet haben, so fragt sich, welche Grundbeziehungen möglich sind. Da die innere Sprachform die Art und Weise bezeichnet, wie unser Bewußtsein einen gegebenen Erfahrungsinhalt formt, so handelt es sich um das Bewußtwerden, um die Präsentation, um die Erkenntnis eines bestimmten Inhaltes (gnoseologische Sphäre).

Wir haben also ein Bewußtsein, das sich eines gegebenen Inhaltes bemächtigt, und es sich sozusagen zum geistigen Eigentum macht. Es tritt sich also gegenüber ein Träger des Bewußtseins, der sich einen gegebenen Inhalt zum Bewußtsein bringt. Wir können also von einem Subjekt und einem Objekt des Bewußtseins sprechen. Nun können die Beziehungen zwischen dem objektiven Bewußtseinsinhalt und dem subjektiven Träger ganz verschieden sein; es gibt Bewußtseinsinhalte, die *ganz eng* mit unserem *Ich* verbunden sind; sie liegen dann in der Ichsphäre; bei den primitiven Völkern z. B. sind unmittelbar mit dem Ichbewußtsein verbunden: Körperteile, Kleidung und Waffen und dergleichen. Ferner gibt es aber Bewußtseinsinhalte, die schon etwas loser mit unserem Ich verknüpft sind und schon deutlich

außerhalb der Ichsphäre liegen. Immerhin stehen diese Bewußtseinselemente noch auf der gleichen Ebene wie unser Ich. Es ist dies die Du-sphäre.

Zuletzt gibt es Bewußtseinselemente, die ganz außerhalb der Sphäre des Ichs liegen, sozusagen in einer ganz anderen Ebene, in einer heterogenen Sphäre. Wir können also eine Ich-, eine Du- und eine Er-sphäre unterscheiden. Der Lateiner weist auf die Ichsphäre mit hic, auf die Dusphäre mit iste, auf die Ersphäre mit ille hin.

Wir könnten auch von einer immanenten, transzendenten und heterogenen Sphäre unseres Bewußtseins sprechen. Diese verschiedenen Sphären unseres Bewußtseins sind aber, wie ich glaube, von entscheidender Bedeutung für die Syntax, insbesondere für die Lehre von Kasus, Tempus und Modus. Ferner auch für das prädikative und attributive Verhältnis der Satzglieder. Ich hoffe, in Bälde eine größere Untersuchung über dieses Problem vorlegen zu können.

So vollzieht sich in der Sprachwissenschaft derselbe Wandel, den wir in den Geisteswissenschaften, wie überhaupt auf dem Gebiete der Gesamtkultur beobachten können. An Stelle des *Mechanisch-Notwendigen* die Betonung des *Spontanen-Schöpferischen*, an Stelle des *Materiell-Stofflichen* das *Geistige*, an Stelle einer *atomistischen Analyse* der Drang zur *Synthese*: Nicht mehr Teile wollen wir haben, sondern das Ganze in der sicheren Überzeugung, daß der Teil erst zum wirklichen Leben gelangt in seiner Beziehung zum Ganzen. Auch das *Einmalige*, das *Besondere* wird nicht mehr als *isolierte* Erscheinung betrachtet, sondern als der Ausdruck eines *Allgemeinen*, als *Repräsentant* einer *Allgemeinheit*.

Mit dieser Wendung tritt unsere deutsche Wissenschaft den Rückweg an zum mütterlichen Boden, aus dem sie entsprossen ist; nach langer Irrfahrt, von einer stillen Sehnsucht verzehrt, kehrt der deutsche Geist zu seiner Heimat zurück, denn es ist kein bloßer Zufall, daß in unseren Ausführungen Namen wie Kant, Hegel und W. v. Humboldt auftreten. Denn die deutsche Art des Denkens hat ihr Bestes und Wertvollstes geleistet in jenen großen Tagen des deutschen Idealismus. Wir deutschen Wissenschaftler aber können keinen schöneren Dienst unserem Deutschtum erweisen, als daß wir deutscher Geistigkeit, deutscher Methode in der Wissenschaft zum Siege verhelfen. Und meine innerste Überzeugung ist es, daß dann unsere Wissenschaft

nicht mehr durch eine Isolierschicht von unserem Volke getrennt sein wird, sondern das gesamte deutsche geistige Leben befruchten wird, wie es einst vor hundert Jahren geschehen ist.

Marburg a. Lahn. Max Deutschbein.

ANATOLE FRANCE[1]).

Der Sohn des kleinen Pariser Buchhändlers France Thibaut, der, einer glücklichen Eingebung folgend, seinen Vornamen Anatole mit dem des Vaters zu dem Schriftstellernamen zusammenband, der ihn berühmt machen sollte, gehört seiner geistigen Abstammung nach einer erlauchten französischen Familie an. Er ist der letzte des Geschlechts der Montaigne, Voltaire, Renan.

Der Nachkomme von Menschen, die sich alle durch eine außerordentliche Leichtigkeit und Beweglichkeit des Geistes auszeichnen und in der Freiheit und Unabhängigkeit ihres Geistes kein anderes Gesetz kennen als den Geboten dieses Geistes zu folgen.

Der Nachkomme eines Geschlechts von Menschen, die man Herrenmenschen nennen könnte, weil sie doch eigentlich der Ansicht waren, daß das Dasein nur da wäre, damit sie, Montaigne, Voltaire, Renan, France, den reichsten Genuß aus ihm zögen, Genuß in der Betätigung ihrer Talente und geistigen Kräfte. Montaigne, um durch Studium der Historiker, Philosophen und Dichter, durch die Beobachtung der Meinungen, Taten und Sitten der Menschen aller Orte und Zeiten sich selbst, in seiner eigenen, persönlichen Menschlichkeit kennen zu lernen; Voltaire, um in der Gesellschaft seinen Witz und seine Spottlust zu üben, um sich mit seinen Gegnern herumzuschlagen, um das Königtum seiner geistigen Macht im verrotteten Staat glänzen zu lassen. Renan, um in der entsagungsvollen Durchforschung des Halbdunkels entlegener und schwer zu enträtselnder Menschheitszustände die brennende Freude an dichterisch-ästhetischer Weltbetrachtung und Seelenanalyse zu befriedigen.

Geistige Herrenmenschen und feine Epikuräer.

Menschen des Glaubens und der Skepsis. Gläubige, weil sie an sich glaubten oder an die Fähigkeit der Vernunft, an

---

[1]) Aus einem Vortrag im Akademischen Friedensbund, Wien.

die Macht des Gedankens, an die Güte der Natur, an den Fortschritt, an den endlichen Sieg des Guten und Wahren in der Welt, an die Verwirklichung Gottes und des Ideals.

Skeptiker, weil sie aber doch auch — der eine mehr, der andere weniger, oder je nachdem, dann und wann — an all diesen Dingen zweifelten und von der Unzulänglichkeit und Unsicherheit aller menschlichen Meinungen und Taten überzeugt waren. Virtuosen der Stimmung, die in ihrer Skepsis gläubig, in ihrem Glauben skeptisch sein konnten und sich gefühlsmäßige Sicherheit schufen, indem sie die Widersprüche des Daseins, die sie sahen, in oberflächlichen Kompromissen auflösten.

Zu ihnen gehört Anatole France als Denker, Dichter und Künstler. In dieser vornehmen französischen Tradition wurzelt er. Er war mit Bewußtsein Franzose. Und als Franzose fühlte er sich als Lateiner. Das Beste des französischen Geistes erschien ihm als Erbe des lateinischen Geistes. Als Mensch, der die Wirklichkeit der Dinge mit dem scharfen kritischen Geiste erfaßte und bestrebt war, seine Eindrücke und Beobachtungen in klarer, nach den Gesetzen des Maßes und des schönen Rhythmus geprägter klassischer Form wiederzugeben, war er überzeugt, ein Erbe und Pfleger französischer und lateinischer Tradition zu sein.

Anatole France hat es geliebt, sich hinter verschiedene Persönlichkeiten seiner Werke zu verstecken. Mit den Kindern der Bücher «Le livre de mon ami» und «Le petit Pierre» führt er uns in seine eigene Kindheit, in «Les désirs de Jean Servien» spricht er von dem heranwachsenden Jüngling, der er war. Er ist Pierre Nozières, ebenso wie der vergeistigte Philologe und Bücherliebhaber Silvestre Bonnard in «Le crime de Silvestre Bonnard» und der Latinist und Freidenker Bergeret der vier Bände der «Histoire contemporaine», In ihnen schildert er seine Stimmungen, Gefühle und Meinungen. Seine Meinungen sind die «Opinions de M. Jérôme Coignard«, des eigentlichen Helden des Romans «La Rôtisserie de la Reine Pédauque».

Wagt er es nicht, seine eigenen Ansichten frei auszusprechen? «Je ne saurais prendre la responsabilité des idées exprimées par ce philosophe sur divers sujets de philosophie et de morale», sagt er, aber er täuscht natürlich niemanden. Er treibt nur ein literarisches Versteckspiel und denkt nicht daran, sich der Verantwortung zu entziehen. Aber er treibt eben ein

Spiel. Er hat sein ganzes Leben lang mit dem Gedanken gespielt. Als der graziöse Spieler mit dem Gedanken, als der heiter-stille Lustwandler im „Garten Epikurs“ hat er gelebt, gedacht und gedichtet.

Der Abbé Coignard, unter seiner etwas heruntergekommenen und abgeschabten Hülle, erscheint als ein reicher und feiner Geist. A. France rühmt an ihm — und wir dürfen das Lob auf ihn selbst anwenden «cette incomparable élégance de pensée, cette douce sublimité, cette étonnante richesse d'une âme toujours épanchée et ruisselante, comme l'urne de ces fleuves qu'on voit représentés en marbre dans les jardins».

Er ist reich und fein, dabei kühn und frei, da er sich in seiner gedanklichen Tätigkeit durch keinerlei Zwang der Vorurteile und Gewohnheiten behindern läßt, an den scheinbar festesten und heiligsten Überzeugungen und Prinzipien zu rütteln wagt und nicht davor zurückschreckt, die letzten Folgerungen aus seinen gedanklichen Feststellungen zu ziehen.

Reich, fein, kühn, frei — aber es scheint, daß alle diese glänzenden Eigenschaften und Fähigkeiten nur dazu dienen, um alles, was ist und was man sich vorstellt, Glaube, Sicherheit, Wahrheit, zu kritisieren und zu verneinen.

Der Abbé Coignard hat ebenso wie Faust zu viel in den Büchern gelesen und aus seinem überreichen Lesen die Skepsis gezogen. Wie er, gelangt A. France zu dem Faustischen Bekenntnis: „Und sehe, daß wir nichts wissen können“, zu dem Bekenntnis: «Il est clair que nous ne pouvons rien savoir, que tout nous trompe et que la nature se joue cruellement de notre ignorance et de notre imbécillité» (Le Jardin d'Epicure). Aber weder Coignard noch France ziehen die bittere Folgerung Fausts: „Das will mir schier das Herz verbrennen.“ Sie kennen nicht die Verzweiflung der von der Wissenschaft Enttäuschten. A. France erstickt das aufsteigende Gefühl der Bitternis in der leichtherzigen Bravade: Die Unwissenheit ist das Attribut des Menschen. Die Menschen reden und denken, und daher sind sie in Irrtum und Unkenntnis befangen. Die Götter reden und denken nicht und sind daher dem Irrtum und der Unkenntnis nicht unterworfen. Die Unwissenheit ist notwendig und gut. L'ignorance est la condition nécessaire, je ne dis pas du bonheur, mais de l'existence même». Wenn wir alles wüßten, könnten wir das Leben nicht eine Stunde ertragen. Die Gefühle, die das Leben angenehm und erträglich machen, stammen aus Lüge

und nähren sich von Illusionen. Die göttliche Wahrheit würde die Erde vernichten.

A. France hat wie Renan Schopenhauer kennen gelernt. Er ist sogar noch schopenhauerischer als sein Meister; denn während Renan den Menschen in all seiner Unkenntnis doch arbeiten läßt am geheimnisvollen, nur ihm verborgenen Werk, so daß die Unkenntnis doch die optimistische Mitarbeit an der Verwirklichung des Ideals nicht ausschließt, erkennt A. France doch mehr in der gedankenlosen Unwissenheit das wohltätige Narkotikum, das dem Menschen die tragische Absurdität des Lebens verbirgt und bezeichnet er die Unwissenheit, die sich nicht zufrieden geben will, als die Wurzel der Traurigkeit und des Abscheus vor dem Leben.

Daher wird ihm auch nicht, wie Schopenhauer und Renan, der Schmerz die Triebfeder zum Willen nach Vollkommenheit, sondern Leid und Schmerz — eben hervorgerufen durch das Nachdenken, das uns doch in Unwissenheit hält — erscheinen ihm als «des plaisanteries odieuses et des farces sinistres», als erbärmliche Narreteien und klägliche Farcen.

Wenn einer glaubt, daß der Mensch zur Unwissenheit verurteilt sei, dann muß er wohl auch von der menschlichen Denkkraft sehr geringschätzig denken. So läßt denn auch A. France — ganz im Unterschied zur französischen Philosophie seit Descartes — den Abbé Coignard verkünden: Der Mensch ist nicht geschaffen, um zu denken. Er schilt es an anderer Stelle als einen Mißbrauch der Intelligenz, wenn man sie anwende zum Suchen der Wahrheit. Es hat gar keinen Sinn, und es führt zu nichts, mit Hilfe der Intelligenz philosophische Systeme zu errichten oder Prinzipien aufzustellen, um mit ihrer Hilfe etwa die Menschen und ihr Tun zu beurteilen.

Die philosophischen Systeme kommen dem Abbé Coignard wie Mausefallen vor, in denen er sich nicht fangen läßt. Die Philosophien sind ihm nur interessant als seelische Dokumente; also weil sie in die Verfassung der menschlichen Persönlichkeiten ihrer Urheber einführen, nicht wegen der Wahrheit, die sie vermitteln. Die metaphysischen Abhandlungen sind nur amüsante Romane, die nicht mehr Wahrheit enthalten, als andere Romane auch.

Diese in kecker stilistischer Formulierung ausgesprochene Geringschätzung der Metaphysik ist bei ihm, wie auch bei Renan, ein Erbe des Positivismus. Aber er ist kein Positivist. Dafür

fehlt ihm die positivistische Strenge und die positivistische Überzeugung, mit Hilfe der peinlichst erforschten Tatsachen das Gesetz ableiten zu können. Er tadelt geradezu den Positivismus, daß er aus der wissenschaftlich organisierten Welt verbannen wolle «le caprice et la curiosité».

Der Positivismus — sagt der künstlerische Gedankenspieler Anatole France — läßt uns nicht in Freiheit mit den Phänomenen spielen, erlaubt uns nicht, am leeren Schein uns zu berauschen!

Er ist gegen die Gelehrsamkeit und für die «curiosité». Oder, er ist nicht gegen die Gelehrsamkeit, das Studium, die Wissenschaft an sich, sondern die Wissenschaft, wie er sie als die schönste Beschäftigung liebt, ist nichts anderes als das Betrachten der Dinge aus der Stimmung der «curiosité» heraus, das Betrachten um des Betrachtens, um des Genießens, um des Spielens willen; nicht um der Erkenntnis letzter Wahrheiten und Prinzipien willen.

Die «curiosité» ist die eigentliche Triebfeder seiner Welt betrachtung. Ganz wie bei Renan. Die bis zur Leidenschaft getriebene «curiosité», die daher bis zu einem Punkte gelangen kann, wo sie Sünde wird. «Il y a toujours un moment où la curiosité devient un péché et le diable s'est toujours mis du côté des savants».

So spielt Anatole France mit der Sünde.

Die Sünde besteht darin, daß ihm Welt und Menschen, ihr Gutes und ihr Böses gleicherweise, ein entzückendes Schauspiel sind, an dessen Betrachten er nichts anderes als ästhetische Freude empfindet; darin, daß er an Welt und Menschen keinen ethischen Maßstab anlegt, sondern, daß sie ihm nur ein Gegenstand sind, an dem er seine Sprachkunst übt.

Es ist die Sünde der geistigen und künstlerischen Libertinage, eine liebenswürdige und feine Sünde, zerebrale Sünde jener höchst talentvollen Spieler mit Gedanken und Worten, die nicht etwa das Spiel ernst nehmen — das wäre die Sündlosigkeit der Kinder und Genies — sondern den Ernst zum Spiele wandeln oder Ernst und Spiel so gewandt durcheinander wirbeln, daß man sie nicht mehr voneinander unterscheiden kann. Und d a s ist die reizende Sündhaftigkeit der Dilettanten und Libertins vom Range eines Anatole France.

Ein Beispiel:

A. France spricht einmal im Anschluß an ein Buch des Deutschen Gerhard von Amyntor davon, daß die beständige

Arbeit in Haushalt und Küche Körper und Geist der Frau zugrunde richte. Er ist der gleichen Ansicht und meint, stets würde auf Mann und Frau die Last der Arbeit drücken und nur wenige Frauen könnten Schönheit und Intelligenz nach ästhetischen Bedürfnissen einrichten. Schuld daran ist die Natur. Und was wird bei solcher Lage der Dinge aus der Liebe? Der Hunger ist der größte Feind der Liebe. Es muß aber immer wieder gekocht werden. Wie hätte er, Anatole France, es gemacht, wenn er ein Gott wäre und die Menschen hätte erschaffen sollen? Er hätte die Menschen nicht als jene höheren Säugetiere geschaffen, die sie sind, sondern nach dem Bilde der Insekten, die erst als Raupen leben, sich dann in Schmetterlinge verwandeln und am Ende ihres Lebens kein anderes Ziel haben als zu lieben und schön zu sein. «Si j'étais démiurge ou démon, ce sont ces insectes que j'aurais pris pour modèles de l'homme. J'aurais voulu que, comme eux, l'homme accomplit d'abord, à l'état de larve, les travaux dégoûtants par lesquels il se nourrit. En cette phase, il n'y aurait point eu de sexes, et la faim n'aurait point avili l'amour. Puis j'aurais fait en sorte que, dans une transformation dernière, l'homme et la femme, déployant des ailes étincelantes, vécussent de rosée et de désir et mourussent dans un baiser. J'aurais de la sorte donné à leur existence mortelle l'amour en récompense et pour couronne.» Für den, der diese Seite aus «Le jardin d'Epicure» nimmt als das, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich als heitere Dichtung und vollendete Sprachkunst, kann hier von Sünde keine Rede sein. Er wird sie im Gegenteil mit reinster ästhetischer Freude genießen. Wer aber vielleicht eine ernsthafte Besprechung des aufgeworfenen Problems erwartet hätte, derart, daß und wie vielleicht auch die in Küche und Haus tätige Frau Körper und Geist pflegen, ihr Menschentum bilden und ihre Liebeskraft bewähren könne, der würde enttäuscht sein und zum mindesten das Recht haben, den liebenswürdigen Plauderer einer kleinen Unterlassungssünde zu zeihen.

Nur wer sich nicht richtig auf A. France einstellt, wer von ihm mehr verlangt, als er geben kann und will, wird angesichts einer solchen und tausend anderer im Wesen ähnlicher Stellen mit ihm unzufrieden sein. A. France will nur als feiner, geistreicher Causeur, als künstlerischer Unterhalter genommen werden, nicht als Moralist, Politiker, Sozialist, Pazifist. In seinen unübertreff-

lichen Causerien und Unterhaltungen spricht er viel von Moral, Politik, Sozialismus, Pazifismus; und er trifft unzählige Male den Nagel auf den Kopf, er äußert Ansichten, die wir uns völlig zu eigen machen oder die ganz den unsrigen entsprechen, aber wenn wir uns ernstlich fragen, welchen Anteil wir an seinen Ausführungen nehmen, so wird es uns klar werden, daß es in der Regel das ästhetische Wohlbehagen ist, das uns zur Bewunderung der köstlich geschliffenen Form hinreißt. Weniger der sachliche und gedankliche Gehalt seiner Reden und Schilderungen, als der formale Reiz des stilistischen Ausdrucks.

Die Freiheit und Kühnheit des Geistes von A. France zeigt sich in der Freiheit und Kühnheit der gewagtesten sprachlichen Formulierungen, die er seinen mit sicherer Logik geführten Gedankenoperationen zu geben vermag.

A. France, mochte er auch besonders gegen Ende seines Lebens auf die Ideale des Sozialismus eine vielleicht mehr verkündete als im Innersten fest gehegte Hoffnung setzen, kann von keiner Partei ernstlich und allein für sich in Anspruch genommen werden. Deshalb nicht, weil die Gesamtheit seiner Überzeugungen in das Programm keiner Partei paßt.

Sicher hat er sich an den politischen Kämpfen seiner Gegenwart hier und da beteiligt, hat Partei ergriffen, ist für Gerechtigkeit eingetreten, hat von der Notwendigkeit des Friedens gesprochen und seinem Abscheu vor der Gesinnung und den Mitteln der Gewalt Ausdruck gegeben. Aber wenn man ihm bei seinem politischen Auftreten tiefer ins Herz sieht, so will es scheinen, als ob sein Inneres nicht allzu stark dabei beteiligt gewesen sei. Er blieb doch auch, wenn er in die Arena des politischen Tagesstreits hinabstieg, der Künstler. Nur, daß seine politisierenden Werke künstlerisch nicht seine besten sind.

Um aus Gesinnung und aus tiefstem Herzen Sozialist zu sein, muß man an die Menschen glauben. A. France aber war auch als Sozialist zu sehr Skeptiker und Pessimist.

Wie beurteilte er die Menschen in ihren Gesinnungen, Taten und Einrichtungen?

Er war, wie der Abbé Coignard, von der Schwäche und Bösartigkeit der Menschen überzeugt. Und es ist sicher seine eigene Überzeugung, wenn er den Abbé aussprechen läßt, daß die den Menschen angeborene Schwäche und Bösartigkeit ewig die Beherrschung der Welt durch Güte und Gerechtigkeit verhindern werden. Er sah alles Lebendige in ewigem Kampfe

und gegenseitiger Vernichtung begriffen. Der Abbé Coignard kann sich keine Nation vorstellen, die sich nicht schlägt, die nicht mörderisch, räuberisch, brandstifterisch ist. Wenn der Mars bewohnt ist: «Tenez pour assuré qu'on s'y entre-dévore à l'heure qu'il est.»

Mit einer solchen Auffassung könnte man ohne weiteres den Krieg rechtfertigen: Die Menschen sind nun einmal so, es hat immer Krieg gegeben, es wird immer Kriege geben.

Das tut nun freilich A. France nicht. Vielmehr hat er sich stets, wie allgemein bekannt ist, als ein entschiedener Gegner des Krieges, des Militarismus, des Soldatenwesens gezeigt. Er verabscheute als Mensch und Künstler den Krieg als die schrecklichste Pest und ironisierte ihn zugleich als das dem Menschen natürlichste Handwerk.

A. France war einer von jenen Pazifisten, mit dem der Pazifismus als tätige, im Geisterkampf wirkende Menschheitsbewegung eigentlich nicht viel anfangen kann. Er konnte der Bewegung wohl den Ruhm und das Gewicht seines Namens leihen, er vermochte auch bei sehr vielen Gelegenheiten schön stilisierte, ironische, verächtliche Worte gegen den Krieg zu sprechen und zu schreiben, aber sein Pazifismus ist im Grunde doch nicht viel mehr als sentimentale und ästhetische Abwehr des gemeinen Krieges. Pazifismus des Künstlers, Skeptikers und Pessimisten.

A. France glaubte im Grunde nicht an die Möglichkeit des Friedens. Auch deswegen nicht, weil er eine sehr skeptische Auffassung von der unter den Menschen geübten Gerechtigkeit hatte. Die Völker begründen und verteidigen ihre Kriege fast stets mit der Gerechtigkeit. Aber A. France sieht in ihren Gründen nur leeres Gerede, nicht etwa nur, weil sie heucheln, sondern weil niemand sagen kann, was gerecht und was ungerecht ist. «Le juste et l'injuste sont affaires de raisonnement . . et c'est un sujet dont les sophistes seuls décident.

Es gibt kein absolutes Prinzip der Gerechtigkeit, und die Menschen können nicht gegeneinander gerecht sein, selbst wenn sie es wollten, da sie die Taten ihrer Mitmenschen nicht aus ihrem Wesen heraus beurteilen, sondern aus dem Gesichtspunkt des materiellen und sozialen Interesses heraus, d. h. auf Grund jenes Wustes von Egoismus, Habsucht, Irrtümern und Mißbräuchen, aus denen die Gesellschaft zusammengesetzt ist.

Aus diesen trüben Gründen des unvollkommenen, ja üblen Menschlichen stammen auch die Gesetze ab, welche vorgeben, die Beziehungen unter den Menschen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit regeln zu wollen. Aber das können sie nicht und tun sie auch nicht, wie der Abbé Coignard in den drei letzten Kapiteln der «Opinions» nachweist.

Ebenso wie das Gesetz, ruht nach der Ansicht von A. France jede Regierungsform auf Fiktion und Vorurteilen. Der Glaube an das Gottesgnadenkönigtum ist ihm ebenso Aberglaube, wie der Glaube an die Souveränität des Volkes. A. France ist weder Monarchist noch Demokrat. Wie Renan einmal sagte: «L'ordre et la conservation dans le monde sont l'œuvre d'anarchistes repentants» und «Tout conservateur a pour ancêtre un bandit», so spottet A. France mit der gleichen Kunst paradoxaler, sprachlicher Formulierung über jede Regierungsform, wenn er sagt: «L'ordre public n'est que la violence organisée».

Dem Weisen — Renan wie France — ist es daher ziemlich gleichgültig, ob er auf die eine oder die andere Art regiert wird. Politische Freiheit ist in jedem Falle eine Illusion.

So erweist sich A. France, wenn man ihn über seine Ansichten über Krieg und Frieden, Gerechtigkeit, Gesetz und Staat befragt, als ein Zweifler und Verneiner. Er verabscheut zwar den Krieg, aber er leugnet die Möglichkeit Frieden zu halten. Er zerstört, indem er die Gerechtigkeit verneint, das Fundament, auf dem die Gesellschaft, zum mindesten in der Theorie, sich aufbaut und erhält. Er ist ein Zerstörer von Prinzipien, aber nicht von Einrichtungen.

Er ist kein Revolutionär. Deshalb nicht, weil er zu wenig Illusionen hat und nicht glaubt, daß durch Revolutionen etwas besser werden könnte. Er ist zwar überzeugt, daß die Einrichtungen, Gesetze, Verfassungen nichts taugen, aber er denkt nicht daran, sie gewaltsam zu ändern. Er will alles dem langsamen Gang der Entwicklung überlassen. Der Abbé Coignard: «n'excitait personne à la révolte et souhaitait que les institutions fussent usées et limées par un frottement continu plutôt que renversées et brisées à grands coups. Il faisait observer sans cesse à ses disciples que les plus âpres lois se polissaient merveilleusement par l'usage, et que la clémence du temps est plus sûre que celle des hommes.»

Mit einer lächelnden Gelassenheit, in der Geistreichigkeit und Zynismus sich vereinigen, verteidigt A. France die Hin-

nahme des Gegebenen, jenes so scharf kritisierten Gesellschaftszustandes, der doch, wie er behauptet, sich auf Schwäche, Bösartigkeit, Egoismus und Vorurteilen aufbaut: «Je suis persuadé que l'humanité a de tout temps la même somme de folie et de bêtise à dépenser. C'est un capital qui doit fructifier d'une manière ou d'une autre. La question est de savoir si, après tout, les insanités consacrées par le temps ne constituent pas le placement le plus sage qu'un homme puisse faire de sa bêtise. Loin de me réjouir quand je vois s'en aller quelque vieille erreur, je songe à l'erreur nouvelle qui viendra la remplacer, et je me demande avec inquiétude si elle ne sera pas plus incommode ou plus dangereuse que l'autre. A tout bien considérer, les vieux préjugés sont moins funestes que les nouveaux: le temps en les usant, les a polis et rendus presque innocents.» (Le jardin d'Epicure).

Das ist im Grunde die Kapitulation des Weisen vor der Dummheit. Das ist lächelndes Verzweifeln, resignierte Passivität des Intellektuellen, des geistigen Aristokraten, für den es bequemer und sicherer ist, wenn der Pöbel, der große Haufen von den abgestandenen Illusionen lebt, da die alten und eingewurzelten Irrtümer weniger gefährlich sind als die neuen.

So begnügt sich die überlegene Geistesfreiheit von A. France mit der Kritik und verschmäht die tätige Mitarbeit an den Problemen der Kultur in einer vornehmen Gleichgültigkeit, die das Verlangen nach kulturschöpferischer Tat nicht kennt, auch weil ihr die Fähigkeit zur Tat versagt ist.

A. France ist sich darüber ganz klar, daß die Reflexion ihm, wie so vielen geistigen Menschen, die Kraft zur Tat und zum Handeln geschwächt hat. Darüber war er nicht traurig. Er war eher geneigt — aus seiner Geistigkeit heraus — für die Menschen der Tat eine gewisse Geringschätzung zu empfinden und erblickte in seiner passiven, fast fatalistischen Resignation alles eher denn eine Schwäche.

«Nous n'avons rien à faire en ce monde qu'à nous résigner», gesteht er einmal und fährt sogleich fort: «Mais les nobles créatures savent donner à la Résignation le beau nom de contentement. Les grandes âmes se résignent avec une sainte joie.» Dieser heiligen Freude, versichert er, seien die Stimmungen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung nicht fremd, aber es will uns doch scheinen, als ob sie überschattet sei von der stärkeren Stimmung der philosophischen Melancholie.

Das heiter-ironische Lächeln auf den Lippen von A. France darf uns nicht täuschen über die Stimmung der Traurigkeit, deren flackernder Widerschein es ist.

«Le savant, persuadé que tout autour de nous n'est qu'apparance et duperie, s'enivre de cette mélancolie philosophique et s'oublie dans les délices d'un calme désespoir. Douleur profonde et belle, que ceux qui l'ont goutée n'échangeraient pas contre les gaietés frivoles et les vaines espérances du vulgaire.»

Diese, in unübertrefflicher Sprachkunst geprägten Worte führen in das Innerste der geistigen Verfassung von A. France ein. Sie malen jene stille Verzückung des Gefühls illusionsloser Traurigkeit, aus der die Dichtung dieses Mannes geflossen ist. Stimmung und Dichtung der Dekadenz, der jedes Stürmische und Starke, jede lodernde Begeisterung fehlt und die doch nicht jener Trunkenheit ermangeln, die zum künstlerischen Gestalten unentbehrlich ist.

Stimmung der Dekadenz, die schwächlich und gefährlich erscheinen mag, die aber reich ist an feinen gedanklichen und ästhetischen Reizen und fähig war, jene verführerische Luxuskunst der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hervorzubringen, zu deren erlesensten Schöpfungen die Werke von A. France gehören.

Die literarische Wirksamkeit von A. France erstreckt sich über mehr als 30 Jahre. Seine Hauptwerke fallen in die zwei letzten Jahrzehnte des 19. und in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. In allen diesen Jahren und in allen Werken bleibt er im wesentlichen derselbe.

Der bekannte dänische Literarhistoriker Georg Brandes hat in einem kleinen Büchlein über A. France eine andere Meinung vertreten. Er teilt das literarische Leben des Dichters in zwei Abschnitte, in denen er so verschieden auftrete, daß man von zwei France sprechen könne. Im ersten Abschnitt sei er der feine Ironiker, der hoch über den Menschen stehe, deren Bestrebungen und Kämpfe er mit überlegen-mitleidigem Lächeln betrachte; im zweiten Abschnitt der Streiter, der nicht nur Partei nehme, sondern auch gerade an das glaube, womit er seinen Scherz getrieben und gespottet habe: den gesunden Instinkt des Volkes, die Bedeutung der Mehrheit, die steigende Wirklichkeit des Fortschritts, die Theorie der Demokratie, den Sozialismus als Lehre.

Was ist von dieser Trennung in zwei verschiedene Abschnitte und zwei verschiedene France zu halten?

Es ist richtig, daß die Frankreich in seinen Tiefen aufwühlende Dreyfusaffaire auch A. France aufgerüttelt und ihn Partei hat ergreifen lassen im Namen der Gerechtigkeit für den unschuldig verurteilten Hauptmann. Es ist richtig, daß er streitbarer wurde, daß seine Kritik schärfere Formen annahm, spöttischer und hohnvoller sich gebärdete. So in der vierbändigen »Histoire contemporaine«, einer witzig-satirischen Persiflage des politischen und Gesellschaftslebens Frankreichs zur Zeit der Dreyfusaffaire, und in der «Ile des Pingouins», einer manchmal an die ausgelassensten Impertinenzen Voltaires erinnernden, phantastischen Geschichte der Menschheit mit unverkennbarer Anlehnung an die Geschichte Frankreichs.

Aus dem letzteren Werk auch nur die Spur eines Glaubens an wirklichen und dauernden Fortschritt herauslesen zu wollen, ist wohl unmöglich. Die Geschichte der Menschheit erscheint hier, ganz in Übereinstimmung mit der Geschichtsphilosophie Giovan Battista Vicos, als ein ewiger Kreislauf vom Zustand der Barbarei hin zu einem Höhepunkt technischer Zivilisation, wieder zurück zur Barbarei, wieder hinauf und so fort in Unendlichkeit.

In der »Histoire contemporaine« ist die Demokratie ohne Liebe geschildert. Die demokratische Republik kommt nicht besser weg als ihre Gegner, die sie beseitigen möchten. Auf allen Seiten entdeckt A. France nur Korruption und Minderwertigkeit: Die Frivolität der Regierenden, die eben nur „regieren", ohne die moralische Berechtigung dazu zu haben, ohne daß hohe sittliche Grundsätze oder die Größe der Persönlichkeit ihnen das Recht zur Herrschaft geben. Sie regiert mit Hilfe des parlamentarischen Systems das unselbständige, wankelmütige, auf die plumpsten Schlagwörter hereinfallende Volk, den großen Haufen der Wähler. Die Diplomatie der Kirche, die nur darauf ausgeht, sich als politische Macht gegenüber der kirchenfeindlichen Regierung durchzusetzen und ihre Herrschaft über die Gläubigen nicht zu verlieren. Die Gedankenarmut und den Zynismus der radaulustigen royalistischen Jünglinge, die es nur zu lächerlichen Straßendemonstrationen bringen.

Eine Besserung erhofft er weder von der alten, militärisch denkenden Aristokratie, noch von der schmiegsam-diplomatischen Kirche, noch von der ganz vom internationalen Kapitalismus abhängigen Bourgeoisie. — Woher also? Es scheint, daß er

alle Hoffnung auf den Sozialismus setze. Und wirklich, er spricht in diesen vier Bänden gelegentlich in wunderschönen Worten von der neuen Göttin der Gerechtigkeit, spricht von der Solidarität aller Menschen, von dem künftigen Reich, in dem ein jeder nur von seiner Arbeit und nicht von der Arbeit der anderen leben werde, er spricht von dem Fortschritt der Industrie, der das Elend der Menschen hindern, von der Vervollkommnung der Maschine, die den Menschen befreien, von der Großindustrie, die großmütig werde, wenn sie fühle, daß es notwendig sei. Er spricht von dem Kollektivismus, von dem gemeinsamen Besitz aller an allem, von der Hingabe des Herzens eines jeden an alle. Man kann nicht schöner von dem Traum der neuen Gesellschaft reden, als es der klassische Philologe Bergeret tut, dem A. France alle diesen schönen Worte in den Mund legt. Professor Bergeret, der geistige, jenseits der schrecklichen Wirklichkeit ganz in seinem Gelehrtenberuf lebende Mensch der Bücher, der gütige, stille, freie Geist, der auf den Flügeln des Wortes durch die klare Luft seiner Gedanken segelt. Er läßt ihn einmal eine lange Rede an seine Tochter mit der Frage beenden: «Qui peut croire enfin à la durée de l'iniquité?» Die Tochter fragt: «Et comment la faire cesser, mon père? Comment changer le monde?» Und der Gelehrte antwortet: «Par la parole, mon enfant. Rien n'est plus puissant que la parole . . . La parole, comme la fronde de David, abat les violents et fait tomber les forts.»

Wie der Pazifismus von A. France wesentlich sentimental ist, so ist sein Sozialismus wesentlich rhetorischer Art. Ein Sozialismus der schönen Worte. A. France war der graziöseste Rhetoriker und Sophist, den man sich denken kann. Ein Zauberer der Worte, ein Liebhaber der Paradoxe, der feinste Literat — eine Quelle des Genusses für die Freunde raffinierter sprachlicher Kunst. Ein Künstler und kein Kämpfer. Die zierliche Kunst lebt durch Virtuosen, wie er einer war. Die metaphysische und religiöse Sehnsucht, die Angst der Menschen finden an ihm keinen Erfüller und Tröster, der soziale Gestaltungswille hat in ihm keinen schöpferischen Helfer.

Seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ist damit nicht im geringsten bezweifelt. Aber was er in seinen Büchern geschrieben, gelegentlich wohl auch in Volksversammlungen gesprochen hat, das wird nicht leben wegen der Neuheit oder der Tiefe seiner Gedanken, oder wegen der praktischen und tat-

kräftigen Förderung der auf das soziale Wohl gerichteten Bestrebungen der Menschheit. Er hatte ihr aus der glänzenden Fülle seines Talents nur Beredsamkeit und Melodie der Worte zu geben.

Er sprach, auch wenn es wie soziale Predigt klang, als der Kenner und Liebhaber der Bücher, als der Freund der Schönheit, besonders der durch die Vergangenheit beseelten Schönheit, er sprach als der Mensch der künstlerischen Kontemplation des Weltgewimmels, als jener Mensch des ganz nach innen gekehrten, ganz persönlichen stillen und heiteren Enthusiasmus, dessen »Raisonnements semblent modulés sur la flûte de Pan«.

Wien. Walther Küchler.

VERMISCHTES.

EDMUND DENE MOREL.

Damit diese Welt nicht ganz verlassen werde, kommt dann und wann zu ihr ein Bote anderer nichtweltlicher Reiche. Er wird gesteinigt, und nachdem die Welt ihn getötet hat, nennt sie ihn Prophet. Der Prophet ist weltfremd, und wer ihr fremd ist, den haßt die Welt immer. Nur nach dem Tode des Propheten tut sie fromm. So wird es bei Morel auch sein.

Edmund Dene Morel war kein „rassenreiner" Engländer. Die rassenreinen Engländer, wie auch die Rassenreinen anderer Länder, sind gewöhnlich nicht sehr weitsichtige Leute. Kreuzung ist seelisch, wie auch körperlich, gut. Morels Vater war Franzose — Edmond Morel-de-Ville — ein Vorfahre seiner Mutter Emmeline de Horne ist im späteren 16. Jahrhundert aus Flandern nach England gewandert, um der Verfolgung Albas zu entgehen. Aber auch in England mußte die Familie Horne unter Verfolgung leiden, denn sie war der Gesellschaft der Freunde (Quäkers) beigetreten, und in dieser merkwürdigen Welt wird die Freundlichkeit und Friedensliebe oft als schwere Sünde betrachtet, während die Rachsucht als Tugend gilt. Im 70er Krieg hat Morels Vater sich infolge seiner anstrengenden militärischen Tätigkeit bei der Verteidigung von Paris eine furchtbare Rückgratskrankheit zugezogen, woran er nach sechsjährigem Leiden starb. Der Sohn kam während des Weltkrieges von heute ins Gefängnis, weil er die Deutschen nicht hassen wollte: denn, wenn man den amtlichen Schleier wegreißt, zeigt sich das als der wahre Grund.

Im Jahre 1890, als er 17 Jahre alt war, wurde E. D. Morel Kommis in der Firma Elder Dempster u. Co., Liverpool. Diese Firma war der Zentralpunkt der westafrikanischen Interessen Liverpools, und durch seine Arbeit dort kam Morel auf die Spur der mannigfachen Greueltaten im Kongo Leopolds II. Ehe er 30 Jahre alt war, hat Morel seine Stellung aufgegeben und sich der Sache Afrikas — hauptsächlich des belgischen Kongos — gewidmet. Wenn er aber Träumer war — wie jeder, der der Welt einen Schub gibt, sein muß — so war er doch kein weicher Träumer. Es gibt Träumer, die die Arbeit

und die Tatsachen scheuen, aber so einer war „E. D. M." ganz und gar nicht. Als praktischer Geschäftsmann verstand er die Handelsfragen, hat im Jahre 1903 die „African Mail" gegründet und hat es verstanden, der Welt klar zu machen, daß eine Politik des Raubs den Handel vernichtet. Diese Vereinigung des praktischen Verstandes mit dem idealistischen Fernblick hat Morel weit gebracht, so weit, daß der unbekannte Kommis den Regierungskanzleien Europas einen so kräftigen Ruck zu geben wußte, daß das Mord- und Raubsystem des Leopoldischen Kongos einem besseren System weichen mußte.

Seien wir aber nicht scheinheilig den Belgiern gegenüber, denn dieser fahrende Ritter hat uns alle — Engländer, Deutsche, Belgier, Franzosen — in unserer Behandlung der Eingeborenen verurteilt.

Verleumdung und Bedrohung wurden Morel natürlich zuteil. Der Kampf gegen Leopold II. und gegen die amtliche Apathie der zivilisierten Regierungen dauerte lange. Erst 1913 konnte Morel sagen: Unser ist der Sieg. Von Männern aller Parteien, aller Berufe, aller Länder wurde er mit Begeisterung gepriesen. Er hatte das Weltgewissen wach gerüttelt. Die Christen — sogar die Bischöfe — haben sich unter seinem Einfluß christlich benommen. Wie weltfremd er war, wußten sie noch nicht.

Das ist aber so eine Sache mit dem Weltgewissen. Es schläft gern. Wer es wach ruft, läuft Gefahr, daß es sich auf ihn als Missetäter wirft. 1913 wurde Morel als Held, 1914 als Verbrecher betrachtet. Denn er versuchte während eines Krieges die Wahrheit zu verbreiten. Zwischen Wahnsinnigen und ihrem Opfer zu stehen ist gefährlich, und in einem Krieg sind alle Teilnehmer wahnsinnig. „Unglücklicherweise", schrieb Cobden während des Krim-Krieges, „leben wir in einer Zeit, wo, in diesem Land wenigstens, wahnsinnige Menschen sehr viel Macht über andere haben." Durch solch eine Zeit haben wir jetzt wieder viele Jahre gelebt, und sie ist leider noch nicht vorbei. Diese Zeit hat Morel getötet. Die Wahnsinnigen sind sehr schlau, wenn sie auch grenzenlos dumm sind: das Kriegsbeamtentum hat Morel verhaften lassen, weil er einer Freundin vorgeschlagen hatte, Romain Rolland eines seiner Bücher zu überbringen. Das war schlau vom Beamtentum, denn Morel hatte nicht bemerkt, daß Rolland damals in der Schweiz, einem neutralen Land, lebte und es dem Gesetze nach ein Verbrechen war, Wahrheitsbücher in ein neutrales Land zu schicken. In den kriegführenden Ländern war ein Verbot nicht nötig, denn da war es selbstverständlich, daß niemand die Wahrheit beherbergen würde. Weil Morel, der Weltfremde, diesen Unterschied nicht bemerkt hatte, mußte er sechs Monate im Gefängnis sitzen. Es war sein Todesurteil. Einer, der feinfühlig ist und der seelisch schon viel durchgemacht hat, kann kaum das Gefängnisleben unserer zivilisierten Welt ertragen. Morel hat stark darunter gelitten, und in den letzten Jahren bekam man den Eindruck, daß er vielleicht nicht mehr allzu lange am Leben sein würde.

1914 sind die Freunde des vorhergehenden Jahres, mitsamt den Bischöfen, schnell von Morel weggerannt. Verleumdung und Haß war nun sein Teil. Dieselben Leute, die vor einem Jahr ihn als Menschheitsapostel priesen, schimpften ihn Landesverräter, Lügner und — Ausländer. Die alte, alte Geschichte aller Kriege! Und doch bleiben Haß und Unsinn nicht immer Sieger. Etwas Übermenschliches wirkt auch mit. In seiner letzten Rede sagte Morel — war es mit einer Vorahnung? — „Der Tod? Der Tod ist nichts! Der Tod kann uns nicht aufhalten! Die Sache ist es, die Sache, die unsterblich bleibt!"

In den ersten Jahren des Krieges hat Morel nicht gewußt, daß dies sein letzter Kampf sein würde. Ich schrieb ihm: „Ihre Aufgabe diesmal ist eine, mit der der Kongokampf im Vergleich eine Kleinigkeit war,“ aber er war damals voller Hoffnung. Wie jedes Genie war Morel nicht nur Mann, sondern auch Kind. Er glaubte an sein Ideal, wie ein Kind glaubt, und meiner Ansicht nach sieht das Kind weiter und an den Hindernissen der Weisen vorbei. Morel war frisch und aufrichtig wie ein Kind. Er verbarg nichts. Man wußte, daß es ihn freute anerkannt zu werden — warum Hehl daraus machen? Er kannte seine eigene Kraft, wie jede große, edle Natur es tut. Und wahrscheinlich fühlte er sich auch als Bote einer unsichtbaren Macht, der er ohne Rückhalt dienen mußte.

Die Welt hat ihn gesteinigt, und jetzt liegt er tot. Aber das hält ihn nicht auf. „Die Sache ist es, die Sache, die unsterblich bleibt.“

Elstead, Surrey, England. Harold Picton.

ZUSAMMENHANG ZWISCHEN *LAUTFORM* UND *BEDEUTUNG* BEI ENGLISCHEN WÖRTERN.

In seinem Buche über „Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel“ (Halle 1914, S. 159) behauptet *H. Hilmer*, daß die große Mehrzahl der ursprünglichen Benennungen der Formvorstellungen: Körper, Erhöhung und Vertiefung, sowie auch von einfachen, nackten Bewegungsvorstellungen auf der Nachahmung des Schalles von Schlag, Fall, Bruch und derartigen Vorgängen fußt. — Wie soll man dabei das Wort „ursprünglich“ verstehen? — Die Wortlisten, die Hilmer zur Illustration und zum Beweis seiner Ideen zusammengestellt hat, sind der lebenden englischen und deutschen Sprache und ihren Mundarten entnommen. Freilich ist die Schallnachahmung nicht nur eine Quelle — nach Hilmer die Hauptquelle — der Wortschöpfung, sondern auch der Worterneuerung. „Betrachtet man den Vorgang der Schallnachahmung von Schlag, Fall, Bruch usw. als das große Eingangstor, durch das sich der größte Teil des Wortschatzes immer wieder erneuert, so sind Bedeutungswandel und Lautwandel gewissermaßen die Torhüter. Der erste verhindert, daß eine einzige Lautwurzel die Sprache überschwemmt, denn sobald sie Bedeutungen ansetzt, die nicht mehr auf den ursprünglichen Schall Bezug haben, verschließt sich ihr das Eingangstor. Der letztere aber gewährt ihr von neuem Zutritt, indem er die Wurzeln mit veränderten Bedeutungen aus dem Wege schafft“ (S. 164). D. h.: eine lautnachahmende Wurzel kann wieder als Neuschöpfung in die Sprache eindringen, wenn die vorangegangene gleiche Wortschöpfung sich lautlich und semantisch genügend weiterentwickelt und somit den lautnachahmenden Charakter verloren hat. Hilmer hat, soviel ich sehe, das Verdienst, die große Bedeutung der Schallnachahmung für das Leben der Sprache zuerst voll erkannt zu haben. Freilich erscheint es übertrieben, wenn er drei Viertel der Ding-, Eigenschafts- und Vorgangsbezeichnungen im Deutschen und Englischen auf die Nachahmung des Schalles von Schlag, Bruch und ähnlichen Vorgängen zurückführt. Es gibt doch noch soviele andere Geräusche und Laute, die sprachlich nachgeahmt werden — z. B. die Tierstimmen —, und muß überhaupt das, was lautlich nachgeahmt wird, immer ein Schall sein? Kann nicht auch eine Gesichts- oder Tastempfindung instinktiv in lautlichen Ausdruck umgesetzt werden? Ferner hat man doch nicht nur das Verhältnis des Aus-

drucks zum Eindruck zu beachten, sondern auch die Beziehungen des neuen Ausdrucks zu den schon vorhandenen. Diese beeinflussen doch die Neuschöpfung. Besonders aber sind es Assoziationen mit Wörtern ähnlicher Bedeutung, die auf die lautliche Gestaltung des neuen Wortes einwirken, so wie umgekehrt auch die Bedeutungsentwicklung eines Wortes von lautlich ähnlichen Wörtern beeinflußt wird.

Wenn ich bei einer Reihe von englischen Wörtern dem Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung nachgehen will, so handelt es sich also nicht nur um Schallnachahmung. Es handelt sich auch nicht nur um ursprüngliche Wörter, d. h. solche, die in ihrer ersten lautlichen und semantischen Entwicklungsphase stehen. Immer aber wird eine innere Verbindung zwischen Lautform und Bedeutung spürbar sein, die lautliche Gestalt wird nicht als semantisch willkürlich und zufällig erscheinen, sondern als suggestiv, als lebendig-sinnlich empfunden und darum auch unmittelbar wirksam. Solche Wörter machen den Ausdruck kräftig, schlicht und anschaulich. Sie sind volkstümlich und im Englischen beliebter als in anderen Sprachen[1]). In der gesprochenen Sprache sind sie bei uns viel häufiger als in der geschriebenen. Zwar haben wir zu vielen englischen Schallnachahmungen lautlich entsprechende deutsche, semantisch sind die englischen aber meistens viel reicher, so daß es schwer ist, sie deutsch adäquat — d. h. nicht nur äußerlich bedeutungsrichtig, sondern auch stilistisch gleichwertig — wiederzugeben. Ihren Bedeutungsumfang durch eine Anzahl deutscher Wörter von größerer Differenziertheit zu umschreiben, ist unangemessen, denn wenn man diese sinnlichen Wörter richtig empfinden will, muß man sie als Einheiten verstehen — zum Teil freilich nur noch relative Einheiten, denn zuweilen heben sich schon verschiedene typische Anwendungen deutlich voneinander ab, so daß die suggestiven Wörter gewissermaßen in verschiedener Bedeutungsbeleuchtung erscheinen. Aber es kommt doch auf die Einheit an. Wenn sie in mannigfaltigen Zusammenhängen auftreten, so nicht deshalb, weil sie so komplex sind und so viele Merkmale umfassen, sondern weil ihre Grundbedeutung mehr sinnlich-kräftig als begrifflich-bestimmt ist. Sie sprechen mehr zum Gefühl und zur Phantasie als zum Verstand. Ich werde sie daher auch mehr durch Beispiele der Anwendung als durch Bedeutungsangaben zu charakterisieren versuchen.

Bei welchen Wörtern können wir nun einen inneren Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung vermuten? Bei Wörtern von einfachster Struktur, also einsilbigen und zweisilbigen Weiterbildungen auf -le oder -er, und mit einfacher, sinnlich wahrnehmbarer, meist akustischer Grundbedeutung (Bezeichnungen von Tierstimmen oder menschlichen Lauten, von allerhand Tönen oder Geräuschen, von Bewegungen mit größerer oder geringerer akustischer Nebenwirkung und schließlich von allgemeinen Körperformen). Ein wichtiges Kriterium ist die Verbindung von lautlicher mit semantischer Verwandtschaft zwischen mehreren Wörtern. Jedes Wort

[1]) Das ist meines Erachtens eine wichtige Eigentümlichkeit der englischen Sprache. Sie unterscheidet sich darin besonders stark vom Französischen. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal vergleichend den Gebrauch lautlich suggestiver Wörter in den verschiedenen germanischen, romanischen und slawischen Sprachen zu untersuchen.

ist nach Anlaut, Inlaut, Auslaut und Bedeutung mit anderen assoziiert und wird erst dann voll verständlich, wenn man seine Verwandtschaftsgruppen kennt.

Wichtiger als Anlaut und Inlaut erscheint mir der Auslaut für den lautlichen Charakter dieser Wörter. Ich werde sie daher nach Auslautsgruppen ordnen:

Die einsilbigen endigen: 1. auf Vokal; 2. auf stimmhafte Verschlußlaute, Liquide und Nasale (b, d. g, ng, l, rl, m, n, r); 3. auf stimmlose Verschlußlaute und f (ff, k, ck, nk, sk, p, lp, mp, rp, sp, t, nt, rt); 4. auf Zischlaute (z, zz, ss, x, sh, ch, tch, nch, dge, nge).

Von gleichem Typus sind die Wurzeln, an die sich bei den zweisilbigen die Ableitungssilben -le und -er anschließen.

Zu erwähnen sind noch die adjektivischen Ableitungen auf -y, die zu ihren Stämmen zu stellen sind, reimende Verbindungen wie: willy nilly, teeny-weeny — oder auch dreisilbige: niminy-piminy, higgledy-piggledy — und endlich auch ablautende Verbindungen wie shilly-shally, flip flop, riffraff

Was die syntaktischen Kategorien anlangt, so überwiegt bei weitem der verbale Gebrauch.

Literatur: Das erwähnte Buch von Hilmer, das mich in meinen Ideen bestärkt und mir wertvolle Anregung geboten hat, knüpft an Wundt an. Sonst kann ich kein Buch nennen, das in greifbarer Weise zu dieser Arbeit beigetragen hätte. Ich möchte aber nicht versäumen, auf einige neuere Aufsätze hinzuweisen, in denen ich meine Auffassung voll bestätigt gefunden habe:

Schuchardt: Lautsymbolik (Z. f. rom. Phil. 21, 199—205);

Jespersen: 1. Symbolic Value of the Vowel I (Philologica I, 15—33); 2. Language, its Nature, Development and Origin, London 1922, p. 396—411.

Besonders die Ausführungen Jespersens sind wichtige Beiträge zu dem behandelten Problem.

Einsilbige Wörter.

1. Vokalische Endung.

1. *Gruppe*: *Tierstimmen.*

bay: bellen (frz. aboyer).
bray: iaen; fig. widrig tönen.
bellow: blöken, brüllen (Rind); scherzhaft auch von Menschen gebraucht (z. B. Isl. Ph. 93).
moo: muhen (Kindersprache).
low: muhen.
boo: „das Blöken der Kuh nachahmen"; Manch. G.: amidst booing and groaning the delegates were mobbed.
caw: krächzen.
coo: girren, gurren; auch von Menschen, z. B. Isl. Ph. 100, 260; Carg. 53.
crow: krähen; fig. prahlen, den Herrn spielen, z. B. Mill/Floß: having M. to dispute with and crow over again.
mew: miauen.
neigh: wiehern.
cuckoo: Kuckuck.
hoopoo: Wiedehopf.

2. *Gruppe*: *Interjektionen.*

boo: s. oben.
halloo: hallo!; verbal: Manch. G. 10, 153: he halloes warnings to the young novelist.
pooh: Ausdruck der Geringschätzung; verbal: Manch. G. 9, 339: no use to try pooh-poohing him; Bum. 175: he was inclined to pooh-pooh my fears.
pshaw: pah! puh! Possen!; verbal: then he pisht and pshawed listening to such clipperty clapper.
shoo: Scheuchruf; verbal: Manch. G. 9, 279: to shoo that cat away.

Diese Interjektionen sind keine Schallnachahmungen, aber sie sind ursprünglicher, instinktiver Ausdruck. Verbal gebraucht — in keiner anderen Sprache ist wohl so etwas möglich — wirken sie primitiv, aber kräftig.

3. *Verschiedenes.*

pow-wow: Indianertänze, Priester, Beschwörung; fig. in folgenden Beispielen: Bum 97: ants halting to pow-wow with one another; Manch. G. 10, 232: J. Austen's fame is not surpassed by the biggest exponent of "the big bow-wow (wohl = pow-wow) strain"; ein drastischer, suggestiver Ausdruck für sinnlose Feierlichkeit!
tattoo: Zapfenstreich (von holl. taptoe); das Wort scheint als Schallnachahmung des Trommelklangs empfunden zu werden: tattooing with his fingers on the table.
woo: freien; es liegt in diesem Worte etwas Weiches, Einschmeichelndes wie in coo; Manch. G. 9, 228: sentimental wooing of British opinion.
hullaballoo: Lärm, Wirrwarr; Carg. 254.

2. Stimmhafter Auslaut.

1. *Wörter auf -b.*

blab (plappern) gehört lautlich und semantisch eng zusammen mit *gab*. Beisp.: Grm. 90: to blab (ausplaudern) every detail of the conversation; Sh. C. 205: wonderful gift of the gab (Mund; vgl. gob = Maul) he's got. Zu *gab* gibt es die Weiterbildung *gabble* und entsprechend zu *blab* ein *babble*. Dieselbe Bedeutung hat noch eine größere Anzahl lautnachahmender Wörter, meist sind es solche auf -le oder -er. Eine Sonderstellung nimmt das zweisilbige, reimende *hobnob* ein: Manch. G. 9, 52: hobnobbing over Wordsworth; Bum. 270: The livery-stable keeper and the doctor hobnob together at their favourite beer-hall.

Bei *dab* handelt es sich weniger um Schallnachahmung — denn das Wort drückt ein so leichtes, weiches Anrühren aus, daß so gut wie kein Geräusch entsteht — als um die Nachahmung einer Tastempfindung mit der Zunge: Bum. 246: dabbing the wounds with little balls of cotton-wool; Sh. C. 279: dabbing her eyes (mit dem Taschentuch); Carg. 29: she dabbed at him with the spoon. — Wenn ein Vogel folgendermaßen geschildert wird: a thimbleful of green fluff, two ting feet beelow it, and a *dab* of fire at one end (Manch. G. 10, 157) — so ist das Wort, begrifflich betrachtet, in übertragener Bedeutung gebraucht, und doch ist es ganz so empfunden wie in den ersten Beispielen, ja es zeigt hier noch deutlicher seinen Charakter. — Eine härtere, deutlich hörbare Berührung drückt *tap* aus.

In *grab* — grapsen, hastig, gierig greifen — ist der Anlaut ebenso wichtig wie der Auslaut. Das Wort ist lautlich und semantisch assoziiert mit *grip*, *gripe*, *grasp*, *grabble* und *grapple*. Für die suggestive Wirkung dieser germanischen Wurzel grb spricht auch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit im Spanischen (vgl. dazu: Caroline Michaelis: Studien zur romanischen Wortschöpfung, Leipzig 1876). — Beispiele: Grm. 285: we grab the hand of the German's wife; 458: land-grabbing; Isl. Ph. 266.

blob, ***bob***, ***cob***, ***knob*** drücken etwas Rundliches aus. Charakteristisch für sinnlich empfundene Substantiva ist die Unbestimmtheit der Körperformen, die sie bezeichnen. So bedeutet *bob* etwas Baumelndes, Rundliches, ein Büschel (Blätter, Früchte, Blumen, Haar); *cob* wird gebraucht für: kleines, kräftiges Pferd und zugleich für: Kern einer Frucht; *knob* = rundliche Erhöhung, Knopf — vgl. *nob*, vulgär = Kopf; *blob* = Tropfen, Kügelchen, rundes Klümpchen. Die Vorstellung des Runden scheint besonders an dem o zu haften (vgl. hob = Holzpflock, clod = Klumpen, log und clog = Klotz). Bedeutungsverwandte Wörter mit dem Auslaut -b sind: club, snub, stub und chubby.

Verbal drückt *bob* eine leichte, lautlose, ruckhafte Bewegung aus. Wenn es heißt: the schooner bobbed about on the waters (Carg. 75), so ist diese Bewegung zwar mit Geräusch verbunden, dasselbe bleibt aber unausgedrückt. Wollte man es mit ausdrücken, so würde man toss gebrauchen. — Carg. 44: indicating the couple with a bob of his head; Isl. Ph. 181: her head was bobbing to the movements of her fingers; Lttl. W.: two little night-caps bobbed up; to bob one's head into the room = den Kopf ins Zimmer stecken (und sofort wieder zurückziehen); Manch. G. 9, 140: to see the water, near every bathing-place, alive with bobbing figures of... Schließlich bedeutet bob auch: stutzen, kurz schneiden. — So kompliziert das Wort begrifflich zu erfassen ist, so einfach ist es für das Gefühl. — bob verhält sich zu pop etwa wie dab zu tap, d. h. pop ist akustischer: to pop corks. Freilich wird es manchmal ganz ähnlich wie bob gebraucht: Lttl. W.: four heads popping in and out of the window.

sob (schluchzen) scheint mir in Analogie mit throb besonders die innere Erschütterung wiederzugeben. — *throb* bezeichnet ein inneres Beben, ein dumpfes, hörbares Pochen im Innern. Es wird meist psychisch gebraucht, ist aber sinnlich-kräftig und akustisch genug, um das Geräusch eines Schiffsschornsteins auszudrücken (H. Cain, The Christian: the throbbing of a steam-funnel). Calv.: a cry throbbing with passionate desire; ib. 120: Democracy throbbing with a passion for Protection; Manch. G. 9, 241: they may glance at the word with a throb of sympathy; ib. 10, 213: it will set throbbing again stored-up impressions.

scrub wird durch den dominierenden Anlaut mit scrape, scrabble und scratch zu einer Gruppe verbunden. Das Adjektiv *scrubby* steht in losem gefühlsmäßigem Zusammenhang mit scrub: Bum. 93: of hair nothing remained but a scrubby dust; Carg. 26: such scrubby little men (klein, struppig).

snub bezeichnet eine rundliche Form der Nasenspitze (snub nose = Stubsnase). Verbal bedeutet es: stubsen, d. h. gegen die Nasenspitze schnipsen, einen Nasenstüber geben (Muret-Sanders: ducken anschnauzen). Eliz. 132: "You can't snub that sort

of people, they are unsnubbable"; ib. 120: snubs will be your portion; Calv. 241.

An *snub* reihen sich *chubby, club* und *stub*. chubby: dicklich, rundlich (besonders von Kindern); Isl. Ph. 7: his little chubby hands; Manch. G. 9, 1: chubby face (eines Erwachsenen).

Wenn der Gothaer Almanach als ein stubby little annual bezeichnet wird (Manch. G. 10, 83), und wenn man von clubbed hair spricht (Galsworthy, A Bit of Love, Tauch. 175), so zeigt das, daß stub und club als Formbezeichnungen empfunden werden. — Zu stub (Stumpf; ausroden) stubble (Stoppel).

club hat gleichen Anlaut mit clod, cloud und clog. — Zu erwähnen ist noch das zweisilbige, reimende *hubbub* = Lärm, Tumult Manch. G. 10, 243); dazu die Weiterbildungen hubble-bubble und hubbuboo.

2. *Wörter auf -d.*

Eng zusammen gehören *clod* und *cloud*. *clod* wird erklärt (Muret Sanders) als: Klumpen, bes. Lehm-, Erdklumpen, Rasenstück mit daranhaftender Erde; fig. Tölpel. — Daß diese Erklärung nicht ausreicht, und daß clod dem Worte cloud näher steht als man hiernach vermuten könnte, beweist die Bezeichnung des deutschen Heeres als "a clod of provocations in glittering uniforms" (Grm.). — Zu cloud vgl. auch crowd, zu clod ,clot (Klümpchen).

Das Wort *pad* ist allgemeiner als die deutschen Übersetzungen „Kissen, Polster". Es gibt die angenehme Tastempfindung des Weichen und ist nahe verwandt mit paddle und pat- streicheln, patscheln. Isl. Ph. 7: padded points of view.

thud: dumpfer Ton beim Aufschlagen eines fallenden Körpers; Gr. N. D. 17: A thud on the floor was the only reply of the Squire; Bum. 64.

3. *Wörter auf -g.*

Einer Gruppe von Wörtern auf -g ist der Begriff der Mühe, Ermüdung, Schlaffheit gemeinsam: *drag, lug* und *tug* = schleifen, schleppen; *lag* = schlaff; sich langsam bewegen; *flag* = erschlaffen; Flagge; *slug* = faulenzen; Faulenzer (adj. sluggish). Zu drag gibt es die Weiterbildung draggle; als Subst. kann es Hemmschuh bedeuten Manch. G. 10, 32: Our popular magazines — a drag on the human spirit. — Zu lug das Subst. luggage. — Fig. wird tug gebraucht für: „alle Kräfte anwenden; Mühe, Kampf", vgl. *fag* = sich abarbeiten, placken (Internatsslang: dienender Schüler).

flag: Eliz. 30: unflaggingly industrious; vgl. swag (vulgär) = herabhangen; ferner *flabby* = schlaff; Manch. G. 10, 34: blond, tearful and a little flabby („Gretchen"); endlich: flap.

lag: Bum. 186: human performance lags ever behind human intention; Manch. G. 10, 160f: to lag behind public opinion; ib. 141: the old lag (unverbesserlicher Sträfling).

Auffällig ist der Bedeutungsgegensatz zwischen *flag* und *wag*. Dieses bedeutet: sich schnell hin und her bewegen. Es liegt nahe, diese Bedeutungsrichtung auf den Anlaut w zurückzuführen: vgl. waggle, whir, whirl, whisk. Beispiele: it set every tongue wagging; Mill/Floss: wagging his head at her, "you see you are not so clever as you thought you were"; Manch. G. 9, 260: the French have got their victory as they call it, and will now flag-wag; vom Hunde: to wag the tail; als Subst.: Schalk, Spaßvogel.

clog (Klotz) ist durch den Anlaut assoziiert mit clod, clot, cloud, club, clump (über den Inlaut s. S. 26). Fig. gebraucht ist clog ein kräftiger Ausdruck für „hemmen": Grm. 314: clogged by inefficient employees; Manch. G. 9, 187: swift motions of thought ... not clogged and retarded by excessive service of the lexicon; vgl. auch block und *log* (log-house).

crag: Felszackee; Bum. 185: every towering crag stands crowned with ruined fortress.

Ein Bedeutungseinfluß von crag scheint mit bei den Wörtern *ragged* (von rag = Lumpen) und *rugged* (von rug = grober Wollstoff) spürbar zu sein. Beide werden gern von Felsen gebraucht („zackig").

Das Wort *peg* = Pflock zeigt die semantische Fruchtbarkeit vieler elementarer, volkstümlicher Wörter. In der Bedeutung „verprügeln" (to peg into a p.; peg subst. = Stoß mit steifem Arm) erinnert es an *flog* (schlagen mit Rute), in der Bedeutung „sich abmühen an" (to peg along at) an fag und tug.

„Pegging" was the process by which in the war years ... the exchange rate of sterling was kept almost up to its nominal value (Manch. 10, 203). Börsenslang.

nag = nörgeln; Carg. 201: not a bit of comfort! Nag, nag, nag, from morn till night!; Manch. G. 10, 202: persons who stand round and nag and chatter while others do the work.

agog = voll Verlangen, neugierig, in Bewegung; Manch. G. 9, No. 1: the crowd was agog with shouts of admiration; ib. 10, 135: the women are domestically always agog (viel Arbeit).

Zu *shrug* = zusammenfahren, zucken (Achseln) — vergleiche man shrink = zusammenfahren, zurückschrecken.

pug: Kosewort; Äffchen, Mops; pug-dog; Isl. Ph. 62: a pug-featured gentleman; vgl. hug = umarmen, herzen.

jog (dazu die Weiterbildung joggle) kann man als ein milderes knock auffassen. Es drückt ein sanftes Anstoßen aus (Isl. Ph. 147: he jogged his arm), wird aber besonders von den Stoßempfindungen beim langsamen Reiten gebraucht: ib. 108: they reined in .. and jogged more soberly down. Wenn es heißt: we manage to jog along fairly well with the English Association (Manch. G. 9, 12) — so gibt jog an Stelle eines Begriffes eine Empfindung: die einer nicht ganz bequemen und nicht besonders schnellen, aber doch zum Ziele führenden Bewegung und wirkt so prägnant und kräftig. — Manch. G. 9, 405: their observations will jog the Foreign Office into completing ..; vgl. jolt.

Die Verbindung der reimenden Wörter big und wig (Perücke) hat ein neues, selbständiges Wort ergeben, dessen Wirkung und Gebrauch mit durch den Klang bedingt ist: Manch. G. 9, 12: some *bigwig* lord on a committee which had to examine certain artists, who was astonished at the pretensions of "these people"; ib. 9, 287. — Der Reim gibt dem Worte das Spöttische.

humbug (Schwindel durch Aufschneiderei) ist nicht reimend, wirkt aber fast so. *hum* kann auch schon Schwindel bedeuten; zu *bug* vergleiche man bugbear = Popanz. Manch. G. 10, 252.

4. Wörter auf -l.

Hier bilden die Wörter mit der Bedeutung „heulen, schreien" eine auffallend große Gruppe.

bawl = laut schreien, rufen; Carg. 127: „Hallelujah!" bawled the man suddenly; ib. 202: he bawled lustily for the boy; ib. 72:

"Lot of rain we ve had this summer", said the skipper in a meditative bawl.
brawl = Lärm, Heulen; zanken.
squall = laut schreien (z. B. Papagei).
snarl = knurren, murren; Carg. 230: "Get up you old loonatic!" snarled the waterman.
growl = knurren, brummen, grollen; Carg. 178 (Bär); vgl. *scowl* = finster blicken.
howl = heulen; z. B. Kind, Wind, a dog at music.
yowl = heulen (Hund), jaulen.
yawl/yaul = heulen; Bum. 177 (Kater nachts).
skreal/shrill = schrillen; the music shrilled and skrealed.
squeal = quieken; squeals of laughter; Mill/Floss: "You mustn't squeal out (schreien vor Staunen).
trill = trillern; a little trill of derisive laughter; larks trilling.
wail = wehklagen; Manch. G. 9, 116 (lambs).
pule = piepen (junge Hühner).

Kleinen Unterschieden der Lautform entsprechen bei diesen Wörtern kleine Unterschiede der Bedeutung. Es zeigt sich dabei die große Ausdrucksfähigkeit des Englischen, sein Reichtum an feinen Bedeutungsschattierungen (neben pule noch peep, neben wail noch whine, neben squeal squeak, neben growl croak, neben snarl snort — wobei die Anlautsgleichheit zu beachten ist).

Eine zweite Gruppe bilden die Wörter für „wirbeln": *whirl*, *twirl* und *swirl* (vgl. auch hurl = schleudern). Beispiele: the river will whirl everything away; Bum. 253: the foot of every empty glass twirls upon the table (beim Salamanderreiben); the swirl of theatrical life; trees went swirling past us (reißende Strömung). — swirl und twirl drücken die Heftigkeit der drehenden Bewegung noch stärker aus als whirl, sie enthalten das Moment der Unregelmäßigkeit, Sinnlosigkeit.
lull = einlullen; Ruhepause, Windstille; Manch. G. 9, 509 u. 10, 185 the lull in Germany; ib. 10, 68: to lull into a sweet illusion.
loll = träge liegen, sich bequem hinstrecken; heraushängen (Zunge eines Hundes; Calv. 256: these elderly flabby men who would loll on their cushion seats.
crawl = krabbeln, kriechen; mit gleichem Anlaut: creep; Grm. 153: behaving like boys, crawling about; Carg. 81: he crawled slowly back (Gicht); ib. 196: the schooner crawling sluggishly down the coast of Wales.
sprawl = zappeln, kriechen, krabbeln.

Mit der Endung -l von draw abgeleitet ist *drawl* = die Worte dehnen — ein Wort, das die betreffende Sprechweise sehr gut wiedergibt (vgl. auch trawl = mit Schleppnetzen fischen).

Zu *swill* = saufen vergleiche man swallow (deutsch: schwelgen) ferner mit gleichem Anlaut: swig und swizzle.

5. *Wörter mit nasalem Auslaut* (*-ng*, *-m und -n*).

Der nasale Auslaut gibt den Wörtern etwas Sonores: clang, twang, bang; drum, strum, thrum; hum, boom; croon, drone, moan, groan. Bei clang wird diese Wirkung des Auslauts noch durch den Anlaut cl verstärkt (vgl. clink, clank, clack, clash). Demgemäß bezeichnet dieses Wort ein metallisches Klingen oder Klirren (Glocke, Musikinstrumente, Waffen), während *bang* einen kürzeren, heftigeren Schall (Knall) wiedergibt und *twang* von einzelnen Tönen (Saite

oder von der Stimme (näseln) gebraucht wird. bang und twang erweisen sich auch dadurch als Schallnachahmungen, daß sie als Interjektionen gebraucht werden.

bang: Mill/Floss: the small flash and bang of percussion-caps; Carg. 49: banging the little table with his fist; Manch. G. 9, 108: to bang his fist on the table; Carg. 11: I'll bang you (dreschen); Eliz. 153: the wind banged against the windows in great gusts; Manch. G. 10, 176: to bang the balls at one another (Tennis); Bum. 253: zuschlagen (Tür).

clang: the bell began clanging; the clash and clang of the instruments (Ballmusik; H. Caine); Grm. 382: the harsher clang of weapons.

twang: schwirren, klingen, klimpern; Isl. Ph. 223: he twanged within him a neglected string; ib. 123: the twang of his toneless voice.

drum = trommeln; strum und ***thrum*** = klimpern, mit den Fingern müßig trommeln.

dumb und ***mum*** = stumm, still. Verwandt damit ist wohl ***glum*** = mürrisch; Isl. Ph. 83: you look as glum as any monkey; vgl. auch gloom = Dunkel, Schwermut.

hum = summen; humming-top Brummkreisel; the hum of voices; Carg. 191: a hum of wondering admiration arose; Calv. 52: she'll make things hum with a vengeance (sie wird alles in Schwung bringen); Manch. G. 10, 213: to set the mind humming with memories.

Die reimende Verbindung ***humdrum*** bedeutet: langweilig, fade Sh. C. 177: steadyness and humdrumness; Manch. G. 9, 266: many of them are of a humdrum order which make no appeal to the sentimental enthusiast; ib. 473 the next budget will be pretty humdrum; ib. 10, 168: the humdreadful-drum of my school.

boom = brummen, summen, dumpf dröhnen; fig. Reklame machen für, Hochkonjunktur (Gegenteil: slump); the boom of the retreating thunder; the boom of the mill; booming rushes of a chafer; Calv. 40: .. into buying any old thing that our Advertising Manager instructs me to boom; all this persecution was booming the „Etappe Gent" (Buch)); Manch. G. 10, 143: the boom in wireless; ib. 9, 26; Carg. 231: the first stroke of Big Ben came booming down the river.

cram = vollstopfen; Manch. G. 10, 3: to cram themselves through a door; ib. 9, 501: they have crammed into their lives varied experiences; Grm. 257: the examination cannot be passed successfully by mere cramming.

jam = drücken, pressen, Gedränge; Isl. Ph. 82: jammed close to him was her old nurse; Manch. G. 9, 292: all Montreal jammed the square.

Zu ***slam*** = (Türen) heftig zuschlagen — vergleiche man bang.

scream = schreien (Angst, z. B. Bum. 171), kreischen (Wind, Eichelhäher). Bezüglich des Anlauts vergleiche man skreal, screech.

croon = „summen"; eine vage Übersetzung, denn das engl. Wort ist spezieller; folgendes Beispiel gibt seinen Stimmungsgehalt: Calv. 180: She wanted to mother him. To take him in her arms and croon over him, hushing away remembrance of the old sad days; ferner: ib. 186: happy mothers crooning over gurgling babies.

drone = eintönig sprechen („dröhnen, brummen"); Eliz. 68: they (Bauern) are droning the long drawn-out chorales; the low droning sound of their voices; the winds were droning (etwa: raunen) in the trees.

Klagende Laute geben *whine*, *moan* und *groan* wieder. Dabei macht sich in groan der Anlaut (vgl. grunt, gruff, grim, growl) spürbar geltend: es bedeutet auch das Röhren des Hirsches, das Grollen des Donners (Isl. Ph. 275) und dumpfe, lang-gezogene Laute der Mißbilligung („Grunzen"). moan = stöhnen, ächzen, jammern.

whine = winseln, wimmern; Carg. 104 (Schiffsjunge); Tr. M. 1, 71 (alter Mann); Manch. G. 9, 33: the long whine of shells.

Bei *yawn* = gähnen — beachte man den Vokal.

6. *Wörter auf -r.*

Die Wörter auf -r gehören eigentlich unter die vokalisch auslautenden, da ja das Auslaut-r nicht mehr gesprochen wird. Mit Rücksicht auf die Vergangenheit aber und in Anbetracht dessen, daß im Partizip der Gegenwart, das durch den Durativ häufig gebraucht wird, das r noch hörbar ist, ist es wohl gerechtfertigt, wenn ich die Wörter anführe. Jedenfalls ist das r für diese Wörter charakteristisch, ohne es sind jar, purr und snore nicht mehr lautnachahmend.

jar = knarren, kreischen; mißtönend berühren, in scharfem Gegensatz stehen; Mill/Floss: the jarring natures of the two boys.

purr = schnurren (Katze); Mr. A..'s purring voice; Eliz. 103: "How the snow purrs!" cried the baby.

snore = schnarchen; vgl. snort = schnauben, snarl = knurren (diese beiden Wörter haben durch den Verlust des r den größten Teil ihrer ursprünglichen unmittelbaren Ausdruckskraft eingebüßt).

blur(*r*) = Fleck, Verschwommenheit; verwischen; Isl. Ph. 274: her figure a white blurr; Carg. 41: the different portions of the craft blurred into one; Manch. G. 9, 221: the ordinary classifications of men are blurred by ..; ib. 9, 480; 10, 15: the fine edge of his courtesy was never blurred.

slur = beschmutzen; vertuschen; Manch. G. 10, 184: no differences are to be slurred over.

Die Verwandtschaft mit blur ist offenbar. Dieses ist aber ein zartes Wort, während slur durch seinen Anlaut mit einer Reihe von anderen Wörtern für Schmutz assoziiert ist: slime = Schlamm, slop = Pfütze, Schmutzfleck, slotter = beschmutzen, sloven Schmutzfink, sludge = Schlamm, slosh = Matsch,slush = Schlamm, slut = Schlumpe (schmutziges Frauenzimmer), slough = Pfütze.

roar = brüllen: Kanone, Löwe, Sturzbach (Bum. 103), Überschwemmungsflut; man beachte das offene o!

whir ist schon in Verbindung mit whirl und wag erwähnt worden. Es entspricht dem deutschen „schwirren, verwirren" und steht den zweisilbigen Wörtern *flurry*, *hurry* und *scurry* nahe, die semantisch ebenso nahe verwandt sind wie lautlich (Eile, Aufregung; hurry-scurry = Wirrwarr).

3. Stimmloser Auslaut.

7. *Wörter auf -f.*

Der F-laut entsteht durch ein Reibungsgeräusch beim Ausstoßen der Luft. Ganz entsprechend bezeichnen die Wörter auf -f auch ein Schnauben, Schnüffeln, Pusten, Paffen.

puff wird gebraucht vom schnaufenden Atmen und von eiligem Laufen, das mit hastigem Atmen verbunden ist (Isl. Ph. 73: poor little B. puffin' about — asthmatischer Kellner), ferner

vom Ausstoßen des Rauches (Bum. 227: he lit a cigar and puffed in calm contentment; Grm. 488: puffing steamers; Manch. G. 10, 175: the first puff — Lokomotive) und vom Blasen des Windes (Th. M. 1, 253: a puff of wind; ib. 1, 276: a cold mist-laden puff of air) und schließlich für: marktschreierisch anpreisen — und: verächtlich behandeln (to puff at; vgl. pooh! und: to sniff disdainfully at). — Dazu das Adjektiv *puffy* = aufgeblasen, geschwollen (Isl. Ph. 82: puffy face).

Nahe verwandt mit puff sind die Wörter huff, bluff und gruff, denen auf der Grundlage der Vorstellung des Schnaubens das Bedeutungselement der Grobheit gemeinsam ist.

huff = sich aufblähen, toben, schnauben, grob behandeln. Dazu die Adj. huffy (Carg. 142) und huffish.

bluff = schroff; durch prahlerische Mittel abschrecken; Sh. C. 261.

gruff = schroff, barsch (über den Anlaut vgl. S. 8, groan).

cough = husten (entspricht unserem „keuchen" wie huff „hauchen").

Während puff das Ausstoßen des Atems durch den Mund wiedergibt, gehen *sniff* und *snuff* — man beachte den Nasal! — von einem Reibungsgeräusch beim Atmen durch die Nase aus.

sniff: Isl. Ph. 68: he sniffed at the rose; — das Schnüffeln kann durch Tränen verursacht werden, es kann aber auch Verachtung ausdrücken. Mit beiden Bedeutungen wird sniff häufig gebraucht: 1. Isl. Ph. 83: the old nurse sniffed; Sh. C. 21: she began to sniff ominously; ib. 93; Carg. 105; — 2. Grm. 95: if I have only a sniff or a guffaw as an explanation of another's belief; ib. 206: to sniff disdainfully at the shower of honorary degrees; Manch. G. 9, 74; Sh. C. 18.

snuff = durch die Nase einziehen, schnauben (Pferd); die Nase rümpfen; schnupfen, Schnupftabak; Isl. Ph. 278: a cow was snuffing at him; Manch. G. 9, 221; they snuff the golden days of September.

Snuff bedeutet auch „Licht schneuzen"; snuff out = auslöschen: domestic ties of a forced kind snuff out cordiality.

Zu sniff und snuff gibt es die Weiterbildungen sniffle und snuffle.

Dem Unterschied des Anlauts und des Vokals zwischen puff und whiff entspricht der Unterschied der Bedeutungen: whiff ist sanfter, weicher. Es bezeichnet einen leisen Luftzug, einen plötzlichen Hauch, einen streifenden Geruch. Folgendes Beispiel gibt gut seinen Stimmungsgehalt: Isl. Ph. 36: Sh. looked at the envelope.. The face of the young vagrant rose before him ..; the sound of his quick French buzzed in his ears, and, oddly, the whole *whiff* of him had a power of raising vividly his memories of A.; ib. 290: like some whiff of grass or flowers wafted to one sometimes in the streets, a perfume came to him; ib. 27: a whiff of some fresh scent; Grm. 73: In 1852 a whiff of the old dare-devil got loose (in Bismarck); ib. 47: they were met by a whiff of grape-shot from the guns. Weiterbildung: whiffle = stoßweise wehen.

fluff bezeichnet etwas Weiches, Leichtes, das ein Lufthauch bewegen kann: Federflocke; ein Vogel wird beschrieben als "a thimbleful of green fluff" (Manch. G. 10, 157) oder als "a little round ball of grey fluff" (a baby owl, Eliz. 38). — Das Adj. *fluffy* wird gebraucht vom Haar (Isl. Ph. 26), aber auch häufig von Geistigem: Manch. G. 9, 196: it would make her taste fluffy; ib. 9, 480: a little fluffiness in style; ib. 9, 43: An different teacher would effect something fluffy and uneducative. — Im Anlaut fl liegt etwas weiches (vgl. flag, flap, flutter).

Zu *raff* = Gesindel — gibt es die ablautende Verbindung *riffraff* mit gleicher Bedeutung (Adj. raffish Manch. G. 10, 234).

Mit puff ist noch *cuff* = knuffen — verwandt (vgl. puffen, das sowohl vom Ausstoßen der Luft, wie vom Stoßen mit der Faust gebraucht wird).

8. *Wörter auf -k.*

Die Wörter auf -k bezeichnen harte Geräusche: *creak, croak* und *crack* — mit dem scharfen, kratzenden Anlaut cr — squeak und *shriek* — mit hohem Vokal — *chink, clink* und *clank* — mit dem klangvollen n — *click* und *clack* — dem Vokalunterschied entsprechend der Bedeutungsunterschied — click und *tick*, flick und *lick, smack* und *whack.*

creak = knarren: cart, bed, door, footsteps.

croak = quaken, krächzen, knurren; Lttl. W.: Every one seemed rather out of sorts and inclined to croak; Crag. 208: „Martha!" croaked the captain again (die Stimme heißer vor Erregung und Beklommenheit); Sh. C. 259: Croaker! = Unglücksrabe, Spaßverderber, Mießmacher (in diesem Sinne auch: don't croak!).

crack = krachen (frzs. craquer); Interj. krach! knack!; Grm. 199: creaking and cracking trees; the crack (Knall) of the whip; the sharp crack of voices (nachts); Isl. Ph. 153: the joints of his fingers cracked; ib. 151: the ceiling cracked (rissig) ib. 157: cracked superiority; Manch. G. 9, 432: the Balkan nut too hard to crack; Mill/Floss: he cracked the helmet and the skull of the knight; Tr. M. 1, 182: a reckless cracking of eggs; Manch. G. 9, 438: to crack old jokes; ib. 10, Carg. 36: looking in at the crack of the bar-door (Spalte).

squeak = quieken; auch von breeches; Manch. G.: one of the narrowest squeaks (= escapes).

shriek = kreischen; auch von Lokomotiven; Eliz. 103: shrieks of delight; ib. 77; Bum. 216: he screws it (the brake) down harder, and you travel to an accompaniment of groans and shrieks, suggestive of a symphony of dying pigs (hier zeigt es sich, daß shriek und squeak enger zusammengehören, als die Übersetzungen „quieken" und „kreischen" vermuten lassen; vgl. auch squeal.).

chink = klimpern: chinking his money (Sh. C. 159); außerdem = Ritze — eine ähnliche Bedeutungsverbindung wie bei crack.

clink: hell oder scharf klingen, klirren: chisels, gold, glass and silver.

clank = klirren, rasseln; swords; the heavy clank of country cars; Carg. 39: the heavy clank, clank of neighbouring windlasses; ib. 40: the harsh clank of the windlasses.

clack = klappern; the sharp clack of the streets; to clack his heels (militärisch); vgl. crack.

click: dünner, kurzer, harter Ton: type-writer, lock, gate; click of the heels; click of the needles (beim Stricken).

tick = ticken: Uhr, Vogel.

flick: einen kurzen Schlag versetzen; Isl. Ph. 223: she flicked her whip against her skirt; Eliz. 98: flicking a twig off a tree with his whip.

lick = schlagen; lecken.

smack = schallend schlagen, knallen (Peitsche), schmatzen, geräuschvoll küssen; Gr. N. D. 269: a smack-smack upon the projecting ledges of rock (abstürzender Mensch); the oars smacking with a loud kiss on the face of the stream (Th. Hardy, Jude the Obscure); Carg. 13: he smacked his lips (Wohlge-

schmack); Sh. C. 83: she smacked his face; — from the smack of her tongue she was once a West Country woman (Galsworthy); Manch. G. 9, 280: it smacks of magic.

whack = prügeln; He took the stick and went straight up to the nail. "Whack!" he had struck it plump on the head (Easy Tales); Manch. G. 9, 441: the Tory press.. whacking one another on the head.

Außerhalb dieser Gruppe stehen *bark* = bellen — und *cluck* = glucksen (Henne), aber auch von der Uhr gebraucht: the old clock clucking away. — Nebeneinanderzustellen sind zwei Wörter für „Stoß": *knock* und *shock*. Das o drückt darin ein dumpferes Geräusch aus, im Gegensatz zu dem schallenden a in smack und dem hellen i in flick (knock = Schlag mit der Faust, smack = Schlag mit etwas Flachem, flick = Schlag mit der Peitsche).

An die Wörter für „Schlag" reihen sich noch einige, die kräftige, ruckhafte Bewegungen bezeichnen: *peck* und *pick* = picken, *prick* = stechen (aber auch: the dog pricking up his ears), *pluck* = rupfen, *chuck* = Ruck, schmeißen und *duck* = ducken.

9. *Wörter auf -p.*

Hier lassen sich drei Gruppen unterscheiden: 1. die Wörter mit a; 2. die mit i; 3. die mit o und oo. Mit *chap* vergleiche man *chip* und *chop,* mit *clap clip,* mit *flap flip* und *flop,* mit *lap lop,* mit *snap snip,* mit *tap tip.*

1. Gruppe: Wörter mit a.

Bei den Wörtern mit a herrscht die Bedeutung „schlagen" vor: *clap, slap, tap, rap* und *snap* (vgl. smack und whack).

clap = klappen, klatschen, klopfen (man beachte den gleichen Anlaut bei diesen deutschen Wörtern und vergleiche auch clack); he clapped him on the shoulder; people were clapping their hands; thunderclap; Carg. 147: you clap on all sails (eilig).

slap = klapsen; the boy slapped his opponent's face; Jerome: we went *slap* into that punt (Zusammenstoß); ib.: a slap-up (famos) dinner; Manch. G.: to slap ice cream into cups.

Als Interj. kann slap noch verstärkt werden: slap-bang! slap-dash!

tap = leicht schlagen; the master taps his desk with his pointer; Isl. Ph. 201: putting down the tumbler with a tap (vgl. to bang his glass upon the table — stärkeres Geräusch); the tappings of each leaf on its neighbour.

rap = klopfen, pochen (Tür, schnell und derb); fig.: Grm. 6: he rapped the morals of his country-men.

snap ist vielseitig im Gebrauch: je nach dem Objekt (Pistole, Deckel, Person) oder dem Subjekt (Person, Saite) ist das ausgedrückte Geräusch mit ganz verschiedenen Vorstellungen zu verbinden, die im deutschen Ausdruck dominieren: abdrücken (Pistole), zuschlagen (Deckel), anfahren (Person), schnippisch bemerken, zerspringen (Saite) Eliz. 222: "There are such things as forks, I suppose", snapped M.; auch Carg. 207; ib. 25: she said snappishly; Tr. M. 1, 287: she snapped him off (schnippisch abweisen), refused to come out; H. Caine: G. found herself being snapped up (weggeschnappt) by other partners; als Adj. neben snappish auch snappy (Bum. 186). — Die Grundbedeutung von snap ist: ein scharfer, schnappender Ton.

flap und *lap* bezeichnen als Substantiva etwas lose herabhängendes, wie z. B. einen Rockschoß (vgl. flag); zu lap deutsch Lappen;

flapseat = Klappsitz; flapping hat = Schlapphut; flap of the ear = Ohrläppchen). Als Verb drückt flap eine klappende, flatternde Bewegung aus: Lttl. W.: a great flapping of newspaper was heard; Manch. G.: to flap the flag and bang the drum; Galsworthy: she flaps unhappily .., as if she could not keep still. — Von dem Substantiv lap trennt Muret-Sanders ein gleichlautendes Verb, das aber semantisch flap und lap nahesteht. Es bezeichnet ein Geräusch, das der Hund mit seiner lockeren Zunge und das ähnlich auch die Wellen hervorbringen: aufschlappen; bespülen, schlagen gegen (lapping waves Manch. G. 10, 157).

An snap in der Verwendung "a string snaps" erinnert *chap* = bersten, aufspringen; Spalt. Synonym ist *gab* = Spalte, Kluft, Lücke; dazu *gape* = Risse bekommen, den Mund aufsperren.

Viel gebraucht in der heutigen Zeitungssprache wird *scrap*, sowohl substantivisch: a scrap of paper; paying a scrap of obedience to Berlin (Manch. G. 9, 104) — wie auch verbal: Manch. G. 9: Would the Labour party scrap (zerschlagen, zum alten Eisen werfen) the British Air Force; ib. the French air fleet would be scrapped; ib. 9, 245: to scrap the Rapallo treaty; ib. 10, 185; ib. 10, 240: to scrap th ruins of the old system.

scrape = kratzen; vgl. scrub, scratch; Tr. M. 1, 197: the dirt was scrubbed and scraped away; Bum. 216: the brake scrapes the wheel; ib. 169: to get himself into a scrape (Klemme).

2. *Gruppe*: *Wörter mit i.*

Diese Wörter bezeichnen leichte Berührungen (dip, drip, nip, sip, tip) und zierliche, schnelle Bewegungen (slip, trip, whip, flip). Oft trifft beides zu, z. B. bei *dip* (eintauchen). Es drückt die Berührung einer Wasserfläche aus (Mill/Floss: the light dipping sounds of the rising fish), aber auch eine leichte Bewegung (ib.: to make the balance dip in his favour). Bildlich: to dip into a book (Manch. G. 9, 197). Eng verwandt mit dip ist drip, das das Geräusch eines fallenden Tropfens wiedergibt: the drip-drip of rain.

tip drückt eine noch leichtere Berührung als tap aus: tippen. Es liegt nahe, an eine Berührung mit der Fingerspitze zu denken (tip of the finger), obwohl das tip, das dem deutschen Wort „Zipfel" enspricht, von anderer Herkunft ist als tip = tippen. Die Unauffälligkeit einer so leichten Berührung leitet über zu den Bedeutungen: jem. einen Wink geben (über den mutmaßlichen Ausfall eines Rennens) oder ein Trinkgeld. — Das Moment der schnellen, leichten Bewegung liegt auch in tip: the boat tipped (kippen) out its crew (Manch. G. 9, 471). — Beispiele für tip = Wink (nicht sportlich!): Carg. 49: I'll give him the tip to come aboard; ib. 175; Sh. C. 258.

trip = trippeln; Tr. M. 1, 272: the pretty girls go trip-trip-trip along the esplanade; — eine zierliche, schnelle Bewegung! In der Bedeutung „fehltreten, zu Fall bringen" erinnert trip an tip = kippen: Calv.: to trip him up with her ankles; bildlich: ib. 205: hopes of catching her tripping (sich verschnappen). — Durch den Anlaut tr gehört trip mit tread, tramp und trapse zusammen.

clip und *snip* drücken wie click ein dünnes, hartes Geräusch aus: mit der Schere schneiden (to clip a cigar; bildlich: Isl. Ph. 86: her carefully clipped tone of voice). clip bezeichnet auch das Knipsen des elektrischen Schalters: to clip off electric light.

Bei *chip* = hobeln — möchte ich von der substantivischen Verwendung: = Span, Schnitzel — ausgehen (vgl. scrap, slip of paper; not to care a chip for = n. t. c. a rap [Heller] f.). — Das Wort wird auch für leichte Bewegungen gebraucht: Calv. 87: I chipped him out of it (Schüchternheit); ib. 184: I chip in (Bemerkungen einwerfen) now and then. Man vergleiche chap = Spalt und *chop* = zerhacken.

slip (schlüpfen) drückt sanfte, unmerkliche, gleitende Bewegungen aus: I slipped my arms about him; she slipped the bolts; Isl. Ph. 31; he slipped into a wicker chair; Manch. G. 10, 143: it has slipped into its regular working stride. — In der Bedeutung „ausgleiten, einen Fehltritt tun, einen Fehler machen" erinnert slip an trip.

Auf *whip* (wippen) trifft wieder die Definition „schnelle, leichte Bewegung" zu: Manch. G. 10, 156: the sparrows whip in (hüpfen; vgl. skip); Lttl. W.: I whipped the book out of my pocket. — Whip ist also eine sinnvolle Benennung der Peitsche.

An Wörtern mit i ist sonst noch zu nennen: *flip* (vgl. flick und flit) = werfen (Galsworthy: she flips it through the window), *nip* = zwicken (nose-nippers); Schlückchen (vgl. sip); schnell gehen (Sh. C. 67: he nipped off .. afore I could say a word; ib. 169 und 272; Manch. G. 10, 156: the sparrow nipped up to them — vgl. whip), *sip* = nippen — und *rip* = Riß, platzen (vgl. chap). — Langes i hat *pipe* = piepen, pfeifen (little birds; vgl. peep).

3. *Gruppe: Wörter mit o, oo, u.*

Wie flap und lap stehen nebeneinander *flop* und *lop*, die mit den erstgenannten Wörtern nahe verwandt sind: *flop* = mit den Flügeln schlagen, hinplumpsen (down she flopped on her bed); — *lop* = schlaff hängen; lop-eared = lap-eared. lop = beschneiden — erinnert an chop und clip. — Zu *hop* = hoppen vergleiche hobble (humpeln).

slop = Pfütze — ist schon S. 36 erwähnt worden (Anlaut sl), Beispiele für verbalen Gebrauch: Sh. C. 90: to slop about in the wet; 3 Men in a Boat: you slop me overboard. — Dazu das Adj. sloppy (Calv. 184: a sloppy but heartfelt kiss) und das Subst. sloppiness (Manch. G. 10, 17: sloppiness in common speech).

pop bezeichnet eine heftige, plötzliche Bewegung, ein Hervorschnellen oder Hineinwerfen (vgl. bob S. 4): to corks; the truth will pop out; Grm. 442: he pops into his club; Isl. Ph. 245: something bizarre popping from the curving lips; Carg. 216: popping up like a jack-in- the -box; ib. 68: pop the cat in (in einen Kasten).

crop = die Spitze, den Kopf abschneiden, stutzen (vgl. lop, chop, top).

Zu *mop* = ein schiefes Gesicht machen — vergleiche man *mope* = dumm, träge, traurig, träumerisch sein — und mum (S. 35). — *mop* = Wischlappen, wischen — erinnert an lop und lap.

whoop (gesprochen "hūp") hat Anlaut und Inlaut gemeinsam mit hoot. Beide Wörter werden von der Eule gebraucht und beide auch im Sinne von „verhöhnen". (w)hooping-cough = Keuchhusten. — Bum. 76 (Kinder).

Zwei zweisilbige Wörter von ungewöhnlicher Struktur seien hier noch erwähnt: *hiccup* = den Schlucken haben, schluchzen — und: *chirrup* (*chirp*) = zirpen, zwitschern; he twisted up his moustache with a little chirrup of amused content.

Abkürzungen.

Isl. Ph. = Galsworthy, The Island Pharisees (Tauchnitz); Carg. = W. W. Jacobs, Many Cargoes (Tauchn.); Mill/Floss = G. Eliot, The Mill on the Floss; Manch. G. = Manchester Guardian, Weekly Ed., Vol. page; Bum. = Jerome K. Jerome, Three Men on the Bummel (Tauchn.): Sh. C. = W. W. Jacobs, Ship's Company (Tauchn.) Grm. = Price Collier, Germany and the Germans, New York 1914.

Lttl. W. = Alcott, Littel Women; Calv. = Jerome K. Jerome: All Roads lead to Calvary (Tauchnitz); Eliz. = Elizabeth and her German Garden (Tauchn.).

Gr. N. D. = Thomas Hardy, A Group of Noble Dames (Tauchn.)

Tr. M. = Thomas Hardy, The Trumpet-Mayor, 2 Vol., Tauchn.

(Fortsetzung folgt.)

Werdau i. Sa. A. Fröhlich.

LA GRECITÀ IN CALABRIA E IN PUGLIA E LA NUOVA SOLUZIONE D'UN VECCHIO PROBLEMA.

La tesi già formulata nel 1856 dal Pott, seguita dal Lombroso, dal Comparetti, dal De Blasiis, e che fondamento scientifico ricevè da G. Morosi, recentemente ricalcata da A. Pellegrini e da V. D. Palumbo, secondo la quale le colonie greche della Puglia e quelle dell' estremo lembo della Calabria rimonterebbero ad un' èra relativamente non lontana, al periodo bizantino, luogo di rifugio in origine

d'un volgo disperso che nome non ha[1])

è gravemente scossa nelle sue basi: traverso una tradizione due volte e mezzo millenaria, quelle colonie ripeterebbero le loro origini e la loro lingua direttamente alle piú pure sorgenti della civiltà greca, supremo propugnacolo d'un mondo infranto, favilla superstite di splendori che appartengono alla storia.

Accingendosi alla demolizione del vecchio edifizio, sulle cui rovine campeggerà l'altro, di vaste e solide fondazioni, il Rohlfs[2]) confessa candidamente ch'egli stesso era il piú ingenuo seguace della teoria morosiana, quando nel 1921, per la prima volta, scese in Calabria come in una miniera di materiali romanzi. Chi si riprometteva appena di raccoglier ivi un po' del peltro bizantino, non poteva sospettare, neppure alla lontana, che nel suo bottino avrebbe veduto luccicare le pagliuzze del più puro oro ellenico. Non era una sorpresa il trovare sparsi di elementi greci tutti i dialetti calabresi, ma non poteva non incuriosire il fatto del riscontrare tali elementi tutti o nella massima parte in quella piccola isola di grecità, nascosta nelle asperità dello Appennino, con epicentro in Bova (Bova, Roccaforte, Condofuri,

---

[1]) «Non possono dunque esser altri questi greci che i discendenti di alcune di quelle torme di infelici, che duranti le feroci guerre di Roberto Guiscardo e del figlio di lui Boemondo contro Alessio Commeno nella penisola greca, dal 1077 al 1085, furono da quelli strappati ai focolari domestici e trascinati in Italia.» Dialetti romaici del mandamento di Bova in Calabria, descritti da Giuseppe Morosi, Arch. glott. ital., IV (1878) pg. 77.

[2]) Gerhard Rohlfs, Griechen und Romanen in Unteritalien. Biblioteca dell' «Archivum romanicum» Serie II, Vol. 7°, Genève, Olschki 1924. pp. VIII—178.

Gallicianò, Rochudi, Chorio di Rochudi, Amendolea); isola che già stimolò la curiosità del giovane Carlo Witte, il futuro dantista, il quale, dopo un sopraluogo, fu il primo a darne notizia adeguata e precisa. Come spiegare quelle venature linguistiche nel blocco dei dialetti calabresi? Come un paesello sperduto nella gola d'un monte ed ancor oggi sfornito d'una strada rotabile d'accesso, avrebbe potuto essere centro d'irradiazione, verso il nord, della lingua greca? Non era da pensar neppure ad un' ipotetica supremazia culturale di Bova, se nel 1788 ancora ivi non si conosceva l'uso della moneta e se la vita tuttora predominante vi è quella pastorale. Più agevole spiegare come infiltrazioni provenienti dal nord le parole romanze insinuatesi nel dialetto di Bova ed assorbite nel flusso della sua circolazione linguistica, e tanto più tenuto conto del rapporto di distribuzione fra i dialetti calabresi, degli elementi greci, in quanto appaiono in una ininterrotta digradazione a misura che si risalga verso la provincia di Cosenza. Questa graduale attenuazione dell' elemento greco poteva trovare una naturale spiegazione solo ammettendo che le onde della romanizzazione, diffondendosi principalmente dal nord, tendessero man mano ad affievolirsi a misura che si venivano allontanando dal loro centro di propagazione, fino a battere quasi svigorite l'estrema regione calabra. Ammesso che tutto il territorio che esse invadevano fosse territorio greco, tali tracce linguistiche dovevano in conseguenza rendersi meno frequenti dove più urgeva l'impulso della nuova lingua: ultimo isolotto non ancora sommerso dalla marea dilagante all' intorno, resterebbe oggi il distretto di Bova.

A tradurre in dimostrazione quella che abbiamo prospettata come ipotesi, il Rohlfs comincia coll' osservare che ben altra dal l'odierna dovè essere l'entità del dominio linguistico greco in Calabria, anche in un periodo non antichissimo, e mediante il diligente spoglio dei fonti, arriva a stabilire che, se verso la metà del secolo XVIII si parlava greco dal Capo Spartivento alle porte di Reggio, basta risalire al secolo XVI per trovare che tutta la zona dell' Aspromonte era greca, e che almeno in un punto (Melito di Porto Salvo, presso il Capo dell' Armi), toccava il mare. Sopra dati meno sicuri si fonda la dimostrazione secondo cui greca dovè essere un tempo tutta la zona calabra sotto la linea Nicastro-Sersale-Cotrone; dimostrazione che pure sufficiente fondamento trova nell' onomastica, nella toponomastica, nelle peculiarità dell' accentazione, nella frequenza di suffissi schiettamente greci. Ottimo indizio, per i tempi cui si riferisce, può offrire l'espressione del Petrarca, secondo cui il maestro Barlaam è «italicus . . . natus in Graecia». Il cantore di Laura, che da quel monaco, conosciuto in Avignone nel 1342, si fece tradurre Platone, nell' inverno 1358—59 doveva conoscere in Padova un altro calabrese, «Leonem seu *Leontium*» e caldamente raccomandarlo al suo amico Giovanni Boccaccio, che non si lascerà sfuggir l'occasione per farsi tradurre i poemi omerici: informe refacimento, che richiama alla mente il giudizio che Cicerone diede sulla versione dell' Odissea compiuta da Livio Andronica. Leone o, propriamente, Leonzio Pilato era nativo di Seminara e questo paese, assai presumibilmente col gruppo dei paesi viciniori (Sitizzano, Sinopoli, Cosaleto, Pedavoli, ecc.), doveva conservare la lingua greca ai tempi del Petrarca, se questi ancora nel 1368 si volgeva, per raccomandazione d'un suo copista, che dirigeva ad apprendere il greco in Calabria, invece che nell' oriente greco, ad Ugo di Sanseverino, della nobile famiglia da cui uscirà, rampollo illegittimo, Pomponio Leto. Non è da meravigliarsi perciò come in un'epoca in cui su tutto ciò ch'era scrittura greca si soleva saltare a piè pari, in virtù

della nota formula: *graecum est, non legitur*, la Calabria potesse produrre due uomini la cui dottrina di quella lingua empisse di stupore ed ammirazione l'animo del Petrarca, già acceso del sacro fuoco umanista; due uomini, a sua detta, «graiae linguae doctissimos», di cui l'uno, e non il più valente, potè, bene o male, tener cattedra allo Studio fiorentino, ma — sia detto di passata — due spiriti la cui formazione era quanto mai repellente all' ideale umanistico, rozzi come la terra che li aveva prodotti, nè ringentiliti dal soggiorno nello oriente greco, padroni d'una lingua ch'era loro nativa ed atti a tradurre senza sforzo Platone ed Omero, ma incapaci affatto a gustare, non che a trattare, quel latino oratorio in cui faceva le mirabili prove il loro illustre conoscente ed amico.

Il *terminus ad quem* della durata della lingua greca nella zona estrema calabrese è incidentalmente fornito dall' Ughelli, che nel 1644 non dà popolazioni greche al di sopra dell' Aspromonte. Piuttosto sottile è la patina greca nei dialetti della Calabria settentrionale; ma essa si stende senza soluzione di continuità fino a Taranto, dove comincia l'altro più denso strato, che presenta la sua massima compattezza nel gruppo dei paesi di lingua greca della penisola salentina (Calimera, Corigliano, Martignano, Sternatia, Soleto, Zollino, Castrignano, Martano e Melpignano).

Un' unica lingua doveva dunque suonare un giorno nelle due penisole meridionali d'Italia, ed i resti di essa emergono ancora in due isole linguistiche simmetriche quanto alla loro ubicazione, perchè confinate all' ultima punta di esse, come estremità in cui il sangue della nuova circolazione linguistica defluiva, quasi ristagnando. Le propaggini degli elementi greci che hanno la loro base in Bova, stendendosi fino alla Calabria settentrionale, comprendevano il giro di quel gran ferro di cavallo che è il golfo di Taranto, il quale doveva cosí formare un ampio bacino linguistico. Impostata così la questione e considerando il problema delle colonie apulo-calabre in relazione a tutti i fili di questa vasta tela, resta il quesito in qual epoca si sarà venuto costituendo questo comune sostrato linguistico per le due penisole meridionali d'Italia. È storicamente certo che le colonie tuttora greche rimontino all' epoca bizantina? A sostegno di questo dato il Morosi, più che presentare dei documenti, avanzò delle ipotesi, le quali, oltre che da accogliersi, come tali, col beneficio dell' inventario, contraddicono ad altre considerazioni generali. La potenza colonizzatrice dei Bizantini fu scarsa quanto grande era stata quella di Dori ed Joni; la tradizione di questa immigrazione, ignota alle cronache, non traluce in nessun canto popolare, mentre che, ad esempio, di quella albanese, iniziatasi sotto la minaccia della scimitarra di Maometto II, sullo scorcio del secolo XV, oltre che le cronache del tempo, fanno ancor oggi fede i canti popolari; nè quella tradizione potrebbe essersi estinta, anche nel giro di dieci secoli, in paesi che conservano la lingua, cioè lo strumento con cui tale tradizione perpetuare. L'unico canto popolare che potrebbe offrire un barlume di quella tradizione linguistica è ritenuto d'importazione da un seguace stesso della tesi morosiana, finora incontrastata[1]); esso è poco inteso a Bova e niente affatto a Calimera.

Il Rohlfs mette impegno a provare storicamente come dall' età della Magna Grecia non si sia mai completamente estinta nell' Italia

---

[1]) In un recente articolo, seguito da ricca bibliografia, da G. Gabrieli, Gl'Italo-greci di oggi, in Europa orientale, Roma, 1924, n. VI—VII, pg. 325.



meridionale la lingua greca, fino al dominio bizantino, che poteva, come certo fece, rinfocolare una tradizione già esistente, ma che era impotente a determinarne una nuova . Bruzi e Lucani, popolazioni d'origine sannitica che, declinando la potenza delle colonie greche, si stanziarono nell' interno della Calabria, già nel quarto secolo a. C. adoperavano per la loro lingua, l'osco, le lettere dell' alfabeto latino, e, due secoli dopo, secondo una testimonianza di Ennio, riferitaci da Festo, erano divenuti bilingui, con l'assimilazione della lingua greca. In prosieguo di tempo, anche in questa «italica Graecia», come la chiama il Petrarca, dovè in piccolo avverarsi quel celebre detto oraziano: «Graecia capta ferum victorem cepit». I Bruzi, dalla loro metropoli settentrionale, Cosenza, agl'inizi del terzo secolo a. C. si spingevano fino al golfo di S. Eufemia, impadronendosi di Tempsa, Petilia, Crotone; signori di tutto il sistema silano, che Strabone vanta ricco di selve e di acque (*εὔδενδρός τε καὶ εὔυδρος*), nel primo secolo stendevano il loro dominio fino alle porte di Reggio; ma al contatto d'una civiltà superiore dovevano irremissibilmente sacrificare la loro lingua. La testimonianza di Strabone, che afferma solo Reggio, Taranto e Napoli essere rimaste greche ai suoi tempi (affermazione che giustamente il Rohlfs, sull' autorità del Mommsen, vuole intesa *cum grano salis* a designare i circondari di Reggio, Taranto e Napoli), la raccomandazione di adoperare il *sermo patrius* (la lingua latina), fatta da Cassiodoro ai monaci del chiostro della nativa Squillace, i quali normalmente dovevano parlare il greco, più che indizi sono argomenti dell' ininterrotto dominio della lingua greca. La stessa dominazione bizantina non fu mai salda, traverso le scosse subite da parte prima degli Ostrogoti, poi dei Longobardi, la cui conquista di Cassano, Bisignano, Cosenza, estende il nome di *Calabria* dalla penisola salentina alla valle del Crati, quindi degli Arabi, che anche dopo la battaglia del Garigliano (916) percepiscono dalla Calabria un forte tributo, finalmente dei Normanni, che, impadronendosi di Reggio e Squillace nell' anno 1060, compiono il dominio dell' Italia meridionale.

L'antica lingua greca, insidiata nella vita da quella dei Bruzi, ebbe per il suo trionfo un valido appoggio nel primo fervore del Cristianesimo, quando i «nuovi predicanti», missionari della nuova religione, potevano in Calabria essere intesi senza interpreti nella spiegazione del vangelo. E se si consideri l'importanza culturale cui presto il cristianesimo assurse nell' orbita della Chiesa greca, mentre quella romana badava soprattutto agl' interessi pratici, si comprenderà quale nuova esca dovesse offrirsi al grecismo nell' Italia meridionale. Vuole la tradizione che gli apostoli Pietro e Paolo sbarcassero a Reggio; e la chiesa greca potè nell' Italia meridionale gettare salde radici, tanto che il rito greco, oggi praticato nelle sole colonie albanesi, e non in tutte, potè conservarsi fino alla seconda metà del 1600 in quei paesi dove la lingua era greca. Lingua e culto si aiutarono a vicenda[1]). La tradizione della lingua e della cultura greca nell' Italia meridionale ha ancora, a mio vedere, una bella affermazione e, nel nuovo slancio derivatole dall' immissione del sangue bizantino, par quasi riassumersi alla corte di Federico II; in quell' impulso che alle lettere diede *l'ultimo vento di Soave*, per cui il nostro volgare ebbe il battesimo della letteratura, non va trascurata la traduzione delle

[1]) L'importanza di questo reciproco sostegno è bene intuita da G. Gabrieli (art. cit.), che nel ripristino del rito greco vede un puntello al pericolante edifizio della lingua nella superstite grecità calabrese e pugliese.

opere di Aristotele, che egli, non ignaro della lingua greca[1]), mandò, insieme col «gran comento» di Averroè, ai professori dell' Università di Bologna.

Ma più che nel campo della storia, la quale ci è avara di documenti che tronchino a netto la questione, la tesi del Rohlfs attinge la forza decisiva delle argomentazioni nel campo della linguistica. Se le colonie calabro-apule fossero state fondate, come vorrebbe il Morosi, nel secolo XI, che è quanto dire dopo il crollo della potenza bizantina, in un periodo in cui i dialetti greci avevano fatto, nella loro evoluzione rispetto al greco antico, quasi un cammino parallelo a quello dei dialetti romanzi verso il latino, come ci spiegheremmo la conservazione, comune alle colonie calabro-apule, del participio aoristo attivo (*grafsontas*), affatto scomparso in Grecia, per conguagliamento col presente? come la conservazione di parole affatto perdute nella *κοινή* (*μάκτρα, ἀτρακτοσίδηρον, κόλαβρον, ἄρτι, ὧδε*)? Non basta il fatto dello accordo, in linea di massima, del dialetto di Bova e dei paesi di terra d'Otranto con i dialetti neogreci, per inferirne *tout court*, come il Morosi fa, la dipendenza dei primi verso gli ultimi: in Creta, in Cipro, nel Ponto ed in Cappadocia oggi si parla una lingua ch' è quasi la stessa di quella della madrepatria, né si può pensare a dipendenze: si tratta invece d'un fatto non sconosciuto ai glottologi, della confluenza di evoluzioni linguistiche distinte.

A dare le fondazioni alla sua tesi, il Rohlfs, con una mirabile conoscenza delle peculiarità dialettali calabresi, conquistata mercé una indefessa (e coraggiosa — sarebbe tentato di aggiungere chi, come lo scrivente, conosce le difficoltà di ogni natura che si oppongono a tale cimento in Calabria) esplorazione di quel territorio linguistico, ci ammannisce un ricco manipolo di residui greci, spigolati fra quei dialetti romanzi: alcuni d'essi, patrimonio della *κοινή* in tutti i tempi, altri, residui arcaici isolati od addirittura scomparsi in essa. Tra questi, che naturalmente sono i più importanti, figurano alcune tracce doriche, elementi veramente preziosi e di gran peso nel piatto della bilancia: *nasida*, accusativo fossilizzato d'una forma dialettale *νασίς* (coniata sul dorico *νᾶσος*, attico *νῆσος*), dal cui significato originario di «isola» non è difficile il trapasso a quello di «lingua di terra coltivata lungo un fiume», in rapporto alla forma parallela del calabrese settentr. *isca* < lt. insula (napol. *Ischia*); *casèntaru* < *γᾶς* (forma dorica invece dell' attica *γῆς*) *ἔντερον*, che sostituisce la parola latina *lombricus*; *ásamo* «(capra) senza marchio» < *ἄσαμος* (forma dorica invece dell' attica *ἄσημος*), ecc. D'altro canto, sono rilevati gl'influssi nella sintassi meridionale, fra cui notevoli la scomparsa del presente congiuntivo e (nelle province di Catanzaro e Reggio) la scomparsa dell' infinito («vaiu mu fazzu» per «vado a fare») e del perfetto perifrastico («vidi» per «ho visto»), conformemente a quanto avveniva nella *κοινή*, dove fin dal quarto secolo non si fece più differenza fra l'azione momentanea e quella durativa.

L'induzione del Morosi, secondo cui il dialetto greco di terra d'Otranto rappresenta uno stadio linguistico anteriore a quello del dialetto di Bova, induzione fondata sul riscontro in quest' ultimo di parole d'origine turca ed araba, che accuserebbero i primi influssi di tali lingue sulla *κοινή*, è strenuamente impugnata dal Rohlfs, che con ragione pensa ad una diretta infiltrazione araba, avvenuta durante il dominio di questo popolo nell' Italia meridionale. Che la forma

---

[1]) Vedi Nicola Festa, Le lettere greche di Federico II, in Arch. stor. it., serie V, XIII (1894).

calabrese *l'arangu* debba ricollegarsi strettamente all' arabo *laranghi* (cfr. spagn. naranja) e non abbia che fare col greco *νερἀντζι*, come vorrebbe, per la sua dimostrazione, il Morosi, conferma il corrispondente acquaformositano *nerónz* «arancia» [1]), parola importata agl'inizi del secolo XVI e che rispecchia prettamente la forma greca, con oscuramento della vocale tonica per influsso nasale [2]). Così, alla forma bovese *damáscino* „prugna" che il Morosi ritiene d'introduzione posteriore alla dominazione araba su Damasco, il Rohlfs, dimostrando ch'essa si riscontra già in Plinio ed in Marziale (*damascena*, sott. *pruna*), colloca accanto una serie di nomi che semplicemente accusano il paese d'origine delle cose che designano, come *ndianu* (indiano) *turciscu* (turchesco) «mais», *saraciniscu* (saracinesco) «mellone d'acqua», *turchesca* «specie di fagiolo», *ficu ndianu* «fico d'India», *suriaca* e *suraca* (siriaca) „fagiolo", cui si potrebbero aggiungere le forme del castrovillarese *jermana* (germana) „segala" e *niani* (indiano sott. gallo) „tacchino", per cui cfr. il franc. *dindon* [3]) e dell' acqf. *frangìs* (francese) «sorta di grano» e *pieŝk* (< persica) «pesca».

L'induzione del Morosi non può dunque reggersi; anzi, la forte percentuale di elementi del greco antico nel dialetto otrantino, come in quello di Bova (di cui l'elemento italiano costituisce la sesta parte), parla chiaramente in favore d'un ravvicinamento con lo zaconico, il più antico dei dialetti greci, in concordanza con parecchi altri fenomeni, come la conservazione del suono dell' *v*, comune al dorico ed al beotico, acutizzatosi nell' attico, il dileguo dell'-s, la conservazione del participio aoristo in -σας.

Notevoli i casi di residui arcaici isolati nel territorio linguistico greco: così l'espressione, propria della *κοινή*, *βάτραχος*, non traluce in alcun riflesso del sud-Italia; dovunque si riscontra l'antico *βρόθακος*, che oggi si trova solo alla periferia dell' orbe linguistico greco (Cipro, Sporadi, Ponto, ecc.). Dei dialetti calabresi, solo l'albanese, invece che continuare un lt. pop. *brótacus* [4]), potrebbe rispecchiare la forma attica, nella parola *bretεx*, con riduzione dell' *a* tonica in *e*, fenomeno abbastanza costante per quella lingua [5]). In alcuni casi, come in quelli considerati, è la forma greco-romanza che riflette lo stadio antico della parola greca; in qualche altro è quella greco-albanese, come per *mεlagε* „malva", che rispecchia il greco antico *μαλάχη*, dove la totalità dei dialetti calabresi riproduce una forma seriore *μολόχη* [6]). Quasi sempre però la forma greco-albanese è parallela a quella greco-romanza e da essa indipendente, come dimostra il seguente elenco, in cui, quasi a completare il quadro dato dal Rohlfs delle infiltrazioni

---

[1]) Per le colonie albanesi del mezzogiorno d'Italia, cito il dialetto di Acquaformosa (Cosenza), non solo perchè mio nativo ed uno dei più genuini, ma specialmente perchè scelto a rappresentare il gruppo linguistico delle colonie albanesi di Calabria nel grande *Atlante linguistico-etnografico svizzero-italiano*, che si pubblicherà sotto la direzione dello Jaberg e dello Jud, e per il quale l'inchiesta per l'Italia meridionale è stata assunta, ed in buona parte eseguita, dal Rohlfs.

[2]) Do qualche esempio di tale influsso: *mondεr* „mandra", *l'onde* «ghianda», *xεŝtoñε* «castagna», *muloñε* (< merulanea) «merlo», *l'εkong* (< lucanica) «salsiccia».

[3]) Cfr. Meyer-Lübke, Rom. Et. Wb., al n. 4733.

[4]) Cfr. G. Meyer, Etim. Wb. der alb. Sprache, Straßburg 1891.

[5]) Cito *ŝεndet* (< sanitate), *vεrtet* (< veritate), *gel'* (< galli); *kal'* (< caballu) credo si spieghi per contrazione delle due *a*.

[6]) Rohlfs, op. cit. p. 28; G. Meyer, op. cit. p. 271.

greche nei dialetti calabresi, m'induco ad aggiungere la forma greco-albanese a quelle greco-calabre corrispondenti, rimandando sotto la parola base:

aném «arcolaio» cfr. *ἀνέμη* (p. 12); *argal'l* (< *ἀργαλεῖον*) «telaio» cfr. *ἀργαλειός* (p. 13, n. 2); *ðáfinɛ* (< ngr. *δάφνη*) «lauro» cfr. *δάφνιον*, dim. (p. 17); *drapɛr* [1]) «falce» cfr. *δράπανον* (p. 123); *fol'ê* «nido» cfr. *φωλέα* (p. 38); *grast* «vaso da fiori» cfr. *γάστρα* (p. 143); *hiérɛ* «terreno sterile ed incoltivato» cfr. *χέρσος* (pp. 39, 59); *kakáv* «calderone per latte» cfr. *κάκκαβος* (p. 143); *kanístɛr* «canestro» cfr. *κάνιστρον* (p. 36); *kamástɛr* «catena del focolare» (< ngr. *κρεμάστρα*, Meyer p. 172) cfr. *κρεμαστεριά* (p. 19); *katok'* «stalla» cfr. *κατώγειον* (pp. 9, 20, 42); *κενάτε*, «boccale» cfr. *κανάτα* (p. 139); *bute* «botte» cfr. *βύτις* (p. 154); *k'indrī* «pungolo» cfr. *κέντρον* (p. 144), traverso un diminutivo; *lonár* «luglio» cfr. *ἀλωνάρης* (p. 60); *luvī* «baccello» cfr. *λουβί* (pp. 25, 42); *mɛsal* (lt. mensalis), cfr. *μεσάλι* (p. 138); *ropak'* «querciuolo» cfr. *ῥωπάκι* (p. 105); *sitɛ* «crivello» cfr. *σῆτα* (p. 148); *sk'ep* (< ngr. *σκέπη*) «omento» cfr. *σκέπανον* (p. 32); *sporê* «spazio compreso fra due solchi» cfr. *paraspori* (p. 29); *šterpe* «sterile» (detto di animale) cfr. *στέρπα* (p. 115, n. 2); *timoñɛ* «grande bica» cfr. *θημωνία* (p. 19); *trastɛ* «zaino da pastore» cfr. *τράστο* (pp. 36, 43); *vasil'icó* «basilico» cfr. *βασιλικόν* (p. 143).

Indipendente dal bov. *mérmera* «animali nocivi», rappresentato in tutti i dialetti calabresi, deve ancora considerarsi l'acqf. *marmaride*, dove appare il suffisso greco che talora s'incontra nei dialetti romanzi calabresi (*lastarida* «pipistrello», *zimamidi* «geco», *lamburida* «lucciola», che richiama l'acqf. *lambarisin* «risplende), ma che è frequentissima insegna greca di molte parole albanesi (*k'aramiðe* «tegola», *paiðe* «schiaccia per uccelli», *polok'iðe* «pollastra», *stafiðe* «uva passa», *zingariðe* «lardo», ecc.).

Pochi sono i casi in cui è evidente la dipendenza della forma greco-albanese da quella greco-romanza; così il cal. *cintridda* (p. 145) ha originato l'acqf. *čindril'* «bulletta a capocchia conica»; *catarattu* (*καταράκτης* p. 144) «bodola», *katɛrát* (cfr. G. Meyer, Wb. sotto «katráf»); *crócassu* (*βρόθακος* p. 15), *krokač* «raganella»; *cuccuvíu* (*κικκαβαῦ* p. 145), *kukuvì* «civetta»; *cúffinu* (*κόφινος* p. 154), *kuf*; *cuzzurúpulu* (forma propria di Rocca di Neto cfr. *κουρούπι* p. 22), *guǧurúb* «recipiente rotto, coccio»; *fuddúne* (p. 38) «covo della lepre», *sful'unaret* «esce dal covo» (detto della lepre); *grisúmmulu* (*χρυσόμηλον* p. 152), *gɛrzúmbul* «albicocca»; *nchjimare* (**in-φιμ-ulare* p. 151), *ngimarin* «imbastisce»; *scalandrunu* (*σκάλαθρον* p. 149), *skalandrún* «albero da pastore».

Il quadro che il Rohlfs dà, degli elementi greci nei dialetti calabresi, si può dire completo; solamente non vi notiamo registrati i riflessi del greco *κόπρος* «stabbio», che nel castrovillarese dá *crúapu* e si riscontra anche nell'acqf. *koprê*, raccostabile alla forma greca *κοπρία* (cfr. Meyer, Wb. sotto *koprisê*). Opiniamo che la parola viva nel bovese: ove ciò non fosse, più importante sarebbe il cimelio.

---

[1]) È qui visibile la caratteristica del dialetto tosco, che è quello delle colonie albanesi di Calabria, di rotacizzare la *n* intervocalica; così in *kɛrštérɛ* < lt. christianu, *mulirɛ* < lt. *molinu; *l'itirɛ* («italiano») < lt. latinu, con assimilazione della pretonica alla tonica e palatizzazione dell' l-; per il qual ultimo fenomeno cfr. *l'ip* «lutto» (< *λύπη*) e *l'iñɛ*, in cui si conserva, come nel sardo e nel rumeno (per il rum. *iie* cfr. Meyer-Lübke, Wb., sotto *lineus*), il lt. lineum «camicia da donna»).

Conchiudendo questa rapida rassegna con osservare come anche dallo studio del dialetto albanese di Calabria possa venire un qualche lume, che non può essere che favorevole, alla tesi rohlfsiana, vien fatto di rilevare il difetto d'impostazione della tesi del Morosi, che ha considerato i focolai di grecismo dell' Italia meridionale come oasi nel deserto, ossia come nuclei avventizi che nessun legame linguistico avevano con il territorio che li circondava. Il Rohlfs, invece di fare di essi il punto di partenza, ha segnato in essi il punto di arrivo, attrattovi indirettamente dalle analogie che tradivano o rivelavano un fondo linguistico comune a tutti i dialetti della zona, e che ivi si svelava nella sua quasi genuina integrità. Qui è il merito e l'*ubi consistam* della dimostrazione del Rohlfs, che, seguendo la via maestra per arrivare alla verità, a questa ha saputo dare una base salda quanto ampia. E dire che a questa teoria parve propenso il Barrio, nella sua veneranda opera *De antiquitate et situ Calabriae*!

Il più alto ufficio della linguistica è certamente quando essa, uscendo dalla stretta cerchia della curiosità scientifica ed erudita, entra a servigio della storia, ed, unica testimone di tempi sepolti, alza la sua voce non meno autorevole d'ogni altro documento rintracciato in papiri, in bronzi, in marmi: tanto più meritorio ci appare pertanto il lavoro del Rohlfs, quanto più vasta e considerevole è la sua portata.

Roma. Salvatore Frascino.

ZU V. WARTBURGS FRANZÖSISCHEM ETYMOLOGISCHEM WÖRTERBUCH (Lieferung 5)[1].

battuere: zum Ausgang von *batyüsta*, it. *battosta* vgl. noch frz. *tabuster*, aus denen jene ersteren ebenso umgestellt sein können wie *tabaillon* aus *bataillon* usw. S. 289, und Misc. Schuchardt S. 161. — afrz. *batifol* „Art Mühle", nfrz. *batifoler* «s'amuser à des jeux de mains» enthält wohl weder *follis* noch *fullare*, wenigstens ursprünglich, wie dauph. *batifel(lo)* zeigt, sondern es liegt ein Stamm *batif-* vor, neben dem auch *patif-* erscheint: nprov. *patufela* „tratschen", ptg. *patife* „Taugenichts, unverschämter Kerl". Ich vermute Zugehörigkeit zu nprov. *pataflau*, *pataflast*, Onomatopöie für den Fall eines

---

[1]) Zu meinen Bemerkungen zu den vorhergehenden Lieferungen trage ich noch nach:

ablativus: Die Forme *ablativo*, die v. W. belegt, finde ich auch angeführt bei Brütting, Das Bauern-Französisch in Dancourts Lustspielen (Erlang. Diss. 1911) S. 107 aus Dancourts Stück «L'opéra de village», das in einem Dorf bei Lyon spielt: *Ablativo tout en un tas* [„alles zusammengenommen"], *j'avons tout mis ensemble*, und dieselbe Wendung steht bei Le Roux *Dict. com.* Der von W. vermutete Wortscherz scheint darin zu bestehen, daß das in seiner wörtlichen (nicht der grammatischen) Bedeutung genommene Wort dann doch als Ablativus (absolutus?) gebraucht wurde.

Zu *algorithme*, *algorisme* vgl. noch *Rev. d. études rabelais.* 6, 312.

angelus: zu meiner Erklärung von *avoir les anges aux doigts* vgl. den Titel des Stückes des Marquis de Bièvre *Les Amours de l'Ange-Lure*, zitiert von E. Kredel, *Studien z. Gesch. d. Wortspiels im Frz.* S. 106.

Zu *quando-coeli* „imbécile" vgl. jetzt Haust, *Étymologies wallonnes et françaises* (1923) S. 250.

Körpers, in der selbst noch *patte* und *inflare* mitspielen mögen. — forez. *rebateiro* „Wange" erklärt sich ohne weiteres aus der von Mistral angegebenen Bedeutung «coups de balle qu'on reçoit dans le dos, à certains jeux d'enfants» — die Wange ist als das einen Schlag Auffangende, Pralle gedacht, gleichsam als „Patschwange".

**baug* „Ring". Das nfrz. *bogue* „(eiserner) Ring" könnte vielleicht auch in den nfrz., zentr.-westfrz. *bogue* „Kastanienschale, Nußschale" vorliegen, das v. W. S. 214 von *balg* mit Recht trennt. Vgl. auch frz. *cerner* „umschließen", „Nüsse auskernen" zu *circinus*.

**ba-ul* „Koffer": Das *-t* von *bahut* in einem Reim bei Tobler wird immerhin als lautend erwiesen, auch ist nicht richtig, daß die älteren Belege *-eu*, nicht *u* als Tonvokal haben. Das Verhältnis *bahut* „Koffer" — *bahutter* „malmener" erinnert mich an *cahutte* „Kajüte" — *cahotter*, *chahut*.

Bayonne: guern. *baïonne* „Bajonett" wohl nicht Rückbildung aus *baïonnette*, sondern = [*poignard de*] *Bayonne* wie etwa *blé de Turquie* > *turquie* „Mais".

bāzār : hierher noch belg.-volksfrz. *bazar* „Dingsda" *W. u. S.* 6, 207.

beccus: zu *Marie-bon-bec* „tratschhaftes Weib", vgl. Villons Balladenrefrain *Il n'est bon bec que de Paris* (Gr. Test. V. 1515ff.). — Zu toulouse. *rebetsina* «retrousser la moustache» vgl. mallork. *arreveixinar* „sträuben (das Haar)" *Lexik. aus d. Katal.* S. 17. — *bigot* „zweizinkige Hacke" würde ich absondern und zu **big-* „Ziege" stellen (*Ztschr.* 1924).

bed-: hierher auch *bedon*, *bedaine* „dicker Bauch", anjou. *bedoufle* „geschwollen", *béde* «l'endroit où le jeu [de billes] commence et où il faut retourner quand on a fait une faute» (urspr. *béder* also wohl „einen Fehler machen"), ferner die unter **beggen* erwähnten *bed*-Formen.

beefsteak: nfrz. *bifteck* „Engländer" nicht nur „wegen der bei diesem Volk häufigen rötlichen Gesichtsfarbe", sondern weil die Engländer auch gern Beefsteak essen und weil das Wort ein englisches ist. Es handelt sich um ein Zusammenfassen verschiedener unzusammenhängender Eindrücke vom Engländer. Vgl. die Anekdote, die Jaberg anläßlich eines von ihm selbst gehörten *regardez le rosbif Ztschr.* 29, 57 erzählt.

baff: vgl. die ähnliche Auffassung, die ich *Neuphil. Mitt.* 1923, S. 154ff. äußere.

**beggen*: *bégaud* „Maulaffe", „Fackelhalter" läßt sich gut vergleichen mit frz. *guéridon*, urspr. eine ruhig bleibende Figur beim Tanz, die „den Leuchter hielt".

Belinus: die Zurückführung von languedoc. *embelina* «ensorceler, charmer» auf *Belinus* ist nicht in Mavers Sinn, der an der vom Verf. angeführten Stelle an die einzig richtige Erklärung, Zusammenhang mit *belin* „dumm", *beliner* „düpieren" (FEW s. v. *belle*) denkt.

belle: *beliné* «sorte de jeu» könnte wie ähnliche solche Spielbezeichnungen bei Rabelais nach der Ausg. Lefranc und Abhandlung in *Rev. d. ét. rabelais.* ausführlicher beschrieben werden.

bellus: ähnlich der Diminuierung des Adverbs wie in châten. *bâlemontot* «doucement» (*-mente* + *-ittu*) habe ich den Superlativ des Adverbs in der Form *-mentissimo* in „Ital. Kriegsgefangenenbriefe" S. 35 belegt. — paris. *belét* «rosse, mauvais cheval» würde ich zu *belette* „Wiesel" ziehen, vgl. nprov. *s'alounga coumo uno moustelo*, also wegen der Magerkeit. — südwestfrz. *beroy* «joli» enthält ein auch sonst belegbares *-oi*-Suffix (Béarn, Provence), das auch im Kat. wiederkehrt (*Lexik. aus d. Katal.* S. 19, daselbst auch ein Erklärungs-

versuch). — frz. *belle-mère* „Schwiegermutter" erklärt sich wohl so gegenüber *mère* „Mutter", daß die zeremoniösere Ansprache für die „angeheiratete Mutter" aufgespart wurde. Höflichkeit ist ja oft ein Zeichen von Nicht-Intimität: wo sie selbstverständlich ist, bedarf es ihrer nicht. Daher spricht in Molière's *Malade imaginaire* Thomas Diafoirus seinen zukünftigen Schwiegervater so an: «Monsieur, je viens saluer, reconnoître, chérir et révérer en vous un second père, mais un second père auquel j'ose dire que je me trouve plus redevable qu'au premier. Le premier m'a engendré; mais vous m'avez choisi» usw. So spricht man hier und da in Deutschland mit *Papa, Mama* die Schwiegereltern, mit dem anspruchsloseren *Vater, Mutter* die „wirklichen" Eltern an. — Zu *bel et bon* vgl. noch piem. *belesí* = *bell'e sì* etc. *Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.* S. 152. — Ist die unter II 2 aufgenommene Bedeutung „groß", „dick", die *bellus* in den verschiedensten Mundarten zeigt, nicht am besten aus allgemeinfranzösischen Wendungen, wie *beau garçon, bel homme* zu erklären, die bei v. W. gar nicht erwähnt werden? (Verf. erwähnt nur in Anm. 24, daß bret. argot. *belom* «grand» aus frz. *bel homme* entlehnt sei.) Es ist dies wieder einer der Fälle, wo Verf. dem Gemein-, Literatur- oder Schriftfrz. systematisch aus dem Wege geht. Ich füge ähnliche Fälle zu den *hier* 30, 265 schon monierten; unter *amor* stehen alle möglichen dialektfrz. Belege für *pour l'amour de* «à cause de, afin de» (und auch literarisch bezeugte altprovenzalische für *per amor de*!), aber die einzig und allein diese Bedeutungsentwicklung erklärende sakrale Wendung *pour l'amour de Dieu* ist weggelassen, ebenso wie bei span. *por amor que* das sp. *pordiosero* „Bettler" — der Verweis auf den Dict. gén., den Verf. auf der Umschlagseite der Lieferung 3/4 als Antwort auf meine Besprechung und zur Rechtfertigung seines Verfahrens gibt, kann uns nicht entschädigen: die Wendung, die den Schlüssel der Erklärung gibt, darf eine so großangelegte „Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes" nicht einem anderen Werke überlassen. Oder hätte nicht der Ausspruch des Molièreschen Don Juan zum Bettler *Je le donne pour l'amour de l'humanité*, oder aus der École des Maris *Je me suis dérobée au bal pour l'amour d'eux* [sc. les jeunes fous] «à cause d'eux» denselben dokumentarischen Wert wie die Formen aus den Vogesen, Poitou, Morvan? Im *Festin de Pierre* Molières (II 1) sagte ein einen ländlichen Dialekt sprechender Bauer, der allerdings Sizilianer sein soll, *du dor* — ist das nicht ebenso wichtig wie das *dor* „Gold", das v. W. s. v. *aurum* aus verschiedenen anderen Dialekten erwähnt? Oder wäre es bei *bec jaune* (s. v. *beccus*) nicht richtig, neben altfrz. *bec jaune* (des jeunes oiseaux) auch an Molières das Ursprüngliche noch bewahrenden Satz (*L'amour médecin* II 3) *C'est fort bien d' apprendre aux gens à vivre, et de leur montrer leur bec jaune* zu erinnern? Oder warum fehlt frz. *amphitryon* „Wirt" resp. ein Artikel *amphitryon* mit der Erinnerung an das Molière-Lustspiel?

bene: zu (*faire*) *maubien* vgl. noch kat. *fer malbé* „verwüsten" (*Butlletí d. dial. cat.* 3, 29f.).

benedictus: maine. *bénard* „Dummkopf" wohl eher zu *Bernhard*, wo es auch steht, lyon. *benoni* zu *Benjamin* (norm. *bénoni* «enfant préféré»). Die Entwicklung von *benêt* zu „einfältig" läßt sich vielleicht mit ital. *quel benedetto* .... parallelisieren, in dem ein Fluch vermieden wurde: der so Bezeichnete ist so „harmlos", daß man den Fluch in Segen verkehrt.

Benjamin: hierher mall. *beninoni, beninoy* „einfältig", die ich *Lexik. aus d. Kat.* S. 27 zu *benignus* stellte?

benna: zu *benna* + *canastron* > *banast(r)a* vgl. das Wuchern von *-astr-*, das ich *Ztschr.* 43, 654f. bespreche.

beost: die Verbindung von altfrz. *bet* „Biestmilch" mit *bêtan* im Sinn von „beizen", die schon Diez erwog, scheint mir die richtige, trotzdem Thomas *Rom.* 44, 330 «de vrais prodiges des émantique» notwendig fand. Unerfindlich ist mir, wieso v. W. sagen kann, „biestmilch und geronnene milch [seien] in aussehen und verwendung so verschieden, daß eine übertragung des namens der einen auf die andere nicht so leicht eintreten wird. In der tat ist nur im ang. ein leichter ansatz dazu vorhanden". Aber W. erwähnt selbst unter *beost* noch sav. *bétenâ* «cailloter». Ferner sagt schon Brockhaus s. v. *Milch*, daß die Biestmilch sich von der normalen Milch u. a. durch die größere Konsistenz und dadurch, daß sie beim Kochen gerinnt, unterscheidet.

Berecynthia. Dieses Etymon von frz. *baragouin* sollte endgültig fallen gelassen werden, da es mir zumindest ebenso „begrifflich und lautlich unbegründet" scheint wie meine Anknüpfung an *barguigner*, mlt. *barcaniare*. Zu den onomatopoetischen Wörtern, die ich *Misc. Schuchardt* S. 140 erwähnte, kommt nun noch pontisch *βραχανίζω* 'ὁμιλῶ κοάζων ὡς βάτραχος' (Glotta 12, 200).

Bergen: nfrz. *éberguer* (*la morue*) kann unmöglich von diesem Ortsnamen abgeleitet werden: «*ent-berg-en» > „einen Fisch ausweiden" ? ? Auch heißt die norwegische Stadt auf frz. *Bergen*, also wäre **éberguener* zu erwarten.

berme: norm. *berne* „Grabenrand" = *berme* + *borne*.

Bertha: der Grund für die Benennung von frz. *berthe* „Besatz an einer dekolletierten Taille" erscheint beim Verf. nicht klar: die Königin Bertha erscheint als Sinnbild der Keuschheit guter alter Zeiten (*au temps où Berthe filait*), sozusagen als Hüterin der Keuschheit

Bernhard: zu *chanter d'autre Bernart* «changer de ton» vgl. auch *chanter d'autre Martin* bei Nyrop, Dän. Sitzgsber 1900 S. 333.

berr-: statt magy. *barang* lies *bárány*.

besie: nfrz. *besi* fem. «poire sauvage» würde ich als besonders westfrz. Wort zu anjou. *besie* «le dernier d'une couvée ... Mot de la famille de *Bézard* [«nombril»], *Béserot* [«ventre»] etc. Le sens est: qui a un gros ventre», *besilloux* «chassieux», stellen, die mit westlichem *d* > *z* zu *bedaine* gehören, vgl. anjou. *bédrasse* «bedaine», *bédrasseau* «personne ou objet petit», «crapoussin, nain, avorton». Von „klein, verkrüppelt" aus kommen wir zu „wilde Birne": «Des poires de *Besi* sont des *poires petites*, de saveur aigre ....», *besille* «petite poire non greffée» sagen, Verrier-Onillon.

bettler: zu mail. *blicter* „Landstreicher" usw. vgl. noch was Schuchardt, *Magyar Nyelvör* 42, 34 anläßlich magy. *bliktri* „nichts" bemerkt. — Frz. *bélître* «gueux», pik. *blite*, nprov. *belitre* «sot» möchte ich zu nfrz. *belin* «sot», maug. «blagueur», daselbst *bliné* «traîner, lambiner» (FEW s. v. *belle*) stellen, mit dem *-ître*-Suffix, das gerade in Westfrankreich wuchert, z. B. *chenitre* „geizig", *jobitre* „unbeständig", (vgl. Horning, *Ztschr.* 26, 326 und meine Bemerkung, *Ztschr.* 43, 654). Danach wäre *bélître* von Westfrankreich ins Schriftfranzösische und von da in die anderen romanischen Sprachen gedrungen. Das *bettler*-Etymon ist definitiv auszuschalten.

bib-: *bibi* «petit chapeau, vilain chapeau» ist auch ins Deutsche gedrungen, vgl. meine Notiz in *Zeitschr. f. dtsch. Unterricht* 32, 7./8. Heft. — Der erste Bestandteil in *cobi* (neben *bibi*) «dindon» ist sicher *coq*, man kann *cobi* als Kontamination von *bi* und *codinde*

fassen, *colibi* ist dann an *coli*, Abkürzung für *Nicolas* bei Jaubert, angeglichen.

bibitio: zum Bildungstypus *boisson* «ivrogne», *père La Boisson* bei Maupassant vgl. meinen Aufsatz *Ztschr*. 43. 651ff.

**biblia*: lies gr. *βιβλος* statt *βιβλον*.

bibliotheca: die Verdrängung von *librairie* durch *bibliothèque* (übrigens noch heute engl. *library* „Bibliothek"!) hängt vor allem mit der Gründung öffentlicher Bibliotheken in der Zeit des Humanismus zusammen. Zur Unterscheidung mußte daher das griechische Wort den Humanisten sehr willkommen sein. Die Differenzierung von *libreria* „kleine Büchersammlung" — *biblioteca* „größere B." im Ital. ist erst sekundär und erklärt sich aus dem eben Gesagten.

Bonn. Leo Spitzer.

DER SPRACHUNTERRICHT MUSS UMKEHREN![1])

Die entschiedenen Schulreformer lehnen bekanntlich den „pseudowissenschaftlichen obligatorischen Sprachunfug" ab, und so waren dieser Zeitschrift bisher kaum Berührungspunkte mit ihnen gegeben, die nun Tacke schon durch Widmung (an Dr. Gustav Wendt, den „reckenhaften Mitkämpfer bei der ‚alten' Reform") und Titel seiner Schrift geschaffen hat. Es wäre nach der Wahl des Titels leicht, auch diese Arbeit mit eiskalter Überlegung auf sich beruhen zu lassen. Denn wenn 40 Jahre nach Viëtors Schrift eine Richtungsänderung nicht nach einer Aufstiegsspirale, sondern glatt nach rückwärts gefordert wird („wir haben den Mut unter Anschneidung der Bildungsfrage *die Neueren Sprachen wieder auf dasjenige Maß von Bedeutung zurückzuschrauben, das ihnen vor der Reform, oder gar auf dasjenige, das ihnen, genauer dem Französischen, im 18. Jahrhundert zugebilligt wurde*" S. 11/12), so wird die nächste Schrift mit diesem Titel, wohl nicht erst nach 40 Jahren, neuerlich „Kehrt euch" kommandieren und der alte Zustand theoretisch wieder erreicht sein. Aber so läßt sich das Buch nicht abtun. Freilich stecken in seiner „weltanschaulichen Geschlossenheit" ganz grobe Widersprüche. „Die Methode allein verbürgt keinen Erfolg, solange sie gegen die Struktur arbeitet" (S. 27). „Fraglos ist es der durchschnittlichen Kindesstruktur angemessener, einfach zu *pauken*: nach 'ut' steht der Konjunktiv, als die heute geforderte psychologisch-historische Begründung stets vor Augen zu haben" (S. 18). Die Zöglinge der alten humanistischen Gelehrtenschulen „nahmen von ihrer Schulzeit, nach allem, was wir persönlich von Schülern solcher Gymnasien wissen oder aus ihrer Lebensarbeit auf oft ganz anderen Gebieten ersehen — die vielgerühmte naturwissenschaftlich-exakte, technische Periode ist von Gymnasialabiturienten alten Stils, die einen laboratoriumslosen, ja experimentfreien Naturkundeunterricht genossen hatten, eröffnet worden — die Fähigkeit mit, *Probleme zu sehen und selbständig zu bearbeiten*" (S. 16). Selbständigkeit als Folge des Paukens — das ist mir nicht haltbar, es ist wohl mehr die von Tacke auch flüchtig erwähnte Beschränkung des Stoffes, die noch uns z. B. gestattete, in der ganzen Umgebung Cillis die Standorte einer Saxifraga oder

---

[1]) *Dr. Otto Tacke* (Entschiedene Schulreform. Abhandlungen zur Erneuerung der deutschen Erziehung. Herausgegeben von Prof. Paul Östreich). Ernst Oldenburg. Leipzig 1923. 85 S. Preis Gm. 1,20.

Daphne festzulegen, die mir erlaubte, in der siebenten und achten Klasse des alten Gymnasiums die Grammatik von Fiedler und Sachs und den halben Macaulay durchzuarbeiten. Auch sonst greift Tacke weit daneben. Es ist ja vielleicht richtig, daß die Oberschulräte dazu neigen, „das Schriftliche sehr zu bewerten“, aber wenn er nun an den Extemporaleerlaß von 1911 mit der starken Einschränkung der schriftlichen Arbeiten anknüpft und die Forderung erhebt, „*das Schriftliche als Wertmaßstab ganz fallen zu lassen*“ (S. 67), so sehe ich darin nichts Selbständiges, entschieden Schulreformisches, sondern nur die strenge Folgerung aus einer „offiziellen“ Pädagogik, die Tacke sonst gerade nicht liebt. Ich lasse mich dafür auch nicht durch die schöne Aussicht gewinnen, daß „auf diese Weise auch die ganz oder fast ganz *überflüssige Belastung mit Korrekturen* von den Schultern des Neuphilologen genommen und er dadurch frei wird, „ganz anders als bisher seiner methodischen Weiterbildung zu leben“ (S. 67); mir wäre für diesen Zweck eine anständige Besoldungsordnung ausreichend, die mich der Notwendigkeit enthöbe, mit Englischstunden bei auswanderungslustigen Barbiergehilfen oder Möbeltischlern oder als ‘finishing master for young ladies’ die *Mittel* für diese Weiterbildung mühsam zu beschaffen, für die mir aber, da ich mich ganz als „Durchschnittsstudienrat“ (S. 83) fühle, reichlich, nach Tackes Anschauung (ebenda) überreichlich *Zeit* gegönnt ist. Ich meine, insofern die „Schularbeit“ noch mit allen Schauern einer *entscheidenden* Arbeit umwittert sein mag, hat Tacke nicht ganz unrecht; der Vaterfluch „Bei der nächsten nichtgenügenden Schularbeit wirst du Schusterlehrling“ ist nicht die beste psychologische Vorbereitung für solche Unglückstage; aber ist da die Abschaffung der Schularbeiten der einzige Ausweg? Wir haben Verbesserung der sehr zahlreichen schriftlichen Arbeiten durch die Schüler selbst erprobt — nach einer Pause der Besinnung, bei genauer Nachprüfung des Lehrers — und ich habe damit ganz gute Erfahrungen gemacht; bei größerer Häufigkeit der schriftlichen Arbeiten schwindet nicht nur die „Schularbeitenangst“ ganz gewaltig — es braucht keine Gaußische Begabung, damit die Schüler erkennen, daß die Wahrscheinlichkeit, das Geforderte zu leisten, bei größerer Zahl der Extemporalien steigt — sondern auch der Lehrer erhält eine Leistungskurve, die ihm nicht nur für die Beurteilung des einzelnen weit wertvoller ist als 3—4 „Noten“ im Halbjahr, sondern die ihm auch, wenn er sich soweit abgeklärt hat, die richtige Kurve des Arbeitsrhythmus zeigt, Aufnahme und Verarbeitung, Aufstieg und Ausruhen richtig verteilen hilft. Ich gebe hier die schlechteste und beste Arbeit, in der ich, einer Anregung Strohmeyers folgend, im Anschlusse an die mit großer Begeisterung durchgeführte Beschreibung des Hölzelschen Stadtbildes nach sieben Monaten englischen Unterrichts unsere Stadt beschreiben ließ (Arbeitszeit eineinviertel Stunde, keine Hilfen während der Arbeit): ‘Our town is Bruck. The town had four chutch (churches), two in the west, one in the eest, and one in the south. In the middle is a great ground (Verlegenheits*übersetzung*, aus ‘play — ground’ genommen). In the north of the ground is the town hall and the Grammer-school. Our town had sevarel school. Two of them surroundit of trees. The one had a play-grounds. In eest is a hill. On the hill is a ruin, Belowe the river are two bridgs. Our town had olso a statin’.

‘The name of our town is Bruck. It has eleven thousand inhabitents aud eight hundred houses. B. is situated in Stiria. It was surroundet by a wall. In the middle of our town we see a hill and

on the hill is a castle. The castle is the oldest house and the kornmesser house had Gothic style. Through our town go a train. B. has a park and a town-hall, also churches and one of them is surrounded by a cemetery. In the north we see our Grammar School'. Wir schrieben vom 1. Januar bis 15. Juni in der zweiten Klasse 8, in der dritten Klasse 10 Schularbeiten; das Klassifikationsergebnis am Jahresschlusse war 2 (3) sehr gut, 4 (2) gut, 12 (13) genügend, 1 (0) nicht genügend, 1 (2) Wiederholungsprüfungen, 0 (1) ungeprüft. Ich glaube, ohne schriftliche Arbeiten hätte sich das Ergebnis höchstens verschlechtert. Allerdings wurde mir ausstellig bemerkt, daß ich die Schularbeiten zu milde korrigiere, aber das berücksichtigte zu wenig einmal die geringe Vorbildung und Arbeitstechnik dieser Kinder und dann die Schwierigkeit der Einführung bloß in die Rechtschreibung, die auch Tacke verkennt, wenn er sie bloß über Wochen (S. 59) erstreckt. Hier ist das von ihm später erwähnte, allerdings auch nicht ausreichend befundene langsame Vorgehen (S. 70/71) am Platze. Mit der von Tacke später als möglich angesehenen „Durchbrechung der heiligen Höchstzahl von 24 Wochenstunden" will ich mich nicht befassen; es könnte als Standesegoismus (S. 83) und ressentiment (S. 26) gedeutet werden; was allerdings Tacke für überflüssig hält, Parteiarbeiten, Volkshochschulvorträge und Lehrbuchkompilationen durch die Kollegen (S. 83), davon scheint mir das zweite und dritte auch durch leidige Nebenerwerbsabsichten bedingt, das zweite aber auch vom idealen Standpunkt nicht ganz zwecklos. Aber ich darf wohl auf die üblen Folgen hinweisen, welche die in der Kriegszeit erzwungene Übernahme von Überstunden für die Gesundheit und Arbeitsfrische der österreichischen Lehrerschaft gehabt hat. Reichlich optimistisch scheint mir auch Tackes Behauptung, „wie man heute psychotechnisch vielfach die gänzlich fehlende mathematische Anschauung festzustellen versucht, so ist es ein Leichtes, bei dem Sprechanfänger in den ersten Wochen auf Grund des Diktates die ihm fehlende *natürliche* Orthographie- oder Wort-, Satzbildreproduktionsfähigkeit nachzuweisen". Wie sieht dieser Test aus? Ist er eine einmalige, bewußte oder unbewußte „Prüfung"? Wird ein Durchschnitt aus mehreren Tests genommen? Laufen, und darum sperre ich das Wort natürlich, die *Ergebnisse* dieser Testprüfungen streng parallel mit der späteren *Leistung* der Schüler im Schriftlichen? Gibt es da gar keine Entwicklung rudimentärster Anlagen oder die Möglichkeit der „Anbildung" dieser Fähigkeit? Ist es denn sehr pädagogisch, denen, die auf eine mir so zweifelhaft scheinende Art als fürs Schriftliche vorerst unbegabt erkannt sind, das nun doch einmal nötige Schriftliche („Briefe geschäftlichen Inhalts" S. 61) am Rande des Unterrichts „rein mechanisch-technisch" aufzudrängen, als „den an sich widerstrebenden Naturen dieser Begabungsart" (ebenda)? Wo bleibt *da* die Rücksicht auf die Struktur? Ich ließe es gelten, wenn Tacke ausspräche, was sich aus einer anregenden Arbeit von Robert Schaller (in der österreichischen „Schulreform" 1924) ergibt, daß eine schärfere Trennung der Schüler nur auf Grund der durch mindestens einjährige Beobachtung ergänzten Testprüfung erfolgen darf. Auch nach den ausgezeichneten Ausführungen O. Sterzingers über Test- und Schulleistungen (Monatshefte für deutsche Erziehung 1923) würde ich mich nicht so bestimmt äußern. Bis hier größere Sicherheit herrscht und für die im Schriftlichen hoffnungslosen ein einwandfreierer Weg gewiesen wird, werde ich wahrscheinlich nicht der einzige sein, der lieber dem Mangel der schriftlichen Unterbegabung irgendwie abzuhelfen trachtet, mag er

sich auch so groß zeigen wie in der oben abgedruckten Arbeit, die übrigens bei dem betreffenden Schüler einen ziemlich starken Ruck nach oben bedeutete, der von Dauer war.

Wir sind heute — meines Erachtens ist das ein Ausläufer rein positivistischer Geistesverfassung, ein Überlebsel aus einer Zeit, die nur dem exakt Meßbaren Daseinsberechtigung zuerkannte — gewohnt, in pädagogischen Fragen die Begabung zu oberst zu stellen. Dies läßt sich mit Tests, mit Tabellen und Leistungskurven festlegen, was sich pädagogisch sehr schön ausnimmt und organisatorisch insofern (auf dem Papiere allerdings nur) sehr bequem ist, als man bloß für jede Begabungsrichtung und Begabungsabstufung den entsprechenden Unterricht anzusetzen braucht, wobei mit einem Hinweis auf Lessing und Goethe (S. 54) auch das Genie zu seinem Recht kommt.

Wenn nun ein Schüler etwa in der zweiten Klasse vor einem rechtwinkligen Dreieck, das den rechten Winkel nicht oben, sondern links unten hat, in völlige Verwirrung gerät, so wird man wohl an seiner Begabung für Mathematik zweifeln, und eingehendere Prüfung seiner mathematischen Vorstellungen wird dann gänzliches Unvermögen in diesem Fache erweisen. Ich habe nun Fälle erlebt, in denen solcher Mangel durch den im Zeitalter der Begabung weniger eingeschätzten Fleiß weitgehend aufgehoben wurde. Mit dem Einwurfe, daß solcher Fleiß vergeudete Energie sei, da die Gesellschaft jeden einzelnen auf den Platz zu stellen die Pflicht habe, der seiner Begabung angemessen sei, brauch ich mich wohl gerade bei der Schrift Tackes, die Brücken zur *Gegenwart* schlagen will, nicht aufzuhalten. Nun sieht Tacke das schwere Problem, daß verschiedene Begabungen zusammengespannt werden müssen, sehr wohl, und der zweite Hauptteil seiner Schrift beschäftigt sich mit der Elastisierung des Sprachunterrichtes nach der Begabung des einzelnen. Wenn er nun immer wieder von der Schwierigkeit spricht, im methodischen Vorgehen eine einheitliche Front festzuhalten, so verblüfft es mich, daß er an mehreren Stellen ein Mittel, das zu erreichen, einfach ausschaltet, daß er *jegliche häusliche Vorbereitung auf Lektüreabschnitte* verdammt (S. 34), kann ich bei der dort und vorher (S. 32) charakterisierten *Art* der Vorbereitung nicht tadeln. Daß er weiterhin den Zustrom von Kindern aus Klassen, bei denen „häusliche Mithilfe sich von selbst verbietet“ (S. 54), für einen Vorteil hält, mag daher rühren, daß ihm die Sache noch neu ist; diese Proletarierkinder sitzen ja nicht allein in der Schule, sie kommen mit Kindern in Wettbewerb, die aus Kreisen mit Bildungs- und Lernüberlieferung stammen, und da man diesen letzeren häusliche Betätigung kaum verbieten und väterliche Nachhilfe nicht entziehen kann, so bleibt dem Lehrer wohl nichts anderes übrig, als den Kindern der ersten Art *Anleitung für ihre häusliche Arbeit* zu geben. Sonst wird zum Beispiel die „selbständige Neugestaltung einer in der Klasse behandelten Geschichte“ (S. 50) trotz der dabei anzusetzenden Spielfreude solange mißlingen, bis der Lehrer statt dessen auf grammatische Paradigmen als von Ausdruckswillen getragene Leistungen verfällt. Ob solche Anweisungen nur die Form haben, daß die Schüler z. B. bei der häuslichen Wiederholung ja nicht „Vokabeln“ lernen sollen (ich hab es erlebt, daß ganz arme Eltern ihren Kindern für die Besprechung von Bildern die betreffenden Texthefte 'Spring, Autumn' *kauften*, um ihnen eine Art Nachhilfe zu geben), oder ob förmliche Arbeitsstunden den Schülern zeigen, wie sie sich helfen können, notwendig ist derartiges, wenn man nicht von der ersten Woche an die zerflatterte, atomisierte Klasse haben will.

Vielleicht meinen entschiedene Schulreformer, daß die vorstehend aufgezeigte Zwiespältigkeit und Unklarheit von dem bösen Kompromisseln Tackes herrühre; mir scheinen diese schroffen Unausgeglichenheiten und bösen Mängel nur ein Beleg für das Schillersche Zitat von den Sachen und Gedanken, der Beweis, daß Reformen und Revolutionen mit der Feder leichter zu machen sind als mit der Tat, vielleicht ein Argument für den Standpunkt der Amerikaner, die das verstandes- und planmäßig nicht zu meisternde Geschäft der Erziehung Frauen übertragen, die es mit Mutterinstinkt und weiblich feinem Gefühl besser durchführen. Aber über diese starken Schatten dringt auch helles Licht aus diesem Buche, mit dem der Verfasser zunächst eine Verpflichtung ernster Art übernommen hat. Da er sich in der Hauptsache an Laien wendet, wie er in der Einleitung erklärt und nur nebenher hofft, „auch dem Fachkundigen manche neue Durchblicke zu eröffnen", so dürfen wir wohl erwarten, daß er ausführlicher den Fachgenossen seine Anschauungen vorlegt, die in manchem sehr beachtenswert sind, in manchem sich bei weiterer Bearbeitung noch klären werden. Er streift manchmal nahe an das eigentliche Problem; so hat er zwar ganz richtig die Vorzüge des Gymnasiums vergangener Zeiten erfaßt, die beherrschende Stellung der klassischen Sprachen, die Beherzigung des alten Satzes: 'non multa, sed multum'! Aber daß die neueren Sprachen eben zu einer Zeit mit Bildungsidealen hervortraten, in der infolge der Stoffhäufung *aller* Lehrpläne diese Bildungsideale erdrückt wurden, ist ihm nicht ganz klar geworden; neben der Auflösung in Kurse, die der letzte Teil seiner Schrift vorschlägt, gibt es noch einen Weg, für die sprachlich besonders Begabten, wie es die österreichische Schulreform vorsieht, eine besondere neusprachliche Oberschule zu schaffen oder die Begabungsspannungen durch ein Kompensationssystem zu berücksichtigen. Vielleicht findet dann auch die Frage eine Antwort, was mit den sprachlich vollkommen Unbegabten geschieht, die in einer Schule mit *einer* als verbindlich noch festgehaltenen Fremdsprache auch nicht weiterkommen. Soll man hier gelten lassen, daß „zum Sprachstudium völlig ungeeignete" (d. h. als ungeeignet erkannte) „sich nach den bisherigen Erfahrungen *als im allgemeinen zu weiteren höheren Studien nicht brauchbar*" erweisen, wie das W. Belohoubek im Buche über die österreichischen Bundeserziehungsanstalten ausspricht? Für junge Lehrer wäre dem ersten Hauptteile über „Die Schwächen des heutigen Sprachunterrichtes" eine bibliographische Vertiefung zu wünschen. Sehr gut ist in diesem Abschnitte die Verwerfung des Hinübersetzens, die Einschränkung des Herübersetzens. Wie leicht hier die Lehrpläne in Starrheit verfallen, möge der Fall beweisen, daß kürzlich in einem Lehrplanentwurf erst über Einsprache statt des Ausdruckes „Bei leichteren Autoren kann von einer Übersetzung abgesehen werden, bei schwierigeren ... ist sie nicht zu entbehren" die Fassung „leichte – schwierige *Textstellen*" gesetzt wurde. Sehr beherzigenswert ist, was über die Durchschnittsvorstellung von der literarischen Bildungsfähigkeit der Jugendlichen gesagt wird; manches ist freilich überspannt. Nach meinen Erfahrungen mit Großstadtjugend lege ich einer Umfrage über die „Literatur im Urteil der Jugend" aus einer Großstadt ganz anders symptomatischen Charakter bei, als es Tacke tut, der doch auch an anderer Stelle die Großstadtablenkung richtig einschätzt (S. 44). Ich meine, eines kann man aus dem wirren Auf und Ab der deutschen Jugendbewegung schon herauslösen; die Sehnsucht, zu großen, klaren, einfachen Lebenslinien zu kommen, fern aller Großstadt-

unnatur und ohne jegliches Bedauern, etwa den von Tacke auch (S. 43) genannten Oscar Wilde nicht kennenzulernen. Hier hat meines Erachtens neben und vor der von Tacke im weiteren geforderten Begabungsdifferenzierung unsere Arbeit einzusetzen. Alles, was Tacke über die Frische des fremdsprachlichen Anfangsunterrichtes, das jugendmäßig Erlebnisbetonte dieser Wochen sagt, übersieht ein wenig, daß auch hier schon ein gleichförmiger Betrieb vorliegt, in dem bestimmte Gruppen von Schülern zurückbleiben mußten. Wieweit sich dieses starke Interesse aller Schüler bewahren läßt, wieweit sich diese allseits fördernde Arbeit bei geschickter Verteilung der Rollen hinauftreiben läßt, das ist noch eine offene Frage, und es müßten die hier auftauchenden Probleme einmal klar gestellt und dann praktisch bearbeitet werden. Angenommen nun (aber nicht zugegeben, vgl. N. Spr. 30, 153), daß Vorstellungstypen und Begabungen so scharf ausgeprägt sind, daß eine Trennung unvermeidlich wird, möchte man dem Vorschlage Tackes, den Sprachunterricht in drei Gruppen zu teilen, wohl die Möglichkeit der Erprobung wünschen. Er fordert die Teilung des Sprachunterrichts „in einen *rein nützlichen*, ‚Berlitzmäßigen' Zweig" und in den „*praktischen*, auf lebendes Schrifttum eingestellten Zweig", schließlich einen Zweig, der die einseitig *theoretisch-abstrakt Begabten*, den „Ausbund" umfaßt. Dieser Typ ist nach Tacke außerordentlich selten — nach seiner Schätzung käme ich *für meine ganze Anstalt* auf zweieinhalb Ausbündler — zeigt sich aber allerdings erst nach der Geschlechtsreife (S. 81), und so würde sich eine Dreiteilung erst ziemlich weit oben ergeben. Da nun die verschiedene Arbeitsleistung der beiden anderen Gruppen z. T. ein *Nacheinander* und nicht bloß ein *Nebeneinander* ist, so daß beide Gruppen für den Anfang eine Zeitlang zusammenbleiben können, dürfte auch diese Neueinrichtung keine so gewaltige Änderung bedeuten, wie man vielleicht meinen möchte. Der „*Verzicht auf die feste Jahresgrenze überhaupt*" (S. 52) freilich, der noch hinzukommt, wird stundenplantechnisch wohl ganz außerordentliche Schwierigkeiten machen und dürfte die Kosten wesentlich steigern, da *alle* Englischstunden, *alle* Französischstunden *zur selben Zeit* angesetzt werden müssen, was bedeutend mehr Lehrer nötig macht, selbst bei Wechselbeschäftigung an zwei benachbarten Anstalten nicht ganz leicht geht.

Wenn Tacke weiterhin keinen Wert drauf legt, „sich einer intimen Feindschaft bei den Philologen" zu erfreuen (S. 27), so kann ich ihm schon nach den dankbar aufgenommenen Anregungen dieses Schriftchens sagen, daß er mit einer einläßlicheren Darstellung sich den Dank vieler erwerben wird, die sich zwar ein wenig talentum paedagogicum von ihm nicht abstreiten lassen, die sich aber jedem verpflichtet fühlen, der ihnen für ihre Arbeit gangbare Wege weist. Und das, auch wenn er, wie vieles in unserer österreichischen Reform zeigt, weit weniger Vorstreiter ist, als man nach seinem Heroldsruf im Titel meinen sollte.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

RUSSISCHE LITERATURGESCHICHTE.

Wer in den letzten zwanzig Jahren Rußlands Literatur über die Zufälligkeit der Übersetzungen hinaus mehr im einzelnen und in Zusammenhängen kennen lernen wollte, war vornehmlich auf Alexander *Brückners* Literaturgeschichte (Amelang, Leipzig 1905) angewiesen — ein Buch, das trotz fleißiger Information unbefriedigt

läßt, da es den polnischen Verfasser seinem Thema gegenüber allzu kühl, im Werten von sozialen Vorurteilen russischer Quellen stark beinflußt zeigt. Die von Alexander *Eliasberg*, dem bekannten Übersetzer, herausgegebene Literaturgeschichte in Einzelporträts (Beck, München 1922) konnte schon wegen der skizzenhaften Beschränkung auf das letzte Jahrhundert jene ältere nicht ersetzen; sie ist, im Gegensatz zur Brücknerschen, mehr auf das Ästhetische gerichtet, ohne die Aufgabe ganz zu erschöpfen. So kommt der neueste Versuch Arthur *Luthers*, die Schicksale des russischen Schrifttums von der ältesten bis auf unsere Zeit zu erzählen (Bibliographisches Institut, Leipzig 1924), sehr erwünscht. Äußere Umstände waren seiner vermittelnden Arbeit günstig: selbst Deutscher, lebte er lange in Moskau, studierte dort — sein Buch ist drei Moskauer Gelehrten und Lehrern gewidmet — und konnte so ein unmittelbares, affektives Verhältnis zu den fremden Dichterwerken gewinnen. Luther ist auch als Übersetzer tätig. Mit seiner Übertragung von Leskows „Klerisei" (Kurt Wolff, Leipzig 1919) machte er auf einen begabten, lange zu Unrecht vergessenen Erzähler aufmerksam; außerdem besorgte er Auswahlen aus Puschkin, Gogol, Lermontow, Turgenew, Saltykow für Meyers Klassikersammlung. Sein neues Buch erscheint als Seitenstück zu den bekannten Literaturgeschichten desselben Verlags.

Eine historische Darstellung des russischen Schrifttums für Nichtrussen bietet eigentümliche Schwierigkeiten doppelter Natur: denn im besten Falle dürfen nur die großen Erzähler des letzten Jahrhunderts als bekannt vorausgesetzt werden, und auch für deren volles Verständnis fehlt zumeist die unentbehrliche geschichtliche Grundlage. Der Umstand, daß der Literatur in Rußland eine bestimmtere soziale Rolle als in anderen Ländern zufiel, erklärt die verhängnisvolle Verwechslung von literarischer und Gesellschaftsgeschichte, in die bedeutende russische Kritiker und zuweilen auch ausländische Forscher verfallen sind. Nur so konnte es geschehen, daß einer der größten Lyriker, Fjodor Tjutschew, jahrzehntelang einfach übersehen, Leskows starkes episches Talent wegen rein politischer Mißverständnisse mit Nichtbeachtung gestraft wurde. Es ist das Verdienst bestimmter Schriftsteller der letzten dreißig Jahre, der sogenannten Symbolisten, das Verständnis für künstlerische Leistung in Rußland geweckt zu haben. Luthers Versuch, das Soziale mit dem Ästhetischen zu verbinden, ist kaum geeignet, den inhärenten Zwiespalt auszugleichen. Er hätte seine Arbeit durch strenge Beschränkung auf das literarisch Wertvolle einheitlicher und reicher gestalten können. Doch auch so bietet sie ein zuverlässiges, gut informierendes, stellenweise fast zu reichlich mit Namen belastetes Handbuch zum Studuim der russischen Literatur, gewiß das beste, das vorliegt. Eine sorgfältig zusammengestellte Bibliographie — die erste auf diesem Gebiete —, die sämtlichen deutschen Übersetzungen und kritische Arbeiten in mehreren Sprachen aufzählt, erhöht noch den Wert des verdienstvollen Werkes, das, mit Bildnissen und Schriftproben reich illustriert, in gleicher Weise Auskunft über die jüngsten Zeitgenossen wie über entlegene Literaturdenkmäler zu geben vermag.

Zürich. Benno Nesselstrauß.

WIR HÖHEREN LEHRER UND DIE WISSENSCHAFT.

Die höheren Schulen betrachteten es vor dem Kriege als ihre vornehmste Aufgabe, für die Universität vorzubereiten. Ihr Unter-

richt war eine Hinführung zur Wissenschaft. Nach dem Kriege hat sich teils durch die wirtschaftliche Not, die es vielen Abiturienten unmöglich machte zu studieren, teils durch das Wirken der Schulreformer, die der Wissenschaft gegenüber das Kindertümliche betonten, dieser Zusammenhang gelockert. Um so fester haben sich aber die Universitätsdozenten und die höheren Lehrer im Kampfe um die Schule und um das gemeinsame Ideal der Wissenschaftlichkeit zusammengeschlossen. Universitäten und Philologenvereine arbeiteten Hand in Hand, um die wissenschaftliche Fortbildung der Lehrer durch Kurse — wie sie z. B. jedes Jahr in der Woche vor Pfingsten in Leipzig oder Dresden stattfinden — zu fördern. Der sächsische Philologenverein richtete auch sein Augenmerk auf die wissenschaftliche Arbeit seiner Mitglieder und veröffentlichte im Juni dieses Jahres eine interessante ausführliche Statistik, nach der sich die Zahl der wissenschaftlich tätigen höheren Lehrer Sachsens auf etwa 750 beläuft (Mitgliederzahl am 1. 9.: 2848). 2669 Arbeiten waren auf die Umfrage hin gemeldet worden. Es liegt in unserem Standesinteresse, daß unsere wissenschaftlichen Leistungen vor der großen Öffentlichkeit, die uns immer wieder unsere freie Zeit und unsere Ferien mißgönnt, nicht verborgen bleiben, und die dankenswerte Statistik ermöglicht es, bestimmte Angaben darüber zu machen. Zweifellos ist das wissenschaftliche Interesse, das uns mit der Universität verbindet, auch eine Ehre für unseren Stand, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die praktisch-pädagogische Arbeit oder etwa eine politische Betätigung geringer zu achten wäre. Eine aktive Teilnahme an der Wissenschaft, die ja so hohe Anforderungen an Zeit und Kraft stellt, wird man immer nur von einer Minderheit erwarten können, aber auch das Fühlungbehalten mit der Wissenschaft, dem die Fachzeitschriften, die Universitätskurse und die wissenschaftlichen Tagungen dienen, ist sehr wertvoll und befruchtet die praktische Arbeit. Nur muß man sich darüber klar sein, daß die Wissenschaft sich nicht so bequem darbieten läßt, daß sie jeder ohne weiteres seinem geistigen Besitz einverleiben und in die Praxis umsetzen kann. Die Unzufriedenheit über wissenschaftliche Darbietungen, der man so oft begegnen kann, rührt daher, daß der theoretische Sinn bei manchen Kollegen nicht genügend entwickelt ist, um zeitweise die praktische Anwendung vergessen zu können. Besonders schwer ist es für die Redner bei wissenschaftlichen Tagungen, in dem engen Rahmen einer Stunde den Zuhörern etwas zu bieten, das 1. in sich abgeschlossen ist, 2. wichtig und allgemein genug, um alle zu interessieren, 3. neu ist und 4. wissenschaftlich, d. h. alle in Betracht kommenden Gesichtspunkte und Tatsachen berücksichtigt. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, aller zwei oder drei Jahre in Form einiger Vorträge einfach die „Fortschritte der Anglistik oder Romanistik" entgegennehmen zu können. Gewiß soll die Universität unseren Bedürfnissen Rechnung tragen, wir dürfen aber auch nicht Unmögliches verlangen. Peinlich wirkt es, wenn so hochstehende Vorträge, wie sie auf dem Berliner Neuphilologentage geboten wurden, so abfällig kritisiert werden, wie das in der Zeitschrift des sächsischen Philologenvereins geschehen ist. „Mit großen Zettelkatalogen kommt man — d. h. die Universität — uns nicht näher." Wer so wenig Sinn für die Wissenschaft hat, der sollte wenigstens nicht öffentlich einem Neuphilologentag seine Wissenschaftlichkeit vorwerfen.

Werdau i. Sa. Armin Fröhlich.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

Band XXXIII. *Februar.* *Heft 1*

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germ. Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Jahrg. 43. — *Jahresbericht über die wissenschaftl. Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur.* Herausgegeben von der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin. Bd. 1. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1924.

Für alle Philologen, durchaus nicht allein für Germanisten, ist es wichtig und erfreulich, daß die beiden periodischen Bibliographien, deren sich unsere Wissenschaft seit 1876 und (für das „neue" Fach) seit 1890 erfreut, alle Krisen des Kriegs und Nachkriegs überwunden haben und nunmehr in einem Format, unter derselben Oberleitung (Fritz Behrend) und im selben Verlag erscheinen. Klaffte nicht zwischen den sog. Elias'schen „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" und diesen ihren Behrendschen Nachfolgern eine arge, von Paul Merkers „Wissenschaftlichem Forschungsberichte" allerdings sehr geschickt überbrückte Kluft der sechs Berichtsjahre 1915—20, so könnte man die gewaltsame Hungerkur des Krieges sogar dankbar begrüßen, insofern sie den ungeheuerlichen Umfang der neugermanistischen Bibliographie und andere plethorische Erscheinungen, über die meine „Allg. Bücherkunde" (2. Aufl. S. 13f.) Klage führte, beseitigt hat, die beiden Jahresberichte nunmehr aufeinander gebührende Rücksicht nehmen, also z. B. nicht mehr dieselbe Arbeit doppelt leisten, sondern eine deutliche Demarkationslinie, nämlich die Grenze zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert festgestellt haben und respektieren. Überhaupt hat sich mindestens in den „modernen" Jahresberichten so ziemlich alles, und fast alles zum Bessern verändert; gleichgeblieben ist sich der Idealismus der Mitarbeiter, die danklos wie jeder Bibliograph ihre schwere und verantwortungsvolle Arbeit tun. — Um die Urständ des neugermanistischen Jahresberichts hat sich Prof. R. H. Fife von der Columbia-University, um die bibliographischen Vorarbeiten für beide Unternehmungen die Deutsche Bücherei in Leipzig große Verdienste erworben; am deutschen Publikum, vor allen an den Büchereien hoher und mittlerer Schulen, an jedem, dessen Beruf irgendwie mit Kenntnis, Erforschung oder Lehre deutscher Sprache und Literatur zusammenhängt, liegt es nun, diese für Wissenschaft und höheren Unterricht gleich unentbehrlichen Einrichtungen zu unterstützen.

Hans Fehr, *Massenkunst im 16. Jahrhundert.* Mit 112 Abbildungen. Berlin, Herbert Stubenrauch, 1924. (Erster Band der Denkmale der Volkskunst, herausgegeben von Wilhelm Faenger).

Der vieldeutige Titel des mit vorkriegsmäßiger Pracht ausgestatteten Werks muß dahin erläutert werden, daß es sich für Fehr, einen namhaften Germanisten (im Sinne der juristischen Fakultät), um Wiedergabe, Erklärung und Würdigung von Flugblättern und -schriften des deutschen 16. Jahrhunderts (zumal seines dritten Viertels) als einer wirklich auf die Massen berechneten, ihrem Geschmack entgegenkommenden Bild- und (wo der Text Versform annimmt) auch Wortkunst handelt. In einer von dem Ex-Chorherrn und reformierten „Diener der Kilchen Zürych" Joh. Jak. Wick

(1522—88) angelegten, in der Züricher Zentralbibliothek verwahrten riesenhaften Sammlung, auf die Ricarda Huch schon vor geraumer Zeit hingewiesen hat, bot sich dem Herausgeber ein ebenso unerschöpfliches Material wie ehemals dem biederen Scheible in den Beständen der Ulmer Stadtbibliothek für den 13. Band seines „Klosters"; seine Auswahl gibt ein ebenso reiches wie buntes, ein ebenso oft anziehendes wie abstoßendes Bild jenes embryonalen Zeitungswesens, das als richtiger Embryo alle die Organe aufweist, die der Journalistik von heute vollentwickelt zu Gebote stehen. — Daß der Sammler, ein Lavater vor Lavater, an der Südwestecke des Sprachgebiets seßhaft, daß er ein strammer Protestant gewesen ist, daß er bis über die Ohren in allem Aberglauben seiner Zeit gesteckt hat, offenbart sich auch aus Fehrs kundiger Auswahl, in der Mißgeburten, Himmelserscheinungen, Hexen und Teufel eine große Rolle spielen; überhaupt ist das Werk ein unschätzbarer Beitrag zur Kulturgeschichte der unmittelbar nachlutherischen Zeit, wenngleich auch für Kunst- wie für Literaturhistorie nicht wenig abfällt und Fehr sehr geschickt die seiner „Massenkunst" gemeinsamen stilistischen und überhaupt ästhetischen Momente herauszuheben weiß, was umso schwerer und verdienstlicher ist, je ungleichwertiger die Einzelleistungen innerhalb eines so großen Korpus sind und sein müssen. Unter den Textierern der ausgewählten, meisterhaft reproduzierten Bilder (fast durchweg Holzschnitte) begegnen immerhin Gengenbach, Hans Sachs, Fischart. — Beiläufig sei bemerkt, daß dem unermüdlichen J. J. Wick ein Jahrhundert später in England der nicht unbekannte Tagebuchschreiber Samuel Pepys nachgeeifert hat; seine Sammlung von *broadsides* (in S. Magdalen's College, Cambridge) ist ganz ähnlich orientiert und nicht minder ergiebig. — Den wertvollen, nur gerade literargeschichtlich etwas spärlich bedachten Literaturangaben S. 117—121 sei ein Hinweis auf die in meiner „Allg. Bücherkunde" (2. Aufl. S. 150, 156, 174, 347) verzeichneten älteren, doch meist noch nicht veralteten Werke beigesellt.

Georg Brandes, *Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.* Berlin, Erich Reiß, 1924. Erster Band: Die Emigrantenliteratur, Die romantische Schule in Deutschland. — Zweiter Band: Die Reaktion in Frankreich, Der Naturalismus in England.

Aus Vorlesungen, die Brandes, noch nicht dreißigjährig, 1871 an der Kopenhagener Universität begann, sind die vielgerühmten, aber auch heftig angefochtenen „Hovedstrømninger i det 19de Aarhundredes Literatur" entstanden und 1890 mit dem sechsten Band abgeschlossen worden: sie umspannen in lebhafter, scharfsinniger, durchaus von dem politisch-philosophischen Radikalismus ihres Urhebers bestimmten Darstellung, die allerdings dem Essay näher steht als methodischer Forschung, die literarische Entwicklung Frankreichs, Englands, Deutschlands (mit gelegentlichen Ausblicken auf andre Nationen) etwa zwischen den großen Revolutionen von 1789 und 1848 und machten, wie in Brandes' Leben so in der Geistergeschichte des Nordens Epoche. Sachlich heutzutage natürlich weit überholt, durch seine rationalistische Anschauung gerade der Romantik, in der der dargestellte Zeitraum gipfelt, von vornherein entfremdet, bleibt gleichwohl das Werk, dessen einzelne Bände sofort nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übertragen wurden, an und für sich eine sehr respektable Leistung, gehört aber jetzt eher

der Geschichte der Wissenschaft als der lebendigen Lehre an. Da es in Deutschland durch unrechtmäßige und unverläßliche Übertragungen weiteste Verbreitung gefunden hat, legt Brandes am Abend seines Lebens dies sein umfänglichstes und einflußreichstes Werk gleichsam in einer Ausgabe letzter Hand vor, hier und da berichtigt und umgruppiert, die gute alte Strodtmannsche Übersetzung durch E. R. Eckart neubearbeitet. Zwei Bände, entsprechend den ersten vier der bisherigen Einteilung, sind bisher erschienen. „Wer mit dem Weltkrieg und den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts hinter sich einen Blick auf die ‚Hauptströmungen' richtet", sagt der greise Verfasser, „wird vermutlich überrascht von dem jugendlichen Übermaß an Glauben, Freiheits- und Zukunftsglauben, von welchem das Werk getragen wird. Es ist auf Überzeugungen gegründet, die in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Besten geteilt wurden." Uns dünkt vielmehr, daß dies Werk und alles, was Brandes' Namen trägt, den Geist des achtzehnten Jahrhunderts atme, des Säkulums, zu dessen allerletzten Erben Anatole France, nunmehr dem Leben entrückt, und eben Brandes zählen; und ohne uns den mancherlei Gebrechen des großzügigen Buchs, den gleichsam angeborenen wie denen, die sein hohes Alter verantworten mag, zu verschließen, begrüßen wir es in dieser endgültigen Gestalt als Bekenntnis und Vermächtnis eines Mannes von europäischer Geltung, eines Überzeugten und Unentwegten.

Wien. Robert F. Arnold.

Wolf von Unwerth und Th. Siebs, *Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts.* Vereinigung wissenschaftl. Verleger, Berlin, Leipzig 1920.

Frd. Vogt, *Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur.* 1. Teil, 3. Aufl. Ebda. 1922.

Von einem Grundriß der deutschen Literaturgeschichte liegen 2 Bände vor. Der erste in einer Bearbeitung durch W. von Unwerth und Th. Siebs, zwei Forscher, die von mundartlicher Sprachbeobachtung herkommen.

Es bleibt auch der besondere Vorzug des Buches, daß die Verfasser die Darstellung des Völkererlebnisses in Sage, Heldenverehrung und Gottesdienst, sowie die erste Rezeption antiker Bildungsmasse unter Karl dem Großen unter die Dominante sprachmelodischer Beobachtungen stellen. Der Band erhält dadurch ein neuzeitliches straffes Gerüst.

Vogt hat sich in der inhaltlich anschließenden Publikation der sehr dankenswerten Aufgabe unterzogen ein aufgespeichertes Material nach neuen Gesichtspunkten zu durchdringen. Weltdeutung, Erlebnisformen, Stände und Stil werden als die wesentlichsten Erscheinungen einer Verfassung des geistigen Lebens in den Vordergrund gerückt. In sorgsamer Weise deutet Vogt immer wieder völkische Zusammenhänge und Fragen der künstlerischen Formgebung an. Ein kunstgeschichtliches Verfahren, das vor der Erstarrung in Tatsachen bewahrt.

G. Witkowski, *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke.* Ein methodologischer Versuch. H. Haessel. Leipzig 1924.

In systematisch geordneter Anlage unternimmt Witkowski die Darstellung der sehr wesentlichen Fragen der Textkritik und der

Edition. Er geht von der historischen Betrachtung der geläufigen Prinzipien aus, führt zu einer zeitgemäßen Anwendung auf neuere und neueste Texte über und schneidet damit Hauptfragen der Literaturwissenschaft an.

In klarer und instruktiver Weise legt Witkowski [den] handwerklichen Apparat fest, erörtert Anordnung und Kommentarfragen, Vorworte, Lesarten und Rechtschreibung. Er fixiert das Druckbild, die technischen Behelfe und Vorarbeiten. Die sachlichen Ausführungen werden durch anschauliche Proben und Hinweise auf erfolgte Editionen wesentlich unterstützt.

Von strittiger Einstellung sind Witkowskis Erörterungen, so weit sie aus der ästhetischen Verfassung des Buches fließen (3. Kap. Grundsätzliches). Die Editionsprinzipien des Autors fußen auf den Volkeltschen Anschauungen vom ästhetischen Objekt und auf der subjektivistisch-pädagogischen Methode der Einfühlung, die den Gestaltungsfragen der Kunst nicht gerecht werden. Die strikte Zerklüftung in einen humanistischen und in einen volkstümlichen Standpunkt als leitenden Grundsatz für Ausgaben mit und ohne Erläuterungen und entsprechender Gebundenheit oder Souveränität über das Gesamtwerk schließt Fragwürdiges in sich.

Vorwort, Kommentar und Lesarten unterliegen zweifellos der Nachfrage. Aber Umgruppierungen des Textes, Kürzungen und Aufbauveränderungen können doch wohl bei aller pädagogischen Nachsicht mit der Kurzatmigkeit des Lesers vom Philologen nicht ernsthaft durchgeführt werden.

"Pages choisies" und "selected pages" — insbesondere für Lyrik sind Surrogate buchhändlerischer Geschäftstüchtigkeit. Das Recht „in Sammlungen von Gedichten und Aufsätzen durch Fortlassen des Nichtigen dem Wertvollen das Dasein zu fristen" (S. 109), ist meines Erachtens Vorrecht des Dichters und Mißgriff des Herausgebers. Wenigstens so lange als uns nicht alle Erkenntnismöglichkeiten für die repräsentativen und stilprinzipiellen Werte des Einzelgedichtes im Rahmen der ursprünglichen Gesamtgestaltung des Buches geworden sind. Eine Philologie von nicht „außerästhetischem Verhalten" (S. 67) wird hier noch mit zu sprechen haben.

Äußerst dankenswert sind Witkowskis Ausführungen über die Ausgaben für Lehranstalten insbesonders für Volksschulen. Auswahlgesetze besonderer Art, nicht durch pädagogische Tugendboldigkeit verwirrt, müssen in Kraft treten, um Jugendliche zu künstlerischen Gestaltungsfragen heranzuziehen. Hier liegen namhafte Anregungen für Jugendbildner.

Wien. Marianne Thalmann.

Ernst Wasserzieher, *Spaziergänge durch unsere Muttersprache.* Neue sprachgeschichtliche Plaudereien. Verlag des Deutschen Sprachvereins. Berlin 1923. VIII u. 150 S.

Verf. ist ein Meister im „Umgruppieren". Er versteht sich gut darauf, bereits behandelte Stoffe (Etymologie, Eigennamen, Redensarten, Fremdwörter usw.) in immer neue Beleuchtung zu rücken. Doch beruht es jedenfalls auf Unachtsamkeit, wenn „trivial" und „Triumph" an zwei Stellen (S. 105 u. 137 f.) mit nahezu gleichen Worten behandelt werden. Im übrigen gilt von dem Buche das-

selbe, was ich über frühere ähnliche Veröffentlichungen des Verf. („Leben und Weben der Sprache“, „Bilderbuch der deutschen Sprache“, „Sprachgeschichtliche Plaudereien“) in dieser Zeitschrift gesagt habe.

Schon früher gerügte Versehen und Irrtümer schleppen sich weiter, so z. B. S. 26 ital. cam*a*rata für camerata (wohl aber franz. cam*a*rade!). *Klagenfurt*, S. 75 ist die Furt der Klagen (elbische Wesen) und kommt nicht von einem lat. *Claudii forum*. — Immer wieder steht Wodan für Odin (S. 57). Die deutsche Mythologie kennt keine Wölfe «Geri» und «Freki». — Der Name des kärntischen Tondichters *Koschat* (S. 72) ist tatsächlich slavisch. (Slowen. *košát* = buschig, in übertragener Bedeutung: prahlerisch.) — Zu dem Artikel „Forst“ (S. 75) wäre zu bemerken, daß es niederdeutsch auch die Forst heißt entsprechend dem Romanischen (franz. *la fôret*, ital. *la foresta* usw.). — Warum heißt es S. 89: wir besaßen „Leibchen“ und „Mieder“? In Österreich und vermutlich auch im Süden Deutschlands sind beide Wörter noch allgemein gebräuchlich. — „Geiß“ und „Ziege“ (S. 103) sind etymologisch ganz unabhängig von einander. — Die Redensart „es faustdick hinter den Ohren haben“ (S. 126) erklärt sich nicht von selbst. Die Anschwellung hinter den Ohren gilt als Werk eines bösen Dämons[1]) und ist wesensgleich mit dem Mumps, der volkstümlichen Bezeichnung der Ohrspeicheldrüsenentzündung (parotitis), die im Volke auch den offenbar mythischen Namen „Ziegenpeter“ führt. — Eigenwert besitzt der Aufsatz über den ndd. Namen des Storches, *adebar* (S. 4 ff.), worin eine neue etymologische Deutung versucht wird (von ahd. *adara* „Eingeweide“). — Dem Kapitel „Vom Unwert des Sprachenlernens“ (S. 65) werden nur wenige Germanisten beistimmen. Gerade durch das Erlernen fremder Sprachen wird die Kenntnis der Muttersprache gefestigt und vertieft. Mit jeder fremden Sprache, die der Deutsche lernt, wird die Vergleichsbasis, auf der ja im Grunde das tiefere Verständnis der eigenen Sprache beruht, entsprechend erweitert. Natürlich muß der fremdsprachliche Unterricht vernünftig betrieben werden; er darf nicht ein mechanisches Eintrichtern von Regeln und Vokabeln sein, sondern muß fortwährend auf das geistige Element der Sprache (Etymologie, Bedeutungswandel!) Rücksicht nehmen. Gerne sei zugegeben, daß dem Deutschen in unseren höheren Schulen eine zu geringe Stundenzahl eingeräumt ist. Verf. sollte es lieber unterlassen, vergessene chauvinistische Schriften wieder ans Tageslicht zu ziehen. Solche Wortprägungen wie „Deutschlands Zukunft — die Zukunft des Menschengeschlechtes“ hatten keine andere Wirkung — der Weltkrieg hat es gezeigt — als daß sie uns bei unseren Feinden in den Verdacht des Imperialismus brachten und den Haß gegen Deutschland schürten. — Ein „österreichisches Küstenland“ (S. 142) gibt es seit dem Frieden von St. Germain nicht mehr. — Das letzte Kapitel, die Zusammenstellung von Familiennamen, die von Gewerben hergenommen sind, ist sprachlich wie kulturgeschichtlich wertvoll. Mit Freuden begrüßen wir das Versprechen des Verf., die Sammlung fortzusetzen. Die als Anhang gebrachten sieben Sprachregeln sind sehr beherzigenswert.

Klagenfurt. R. Riegler.

[1]) Dieser hat nach dänischem Volksglauben Fuchsgestalt: han har en Ræv bag Øret = er hat einen Fuchs hinter dem Ohr.

Eilert Ekwall, *Historische neuenglische Laut- und Formenlehre.* Zweite, verbesserte Auflage. (Sammlung Göschen Nr. 735.) Berlin und Leipzig 1922.

Dieses in erster Auflage 1914 erschienene Büchlein ist ein ganz vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der neuenglischen Sprachentwicklung seit dem 15. Jahrhundert. Auf knappem Raum wird hier eine Fülle von Belehrung gegeben, eine Darstellung, welche durchaus auf selbständigem Studium des Materials beruht und ein persönliches Gepräge hat. Besonders hervorheben möchte ich die Berücksichtigung der innerhalb der neuenglischen Zeit aufgenommenen Lehnwörter, die in dieser Regelmäßigkeit noch in keiner anderen Darstellung dieses Gegenstandes herangezogen worden sind. Auf dem Gebiet der neuenglischen Lautgeschichte haben sich ja stark auseinander gehende Tendenzen geltend gemacht: während Ellis geneigt war, die mittelenglischen Lautwerte auch lange später anzusetzen und andere ihm darin gefolgt sind, haben Zachrisson und Wyld die Meinung vertreten, daß die heutigen Lautwerte — oder doch die des 18. Jahrhunderts — schon sehr alt sind. Ekwall nimmt gegenüber diesem Streit eine mittlere Stellung ein: ich glaube, daß er in den meisten Fällen recht haben wird.

Die vorliegende zweite Auflage nennt sich eine verbesserte. Aber die Änderungen können sicherlich nicht bedeutend sein: bei wiederholten Stichproben habe ich keine entdecken können, und die letzte Seite der neuen Auflage deckt sich vollkommen mit derjenigen der alten. Die Darstellung der Entwicklung von me. *ū* und *ew* ist wörtlich die gleiche geblieben, obwohl mein im Jahr 1921 in der Anglia 45, 132ff. erschienener Aufsatz „Gab es einen früh-neuenglischen *ü*-Laut?" meines Erachtens einiges Tatsächliche aufzeigte, das Beachtung verdient, auch wenn man nicht meiner Deutung beipflichtet. Dahin rechne ich z. B. den Hinweis, daß die Namen der Buchstaben *u* und *q* eine Sonderstellung einnahmen und daher nichts für die Deutung des *u*, *ew* in wirklichen Wörtern beweisen können, ferner, daß es im 16. Jahrhundert für *sure* die Lautung *šūr* gab, wie aus französischen Transkriptionen durch *chure* hervorgeht, und daher das heutige *šūr* keineswegs auf früh-ne. *sjūr* zurückgehen muß. Auch ist seit Spiras Zusammenstellung der französischen Grammatikerzeugnisse deutlich, daß die Lautung *iū* zu häufig bezeugt ist, um übergangen zu werden.

Im übrigen möchte ich für eine künftige Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird, auf folgende Punkte aufmerksam machen.

S. 74 und 87. Ist die Erhaltung des *e* in *naked* und die Bewahrung des stimmlosen *s* in *else*, *hence* usw. wirklich so „auffällig" nach dem was ich in meiner Hist. Gram. § 475 (und Anm.) und § 471 vorgebracht habe?

S. 94. Über das Wortspiel zwischen *suitor* und *shooter* vgl. Angl. 45, 178.

S. 115. Die heutige Lautung von *you* allein aus der mittelenglischen schwachtonigen Form [*jŭ*] abzuleiten, geht im Hinblick auf die früh-neuenglischen Verhältnisse nicht an. Das Wort reimt niemals mit [*ū*] wie in *do*, sondern mit dem Laut des me. *ū* und *ew*, wie *sue*, *new*,, und die Grammatikerzeugnisse bringen Bestätigung (vgl. Angl. 45, 171).

S. 117. Ist *these* wirklich unklaren Ursprungs? Vgl. Morsbach, Schriftsprache 128; Sweet, N. E. Gr. I 349; Diehn, Kieler Studien I 73; Luick, Angl. Beiblatt 16, 153.

Auf andere Punkte, in denen ich vom Verfasser abweiche, einzugehen ist hier nicht der Ort.

Wien. K. Luick.

HEINRICH RABE, *Deutsch-englisches Satzlexikon der allgemeinen und wirtschaftlichen Sprache.* Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1924.

Der Verfasser, der uns bereits vor einigen Jahren mit dem französischen Satzlexikon von Rabe-Rieffel erfreute, schenkt uns nun mit dem deutsch-englischen Satzlexikon das bedeutend größere Seitenstück dazu. Die Vorteile eines solchen „Satzlexikons“, das sich wie eine glückliche Verschmelzung von Nachschlagewerk und Lehrbuch ausnimmt, liegen auf der Hand. „Am Anfang war das Wort“ kann ja seit langem nicht mehr der Wahlspruch der Sprachforscher und Sprachlehrer sein, für die es richtig heißen muß: „Am Anfang war der Satz“. Sprachwissenschaft und Sprachpädagogik haben schon lange eingesehen, daß die Wörter nur mehr oder minder gewaltsam herausgehobene Bestandteile eines Gebildes sind, das die primäre und wichtigste natürliche Einheit unserer Sprechfunktion ausmacht. Besonders vom semantischen Standpunkt betrachtet erscheinen die Wörter wie blutleere Phantome, die sich erst im Satze in Wesen von Fleisch und Blut verwandeln. Unter diesen Umständen ist ein gewöhnliches Wörterbuch ein recht dürftiger Behelf, und es ist eigentlich merkwürdig, daß die Zusammenstellung eines Satzlexikons nicht schon früher versucht worden ist. Krügers „Hauptschwierigkeiten“ sind ja äußerst wertvoll, aber doch nach anderen Gesichtspunkten zusammengestellt und die gleichfalls sehr wichtigen englischen Erklärungswörterbücher kommen bei Übersetzungen ins Englische naturgemäß weniger in Betracht. Die Anordnung der Schlagwörter ist bei Rabe streng alphabetisch, die Wahl der Mustersätze eine äußerst glückliche, auch findet sich in ihnen ein gutes Stück Grammatik, Synonymik und Phraseologie mitverarbeitet. Man kann sogar sagen, daß man hier beim Nachschlagen meistens mehr findet, als man gesucht hat, weil man nebenbei auf Dinge stößt, die man sich auch gleich merken will und — dank ihrer Fassung — auch merken kann. Da, wie der Titel zeigt, nur die moderne Umgangs- und Geschäftssprache Berücksichtigung fanden, so konnte der Verfasser auf diesem wichtigen Teilgebiet der englischen Sprache viel mehr in die Tiefe gehen; daher kommt es, daß er — abgesehen von den Sätzen — viele brauchbare Einzelwörter bringt, die z. B. bei Muret-Sanders gänzlich fehlen oder weniger gut übersetzt sind, Man vergleiche z. B. „Stichprobe“ bei M.-S. u. a. *superficial test,* bei Rabe *random test,* „Stichtag“ fehlt bei M.-S., bei R. *term fixed, settling-day* und ein Satz als Beispiel. Hierzu kommt, daß die vorliegende Arbeit erst 1924 erschienen und wirklich *up to date* ist. Davon zeugen in erster Linie Ausdrücke wie *profiteer* (Kriegsgewinner) *pre-war prices, shirker* (Drückeberger) u. dgl. oder geographische Namen wie *Czecho-Slovakia, Latvia* (Lettland) u. a. Aber auch die Sätze zeigen vielfach in syntaktischer Hinsicht eine sehr fortschrittliche Form, die zu gebrauchen man niemals gewagt hätte. So verlangt z. B. die landläufige Grammatik nach Verben des Fürchtens eine Konjunktivumschreibung. Rabe bringt dagegen unter „Bankerott“ den Satz: *It is greatly feared that this failure will involve several other houses.* Für Ausländer besteht natürlich kein Anlaß, in solchen Fällen englischer zu sprechen als die Engländer, und es ist nur zu wünschen,

daß unsere Grammatiken recht bald von derartigen Erscheinungen Notiz nehmen. Ähnliches ist übrigens auch in anderen Sprachen zu beobachten; so im Französischen, wo in jüngster Zeit u. a. ein sehr energischer Abbau des Konjunktivs stattgefunden hat.

Über die Vollständigkeit des Werkes ist zu sagen, daß bei ca. 200 Stichproben ich nur in etwa 20 Fällen Lücken oder Versehen feststellen konnte; in allen übrigen Fällen bot das Lexikon völlig befriedigende Auskunft. Der Verfasser wünscht natürlich selbst, sein Werk durch Mitteilungen der Benützer vervollkommnen zu können, daher führe ich von den erwähnten Fällen mit negativem Ergebnis die wichtigeren an. Druckfehler sind *lense* (statt *lens*) für „Linse" und „Großverkäufer" (statt „Großverbraucher" oder „Großkonsument") = *bulk consumer*. Folgende Schlagwörter fehlen: Ausfuhrbewilligung *(export license)*, Einfuhrerlaubnis (*import license*), Flammpunkt (*flashpoint*), Kriegsteilnehmer (?), Petroleumprodukt (*petrolatum*), Rohstoff (*raw material*), wertbeständig z. B. ~ e Währung (*stable currency*). Bei folgenden Schlagwörtern möchte ich noch eine Übersetzung oder ein Beispiel hinzufügen: an = *in* (*She had roses in her hat*), Andenken (*memento*), Ahnung (*suspicion*, z. B. *The book fascinates even children, who have no suspicion of the deep spiritual meaning underlying it.* Delmer, *Engl. Lit.* S. 83), Bestellung: zahlbar zur Hälfte bei ~ *payable half with order)*, günstig *(The picture does not hang to advantage)*, hindern (*to encumber: The cloak encumbered his motions*), in od. Prüfung (*The examination on geography went off well*), Lustbarkeitssteuer *(amusement tax)* malen od. nach (*to paint from life, from nature*), Streich (*practical joke*). Bei „schmackhaft" müßte *palatable* als der allgemeinere Ausdruck vor *savoury* stehen, eine Andeutung des Unterschiedes wäre erwünscht. Die von mir gemachten Zusätze, von denen das meiste auch bei Muret-Sanders fehlt, stammen größtenteils aus Krüger, Webster, Zeitungen und Originalbriefen. —

Wien. Max Seidner-Weiser.

Adolf Krüper, *Deutschkunde im englischen Unterricht.* 4. Bd. des Handbuchs der Deutschkunde, hg. v. Dr. W. Schellberg u. Dr. J. G. Sprengel; Diesterweg, Frankfurt a. M. 1924.

Der in der Vorrede betonte Standpunkt des Verfassers, daß die „Deutschkunde" im Mittelpunkt des Unterrichts an allen deutschen Schulen stehen müsse, die einzelnen Fächer verbindend und durchdringend, wird gewiß auch in dem heutigen, im Zeichen der Schulreform stehenden Österreich allseitigem Verständnis begegnen. Denn was die Deutschkunde leisten soll, nationale Erziehung im besten Sinne des Wortes, Einsicht in die Besonderheit, die Bedingtheit, die Vorzüge und Schattenseiten des eigenen Volkstums, die Erweckung einer jedem Chauvinismus fernen Freude an dem eignen nationalen Gut, muß von Schulfachleuten aller Parteirichtungen als erstrebenswertes Bildungsziel angesehen werden. Krüpers Buch wird jedem Lehrer des Englischen durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, die Fülle von pädagogisch-methodischen Anregungen sowie die zahlreichen wertvollen Hinweise auf die einschlägige Literatur ein höchst willkommener und nutzbringender Führer sein.

In einem einleitenden Kapitel: „Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und England" und in drei Hauptabschnitten: „Deutschkunde in Verbindung mit der englischen Schullektüre", „Englands Geschichte und politische Entwicklung im Unterricht der deutschen Schule" und „Deutschkunde im Anschluß

an die englische Sprache und Grammatik" gibt der Verfasser einen Überblick über das gesamte Stoffgebiet des englischen Unterrichts im Hinblick auf die Deutschkunde. Ein Schlußkapitel behandelt „Amerika im Unterricht der deutschen Schule". — Es ist wohl selbstverständlich, daß Krüpers Buch dem englischen Fachlehrer nichts durchaus Neues, bisher Unbekanntes bietet. Viele seiner Hinweise auf Beziehungen zwischen dem Deutschen und Englischen, namentlich Lektüre, Sprachgeschichte und Grammatik betreffend, finden sich bereits in modernen, Lehrbüchern. Sein Verdienst ist es aber, daß er alle Gebiete des englischen Sprachunterrichts unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet und dadurch die in den Lehrplänen geforderte Kenntnis von Land und Leuten, politischer, geistiger, wirtschaftlicher Geschichte Englands, seiner Sprache und Literatur durch das Aufzeigen der Beziehungen an unserem eigenen Volkstum lebendiger, ja in praktisch-politischer Beziehung wirksamer macht. Findet sich doch gerade im Kap. 3 (Geschichte und politische Entwicklung Englands) an mehreren Stellen der Hinweis auf die Notwendigkeit einer richtigen, auf selbsterworbener Kenntnis beruhenden Beurteilung des englischen Wesens, des Staates und der Gesellschaft für die politische Haltung der heranwachsenden Generation in Deutschland. Wie fern der Verfasser einer einseitig lobenden Bewertung des englischen Volkstums steht, zeigt schon das erste Kapitel, die vorzügliche Übersicht über deutsch-englische Kulturbeziehungen von den Anfängen englischer Geschichte und Literatur bis in die Gegenwart, mit ihrem Höhepunkt im 18. Jahrhundert, in dem namentlich philosophische und literarische Einflüsse das deutsche Geistesleben entscheidend befruchten. Das Einsetzen der gegenläufigen Bewegung am Ende des 18. Jahrhunderts, die im 19. Jahrhundert stattfindende Wechselwirkung auf wissenschaftlichem, sozialpolitischem und gesellschaftlichem Gebiet, wobei trotz wachsender politischer Entfremdung das Gefühl einer engen Kulturgemeinschaft bis zum Weltkrieg lebendig bleibt, um dann plötzlich erbitterter Gegnerschaft, gegenseitiger Verkennung und Verleumdung Platz zu machen, sind bei aller Kürze lückenlos und mit größter Klarheit dargestellt.

Im folgenden Abschnitt nimmt, wie natürlich, die Behandlung der Lektüre Shakespeares einen breiten Raum ein. Besonders interessant und für vorgeschrittene Schüler fruchtbar erscheinen mir hier die Parallelen Shakespeare—Schiller (Cäsar—Tell und Macbeth—Schillersche Bearbeitung), Shakespeare—Goethe und Shakespeare—Kleist. — Ob für die Behandlung der Aufklärungszeit im Lehrplan genügend viel Raum ist, um die Lektüre von Auszügen aus englischen Philosophen und Nationalökonomen in dem von Krüper gewünschten Umfang durchzuführen, bleibe dahingestellt. Die Dichter des 18. Jahrhunderts sind, ebenso wie Milton und Bunyan als Repräsentanten der puritanischen Dichtung, in diesem Kapitel wohl deshalb unerwähnt geblieben, weil über ihre Einwirkung auf die deutsche Literatur bereits im einleitenden Abschnitt gehandelt wurde. Jedenfalls möchte ich im Kanon der englischen Schullektüre, da wo ein Überblick über die Entwicklung der englischen Literatur überhaupt angestrebt wird, weder Proben aus Ossian noch aus den englischen Romanschriftstellern missen. — Ausführlich ist der englischen Romantik gedacht, — mit Recht — da die Spiegelung dieser für Deutschland so charakteristischen Zeitstimmung in der englischen Dichtung für den erwachsenen Schüler von hohem Interesse ist. Für das 19. Jahrhundert wurden nur einzelne Hinweise

auf Carlyle. Ruskin, Dickens und Thackeray gegeben. Vielleicht wird mancher Fachkollege mit mir diese Knappheit bedauern; denn im Hinblick auf die berechtigte Forderung, moderne Autoren für die Schullektüre zu bevorzugen, wäre die Nennung einiger für die Deutschkunde ergiebiger zeitgenössischer Werke gewiß sehr dankenswert gewesen. —

Der Abschnitt über „Geschichte der politischen Entwicklung Englands im Unterricht der deutschen Schule“ stellt meines Erachtens an den Fachlehrer besonders hohe Anforderungen. Fällt doch nach des Verfassers Meinung diesem Gebiet des englischen Unterrichts die Aufgabe zu, durch steten Vergleich englischer und deutscher Verhältnisse in bezug auf politische und Verfassungsgeschichte, staatliche Organisation, weltpolitische Zielsetzung usw. den Schülern einen Großteil der bürgerkundlichen Bildung zu vermitteln, die bisher dem Gebiet des Geschichtsunterrichtes vorbehalten blieb. Das scheint mir eine so gründliche historische Fachbildung zu bedingen, wie sie bei Philologen kaum allgemein vorausgesetzt werden kann. Freilich bewährt sich der Verfasser auch hier in sachlicher und methodischer Beziehung als vorzüglicher Führer. Sein Leitgedanke, durch das Wissen vom englischen Wesen vor allem sichere Erkenntnis der eigenen völkischen Sonderart zu vermitteln, tritt auch in diesem Abschnitt überall deutlich zutage.

Auf dem Gebiete der Sprachgeschichte und Grammatik liegt die vergleichende Methode besonders nahe und ist dem modernen Sprachlehrer wohl bereits in Fleich und Blut übergegangen. Dennoch findet sich gerade in diesem Kapitel eine Fülle wertvoller, im Unterricht mit großem Nutzen zu verwendender Anregungen; so etwa der einer Erkenntnis der Charakterverschiedenheiten beider Sprachen dienende Vergleich von poetischen Texten mit ihren Übersetzungen, die Zusammenstellung angelsächsischer und französischer Ausdrücke aus verschiedenen Vorstellungskreisen, die Bemerkungen zum Bedeutungswandel, der dankenswerte Hinweis auf die mit Unrecht bestrittene Eignung des Englischen zur logischen Schulung des Geistes. Die auf S. 92 ausgeführten Folgerungen betreffend den Einfluß des puritanischen Geistes auf die Mehrung des Wortschatzes (Zusammensetzungen mit "self") scheinen mir freilich allzu weitgehend; lassen sich doch für fünf von den angeführten sechs Beispielen Entsprechungen im Deutschen finden. Solche und ähnliche Einzelheiten können jedoch den Wert dieser Betrachtungen in keiner Weise verringern.

In kurzem Abriß stellt das letzte Kapitel des Buches die kulturellen, politischen und literarischen Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland dar und faßt die Ergebnisse zusammen, die für den deutschkundlich eingestellten englischen Unterricht aus der Literatur, der Geschichte und Staatsverfassung des angelsächsischen Amerika zu verwerten sind, das ja durch seine für uns so verhängnisvolle Teilnahme am Weltkrieg ebenso wie durch seine ofizielle und private Haltung in der Nachkriegszeit gerade für den Deutschen der Gegenwart erhöhte Bedeutung erlangt hat.

Joseph Mellin, *Englisches Übungsbuch.* Übungsstücke zum Übersetzen in das Englische mit zahlreichen Übersetzungshilfen und den englischen Originaltexten. (Heidelberg, Jul. Groos, 1923.)

Das Übungsbuch ist als Ergänzung der engl Lehrbücher von Gaspey-O. Sauer gedacht und will „zur Einübung der Hauptregeln

der engl. Satzlehre" dienen. In den Texten finden sich durch Fettdruck einzelner Wörter und Wendungen Hinweise auf das im gleichen Verlag 1920 erschienene Mellinsche Buch „Hauptschwierigkeiten der engl. Sprache", das also bei der Arbeit zu benützen wäre. Die deutschen Texte sind — zum Teil recht freie — Übersetzungen englischer Originale, ergänzt durch einige Musterstücke deutscher Prosa. Die englischen Texte, Originale wie Übersetzungen, liegen in einem besonderen, wohl nur für die Hand des Lehrers bestimmten Heftchen vor. Auswahl der Stücke und Freiheit der deutschen Übersetzung lassen die Texte als besonders schwierig und nur für weit vorgeschrittene Schüler fruchtbar erscheinen. Für solche wird sich wohl aus dem Vergleich des von ihnen gelieferten Textes mit den Originalen von Dickens, Locke, Mill u. a. mancherlei Lehrreiches ergeben. Auch die an Zahl geringen im Anhang mitgeteilten Übungsstücke zur Umbildung des Textes können den Schüler fördern. — Für unsere Schulen, die der Übersetzung ins Englische aus methodischen Gründen — mit Recht — keinen sehr breiten Raum gewähren und sie hauptsächlich in der Form leicht veränderter Rückübersetzungen zur Befestigung der durchgenommenen Texte auf der Unter- und Mittelstufe verwenden, kommt das Buch meines Erachtens zu Unterrichtszwecken nicht in Betracht.

Wien. Martha Fabian.

Franz. u. engl. Schulbibliothek, herausgegeben von Eug. Pariselle und H. Gade. Reihe A: Bd. 211, Erzählungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege; Bd. 213, Lectures philosophiques; Rengersche Buchhandlung, Leipzig, 1922 und 1923.

1. *Erzählungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege*, gesammelt und herausgegeben von Dr. F. Lindemann. Mit drei Karten.

Macht schon der Titel des Bändchens stutzig — neue Erzählungen aus dem Siebzigerkrieg sind doch aus den verschiedensten Gründen gerade das Gegenteil von dem, was uns heute für den Französischunterricht not tut — so erstaunt man noch mehr über die getroffene Auswahl, wenn man diese zwölf Geschichten von Henry Houssaye, Paul Bourget, Louis Albin, Jules Claretie, Alphonse Daudet, Paul et Victor Margueritte und Gustave Toudouze liest. Auch wer nicht aus prinzipiellen Gründen Gegner von Kriegsliteratur und ihrer Verbreitung und Auswertung in der Schule ist, müßte sich doch sagen, daß man sich in bezug auf Lektüre von Kriegsgeschichten nur von zwei Gesichtspunkten leiten lassen dürfte: entweder davon, daß es sich um solche Perlen der erzählenden Literatur handelt, daß man sie um ihres dichterischen oder rein menschlichen Wertes willen den Schülern gern zugänglich macht — ich denke dabei (abgesehen von den grandiosen Darstellungen in Zolas «La débâcle» an so bekannte Dinge wie z. B Maupassants Novellen «La mère Sauvage» und «L'Horrible» oder Coppés «Le morceau de pain», das die soziale Frage in eindrucksvoller Weise aufrollt; oder es gehört ein solches Werk zur Kenntnis des Lebens und der inneren Entwicklung des Verfassers, zur Beleuchtung der Zeit, die ihm ihren Stempel aufdrückt, dann wird man — wie bei Victor Hugos «L'année terrible» — im Zusammenhang eines künstlerischen Gesamtwerkes nicht daran vorbeigehen können. Aber Kriegsgeschichten um des Stoffes willen zusammenzutragen, Daudets aus anderen Sammlungen wohlbekanntes «Les mères» zu bringen, das in seiner Art an die

soviel reizvollere Skizze «Les vieux» erinnnert, Psychologen und Stilisten vom Rang eines Paul Bourget und Jules Claretie mit dem chauvinistischen Draufgängertum eines Louis Albin, eines Henry Houssaye oder mit den menschlich allerdings sympathisch ansprechenden Tagebuchnotizen eines Kriegsteilnehmers wie Gustave Toudouze zusammenzustellen, scheint mir doch ein äußerst anfechtbares Beginnen. Um so mehr, wenn es sich dabei nicht um Hervorhebung menschlicher Werte — Selbstentäußerung, heroischen Muts — handelt, wie sie gerade in Zeiten allgemeiner Gefahr und unter dem Einfluß eines großen gemeinsamen Gefühls sichtbar in die Erscheinung treten, sondern um der Kriegssache selbst willen geschieht. Sieht man allgemeine Titel wie «La charge», «En carré», «La défense du drapeau», kann man sich schon einen ungefähren Begriff von dem, was uns nicht not tut, machen, liest man aber die darin enthaltenen Schilderungen («quelle boucherie!» heißt es einmal zusammenfassend in Houssayes «La charge», in dem übrigen auch der bezeichnende Ausruf «Jamais je ne verrai rien de plus terriblement beau» vorkommt) oder Sätze wie «Nos baïonnettes sont à la fête» in «Le bombardement du plateau d'Avron» (von Toudouze), das in seiner schicksalsvollen Gräßlichkeit als abschreckender Propagandatext gegen den Krieg für ein pazifistisches Lesebuch benützt werden könnte, so fragt man sich ganz benommen: Wozu all dies? Steht man aber auf dem entgegengesetzten, rein nationalen Standpunkt, so muß man erst recht Darstellungen ablehnen, die — vom Gesichtswinkel des Gegners aus gesehen — auch dort, wo es nicht beabsichtigt sein mag, ein schiefes Licht auf die Art der Kriegführung der eigenen Partei werfen. Ich denke dabei z. B. an die Schilderung des deutschen Reiterangriffs in Albins «En carré», wo erzählt wird, wie preußische Kavallerie bei einer Wiederholung des ersten, mißglückten Ansturms rücksichtslos über ihre eigenen Verwundeten, Sterbenden und Toten hinwegsetzt und dabei alles noch Lebende unter ihren Hufen zertritt. — Der Herausgeber hat sich bezeichnender Weise über die Gründe, die ihn zur Veröffentlichung dieser Sammlung bewogen, nicht geäußert und an Stelle eines allgemeinen Vorworts einleitende „Biographische Bemerkungen" gegeben.

2. *Lectures philosphiques*, Auswahl mit Einleitungen und Anmerkungen. Zum Schulgebrauch herausgegeben und bearbeitet von Dr. Ulrich Molsen.

Das Erscheinen dieses Bändchens hingegen ist sehr zu begrüßen. Die im Vorwort betonte Absicht des Herausgebers, ein „Philosophisches Lesebuch" in die Hand des Schülers zu legen, das ein Bild der Gesamtheit der französischen Philosophie von Descartes bis auf die Gegenwart bietet, wobei er die Unmöglichkeit der Vollständigkeit einer solchen Auswahl betont, erscheint mir in dieser Sammlung verwirklicht. Sie ist meiner Ansicht nach sogar zu reichhaltig, um durchgehend benützt zu werden, handelt es sich in der Schule doch gar nicht darum, mit den Schülern einen Kursus der Französischen Philosophie abzuhalten. Aber — „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" — die Auswahl ist so groß, daß der philosophisch geschulte Lehrer und philosophisch interessierte Schüler je nach ihrer Eigenart auch bei Besprechung einzelner Abschnitte auf ihre Rechnung kommen werden und daß sich manches darin findet, was ganz verschiedenen Zeiten und Strömungen als gerade besonders aktuell erscheinen mag (z. B. gegenwärtig die Bekanntschaft mit einer geistigen Persönlichkeit vom Zuschnitt des Helvétius). Von den 17 darin vertretenen Philosophen kommen Descartes, Pascal,

Montesquieu, Voltaire und Rousseau mit den charakteristischesten Stellen ihrer repräsentativen Werke zu Wort (diese sind zwar auch sonst in Lehr- und Lesebüchern leicht zugänglich, doch liegt der Wert hier gerade in ihrer Zusammen- und Gegenüberstellung), Condillac, La Mettrie, Diderot und Helvétius vertreten die Revolution des auf das eigene Ich gerichteten neuen Gedankens. Vielleicht ließe sich in einem gedrängten Schullesebuch auf die hier gebrachten Beiträge von Vauvenargues, De Lammenais und Jouffroy verzichten; auch erscheint mir der Abschnitt aus Combes «Cours de philosophie positive» als hier zu umfangreiche Darstellung des philosophischen Positivismus. Dagegen ist in bezug auf Unterabteilungen und Grenzgebiete eine ausgezeichnete Auswahl getroffen: Turgots «Réflexions sur la formation et la distribution des richesses» bringen die philosophische Begründung der Nationalökonomie, Victor Cousins «Du Vrai' du Beau et du Bien» lenkt die Aufmerksamkeit auf die Philosophie, die man den Schülern fürs Leben mitzugeben wünschte: die praktische, die angewandte Philosophie, also die Ethik. Kulturgeschichte und Ästhetik sind aufs reizvollste in dem Auszug aus Taines «Philosophie de l'art» vertreten und Renans Hymnus auf das Wissen «Savoir» schließt — das einzelne zur allgemeinen Weihe führend — den Reigen französischer Denker. — Wenn, wer den Dichter verstehen will, in Dichters Lande gehen muß, so müßte man, um einen Philosophen in seiner vollen Eigenart erfassen zu können, ihn in seiner eigenen Sprache kennen zu lernen trachten. Erst in seiner heimatlichen Gewandung wird er sich ganz erschließen, besonders, wenn seine Sprache eine logischem Denken so angepaßte und der Klarheit des Ausdrucks so fähige ist wie die französische. Anerkannten Fachwerken entnommene biographische Einleitungen mit Darstellungen des den Texten zugrundliegenden philosophischen Lehrgebäudes und sorgfältig redigierte Anmerkungen werden verständnisfördernd wirken.

Wien. Martha Weißweiler.

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1924 und 1925.

Die Bände dieser neuen deutschen Shakespeare-Übersetzung haben sich, seitdem die letzten Neuerscheinungen hier angezeigt wurden, um einige weitere Nummern vermehrt. „Troilus und Cressida" liegt in der Erneuerung von M. J. Wolff, „König Johann" in der Bearbeitung von Hermann Conrad, „Julius Caesar" in der von Ludwig Fränkel und „Coriolanus" in der Übertragung von Rudolf Imelmann vor. Es ist immer von neuem ein Genuß, diese schönen, schlanken, hohen Bändchen in den Händen zu halten und in ihnen zu lesen. Um sie zustande zu bringen, haben treue philologisch-kritische Texterforschung, gewissenhaftes, aus künstlerischem Willen zum besten sprachlichen Ausdruck dringendes Bemühen und vornehmste Buchdruckerkunst zusammengewirkt. Knappe Anmerkungen erklären einzelne Schwierigkeiten des Textes, das Nachwort jedes Bandes gibt die notwendigen Angaben über Entstehung, Überlieferung, frühere Übersetzungen und deutet kurz an, in welcher Richtung die Probleme liegen, die den zu beschäftigen haben, der tiefer in das Verständnis der Dramen, so hier besonders „Coriolanus" und „Troilus und Cressida", eindringen will.

Romain Rolland, *Liluli*, mit 32 Holzschnitten von Franz Masereel, übersetzt von Walter Schiff. Rütten und Loening. Frankfurt a. M. 1924. Preis geh. 2,50, geb. 4 M.

Die dramatische Satire „Liluli" reicht, wie der Übersetzer im Vorwort mitteilt, in ihrem Plan in die Vorkriegszeit zurück und war als der — 1913 — skizzierte, zweite Akt eines dreiaktigen, poetisch-philosophischen Feenspiels gedacht. Die bittere Erfahrung des Krieges hat dann wohl den in tiefster Seele verwundeten Dichter dazu getrieben, die Skizze zu jener ausgelassenen, dabei tieftraurigen, wie scharfes Scheidewasser ätzenden Satire auszugestalten, die man als das in negativem Sinne gehaltene, verzweifelt-lustige Vorspiel zu dem ernsten, schwerflüssigen Bekenntniswerk „Clérambault" betrachten kann.

Der etwas zwiespältige Eindruck, den dieses Werk — das grelle, wehe Lachen eines zarten, musischen, musikalischen Künstlers — hinterläßt, mag mit daran schuld gewesen sein, daß diese hier angezeigte deutsche Übersetzung die erste ist. Dem Übersetzer darf unbedenklich das Zeugnis ausgestellt werden, daß er die fast unüberwindlichen sprachlichen Schwierigkeiten, wie sie besonders in den zahlreichen Wortspielen auftreten, mit Geschick und Geschmack überwunden hat. Der zwischen lyrischem Gefühl, derber Spötterei, verführerischer Überredungskunst und phrasenhaftem Zynismus hin und herschwankende Ton der Dichtung ist ebenso bewahrt geblieben wie der dem Werk eigentümliche Rhythmus, der meist in keckem Getändel und stoßweise springender Hast verläuft, ohne doch dabei frei dahinzustürmen; als ob irgendein Zwang, ein Gewicht — nichts anderes als R. Rollands seelische Schwere und Zurückhaltung — ihn behinderten.

Ton und Rhythmus sind glücklich und treu bewahrt, vielleicht sogar etwas, zum Vorteil der Wirkung, belebt und geschmeidiger gemacht. So z. B. dadurch, daß das schon im Urtext bemerkbare Bestreben, die Prosa im Versgang schreiten zu lassen und mit dem Klang von Reimen zu erfüllen, verstärkt worden ist.

Weshalb das eintönige Gebet der Menge vor dem Auftreten des „Maître-Dieu" im französischen Text wiedergegeben wurde und zudem nur unvollständig, wo doch gerade die letzten Bitten des Gebets besonders bezeichnend für die egoistische Verfassung der nationalistisch befangenen Masse sind, ist nicht recht verständlich.

Wien. Walther Küchler.

Fritz Neubert, *Die französischen Versprosa-Reisebrieferzählungen und der kleine Reiseroman des 17. und 18. Jahrhunderts.* Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Rokoko-Literatur. (Supplementheft XI der Zeitschr. „f. franz. Spr. u. Lit.") Jena u. Leipzig, Verlag von Wilh. Gronau, 1923.

Seit etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts entsteht inmitten der französischen Erzählungsliteratur ein bestimmtes Genre der Reiseerzählung: die Versprosa- und die reinen Prosa-Voyage. Beide entstammen letzten Endes der epistolaren Literatur und bilden eine Art Gegenstück zur herrschenden, erhabenen Richtung des *grand-siècle*. Beide stellen eine bestimmte Gattung der späteren eigentlichen Rokoko-Literatur dar, die sich besonders aus den um Chapelle angereihten Dichterkreisen entwickelt. Trotz ihrer sichtlichen Geschlossenheit bieten diese Reiseerzählungen der

Individualität ihrer einzelnen Vertreter dennoch Spielraum genug für allerlei Nuancen und Unterschiede des Stimmungsgehalts, und es entstehen bei aller Weiterführung der traditionellen Linie um die Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Übergänge und Nebengattungen. Allmählich tritt das gefühlsmäßige Element mehr in den Vordergrund, während das satirische zurückweicht, welche Strömung sich auch formal in der scharfen Scheidung zwischen Prosa und gebundener Rede kundgibt. Charakteristisch bleibt bis zuletzt eine optimistische Weltanschauung mit epikuräischem Einschlag. Die mehr ein künstlerisches Prinzip zur Erzielung komischer Wirkung als einen Stilbruch bedeutende Form der Versprosamischung ist besonders auf Senekas Apokolokyntosis und des Petronins Satyrikon zurückzuführen. Neben diesen beiden Vorbildern hat sich Chapelle, der für diese von einer besonderen Stimmung getragene Dichtung erst die passende Form gefunden hat, auch Horazens unverwüstlich heitere Lebensauffassung zu eigen gemacht. Erst bei Chapelles späteren Nachfolgern wirkt die Spannung der Harmonie zwischen Inhalt und Form unkünstlerisch. Die Zunahme der Sensibilität und Sentimentalität im 18. Jahrhundert bewirkt eine neue Tönung des Genres und der legere organische Wechsel der Form wird durch eine Darstellungsart abgelöst, bei welcher durch die Übergriffe in ihm wesensfremde Gebiete eine Sprengung der Übereinstimmung zwischen Inhalt und Form störend wird. — Die reinen „Prosa-Voyages" zeigen das Eigentümliche, daß an Stelle des früher zunächst gegen die Provinz- und Landbevölkerung gerichteten Spottes die Satire nunmehr gegen die Pariser gekehrt ist. Überdies fällt in ihnen die ausgesprochene Tendenz zur Rahmenerzählung und zur Auflösung in einzelne Novellen auf. Sie sind alle weniger die Sprossen einer stark verinnerlichenden aus tiefen alten Seelenschichten schöpfenden Kunst, und ihr Hauptreiz liegt in der breiten liebevollen Untermalung nicht sonderlich spannender vorzugsweise auf das Amüsement berechneter Erzählungen.

Wir versuchten in dieser knappen Form das Ergebnis der Untersuchungen Neuberts wiederzugeben. Dem ersten Erfordernis einer zusammenfassenden Darstellung größerer literarischer Zeiträume: der gründlichen Vertrautheit mit allen Einzelerscheinungen, entspricht unser Autor zweifellos in vollstem Maße. Dem etwaigen Einwande, es lohne nicht der Mühe, an ein „nicht überragendes Genre" so viel Arbeit zu verwenden, begegnet er mit den Worten, er habe gerade mit seinem Buche „wie an einem Musterbeispiele" nachgewiesen, wie ein neuartiges, mit besonderen Vorzügen stofflicher wie formaler Art ausgestattetes Dichterwerk der Ausgang für eine ganze Gattung werden kann, die sich alles in allem genommen immer wieder an das Prototyp als sein Vorbild anlehnt, im einzelnen aber eine reiche Fülle von Nuancen und Differenzierungen aufweist, welche die sich im Rokokozeitalter vollziehende Entwicklung wiederspiegeln und somit zugleich eine durch reizvolle Abwechslung ausgezeichnete Evolution des Genres selbst herbeiführen." Auf die zahlreichen feinen Details des überaus reichhaltigen und selbständigen Buches hier näher einzugehen ist schon aus Raumrücksichten ausgeschlossen. Den Wunsch, daß sich der Autor manchmal etwas kürzer hätte fassen sollen, wird man stellenweise nicht unterdrücken können. Es wäre aber höchst ungerecht, darüber seine so verdienstvolle Arbeit zu unterschätzen.

Wien. Josef Frank.

A. Pinloche. *Vocabulaire par l'image de la langue française*, comprenant 193 planches avec 6000 figures accompagnées de leurs légendes explicatives et un vocabulaire idéologique. Paris, Librairie Larousse, 1924, 578 pages.

Mr. Pinloche, professeur honoraire à l'Université de Lille, Maître de Conférences à l'Ecole Polytechnique, qui s'est fait une renommée bien méritée dans les questions pédagogiques, vient de publier à la librairie Larousse, un Vocabulaire par l'image de la langue française, qui est, à mon avis, la synthèse de la longue expérience de l'auteur en matière d'enseignement. L'enseignement par l'aspect ou par l'image n'est pas une nouveauté. Qu'il suffise de rappeler les noms de Commenius, Basedow, Fénelon etc. Leibniz recommandait chaudement, dans l'enseignement, l'union de l'idée et de l'aspect. «Non tantum autem notae auditus, sed et multo magis notae visus ad memoriam pertinent.» Mais ce qui a manqué jusque-là à la plupart de ces tentatives, c'est de réunir à la fois les grands avantages de l'aperception directe à ceux d'une classification méthodique. Or c'est précisément ce que Mr. Pinloche a réalisé dans son ouvrage. Dans une série de tableaux il a groupé tous les objets et actes de la nature et de la vie courante, du moins ceux qu'on peut représenter par l'image, et en regard il a placé une légende très riche en mots concrets, laquelle légende est complétée par une série de phrases généralement bien choisies qu'il appelle: Explications et exemples. Tableaux et explications forment un tout logiquement ordonné et aussi complet que le comportent les limites de l'aperception visuelle.

Le livre est divisé en deux parties d'inégale grandeur: L'homme-L'univers. La première partie embrasse l'espèce humaine, l'alimentation, l'agriculture et le jardinage, le vêtement, l'habitation, l'activité en général, l'activité physique, la vie morale et intellectuelle, l'activité industrielle, commerciale, les communications et transports, l'organisation sociale et la guerre. La deuxième partie comprend l'étude de la nature, le ciel et la terre, le temps, l'espace et le lieu, qualités et états, enfin l'histoire naturelle. Par cette simple énumération des chapitres, on voit que l'auteur fait parcourir à l'enfant le chemin suivi par l'humanité, avec cette différence qu'il n'a plus à subir les inconvénients de la lenteur, des erreurs et du manque d'ordre.

Les recherches sont facilitées et rendues aussi rapides que possible par une Table des matières générale des chapitres, par des tables particulières placées en tête de chacun des chapitres, enfin par un Index alphabétique des mots traités dans l'ouvrage. Cet Index alphabétique contient en outre les rubriques afférentes aux différents ordres d'idées suivant lesquels ils ont été classés.

Les dessins, groupés méthodiquement, correspondent aux différents ordres d'idées, en sorte qu'en jetant les yeux sur les légendes placées en regard on peut trouver immédiatement le mot qui désigne l'objet ou l'action que représente l'image.

Cet ouvrage a non seulement le gros avantage de nous permettre d'acquérir facilement le vocabulaire, mais, étant donnée la méthode adoptée par l'auteur, si on veut traiter un sujet déterminé on trouvera groupés ensemble tous les mots se rapportant à ce sujet. Par exemple veut-on parler de *morale*, on trouvera sous cette rubrique une partie du vocabulaire sur la loi morale, le devoir, le bien et le mal, les vertus et les vices, les bonnes moeurs, les mauvaises moeurs, les infractions à la loi morale et les sanctions. Et tous ces mots sont

classés par groupes analogiques, ce qui offre le maximum de commodité pour la recherche rapide du mot juste.

On ne peut que recommander chaudement ce livre et aux maîtres et aux élèves qui veulent non seulement posséder le vocabulaire de la langue française, mais parler et écrire cette langue correctement, ce qui est bien le véritable but poursuivi quand on étudie une langue vivante.

Je n'exprimerai qu'un désidératum, c'est que l'auteur n'ait pas eu à sa disposition pour la partie illustrée de son ouvrage un artiste de premier ordre, car j'estime que, dans la mesure du possible, on ne doit mettre sous les yeux des enfants que des dessins aussi parfaits que le permet l'art moderne, afin de développer chez eux un goût artistique qui donnera le ton à toute leur vie.

Würzburg. J. Vernay.

Kristoffer Nyrop, *Italienske Ord i Dansk.* (Intaliensk Kulturbibliotek, Bd. I udgivet af Italiensk Selskab.) Andr. Fred. Høst og Søn. — København 1922. 56 S.

Diese Schrift hat der bekannte dänische Romanist offenbar nicht aus eigenem Antrieb verfaßt, sondern — wie ich vermute — auf Ersuchen der „Italienischen Gesellschaft" in Kopenhagen. Dem Fachmann bringt das für den gebildeten Laien geschriebene Büchlein, dessen Benützung durch ein Wörterverzeichnis erleichtert wird, kaum etwas Neues. In acht Kapiteln werden die italienischen Fremdwörter im Dänischen behandelt. Fremd- und nicht Lehnwörter müssen wir diese Eindringlinge nennen, denn sie haben fast alle ihre ursprüngliche Form gewahrt. Musik, Architektur, Literatur, Volkskunde, Handel, Seefahrt, Krieg, Politik, Industrie, Physik sind die Gebiete, auf denen Italien dem Dänischen Wortmaterial geliefert hat. Dem Karneval und der Tarantel ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso den Wörtern, die aus bestimmten Städten kommen: z. B. *Mole*, *Lagune*, *Regatta*, *Gondol* (Venedig), *Makaroni*, *Lava*, *Lazaron* (Neapel). Auffallend ist das Fehlen der *Polenta*. Der goldgelbe Maisbrei ist mehr noch als Risotto und Maccheroni die Nationalspeise der Italiener. Nährt sich doch die arbeitende Klasse mit Vorliebe von diesem wohlfeilen und einfachen Gericht. (Vgl. das Spottlied auf die italienischen Ziegelarbeiter: Kas und Polenta und a Ziegelstana, die maken wir, die maken wir aus Lam [Lehm])[1]. Die Etymologien, die entsprechend dem Charakter des Buches nicht mit Zitaten beschwert sind, sind verläßlich, wie sich dies übrigens bei einem Gelehrten vom Rufe Nyrops von selbst versteht. Überall wird der neueste Stand der Wissenschaft berücksichtigt, mit veralteten Etymologien wird aufgeräumt. So wird *lazzaretto* (*lazzeretto*) nicht mehr von *Lazarus*, sondern nach L. Spitzer (Wörter u. Sachen, VI, S. 201) vom Namen der venezianischen Insel Santa Maria di Nazareth abgeleitet, wo im Jahre 1423 das älteste Lazarett errichtet wurde. — *ghetto* „Judenviertel" wird nicht wie früher auf *aegyptus* zurückgeführt, sondern gleichfalls nach L. Spitzer (W. u. S., a. a. O.) auf venez. *ghetto*, tosk. *getto* „Gießerei". (An der Stelle des Juden-

---

[1]) Das Wort *polenta* kann sich eines ehrwürdigen Alters rühmen, es findet sich in derselben Gestalt schon im Lateinischen, wo es jedoch die Gerstengraupe bezeichnet.

viertels befand sich ehemals eine Gießerei.) Ebenso werden bei *carnevale* (S. 40 ff.) die Ableitungen von *carne, vale!* oder *carrus navalis* abgelehnt und das Wort richtig als ursprüngliches *carnelevare* gedeutet, welche Etymologie durch Formen wie *carnesciale* (*carnasciale*) für *carnelasciare* sowie durch span. *carnes tolendas* und rum. *lăsatul de carne* gestützt wird. — Der Weg der Entlehnung ging in die Regel über Deutschland, daher die meisten der behandelten Fremdwörter sich auch im Deutschen finden. Nur *Gnao* als Name eines tarokartigen Kartenspiels ist bei uns nicht bekannt. Das Spiel ist nach der Katze (*gnao*) benannt, deren Bild und Name sich auf der Karte befinden (*gnao* ist eine schallnachahmende unserem *miau* entsprechende Benennung der Katze). — Von Druckfehlern ist mir nur S. 43 *rochetta* für *rocchetta* aufgefallen. — Zu rühmen ist die schöne Ausstattung des Büchleins. Druck und Papier sind über alles Lob erhaben.

Klagenfurt. R. Riegler.

Elvira Olschki-Keins, *Italienisches Lesebuch.* Anthologie der italien. Prosa vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Heidelberg (Julius Groos) 1921. 8⁰. 234 S.

An Anthologien ital. Prosa bzw. Poesie hat es weder in Italien noch in Deutschland je gemangelt. Je besser sie waren, um so mehr stimmten sie in der Auswahl der Autoren untereinander überein. Auch dieses Lesebuch enthält vorwiegend alte Bekannte, Abschnitte und Ausschnitte, denen man in ähnlichen Werken schon wiederholt begegnet ist. Wenn die Verfasserin aber nicht bloß „allgemein belehrende und bildende, für Volk und Epochen charakteristische Beispiele vorbringen" wollte, sondern gleichzeitig damit einen „Überblick über die ital. Literaturentwicklung" bzw. „ein literaturgeschichtliches Bild zu entwerfen" beabsichtigte, so ist ihr die Erreichung dieses Zieles offengestanden nicht gelungen und konnte ihr infolge der getroffenen Anordnung und Auswahl auch gar nicht gelingen. Oder sollen bzw. können etwa 17 Seiten aus Manzonis „*Promessi sposi*" und 7 Seiten aus Mathilde Seraos „*Il ventre di Napoli*" einen Überblick oder überhaupt ein Bild von der Entwicklung des ital. Romans geben? Die Zeit nach 1850 ist übrigens nur mit wenigen Seiten vertreten. Die *aneddoti e favole* hätten überhaupt wegbleiben müssen. „Eine kurze Biographie der Autoren, mit Angabe ihrer Hauptwerke, ist dem Buche als Anhang (S. 231—234) beigefügt." Das stimmt leider auch nicht ganz: bei Matilde Serao ist weder die „Biographie" noch irgendeines ihrer Werke angeführt und Leonardo da Vinci, Francesco Soave und Torquato Tasso fehlen darin überhaupt, obwohl sie im Lesebuch vertreten sind — was nicht gerade für Gewissenhaftigkeit und Verläßlichkeit spricht.

Bangerts Auslandsbücherei (Deutscher Auslandverlag Walter Bangert. Hamburg 8, Dovenhof): Nr. 3. Bieler, Adolf, *Deutsch-span. Wörterbuch der Handelskorrespondenz.* 1922. 8⁰. 155 S. Nr. 5. Bieler, Adolf, *Deutsch-span. Wörterbuch der Warenkunde.* 1924. 8⁰. 205 S. Nr. 17. Bieler, Adolf, *Spanisches Lesebuch für Kaufleute.* 1923. 8⁰. 158 S.

Es ist selbstverständlich, daß in einem Wörterbuch der Handelskorrespondenz von 10 Bogen Umfang nicht all das stehen kann, was z. B. in folgenden größeren Handbüchern älteren Datums ent-

halten ist, welche dem Bielerschen Wörterbuch zur Vorlage dienen konnten, noch immer an erster Stelle genannt zu werden verdienen und deshalb hier angeführt seien: C. Foerster und H. Maucher, *Deutsch-span. Handelskorrespondenz.* (Der kaufmännische Korrespondent. IV. Bd.) Elberfeld 1891. Gr. 8⁰. 680 S. — F. L. Rhode, *Prakt. Handbuch der Handels-Korrespondenz und des Geschäfts-Stils in deutscher, franz., engl., ital. und span. Sprache.* 10. Aufl. bearb. von C. W. Degner. Frankfurt 1898. Gr. 8⁰. 1001 S. — H. Loewe, *Lexikon der Handelskorrespondenz* (Deutsch-Italienisch-Spanisch). Berlin 1900. Gr. 8⁰. 571 S.

Verf. mußte also mit Rücksicht auf den knappen, ihm zur Verfügung stehenden Raum eine Auswahl unter den notwendigsten und gebräuchlichsten Ausdrücken der Handelskorrespondenz treffen, die er in den meisten Fällen durch passende Redensarten und entsprechende Satzbeispiele praktisch erläutert. Das Büchlein wird daher den deutsch-span. Korrespondenten und vor allem den Anfängern recht gute Dienste leisten. Von demselben Verf. ist im gleichen Verlage noch ein „Deutsch-span. Wörterbuch der Geschäftspraxis“ angekündigt, das „die Ausdrücke des Bank-, Börsen- und Zollwesens, des Handelsrechtes, des Verkehrs und der Volkswirtschaft“ enthalten soll. Es ist nur nicht recht einzusehen, warum Verf. zwischen Handelskorrespondenz und Geschäftspraxis derart scharf unterscheidet, weil ja in Wirklichkeit in der Praxis kaum je anzugeben ist, wo die eine aufhört und die andere anfängt, weil sie eben zusammenfallen und weil in der Handelskorrespondenz eben das gesamte kommerzielle Wissen und Leben zum Ausdruck gelangt. Es wäre also ohne Zweifel praktischer gewesen, beide Teile in einem einzigen Wörterbuch zu vereinigen.

Mit besonderer Sach- und Sprachkenntnis ist das „*Deutsch-span. Wörterbuch der Warenkunde*“ ausgearbeitet, das u. a. die warenkundlichen Ausdrücke aller Branchen enthält, die für den Handel mit Südamerika und Spanien in Frage kommen. Es wird allen deutschen Kaufleuten, die mit den genannten Ländern im Warenverkehr stehen, besonders willkommen sein.

Das „*Span. Lesebuch für Kaufleute*“ wird an Handelshochschulen und höheren Handelslehranstalten sehr gut Verwendung finden können. Die darin enthaltenen Abschnitte über Handel und Handelspolitik, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Staatsfinanzen, Wirtschaft und Wirtschaftsgeographie, Landwirtschaft, Industrie und Verkehr — die fast ausschließlich anerkannten Werken, einschlägigen Fachzeitschriften oder Zeitungen jüngeren Datums der verschiedenen Länder spanischer Zunge entnommen wurden — sind in hervorragendem Maße geeignet, nicht bloß in die spanische Handelsterminologie, sondern gleichzeitig auch in das moderne spanische und südamerikanische Geschäftsleben sowie in die Volkswirtschaft dieser Länder einzuführen.

Colección Bangert (Deutscher Auslandverlag Walter Bangert. Hamburg 8, Dovenhof): Nr. 4. Vicente A. Salaverri, *Cuentos del Rio de la Plata.* S. a. 79 S. Nr. 5. Florencio Sánchez, *M'hijo el Dotor.* S. a. 79 S.

In NS XXXII (1924) S. 217—18 sind die ersten drei Nummern dieser Sammlung spanischer und lateinamerikanischer Autoren angezeigt worden, wobei gleichzeitig das Bedauern ausgesprochen wurde, daß diese neue Sammlung — entgegen dem im Prospekte aufgestellten Programm — vorläufig nur ältere Texte zum Abdruck

bringt. Mit den oben angeführten Bändchen, deren geschmackvolle Ausstattung neuerlich hervorgehoben werden soll, wendet sich die Colección Bangert in anerkennenswerter Weise der neueren Zeit zu und vermittelt hiermit die Kenntnis zweier Vertreter des *uruguaischen* Schrifttums. Salaverri, der als Meister der modernen Literatur Uruguays gilt, ist hier allerdings nur mit einigen kleinen Erzählungen vertreten. Von Florencio Sánchez (1875—1905), der als Schöpfer des uruguayischen Theaters gilt, wird ein Jugendwerk des Dichters „*M'hijo el Dotor*" (Mein Sohn der Doktor) geboten, in welchem das Landleben in Uruguay in überaus realistischer Weise zur Darstellung gelangt. Der erste und dritte Akt spielen auf einer „*estancia*" der *República Oriental del Uruguay* (wie die offizielle Bezeichnung des Landes lautet), der zweite Akt in der Hauptstadt Montevideo. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn deutsch oder spanisch geschriebene Einleitungen über Autor und Werk kurz berichten.

Wien. Joseph Huber.

Robert Gragger, *Eine altungarische Marienklage.* Ungarische Bibliothek. Erste Reihe, Nr. 7. Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1923. 20 S. in 8⁰.

Eine Pergamenthandschrift aus dem 13. Jahrhundert, die für die Universitätsbibliothek in Loewen in einem Antiquariat von München gekauft wurde, enthält ein Bruchstück einer altungarischen Marienklage und einige Glossen, die Professor Dr. Georg Leidinger entdeckte. Die Vorlage war die allgemein verbreitete Marienklage, die dem hl. Bernhard von Clairvaux zugeschrieben wird: *Planctus ante nescia.* Die Textpublikation enthält die altungarische Marienklage in genauer Abschrift (Bl. 134 v⁰) und die lateinische Vorlage (Bl. 199 r⁰), die jedoch der ungarischen Bearbeitung nicht genau entspricht. Worterklärungen und einige unbedeutende Glossen derselben Handschrift begleiten den Text. Die Schreiber sollen nach den paleographischen Zeichen drei in Rom lebende Prediger des Dominikanerordens gewesen sein, die um die Wende des 14. Jahrhunderts in den lateinischen Stammkodex ungarische Eintragungen machten. Die Würdigung des Literaturdenkmals ist mit einer Rekonstruktion der Verse und Anpassung der Aussprache verbunden, um das rhythmische Gepräge hervorzuheben. Eine genauere vergleichende Behandlung und Erforschung verdienten die Einflüsse der Umgebung und der italienischen Vorbilder (lodi), die dem Verfasser unbedingt bekannt gewesen sein mußten. Der Herausgeber hat das Verdienst, die Grundlage zu sprachlichen und literarischen Untersuchungen durch Veröffentlichung in deutscher Sprache seiner (ursprünglich in ungarischer Sprache verfaßten) Abhandlung weiteren wissenschaftlichen Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Eine deutsche Übersetzung des Denkmals wäre wünschenswert gewesen. Die paleographischen Voraussetzungen können mittels dreier Lichtdrucktafeln nachgeprüft werden.

Budapest. Ludwig Karl.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIII. *März-April 1925.* *Heft 2.*

ELISE RICHTER.

Zu ihrem 60. Geburtstag am 2. März 1925.

Elise Richter, uns Lesern der N.Spr. keine Fremde, kann an ihrem Ehrentag auf ein ungewöhnlich reiches Lebenswerk zurückblicken. Dieses Lebenswerk erstreckt sich schon über so viele Gebiete unseres Faches, daß sich für manchen all diese Arbeiten vielleicht nicht zu einer Einheit zusammenschließen. Eine der wichtigsten unter ihnen trägt den Titel: „Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen"[1]) — es sei daher versucht, den „inneren Zusammenhang in der Entwicklung der Romanistin Elise Richter" zu zeichnen.

Diese Entwicklung führt von Wundt und Meyer-Lübke zu Vossler. Erst kürzlich sagte Elise Richter (hier, XXXII, 418) von Vosslers Lebensarbeit, sie habe befruchtend gewirkt. „Vor ihm haben nur die Besten die Philologie im Vosslerschen Sinn betrieben. Jetzt fehlt der ‚Idealismus' nur in den Allerledernsten und Minderwertigsten . . ." Elise Richter hat das Verdienst, daß sie schon frühzeitig, schon in ihrer Erstlingsarbeit, von einer Überzeugung ausgegangen ist, die damals noch sehr wenig anerkannt war (sonst wäre ja Vosslers Kampf für diese Überzeugung nicht nötig gewesen): von dem Satze, daß die Ursachen der sprachlichen Veränderungen nicht in der Sprache selbst liegen, sondern allein im sprechenden *Menschen.* Das gab man allenfalls für die Stilistik und die Syntax zu, nicht aber z. B. in bezug auf die Lautlehre, wo man von „Lautgesetzen" sprach, die man sich als blinde, unwiderstehlich wirkende Naturkräfte dachte,

[1]) In den „Prinzipienfragen der romanischen Sprachwissenschaft", Festschrift für Meyer-Lübke, Teil II, S. 57—143 (= Beiheft 27 zur Z. f. rom. Philol., Halle a. S. 1911, M. Niemeyer).

den Sturmwinden vergleichbar, die eine Zeitlang brausen und nachher nicht mehr — diese Gegend verwüstend und jene verschonend. Und gerade die Fragen der Lautlehre bildeten, wie Meyer-Lübke anno 1901 bezeugt (im Vorwort zur ersten Auflage seiner „Einführung"), „den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit"; Meyer-Lübke führt diesen Umstand als Rechtfertigung dafür an, daß er sich in seiner Einführung „auf die formale Seite beschränkt und sowohl die begriffliche, die Bedeutungslehre, als auch die künstlerische, Stilistik und Metrik, ganz beiseite gelassen habe". Es zeugt daher von der großen Selbständigkeit seiner Schülerin, daß sie sich als Gegenstand ihrer Dissertation nicht eine der damals so beliebten Untersuchungen zur Lautlehre wählte, sondern ein stilistisch-syntaktisches Problem: „Zur Entwicklung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen" lautet der Titel ihrer ersten Veröffentlichung, die schon 1903 erschien (bei Niemeyer), also noch bevor Vossler seinen Kampf um den Idealismus in der Sprachwissenschaft begann (1904). Diese Erstlingsschrift trug, bezeichnenderweise, ein Motto von Adolf Tobler, dessen Lebenswerk gleichfalls in der Sprache ein *Geistiges* sah und daher die Gebiete der Syntax und der Stilistik bevorzugte: „In allen Dingen, welche die Wortstellung angehen, ist davon auszugehen, daß Verschiedenheit der Wortstellung immer auf Verschiedenheit der *Gedankenführung* beruht." In der Tat sucht schon diese erste Schrift der Jubilarin die Veränderungen nicht in rhythmischen Prinzipien, sondern in psychologischen, und so kann man auf sie die Worte anwenden, die Vossler[1]) von Heinrich Morf schrieb, dessen erster wissenschaftlicher Spatenstich gleichfalls der Wortstellung gegolten hatte[2]): „Sie faßten also das Problem der Sprache an einer Stelle an, wo Grammatik, Stilistik und Literaturgeschichte sich besonders innig berühren. Das mag ein Zufall gewesen sein. Aber der Tüchtige formt sich die Zufälligkeiten des Daseins zu einem sinnvollen Schicksal. Darum möchte ich es Ihr eigenstes wissenschaftliches Schicksal nennen, das Ihnen gleich von Anfang an eine Aufgabe gewiesen hat, die geeignet war, Ihnen die tiefen Zusammenhänge zwischen Ausdrucksweise und Anschauungsweise, zwischen inne-

[1]) In der Widmung von „Sprache als Schöpfung und Entwicklung", Heidelberg 1905.

[2]) „Die Wortstellung im altfranzösischen Rolandsliede", Rom. Studien, Bd. III.

rer Vorstellung und Sprache zu enthüllen und Sie vor den Irrwegen eines formalistischen Grammatikertums für immer zu bewahren".

Elise Richters Pietät wird nicht zugeben wollen, daß zwischen ihrer eigenen Einstellung in sprachlichen Dingen und derjenigen ihres verehrten Lehrers ein Gegensatz gefunden werde. Und doch ist dem so. Denn noch 1920 (in der 3. Auflage der „Einführung", § 228 S. 223) schreibt Meyer-Lübke über die Wortstellung: „Die Stellung der Satzglieder zueinander zeigt einen bedeutenden Umschwung namentlich darin, daß das Verbum vom Ende nach dem Anfang zustrebt. Als Grundregel kann man aufstellen, daß es an die zweite Stelle des Satzes rückt und daß sich danach die Stellung der anderen Glieder gestaltet." Das Verbum strebt dem Anfang zu, es rückt an die zweite Stelle — das ist die Ausdrucksweise des Positivismus, der die Ursachen in den *Dingen* sieht, nicht im Geiste der Sprechenden. Die Ausdrucksweise — denn auch Meyer-Lübke faßt neben der formalistischen Erklärung aus einem rhythmischen Prinzip immerhin auch die andere ins Auge, wonach ein „psychologischer Ausgangspunkt" anzunehmen und das rhythmische Prinzip erst das Ergebnis der *psychologischen* Veränderung wäre. Aber durch solche Ausdrucksweise entsteht zum mindesten der Schein, als sehe er die Ursache der Veränderung in der Bewegung des Verbums, und eine „Einführung" sollte solchen Schein vermeiden. Auch bevorzugt Meyer-Lübke die fragliche Ausdrucksweise auch sonst, und gerade das Unbewußte des Stils (das ist eine Erkenntnis, die ein anderer Schüler Meyer-Lübkes, Leo Spitzer, in schönen Untersuchungen fruchtbar gemacht hat) verrät am besten die „innere Anschauung". —

Schon ein Jahr später folgte „*Ab* im Romanischen" (im gleichen Verlag). Diese Arbeit liegt von der hier zu verfolgenden Entwicklungslinie etwas abseits. Doch auch sie bezeugt die große Selbständigkeit der Verfasserin: gehörte doch nicht wenig Mut dazu, 120 Seiten über ein Thema zu schreiben, das nach der Meinung von Diez und Meyer-Lübke nicht existierte. (Diez II 482 hatte gelehrt, *ab* sei als selbständiges Wort untergegangen; Meyer-Lübke wies *ab* im sardischen *dai* nach, trennte aber ital. *da* davon ab. E. Richter dagegen sieht *ab* auch z. B. in französisch *boire à la source,* wo ja *ad* kaum in Frage kommt).

Während der nächsten Jahre, in denen die Arbeitskraft der nunmehrigen Dozentin wohl durch die erstmalige Ausarbeitung

der Kollegs beschlagnahmt war, flossen die Veröffentlichungen spärlicher. Doch zeitigten diese Jahre die „Bedeutungsgeschichte der romanischen Wortsippe *bur(d)*" (in den Wiener Sitzungsberichten, 1908), auch sie ein Zeichen für die kulturhistorische Einstellung der Verfasserin, und die eingangs erwähnte große Abhandlung über den inneren Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen (1911). Es ist ein großzügiger Versuch, von der sogenannten „historischen Grammatik" (die in Wahrheit nicht historisch zu sein pflegt, sondern systematisch: ein Ausfluß der naturwissenschaftlichen Denkungsart!) zur wirklichen Sprach*geschichte* durchzustoßen, und die verschiedenen Rubriken, in die die Grammatik das sprachliche Leben zerschneidet (die Verfasserin selbst nennt: Wortschatz, Artikulationsbasis, Bedeutung, Akzent, Wortbildung, syntaktische Fügung, Funktion und Wortstellung), die aber in der Wirklichkeit nicht getrennt zu beobachten sind, wieder als eine Einheit zu sehen und aus gemeinsamen Ursachen zu erklären. Damit versuchte Elise Richter für die Entwicklung der romanischen Sprachen nichts anderes, als was Vossler um dieselbe Zeit für die Entwicklung einer von ihnen versuchte: in den Vorlesungen und Aufsätzen, die dann unter dem Titel „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung", Heidelberg 1913 (3. Tausend 1921) erschienen. Jene Zerschneidung, die die systematisierende Grammatik vornahm, bot freilich den Vorteil, der mit jeder Arbeitsteilung verbunden ist: die Möglichkeit gründlicheren Forschens (obgleich eine andere Teilung, nämlich nach historischen Epochen, ebensogut möglich und sachlich zweifellos förderlicher gewesen wäre). Aber sie verführte zu dem verhängnisvollen Wahn, als sei auch die wirkliche Sprache solchermaßen zerschnitten; die weitverbreitete Meinung, ein Teil der sprachlichen Erscheinungen (nämlich die lautlichen) sei physischer Natur und gehöre somit in die Naturwissenschaft, wäre ohne diese traditionelle Zerlegung kaum je aufgekommen. Elise Richter, die die Zerlegung aufhebt, bekämpft auch diesen Irrtum. Die Sprache, sagt sie, geht auch in ihrem physischen Teil auf das Psychische zurück, die phonetischen Vorgänge fließen aus der gleichen Quelle wie die semantischen, beide sind Wirkungen der gleichen Kraft, nämlich der Psyche. Wir haben es in der Sprache nicht mit *mechanischen*, sondern mit *mechanisierten* Bewegungen zu tun. Es ist zu unterscheiden zwischen der körperlichen Möglichkeit, den körperlichen Voraussetzungen der Laut-

bildung (*Physiologie* der Laute), und ihrer tatsächlichen Hervorbringung, dem wirklichen Sprechen, das durchaus ein seelischer Vorgang ist (Laut*psychologie*). Genau so, wie man (um eine treffende Parallele Vosslers anzuführen) den Tanz einer Tänzerin sowohl anatomisch (nach seinen Muskelbewegungen) als auch seelisch (als künstlerischen Ausdruck) betrachten kann. Aber niemand glaubt, daß sich der Tanz der Tänzerin aus ihren Beinmuskeln erklären lasse. Jeder weiß, daß die Muskeln nichts als Diener des Geistes sind. In der Sprachwissenschaft aber hielt man die Verschiedenheit der Laute der verschiedenen Völker und Zeiten für abhängig von der Verschiedenheit der körperlichen Sprachwerkzeuge (oder der gewohnten Zungenlage)! Elise Richter jedoch weiß, daß die Artikulationsbasis nichts Unveränderliches ist. So versucht sie (ganz ähnlich wie Vossler) auch die Lautwandlungen der romanischen Sprachen auf geistige Faktoren zurückzuführen (auf den Übergang vom musikalischen zum exspiratorischen Akzent), sie dadurch in Beziehung zu setzen zu den Wandlungen z. B. in der Wortstellung.

Dieser großzügige Entwurf mußte Fragment bleiben. Nun aber schreibt E. Richter auf Grund ihrer neuen Unterscheidung zwischen Lautphysiologie und Lautpsychologie ein Lehrbuch der Phonetik. Sie betitelt es „Wie wir sprechen“. Es erschien 1912 in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Leipzig, Teubner): ihr erster Versuch, zusammenfassend für einen größeren Kreis zu schreiben.

Bevor sie das nächste Büchlein dieser Art schrieb, zeigte die nunmehr fast Fünfzigjährige ihr Können auf einem neuen Gebiet: durch eine *Textausgabe*. Sie veröffentlichte (bei Niemeyer, 1914) des Oktovien de Saint-Gelais Übersetzung der berühmten Novelle des Aeneas Sylvius Piccolomini (des späteren Papstes Pius II.) „De duobus amantibus“ („Eurialus und Lukrezia“). Die Ausgabe ist ein Muster von Gründlichkeit: sie enthält eine mehr als 60 Seiten umfassende Einleitung sowie Anmerkungen und ein Glossar. Der Versübertragung Octoviens de Saint-Gelais (gedruckt etwa 1492/93) fügte sie Bruchstücke aus der vielleicht ein paar Jahre früher gedruckten Übersetzung des Anthitus hinzu.

Der Weltkrieg, dessen „Herrliches und Niederschmetterndes“ sie tief miterlebte, regte sie zu einem Büchlein „Fremdwortkunde“ an (erschienen erst 1919 in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“). Aus diesem Werke ist die menschliche Persönlichkeit

der gelehrten Verfasserin, die sich im Wechsel der Ereignisse den Glauben an das Deutschtum wie den Glauben an eine zukünftige Verständigung der Völker bewahrte, vielleicht am klarsten zu erkennen. Als Motto trägt es einen Ausspruch von Goethe: „Wenn wir uns in das Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter ins Leben wiederzukehren". Viel Einzelforschung ist in dieses Büchlein gepreßt. Es ist die Stellungnahme zu einer Tagesfrage, zur Frage des Fremdwörtergebrauchs — aber eine Stellungnahme, die auf gerechter Überlegung, sorgfältigen Studien und ausgebreiteten Kenntnissen beruht und die leidenschaftliche Verpönung des Fremdwortes durch die *Kunde* vom Fremdwort ersetzt. Dabei fehlt es der Verfasserin keineswegs an warmer Liebe zu ihrer Muttersprache, und man kann sogar finden, daß sie unter den Motiven, aus denen Fremdwörter aufgenommen werden, zu einseitig die weniger schönen („Prahlsucht", „Nachahmungslust" u. dgl.) hervorhebt[1]). Aber ich kenne kein wissenschaftlicheres Buch über die soviel (und leider so oft von Unberufenen!) behandelte Frage und kann es daher nur warm empfehlen.

Während des Krieges entstand auch ihre ausgezeichnete „Studie über das neueste Französisch" (Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. Bd. 135 und Bd. 136), die, ganz wie die Studie über die innere Entwicklung, die Besonderheiten auf *allen* von der Grammatik unterschiedenen Gebieten aus *einem* Prinzip heraus zu erklären sucht. (Die sonstigen Zeitschriftenaufsätze können hier leider nicht aufgeführt werden) — nur dies sei angedeutet, daß Elise Richter bei ihrer Auffassung der Sprachwissenschaft von dieser leicht zur Literaturgeschichte übergehen konnte). —

Seither hat Elise Richter ihre Forschungen auf jenen zwei Gebieten der Sprache, deren Zusammenhang sie schon in jener großen Studie über die innere Entwicklung der romanischen Sprachen erkannt hatte, neu gefaßt: sie zog die „Grundlinien der Wortstellungslehre" (Z. f. rom. Philol., Bd. XL, 1919, S. 9—61) und schrieb eine „*Lautbildungskunde*" (Teubners Philologische Studienbücher, 1922), für den Anfänger berechnet (der aus ihrer

---

[1]) Vgl. die Kritik ihres damaligen Wiener Kollegen Leo Spitzer in „Fremdwörterhaß und Fremdvölkerhatz" (Wien, Manz 1918), der mir freilich (wie ich an anderer Stelle angeführt habe) in der entgegengesetzten Richtung zuweit zu gehen scheint.

üblichen Darstellung entnehmen kann, daß es viel mehr Laute gibt, als er sich träumen läßt). Ich glaube nun auch, daß es mehr Typen der Wortstellung gibt, als E. Richter annahm, die nun eine impulsive (fallende) und eine auf den Hörer eingestellte (steigende) Wortstellung unterscheidet. Sie hinwiederum hat zu meinem Aufsatz in der Vossler-Festschrift „Idealistische Neuphilologie“ (Heidelberg 1922) ausführlich und mit vorbildlicher Sachlichkeit Stellung genommen in der Z. f. rom. Philol. XLII (1923). Es ist hier nicht der Ort, diese Antikritik meiner Kritik wiederum zu kritisieren. Nur ein Gedanke, der weniger die Zahl der Typen als die Ursache ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge betrifft, sei noch kurz angedeutet. Es handelt sich um die (weder von E. Richter noch von mir beantwortete) Frage, warum nun eigentlich der steigende, auf den Hörer eingestellte Typus für die romanischen Sprachen charakteristisch ist, während das klassische Latein eine mehr impulsive Stellung bevorzugte (das Wichtigste in der Mitte, am Ende das normalerweise unbetonte Verbum, also die Stellung, wie wir sie im Deutschen in Fällen wie „Ich habe meinen *Freund* getroffen“ — gegenüber frz. *j'ai rencontré mon ami* — noch heute haben). E. Richter führt lediglich das Bedürfnis, auf den Hörer Eindruck zu machen, ins Feld, wodurch sich die affektische Rede von der einfach berichtenden unterscheide. Die affektische Rede ordne grundsätzlich anders als die berichtende. Hat also die berichtende Rede steigende Wortstellung, so habe die affektische eben deshalb fallende. Dabei werde allmählich die fallende Stellung das Gewöhnliche, und nun wähle die affektische Rede die *steigende* Stellung usw. usw. Also ein ewiger Kreislauf. — Aber das ist eine rein psychologische Erklärung, keine historische. Wenn wir den Wandel historisch erklären wollen (was ich in meinem Aufsatz nicht beabsichtigte), so müssen wir z. B. nach einem historischen Faktum suchen, das jene Neuerung der romanischen Sprachen, die mehr auf den Hörer eingestellte, „rücksichtsvollere“ Wortstellung veranlaßt haben kann. Dieses Faktum dürfte der Sieg des Christentums gewesen sein, der Lehre, deren Imperativ lautete: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ und die (wie schon die Stoa, aber mit ungleich breiterer Wirkung als diese) die Überwindung der egoistischen Triebe, der unbesonnenen Impulsivität verlangte. Gewiß blieb diese Forderung ein Ideal — aber dieses Ideal fand seinen Niederschlag in der *Sprache*. Die *Vulgata* ist jedem zur Hand: es bedarf nicht vieler Beispiele. Die Stelle, die ich auf-

schlug, um die Probe zu machen, war Matth. 26, 57ff.: „At illi tenentes Jesum, duxerunt ad Caipham principem sacerdotum ... Petrus autem sequebatur eum a longe ... Et ingressus intro, sedebat cum ministris, ut videret finem." Man sieht, es stimmt: überall steht am Ende der Sätze nicht, wie im klassischen Latein, das Verbum (ut finem videret), sondern (soweit vorhanden) das Objekt oder andere *betonte* Satzteile (wie im Romanischen). Es ist also auch hier nicht das „Volk", das die Neuerung geschaffen hat, sondern seine Lehrer[1]).

Mit dieser Andeutung sei unser Geburtstagsgruß geschlossen. Möge der Forscherin und Lehrerin, der äußere Anerkennung nur spät und spärlich zuteil geworden ist, das innere Glück des Forschens und Lehrens noch lange beschieden sein und ihr, wie bisher, jene schöne Heiterkeit der Seele verleihen, die uns über das wüste Getriebe der Gegenwart, über Kummer und Krankheit hinweghilft!

München. Eugen Lerch.

ZUM VERSTÄNDNIS VON DANTES «VITA NUOVA».

In seinem Buche «La poesia di Dante»[2]) stellt Benedetto Croce ironisch fest, daß die «Vita nuova» ein Buch sei, dessen Titel man „wie es scheint, längst nicht mehr nennen kann, ohne daß ein froh-sehnsüchtig Geheimnisvolles das Herz in Entzücken erschauern läßt; was als Prüfstein gelten soll, die erlesenen Seelen von den gewöhnlichen Seelen zu unterscheiden". Ein wenig ironisch urteilt er auch über die mannigfachen Versuche, die Dichtung zu erklären: „Spitzfindige Kritiker bemühen sich, die Natur dieses Büchleins zu erforschen, ob es eine Art selbstgeschichtlicher Chronik sei oder die Geschichte einer Seele, das Gleichnis einer sittlichen Wahrheit, ob ein Lebensroman in Sonetten, Kanzonen, Balladen und mit Verbindungsstücken in Prosa, oder dies alles zugleich".

Er selbst glaubt sicher von aller Ueberschwänglichkeit und Spitzfindigkeit frei zu sein, wenn er den Dichter sein Werk in

[1]) Darüber vergleiche die beiden Aufsätze „Über das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht" (von Hans Naumann und dem Verf.) im „Jahrbuch für Philologie", München 1925, M. Hueber.

[2]) Bari 1921, benutzt in der deutschen Uebertragung von Julius Schlosser unter dem Titel „Dantes Dichtung", Wien 1921.

deutlicher, frommer Absicht nach Art eines Erbauungsbuches zum Andenken einer ihm besonders zugehörenden Heiligen verfassen läßt, zu Ehren der engelhaften Frau, die er besungen hatte und deren Gedenken ihm als Führer durch die Wechselfälle und Mühen des Erdenlebens dienen sollte.

Indem er diese Auffassung vertritt, zweifelt er sicher nicht an der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Dantes bei der Abfassung seines Buches. Wohl niemand von den ernsthaften Erklärern hat je daran gezweifelt. Wenn z. B. Vossler bemerkt, daß „für einzelne Gedichte nachträglich eine Gelegenheit und Bedeutung konstruiert wurde, die ihnen ursprünglich nicht entsprachen“[1]), so nimmt er doch wohl stillschweigend als selbstverständlich an, daß Dante aus dem wahrhaftigen Drang seiner Liebesverehrung und seines Idealisierungsbedürfnisses heraus, aus der heiligsten Neigung für Beatrice sein Werk verfaßt habe.

Erst der deutsche Dichter Rudolf Borchardt hat, wohl als erster, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Dantes bei Abfassung und Veröffentlichung seines Jugendwerkes in ausführlicher Begründung bestritten.

Borchardt hat im Jahre 1922 eine in mittelalterlich-archaisierendem Deutsch gehaltene Uebersetzung[2]) der «Vita nuova» veröffentlicht und im Jahre darauf eine Einleitung[3]) zu dieser Uebersetzung. Er hat den Ehrgeiz, endlich den wahren Charakter der Dichtung erkannt zu haben, den er folgendermaßen umschreibt: „Die Vita Nova ist eine zu Zwecken geschriebene Verteidigungsschrift, die Apologie einer heftig angegriffenen Lebensführung.“

Dieses Werk, das man sich gewöhnt hat als eine der zartesten Liebesdichtungen voll idealistischer Schwärmerei zu betrachten, ist nach Borchardt die Verteidigungsschrift eines weltlich fast schon bedrängten, mindestens beengten Mannes, der, um seinen Stand zu behaupten, gezwungen ist, das Bild einer bestrittenen und prekären Vergangenheit so einheitlich, so dialektisch, so logisch, so monumental wie möglich zu gestalten. Eine

---

[1]) „Italienische Literaturgeschichte“ (Sammlung Göschen) 1916, S. 30.

[2]) Dantes «Vita Nova», deutsch von Rudolf Borchardt, Berlin, Ernst Rowohlt Verlag 1922. Von B's. in gleichem Stil gehaltener Uebersetzung der *Divina Commedia* sind die Uebersetzungen des *Inferno* und *Purgatorio* im gleichen Verlag erschienen.

[3]) R. B's. Schriften. Epilegomena zu Dante I, Ebda. 1923.



Schrift, die dem ehemaligen Freunde Guido Cavalcanti gewidmet ist und durchblicken läßt, daß sie fast auf Aufforderung Guidos, im Einverständnis mit seinen künstlerischen Absichten, in gleicher Abwehr des Vulgären geschrieben sei; kurz, den Eindruck erwecken will, als stände Dante Hand in Hand mit Guido vor der Welt da.

Guidos Antwort aber auf die Widmung dieser Schrift wäre das Gedicht *Io vengo il giorno a te 'nfinite volte* gewesen, d. h. „die öffentliche Kassation Dantes durch den vornehmsten und ältesten seiner ehemaligen Fürsprecher, eingekleidet in die Weigerung, die Widmung der großen Rehabilitierungs- und Verteidigungsschrift anzunehmen[1]).

Mit dieser Ablehnung und Absage wäre also der von Dante beabsichtigte Zweck des Werkes verfehlt gewesen. Das ist denn auch Borchardts Meinung. Was an der «Vita nuova» Aktion und Absicht war, war ins Gegenteil umgeschlagen: Dante scheidet für den Teil der Florentiner Bürgerschaft, in dem die Cavalcanti Nachdruck haben, aus"[2]).

Borchardt rückt mit seiner überraschenden Erklärung dem Charakter Dantes bewußt und hart zu Leibe, ohne daß deswegen seine Bewunderung für die Größe des Menschen beeinträchtigt würde. Nur verschmäht er jede falsche Ehrfurcht. Er setzt sich über das Bedürfnis sentimentaler Leute, bei großen Menschen alles rosarot sehen zu wollen, rücksichtslos hinweg, zerzaust auch die traditionelle Wertschätzung der Dante'schen Jugenddichtung als Kunstwerk einigermaßen und will ihm nur als seelischem Dokument größte Bedeutung zuerkennen.

Die Erklärung ist aus einem verständlichen und berechtigten Bedürfnis Borchardts als des Uebersetzers der «Vita nuova» hervorgegangen. Auch als Uebersetzer will er schöpferischer Gestalter sein. Er muß den zu übersetzenden Dichter und sein Werk in ihrer leibhaftigen Gestalt vor sich sehen. Er kann nur übersetzen, was er so zwingend sieht, daß „der Eindruck nach allen Seiten in Gestalt ausbricht"[3]). Daher fragt er sich, was für ein Werk denn eigentlich die «Vita nuova» sei.

Er findet, daß es eine nach Grundsätzen problematischer Natur bestimmte Auswahl von vorhandenen Gedichten darbietet. Welche Gründe haben die Auswahl bestimmt? Eine Antwort

[1]) S. 86 f. [2]) S. 88. [3]) S. 14.

auf diese Frage geben besser die nicht aufgenommenen Gedichte. Die zeigen einen anderen Dante als das Buch. Sie offenbaren eine andere Kunst. Manche Gedichte der «Vita nuova» sind weniger gelungen, sind schulmäßiger, kälter, emphatischer, affektierter als andere, die nicht aufgenommen, aber viel besser sind. Die landläufige Uebersetzungsmacherei macht das Gute, Halbgute und Schlechte unter der gleichen Lüge banaler Flickfloskeln unkenntlich. Er aber, Borchardt, will die Unterschiede zwischen guten und schlechten Gedichten fühlbar machen und ergründen, woher es komme, daß Gedichte wie *Lo doloroso amor* oder *E' m'incresce* oder *Ne le man vostre* oder *De gli occhi della mia donna* alles Gleichzeitige der «Vita nuova» an Kraft, Formung und spontaner Wahrheit schlagen.

Die Beobachtung, daß die Gedichte der «Vita nuova» an poetischem Wert unter sich verschieden sind und daß wertvollere Gedichte des handschriftlichen Umlaufs schwächeren der Auswahl gegenüber stehen, ist zweifellos richtig. Aber die Frage drängt sich doch auf, ob die Wertung Borchardts wirklich immer zutrifft. Er spricht z. B. von den ergreifenden Seelentönen, die der Umlauf in den Sonetten *Voi Donne* und *Un dì si venne a me Malinconia* aufbewahrt habe. Aber sind diese ergreifenden Seelentöne tatsächlich in diesen Sonetten vorhanden? Hört sie nicht vielleicht nur Borchardts überfeines oder voreingenommenes Ohr zu Unrecht heraus? Auch das von ihm hervorgehobene Sonett *Ne le man vostre* dürfte kaum höher zu werten sein als die minder guten Gedichte der «Vita nuova».

Es hat eben doch den Anschein, als interpretierte Borchardt manche Gedichte und Prosastücke seiner These zu Liebe in allzufreier und willkürlicher Weise, als gäbe er ihnen manchmal einen Sinn, der sich nur gewaltsam in sie hineinpressen läßt. Da es ihm z. B. darum zu tun ist, den jungen Dante als einen von fast maßlosem Ehrgeiz und von Ruhmsucht gedrängten Menschen darzustellen, so behauptet er, daß der eben in den Freundes- und Dichterkreis um Guido Cavalcanti aufgenommene, noch ganz unbekannte Dichterjüngling die Tatsache dieser Aufnahme — denn sie war ein Erfolg für ihn — mit dem Gedicht *Guido vorrei* publiziert und sich also damit gewissermaßen ein Stück journalistischer Selbstreklame geleistet habe. Eine solche Deutung des Gedichtes darf wohl unbedenklich als eine aus der Luft gegriffene Vermutung bezeichnet werden, die durch keinen Beweis zu stützen ist. Aber nur mit Hülfe von derartigen

kühnen Vermutungen, subjektiven Auslegungen und verblüffenden Schlußfolgerungen vermag Borchardt die nach seiner Auffassung in der «Vita nuova» tendenziös verschleierte Wirklichkeit herauszulesen.

Seine peinliche These hat zur Voraussetzung, daß Dante der traurige Held eines höchst peinlichen Skandals geworden sei. Beatrice, die Gattin des Simone de' Bardi, das ist etwa der Gedankengang Borchardts, hatte sich die sie nur ehrende Huldigung durch den rasch zu Ansehen gelangten jungen Dichter gefallen lassen. Der Minnedienst Dantes und seine Genehmigung durch Beatrice waren ein stadtkundiges, allgemeine Teilnahme erregendes Ereignis. Dante aber begnügte sich in seinem Liebesleben nicht mit der öffentlichen Huldigung an Beatrice, sondern er „hängt an vielen Frauen und Mädchen, wechselt rasch, ist bald mit dieser, bald mit jener in öffentlichem Gerede, fordert dies durch jugendliches Heimlichtun heraus und gefällt sich darin, der Gegenstand der modischen Teilnahme zu sein.“ [1]) Gerade das aus Mißverständnis eines literarischen Motivs der provenzalischen Poesie betriebene Versteckspiel mit seiner Liebe zu Beatrice war geeignet Beatrice zu kompromittieren; denn so hatte es den Anschein, als ob wirklich etwas zu verbergen gewesen wäre. So zog er, der aus einem vielbesprochenen Menschen ein zweideutiger und berüchtigter wurde, Beatrice mit ins Gerede. Es entstand ein Skandal, der zum Bruch Beatricens mit ihm führte, ihn menschlich und sozial demütigte und vereinsamte. Wohl versuchte Dante sich Beatrice wieder zu nähern, aber alle seine Annäherungsversuche schlugen fehl.

Wie tief der soziale Sturz gewesen sei, will Borchardt aus der bekannten Szene des Zusammentreffens Dantes mit Beatrice bei einer Hochzeit erweisen.

Dante erzählt, daß die erst nur geahnte, dann geschaute Gegenwart seiner zürnenden Herrin ihn so verwirrt habe, daß er wie in totähnliche Ohnmacht gefallen sei, weswegen Beatrice mit anderen Damen über ihn gespottet habe. Borchardt erklärt die Szene so: aus der bloßen Verweigerung des Grußes folgt beim nächsten zufälligen Zusammentreffen in großer Gesellschaft die höhnische Brüskierung des vor tiefer Scham und Verlegenheit fast ohnmächtigen Dieners von gestern, dem man zu verstehen gibt, daß er nicht zur Gesellschaft gehöre, in die er sich

[1]) S. 24 f.

wieder wagt . . . Tiefer in Unwürdigkeit und Lächerlichkeit war nicht zu kommen. Dante wird aus einer zweideutigen Person für Florenz eine halb noch interessante halb schon komische Figur.

Der Text erlaubt diese Erklärung nicht. Dante will ganz deutlich den Eindruck hervorrufen, daß die übergroße Liebe ihn in Verwirrung und Ohnmacht versetzt habe. Borchardt spricht von Scham und Verlegenheit des Schuldigen, der vor der Zürnenden nicht mehr erscheinen durfte. Dante berichtet, daß Beatrice mit den anderen Damen sich über seine *trasfigurazione* verwundert und über ihn gespottet hätte. Borchardt macht aus Verwunderung und Spott eine höhnische Brüskierung und eine indirekte Verweisung aus dem Saale. Kurz, wo Dante von einer schmerzlichen und beschämenden Liebeserfahrung spricht, will Borchardt einen gesellschaftlichen Affront erblicken. Dante, so meint er, sei wegen der Absicht seines Buches bestrebt gewesen, diesen sehr peinlichen und demütigenden Vorfall in seinem Sinne zu umschreiben. Das, was lächerlich gewirkt habe, hätte er, bravierend, ins tragisch Tiefe zu erheben gesucht.[1])

Aber der vermeintliche Skandal um Dante und die unschuldige Beatrice und der soziale Sturz Dantes, sie sind eine Fabelei, die nur eine willkürliche Textinterpretation ersinnen konnte. Dantes Text kennt nur Grußverweigerung und Spott Beatricens. Sicher haben wir das Recht zu fragen, warum das eine wie das andere erfolgte. Die Grußverweigerung wohl deshalb, weil Beatrice sich beleidigt fühlte, weil sie sich die ihr entgegengebrachte Huldigung nicht gefallen lassen wollte von einem Manne, der, wie ihr plötzlich bekannt wurde — war es nun Wahrheit oder Verleumdung — anderen Frauen in sinnlicher Liebe zugewandt war, während er sie im Minneliedstil feierte. Ihr weibliches Feingefühl, heimlich verletzter Stolz mochten sich empören. Sie gab ihm den Abschied. Das war eine Sache zwischen ihm und ihr und sonst niemandem. Weiter nichts. Außer ihm und ihr nahm es niemand tragisch. Kompromittiert war sie nicht im geringsten. Sonst möchte Dante es wohl mit ihrem Gatten zu tun bekommen haben oder mit ihrem Bruder.

Aus Dantes Worten, und wenn man sie alle noch so sehr wägt und kombiniert, darf nicht die leiseste Andeutung eines öffentlichen Skandals herausgelesen werden, sondern nur, daß

---

[1]) S. 30.

er sich die Huld Beatricens, die Duldung seiner Huldigung verscherzte und daß er nicht aufhörte sie zu lieben. Nur daß er seine Liebe zu ihr steigerte und läuterte, daß er in seligem, glücklich-unglücklichem Liebesgefühl weiterliebte, ohne Ziel, ohne Hoffnung, ohne Begehren.

Und warum spottete Beatrice über ihn? Warum wurde er ihr und anderen Frauen lächerlich? Vielleicht deshalb, weil im bürgerlich-realistischen Florenz Beatrice und ihre Freundinnen kein rechtes Verständnis hatten für diese schmachtende, verzichtende, ängstliche Liebe, oder weil sie dem wankelmütigen Frauenliebhaber diese entsagende, demütige, das Herz zum Stocken bringende Liebe nicht glauben wollten. Sie verspotteten den sinnlich-übersinnlichen, den durchschauten oder unverstandenen Liebenden, nicht verhöhnten und brüskierten sie den sozial Deklassierten. Die Frauen von Florenz, Frauen, keine Engel, lachen über den bleichen, verstörten Verliebten, der den Anblick der Geliebten nicht ertragen kann.

Aber es bleibt doch nicht beim Lachen. Borchardt hat die der Begegnung bei der Hochzeit folgende Szene mißverstanden, wenn er, um die Lächerlichkeit des zur komischen Figur deklassierten Dante zu demonstrieren, schreibt: „Man kann ihn schon, wo er über eine Straße geht, zu sich heranrufen und ihn mit seiner Narrheit aufziehen — es ist eine Szene wie aus einem Shakespeareschem Lustspiele."

Die Szene ist doch nicht ganz so komisch, wie sie Borchardt auffaßt. Die Florentiner Damen legen Dante doch nicht nur Hänselfragen vor. Die erste Frage mag wohl aus ihrer lachlustigen Stimmung erfolgen: «A che fine ami tu questa tua donna, poichè tu non puoi la sua presenza sostenere? *Dilloci*, chè certo il fine di cotale amore conviene che sia novissimo.» Aber Dantes Antwort löscht die heitere Stimmung der Damen und wandelt ihr Lächeln zu Seufzern: «Allora queste donne cominciaro a parlare tra loro, e siccome talor vedemo cader l'acqua mischiata di bella neve, così mi parea veder le loro parole mischiate di sospiri.» Sie seufzen wohl, weil ihr Herz bewegt ist über das in Dantes Antwort ihnen nahegebrachte Wunder entsagender und in der Entsagung seliger Liebe. Weil sie das bisher unverstandene Neue einer solchen Liebe in seiner Tiefe und Schönheit zu ahnen beginnen. Und nun ist es keine Hänselfrage mehr, sondern die Bitte um Aufschluß des schon seltsam sie bewegenden Geheimnisses dieser neuartigen Liebe:

«Noi ti preghiamo, che tu ne dica ove sta questa tua beatitudine.» Dante antwortet: «In quelle parole che lodano la donna mia.» Da machen ihn die Damen, klug und scharf, wie sie sind, auf den Widerspruch aufmerksam, der zwischen dieser Behauptung und den Worten solcher Gedichte an Beatrice liege, in denen wohl nicht nur von solchem entsagenden Lob die Rede war. Und Dante muß ihnen recht geben. Nachdenkend über ihre Worte, «vergognandomi», verläßt er sie und faßt den Entschluß, in seiner Dichtung nur noch das Lob der Herrlichen zu singen.

Wer kann wissen, ob sich diese Szene je so zugetragen hat, wie Dante sie erzählt? Vielleicht ist sie ganz erfunden, und wir dürfen nur versuchen uns ihre ideale Wahrhaftigkeit vorzustellen. Dann aber wird man inne, daß diese Szene, ebensowenig wie die Szene der Begegnung beim Hochzeitsfeste, wenn man nur nicht mehr und anderes in sie hineinlegt, Dante nicht in der Tiefe sozialen Abgrunds zeigt, aus der er sich wieder zur Höhe hätte reißen müssen. Beide Szenen zeigen ihn nur unverstanden in der Tiefe seines Gefühls für Beatrice. Die zweite zeigt ihn überdies mit Frauen seines Standes in einer Unterhaltung, die nichts Demütigendes für ihn hat. Wenn er, der die Spottlust der Frauen zum Schweigen bringt und ihr Herz zur Ahnung einer im ekstatischen Gefühl entsagungsstarken Liebe erregt, Scham empfindet *(vergognandomi)*, so deshalb, weil in der Tat seine Liebe zu Beatrice nicht immer jenen erhabenen Zug reiner, selbstloser Lobpreisung hatte.

Für Borchardt dauert der soziale Sturz und die demütigende Vereinsamung Dantes unter seinen Standesgenossen an, bis über Beatricens Tod hinaus.

Darum, meint er, führt Dante mit solcher Emphase den Besuch von Beatricens Bruder bei ihm und dessen Bitte um ein Sonett zum Andenken an die Tote an. So hätte er zeigen wollen, daß doch noch ein Mitglied der Familie zu ihm halte.

Aber gerade der Besuch des Bruders ist der stärkste Beweis gegen die Richtigkeit der These Borchardts. Der Bruder hätte nie daran denken können, wenn Dante wirklich Beatrice kompromittiert hätte und verfehmt und gemieden war, ihn um ein Sonett für die tote Schwester zu bitten. Da nicht anzunehmen ist, daß Dante den Vorfall erfunden hat, so darf man als sicher annehmen, daß er mit der Erwähnung dieses Besuches keinen Trumpf im Sinne seiner Rehabilitierungsabsicht ausspielen wollte, sondern daß eben der Bruder zu ihm gekommen ist, weil nichts

vorgefallen war, was ihm den Besuch hätte unmöglich machen können.

Das Sonett, das Dante auf Ersuchen des Bruders gedichtet hat, beginnt mit den Worten *Venite a intender li sospiri miei*. Borchardt hält es für möglich, daß es ein Wink gewesen sei, zu kommen, um an seiner Klage teilzunehmen. Aber außer dem „dürftigen Pistojesen“ Cino sei niemand der Aufforderung gefolgt, und daher versuchte es Dante mit stärkeren Tönen. Borchardt bringt es fertig, die dritte Strophe der großen Klage-Kanzone *Gli occhi dolenti per pietà del core* so gewaltmäßig zu interpretieren, daß er behauptet, die Verse

Chi non la piange, quando ne ragiona,
Core ha di pietra sì malvagio e vile,
Ch' entrar non vi può spirito benegno usw.

wären drohende Schlüsse ex silentio, dazu bestimmt, die ehemaligen Freunde zu veranlassen, Klagelieder beizusteuern und dadurch gleichzeitig die Solidarität zu bekunden.

Aber diese Verse bedeuten nur: Wer sie nicht beweint, wenn er von ihr spricht, hat ein so steinernes, böses und gemeines Herz, daß edler Geist in es nicht treten kann. Der Inhalt der ganzen Strophe ist, im Sinne der Liebes- und Tugendauffassung der Dichtung des dolce stil nuovo, die gemeinplätzige Vorstellung, daß nur der Mann mit edlem Herzen den Wert des tugendhaften Weibes erfassen kann, und daß es nur ihm vergönnt ist, in Tränen um die Gestorbene zu klagen.

Borchardt erblickt in diesen Versen unverkennbare Anspielungen, mit denen der empfindliche Mensch losgebrochen sei, als niemand der alten Freunde auf seine Klagelieder um Beatrice geantwortet hätte. Und so zeige das Gedicht ganz deutlich, daß Dante nach Jahren des Erfolgs und der Popularität sich wieder an den Anfang seiner Laufbahn zurückgeworfen sehe. In dieser Lage habe er alles daran gesetzt, wieder in die Höhe zu kommen, und deshalb habe er eben die «Vita nuova» als Verteidigungsschrift geschrieben.

Aus seiner Verlassenheit heraus hätte er nicht nur das gefährliche Wagnis der Fiktion der noch bestehenden Freundschaft mit Guido Cavalcanti erfunden, er wäre auch in tückischem Ausfall zum Angriff vorgegangen, indem er noch knapp vor Beendigung und Veröffentlichung der «Vita nuova» das ganz aus ihrem Stil fallende Sonett *Io mi sentii svegliar dentro allo core*

mit der es einleitenden Prosaerklärung in sein Werk hinein interpolierte.

Anhaltspunkte, mit deren Hilfe wahrscheinlich gemacht oder bewiesen werden könnte, daß Dante dieses Sonett noch im letzten Augenblick in der ihm untergeschobenen Absicht einfügte, sind nicht vorhanden. So scheint nur der Zwang, seine These durch ein Argument mehr zu stützen, Borchardt zu seiner Behauptung verführt zu haben.

Das Sonett macht eigentlich einen harmlosen und unbedeutenden Eindruck. Uns sagt es nicht viel. Für Dante mochte es Wert haben, da er mit ihm ein frohes Erlebnis in Worte gekleidet hatte, das erste Wiedersehen Beatricens nach ihrer Krankheit. Dieses Erlebnis hat er festgehalten, so wie es sich ihm in Wirklichkeit darbot. Das Gedicht ist ganz aus der Freude seines liebenden Herzens gedichtet. Es enthält kaum mehr als die Angabe, daß er erst Monna Vanna und dann Monna Bice auf sich habe zukommen sehen. Weiter nichts, aber beide Frauen geschaut mit dem frohen Glücksgefühl des nun von seiner Angst um die kranke Beatrice befreiten Liebenden. Die Worte des Gedichtes bedeuten wenig. Das Gefühl ist alles.

Die Einfügung dieses einfachen Gedichtchens in die «Vita nuova» soll ein wohlüberlegter Hieb gegen Guido gewesen sein. Dante habe die Stilreinheit seines Werkes geopfert, um dieses im Ton lockere Gedicht, in dem Monna Vanna mit diesem ungehörigsten Namen in ungehörigstem Ton angeredet sei, anzubringen.

Das Sonett ist wohl einfacher, heiterer, vertraulicherer als andere Sonette der «Vita nuova». Es kürzt *Madonna* in *Monna,* es gibt die Koseformen der Namen Giovanna und Beatrice, aber es ist doch ein Huldigungsgedicht an Beatrice wie andere, und die verschwindend kleine Nuance im Ton wird Dante kaum gestört haben. Er hat es ohne Bedenken aufgenommen als Erinnerung an das Gefühl des Glückes, von dem es durchströmt ist.

Nach Borchardts Meinung, um einen Hieb gegen Guido zu führen. Um in der Prosaeinleitung sagen zu können, daß er, als er das Gedicht verfaßte, um es seinem ersten Freunde zu schicken, geglaubt habe, «che ancora il suo cuore mirasse la beltà di questa Primavera gentile.» Diese wohlüberlegte Bemerkung sei der Hieb, eine „unerhörte Publikation einer fremden

Angelegenheit, die nicht nur Guido, sondern auch eine Verlassene oder Ausgetauschte preisgebe.«[1])

Aber — so muß doch gefragt werden — inwiefern hätte dieser Hieb, wenn es ein Hieb war, indem er Guido verwundete, Dante nützen können? Welchen Zweck sollte der Ausfall haben? Öffentlich kundzutun, daß auch Guido einmal untreu war? „Daß der Übergang von einer gefeierten Dame zur anderen noch keinen höfischen Verstoß bedeute?“ Das wäre ein gar stumpfer Hieb gewesen; denn Guidos Absage an Giovanna und Dantes — nach Borchardts Meinung — skandalöses Scheitern an der Ungnade Beatricens sind doch wohl ganz verschiedene Dinge. Wie hätte der deklassierte und sozial gedemütigte Dichter mit der im Gefüge des Ganzen doch leicht zu übersehenden Erwähnung von Guidos Untreue gegenüber Giovanna die geheimnisvoll-schweren Beschuldigungen gegen ihn selbst zum Schweigen bringen, wieso hätte er sich mit ihr rechtfertigen oder was hätte er dem ehemaligen Freunde mit ihr Böses antun können?

Und wie raffiniert, dabei wie töricht und niedrig, müßte der Dante gewesen sein, den Borchardts grausame Überlegung voraussetzt. Aus dem Hinterhalt hätte er, versteckt, mit harmloser, ja lächelnder Miene den Streich versetzt, der wie ein sanftes, freundlich-vertrauliches Streicheln erscheinen und doch verwunden sollte. Der niedrigste Streich gerade da, wo für einen kurzen Augenblick ein Schimmer von spielerischer Heiterkeit auf das Gedicht fällt, gerade da, wo nach der Genesung aus ihrer Krankheit die Angst um das Leben des Geliebten geschwunden und die Trauer um ihren Tod noch nicht begonnen hat.

Weder der Klugheit, noch dem Anstand Dantes ist die törichte und perfide Überlegung zuzumuten, die er hätte anstellen müssen, um den Schlag ins Wasser zu führen, den Borchardts Phantasie ihm zumutet.

Dieses Sonett, „wie es das schwerste Deutungsproblem“ der »Vita nuova« ist, soll nach Borchardt zugleich auch ihr Schlüssel sein. Aber es ist ein falscher Schlüssel, der das Geheimnis nicht erschließt.

Wirklich, die Skandal- und Rehabilitierungsthese kann uns nicht über den wahren Charakter der »Vita nuova« aufklären.

---

[1]) S. 51.

Welchen schlimmen Skandal hatte denn Dante eigentlich entfesselt, so daß er sich für den Eintritt in die bürgerliche oder politische Laufbahn, die er erstrebte, hätte rehabilitieren müssen? Borchardt kann darüber nichts aussagen, weil er nichts darüber weiß. Wir wissen nur, daß Beatrice ihm zürnte, weil sie erfahren hatte, daß er andere Frauen liebte, während er ihr huldigte. Wir wissen, daß er nach Beatricens Tode in schlechter Gesellschaft mit lockeren Kumpanen ein ausgelassenes Leben führte. Wir wissen nicht, ob Beatricens Ungnade aus einem Skandale erwuchs oder ob Dantes Schlemmerleben mit Forese Donati und anderen zu einem Skandal führte. Wahrscheinlich war weder das eine noch das andere der Fall. Weswegen er sich die Freundschaft mit Guido Cavalcanti verscherzte, wissen wir ebensowenig, wie wann der Bruch erfolgte. Borchardt ist zwar der Ansicht, daß im Augenblick der Widmung der «Vita nuova» an Guido die Freundschaft nicht mehr bestand und daß Dante nur mehr die Fiktion der alten Freundschaft in seiner verzweifelten Lage aufrecht zu erhalten suchte, aber das ist nur eine Vermutung. Es ist eigentlich schwer, sich vorzustellen, daß Dante die Stirn haben konnte, sich als Guidos Freund aufzuspielen und ihm die Dichtung zu widmen, wenn es tatsächlich mit ihrer Freundschaft aus war. Ganz unbewiesen bleibt auch die Behauptung, daß Guidos Sonett *Io vengo a te 'nfinite volte* die Ablehnung der Widmung bedeute. Es sieht nicht so sehr wie eine letzte unwiderrufliche Absage aus, sondern wie die ernste Mahnung eines väterlichen Freundes, der trotz allem an die Selbstbesinnung des gefährdeten Freundes glauben möchte.

Kurz, wir wissen nicht, welche Vergehen oder Gerüchte oder Verleumdungen Dante hätten veranlassen können, den maßgebenden Persönlichkeiten der Florentiner Bürgerschaft eine Verteidigungs- und Rehabilitierungsschrift vorzulegen, die beweisen sollte, daß er besser wäre als sein Ruf. Und wenn er das Bedürfnis gefühlt hätte, kann man sich im Ernst vorstellen, daß er ausgerechnet die «Vita nuova» zu einer solchen Verteidigungsschrift geeignet fand? Wem hätte er mit dieser zarten, fast etwas bleichsüchtigen und tränenseligen Dichtung vormachen können, daß der überschäumende Becher derber Lebenslust, den er getrunken hatte, nicht mit Champagner, sondern mit Zuckerwasser gefüllt war? Welche Anschuldigungen konnte er mit diesem Minnelied, mit dieser Heiligenlegende entkräften, für welche Verwendung im Staatsdienst von Florenz sich empfehlen?

Die «Vita nuova» kann kein Rehabilitierungsbuch sein, weil Dante gar keinen Grund hatte sich vor der politischen Welt zu rehabilitieren und weil, wenn es nötig gewesen wäre, nur ein Narr hoffen konnte, mit einer solchen Schrift auf die Realpolitiker und Parteiführer seiner Heimatstadt Eindruck zu machen.

Wäre die «Vita nuova» das Buch, als das Borchardt es hinstellt, so wäre es vom ersten bis zum letzen Buchstaben ein unehrliches, verlogenes Buch. Kein Wort dieses Buches wäre dann ohne Absicht gesprochen. Sie wären alle in Rücksicht auf den Zweck, mit List, ja gelegentlich mit Perfidie geschrieben. Das ist Borchardts Ansicht.

Aber er irrt nicht anders als Gabriel Rossetti, der die «Vita nuova» als ein politisches Buch erklärte. Auch für Borchardt ist die «Vita nuova» ein politisches Buch, ehrgeizig, advokatisch, Arrangement, Kombination, machtwilig, zäh, unübertrefflich geschickt.

Nicht der Schatten eines auf vorsichtiger, aber zwingender Textkritik beruhenden Beweises wird beigebracht, um diese Herabwürdigung des Buches und damit des Charakters Dantes wirklich glaubhaft zu machen. Dichterisch zügellose Willkür im Bunde mit einem in der eingeschlagenen Richtung erstaunlich konsequent bohrenden Scharfsinn haben diese eigentümliche Mischung von Phantasie und Kritik erzeugt.

So muß der Philologe Dichter und Dichtung gegen den Dichter zu retten suchen.

Die «Vita nuova» ist ein Buch der Aufrichtigkeit. Ein Buch, aus den wirklichen und wahrhaftigen Erlebnissen des Menschen und Dichters Dante geboren. Ein Buch, wie jedes echte Kunstwerk, aus innerlichem Zwang entstanden. Ein Buch, aus dem die beiden Dante uns anschauen, der geistige Dante und der sinnliche Dante. Ein Buch, das den ersten Sieg des geistigen Dante über den sinnlichen Dante feiert. Alles Licht fällt auf den einen Dante. Der andere tritt ins Dunkel und ist kaum zu gewahren. Dante versteckt ihn aber nicht aus Unehrlichkeit und Politik, sondern lediglich aus künstlerischen Gründen.

Es ist sehr wohl möglich, ja, es ist wahrscheinlich, daß Dante, wie es Borchardt annimmt, in der «Vita nuova» die Umstände, die zum Bruch mit Beatrice führten, nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend darstellt. Er behauptet, daß er nacheinander zwei Damen nur zum Schein Liebe gezeigt habe, daß das der Beatrice

hinterbrachte Gerede also nur Verleumdung gewesen sei. Aber auf Grund von nicht in die «Vita nuova» aufgenommenen Gedichten und wohl auch des aufgenommenen Sonetts *Cavalcando l'altr'ier per un cammino* wird es klar, daß er die Wirklichkeit retouchiert hat.

Dante wechselte nicht eine ihm gleichgültige Frau gegen eine andere, bloß um das schermo-Spiel weiterzuführen, sondern er wechselte eine Frau, die er als Liebhaber liebte, gegen eine andere, der er sich in neuer Liebe zuwandte.

Es gibt ein Gedicht von ihm, das mit nicht zu überbietender Deutlichkeit zeigt, wie Dante vom Übergang von einer Frau zu einer anderen dachte. Es ist das in die «Vita nuova» nicht aufgenommene Sonett *Io sono stato con Amore insieme.* Dieses starke Gedicht, das Lust und Leid erschütternder Erfahrung wiedergibt, handelt von einer Liebe, die mit dem huldigenden Minnedienst an Beatrice nichts zu tun hat. Der Dante, der die «Vita nuova» geplant und geschrieben hat, mußte durch die in diesem Gedicht ausgedrückte Erfahrung und Stimmung hindurch, aber er konnte es, wie andere Gedichte, nicht aufnehmen, weil es ihm den Stil seiner Dichtung zerstört hätte.

Ähnlich ist es mit der Wiedergabe der Ereignisse, die am Schluß der «Vita nuova» verzeichnet sind.

Die Dichtung schließt nicht mit dem Tode Beatricens und dem unmittelbar aus dem großen Schmerz Dantes aufsteigenden Wunsch ihrer Erhöhung, sondern es folgt nach einjährigem Abstand die Episode der *donna gentile*, die Dante freundlich anschaut, so daß er der toten Beatrice beinahe untreu geworden wäre. Er muß sich erst von dem aufkeimenden Gefühl der Liebe zu ihr freimachen, ehe er ganz und endgültig zu Beatrice zurückfindet und den Vorsatz fassen kann, der das Buch beschließt.

Borchardt beutet diesen ihm unkünstlerisch erscheinenden Schluß für seine These aus, indem er ausspricht, daß nach Beatricens Tod eben Dinge passiert seien, die Dante allen Grund hatte dem Publikum in seiner Fassung darzustellen. Die Dranglage, in die er zwischen 1293 und 1294 geraten war, zwang ihn, „um sich für den Eintritt ins bürgerliche Leben zu habilitieren, eine prekär beurteilte Vergangenheit durch eine alles logifizierende und verteidigende Darstellung zu *re*habilitieren"[1]).

---

[1]) S. 65.

Sicher ist die *donna gentile* ein Sammelname für mehrere Frauen, zu denen Dante nach Beatricens Tod in Liebesbeziehungen getreten war. Dante ist Beatrice von neuem untreu geworden, nicht nur im Geiste, nicht nur in Versuchung, nicht nur beinahe, sondern wirklich, körperlich. Nicht nur einmal, sondern mehrere Male; und diese wiederholte Untreue, das neue Versinken in ein sinnliches Leben stellt er in der «Vita nuova» als den freundlichen Blick der *donna gentile* und als die durch ihn erregte Versuchung zur Untreue an Beatrice dar.

Nicht aus listigen Gründen politisch ausgeklügelter Zweckmäßigkeit, sondern aus künstlerischen Gründen, die aus dem Stil seiner Dichtung sich ergaben.

Dante schrieb mit der «Vita nuova» eine idealistische Dichtung. Wirklich eine feine, zarte, ätherische Dichtung. Nicht vielleicht gerade ein frommes Erbauungsbuch, wie Croce will, aber eine Dichtung aus religiöser Stimmung heraus, aus der Ergriffenheit dessen heraus, dem es Ernst war mit der Verklärung und Vergöttlichung seiner Beatrice, wie einer, der sein Gefühl für sie zu mystischer Verzückung steigerte. Eine so durchgeistigte Liebesdichtung, daß jedes Wort grober und gewöhnlicher Sinnlichkeit ihren Stil rettungslos hätte verderben müssen.

Mit der «Vita nuova» führt Dante die mittelalterliche Minnedichtung auf ihren höchsten Gipfel, dort wo alle Sinnlichkeit vergessen ist und nur reiner Geist, nur liebende Kontemplation, nur der geläuterte Wille zum Höchsten ihre Feste feiern.

In Dante loderte eine starke Sinnlichkeit. Als Mensch und Dichter glühte er in sinnlichem Feuer und Verlangen. Als Dichter stand er zugleich unter dem Eindruck der idealistischen Minnedichtung, jener Dichtung, die unter dem Bilde der Liebe zum Weibe, indem sie das Weib als Wesen höchster Vollkommenheit feierte, das Verlangen nach ihm als Sehnsucht zur eigenen Vollendung, zur höchsten und reinsten Geistigkeit feierte.

Der Sinnenmensch Dante wurde von diesem Ideal ergriffen und besang es; und an den übernommenen, ausgebildeten und vertieften Formen wuchs und streckte er sich zu den Höhen des Übersinnlichen. Der Minnesang des Guido Guinizelli aus Bologna wurde ihm innerstes Erlebnis. Nicht sogleich und nicht ganz und unbestritten. Er blieb der Mensch der Sinnlichkeit, während er schon Beatrice im Sinn und Stil der Minnedichtung verehrte. Er dichtete Liebeslieder und Minnelieder.

Er folgte, lachend und weinend, dem Stachel seiner Triebe und berauschte sich schon an den höheren Wonnen asketischer Entsagung. So konnte er Beatrice lieben und ihr dennoch untreu werden.

Die «Vita nuova» spiegelt den Kampf wieder, den der zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen irdischer und himmlischer Liebe geteilte Dante in seiner Seele ausgekämpft hat. Den Kampf, in dem das Geistige zuletzt über das Sinnliche in ihm gesiegt hat.

Die «Vita nuova» läuft in das Gelöbnis einer höchsten, bisher unerhörten Leistung aus. Dieses Gelöbnis, von Beatrice sagen zu wollen, was noch nie von einem Weibe gesagt wurde, bedeutet nichts anderes als die Absicht in entsagungsvoller Arbeit, mit dem festen Willen auf ein höchstes Ziel nunmehr sein Leben, ungeteilt und ungestört, unter die Herrschaft des Geistes stellen zu wollen.

Sollte dieses feierliche Gelübde wirklich nur das dummschlau berechnete Advokatenkunststück eines ehrgeizigen Strebers sein, der sich sein gefährdetes Plätzchen in der bürgerlichen Gesellschaft sichern will?

Nein, mit diesem nach Anfechtung und Kampf, in Entsagung und Triumph erstrittenen Gelübde setzt der geniale Mensch seinem Leben das Ziel, das er nie mehr aus den Augen verloren hat.

Um dieses Gelübdes willen ist die «Vita nuova» geschrieben worden. Wenn es nicht gleich nach dem Tode Beatricens geleistet wurde, so deshalb, weil Dante eben noch ein Jahr brauchte, um sich zu ihm durchringen zu können, weil er noch Hemmnisse zu überwinden hatte, weil Rückfälle gekommen waren, weil er vielleicht erst ganz in die Tiefe mußte, um sich von der Tiefe aus zur Höhe zu schwingen.

Um zu dieser Höhe zu gelangen, hätte ein moderner realistischer Dichter die Tiefen, die er vorher durchwanderte, alle Schmach und Schuld, alle Lust und Reue des Wegs in ihrer irdischen Wirklichkeit beschrieben. An solche realistische Wiedergabe des Lebens denkt Dante in diesem Werke nicht. Die idealistische Dichtung — und aus seiner Absicht wie aus der Tradition heraus konnte er keine andere Beatricedichtung schreiben — verlangte den idealisierenden Stil. Darum, und nur darum, nicht um irgend jemanden zu täuschen und irrezuführen, stehen Beatrice und der eine Dante im hellen Licht der Ver-

klärung, darum verschwinden der andere Dante und die namenlosen Frauen im verhüllenden Schleier der Dämmerung, in einem Zwielicht, das klar genug ist für den, der die Symbolik dieser fern verhallenden doch ergreifenden Dichtersprache zu deuten weiß.

Der Dichter Borchardt hat den Dichter Dante, seine dichterische Absicht und Sprache mißverstanden. Er hat, was sein gutes Recht war, sich nicht mit dem Klang und Rhythmus der Worte begnügen wollen, er hat durch die Form zur Seele des Menschen Dante hindurchdringen wollen. Aber es gab dazu kein anderes Mittel als das der mit Vorsicht, Liebe und Achtung behandelten Worte der Dichtung. Diese Worte sind alle mit Sinn beladen. Mit dichterischem, philosophischem Sinn. Nur dieser hat für uns Wert. Dante hat die sehr wahrscheinlich zwiespältigen, erotischen Erlebnisse seiner Jugend zur Zeit des Beatrice-Kultus verhüllt und umschrieben, weil es ihm nur um die dichterische Sichtbarmachung des immer stärker und überwältigender seine Seele erfüllenden Beatrice-Erlebnisses zu tun war. Die Geistigkeit dieses Erlebnisses in seiner zeitgeschichtlichen und persönlichen Eigenart, sowie in ihrer künstlerischen Gestaltung zu ergründen ist die Aufgabe dessen, der die «Vita nuova» als seelisches Dokument und als Kunstwerk verständlich machen will.

Wien. Walther Küchler.

DIE GROSSEN SPANISCHEN MYSTIKER.

Vortrag, gehalten am 3. Oktober 1924 auf dem 19. Deutschen Neuphilologentag zu Berlin.

Als im Laufe des vergangenen Sommers die Einladung an mich erging, auf der gegenwärtigen Berliner Tagung über irgendein Thema der spanischen Literaturgeschichte zu sprechen, da war ich mir von vornherein Ihres stillschweigenden Einverständnisses sicher, wenn ich hierzu ein Gebiet wählen würde, das etwas abseits von der großen Straße läge, ein Gebiet meine ich, auf dem nicht die Arbeit im großen seit Jahrzehnten geschehen ist, auf dem nicht die hundertfach gewendete Scholle nur mehr der spezialisierten Sonderforschung Gewinn und Ernte verspricht. So ein jungfräulicher Ackerboden der spanischen Literatur- und Geistesgeschichte schien mir, neben dem Renaissance-

problem, oder neben der Frage des arabischen Einflusses auf das geistige Mittelalter Spaniens, oder neben Wertung und Deutung des musikalischen Elements in Lyrik und Drama der Blütezeit, vor allem die mystische Bewegung des ausgehenden 16. Jahrhunderts zu sein.

In der Tat sind Ihnen allen aus der französischen und deutschen Geistesgeschichte die Namen einer Teresa von Jesus, eines Johannes vom Kreuz, eines Ludwig von Granada oder eines Juan de los Angeles als Lehrer und Führer großer Männer und Frauen bekannt, nehmen Sie aber irgendeines der zahlreichen Handbücher der spanischen Literaturgeschichte vor, so werden Sie trotz eifrigen Blätterns und Suchens im allgemeinen so klug wie zuvor bleiben. Man bespricht da in aller Kürze das eine oder andere Werk, verweist sie bestenfalls auf ein paar Spezialstudien, läßt Sie aber ganz und gar im Unklaren über die großen Zusammenhänge, über die Wurzeln dieser typisch nationalspanischen Geistesbewegung, über ihr Fortleben und Fortwirken in Spanien selbst und im Auslande, was nebenbei gesagt durchaus nicht ein und dasselbe war.

Bevor ich nun aber darangehe, Ihnen die Resultate eigenen Lesens und Reflektierens kurz und bündig vorzuführen, müssen Sie mir gestatten, ein paar begriffsbestimmende und begriffsabgrenzende Erläuterungen allgemeiner Art voranzuschicken, die für das Verständnis des Folgenden unerläßlich sind.

Wenn man von den Vertretern der spanischen Mystik redet, so kann es sich dabei natürlich nur um christliche Mystik handeln. Ganz und gar außer Betracht bleiben also in diesem Zusammenhang erstens einmal die sog. natürliche Mystik, die in das Gebiet der mehr oder weniger unerforschten Naturkräfte, wie Magie, Okkultismus, Spiritismus, eingreift und zweitens sodann die pantheistische Mystik, die auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung den Wesensunterschied zwischen der Gottheit und der menschlichen Seele aufhebt, wie z. B. der Brahmanismus im Orient oder der Neuplatonismus im Abendland.

Was ist nun also eigentlich christliche Mystik? . . . . Vor allem: wer in diesem Sinn und Zusammenhang „Mystik“ sagt, der sagt damit stillschweigend auch „Asketik“, denn das letztere ist die natürliche Vorbedingung des anderen. Asketik aber ist die Lehre von der christlichen Vollkommenheit, das heißt soviel wie die Darstellung der gewöhnlichen Heilswege, auf denen der Mensch durch eigene Mitwirkung, als Helfer

und Unterstützer der göttlichen Gnade gleichsam, das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen strebt. Die Mystik, das heißt die christliche Mystik, ist die geheimnisvolle Vereinigung der Seele mit Gott infolge ungewöhnlicher, außerordentlicher Gnadenwirkung auf den einzelnen, besonders bevorzugten und auserlesenen Menschen.

Halten wir also zunächst an dem grundlegenden Unterschiede fest: Die Asketik weist den gewöhnlichen Gnadenweg für alle, die Mystik ist eine außergewöhnliche Erleuchtung und Liebesvereinigung, die nur wenigen zuteil wird, die erstere aber ist immer und überall die Vorstufe der zweiten, ein Grundsatz, der insbesondere in der Entwicklung der spanischen Mystik deutlich wirksam wird. Die christliche Mystik kann entweder erlebt, oder aber nur geprüft, erläutert und gelehrt werden, und man pflegt demnach eine praktische oder empirische Mystik von einer theoretischen oder spekulativen zu unterscheiden. Jede kann ohne die andere, beide können aber auch vereint im einzelnen Individuum wirksam sein. Um es konkret zu sagen: Teresia von Jesus oder Johannes vom Kreuz ebenso wie ihre großen Vorgänger des deutschen Mittelalters waren nicht nur empirische sondern auch spekulative Mystiker, denn sie versuchten das, was an ihrem Erleben lehrbar war, zu lehren, sie verkündeten das Geschaute durch Bilder und Symbole, sie stellten ganze Systeme auf, durch deren Befolgung sie ihre Schüler und Anhänger für die mystische Erlebnisgnade zum mindesten vorzubereiten gedachten. Lassen Sie mich Ihnen zunächst die Umrißlinien dieser Systeme, soweit sie der christlichen Gesamtmystik gemeinsam sind, kurz vor Augen führen.

Grundlage des mystischen Erlebens ist die mit Gebet verbundene Betrachtung im höheren Sinn, das heißt die Beschauung. Sie begleitet und trägt die mystische Tätigkeit durch folgende drei Stufen der Entwicklung: 1. die purgatio, das ist die Reinigung und Abwendung von der Sünde durch Gebet, Buße und Sakramentsempfang sowie durch gottgewollte Leiden seelischer und körperlicher Art, also nichts anderes als praktische Askese. Denn, um der mystischen Vereinigung teilhaftig zu werden, muß die Seele gleichsam nackt und bloß sein, sie muß sich aller Willensregungen und Wünsche, aller weltlichen Bilder und Vorstellungen entäußert haben. 2. die illuminatio, die Erleuchtung oder der Aufstieg der gereinigten Seele zur wirklicher Erkenntnis göttlicher Schönheit, die Heiligung des inneren Menschen. 3. die unio

oder vollkommene Hingabe der Seele an Gott, das eigentliche Erleben der göttlichen Liebe.

Auf dem Reinigungsweg (der purgatio) wirkt Gott gleichsam als Arzt, der die Krankheiten der Seele durch Reue und Buße heilt. Die Beschauung gipfelt in dem Bilde vom osculum pedis, das der Seele gewährt wird. Auf dem Erleuchtungsweg (der illuminatio) ist Gott sozusagen der helfende und tröstende Wandergefährte, der die Mühsal des Anstiegs kürzt und die Sicherheit des Pfades gewährleistet. Die Beschauung findet ihren Inbegriff in der Vorstellung von osculum manus. Im Akte der Vereinigung endlich (der unio) ist die Seele Braut und Gott der Bräutigam, der ihr in mystischer Liebesvereinigung das osculum oris gewährt. Dieser letzte Grad, den die Mystiker mit unio substantialis bezeichnen, kann nach ihrer übereinstimmenden Versicherung gar nicht, oder nur ungenügend beschrieben werden. «Illud licuit experiri, sed minime loqui», heißt es bei Bernhard von Clairvaux. Immerhin haben sich die größten spanischen Mystiker auch hierüber relativ deutlich ausgesprochen.

Das Corpus asceticorum et mysticorum des 16. Jahrhunderts in Spanien ist von gewaltiger Ausdehnung. Mancherlei Auffassungen und Tendenzen kreuzen und beeinflussen sich gegenseitig, Asketik und Mystik verschwimmen zuweilen ineinander, und man ist bis heute noch nicht dahin gelangt, alle Richtungen, alle Unter- und Gegenströmungen deutlich zu scheiden. Menéndez y Pelayo hat vor Jahrzehnten, wie auf vielen anderen Gebieten, so auch hier den Versuch gemacht, klare Wege zu weisen, aber sein guter Wille ist an dem Mangel zuverlässigen Textmaterials zu Schanden geworden, und er hat sich damit begnügen müssen, um überhaupt eine gewisse Teilung und Übersicht zuwege zu bringen, eine Gruppierung nach den verschiedenen religiösen Orden (also Dominikaner, Franziskaner, Karmeliten, Augustiner, Jesuiten usw.) vorzunehmen. Inzwischen ist mancherlei biographische und kritische Arbeit geleistet worden, und man könnte vielleicht allmählich an eine neue Scheidung der Geister denken. Ich habe versucht, das überreiche Material, das ja gerade auf der Münchener Bibliothek nahezu restlos vorhanden ist, in folgende drei Schichten aufzuteilen: a) die reinen Asketiker, b) die reinen Mystiker, c) die mystischen Asketiker. Dabei schien es mir, als ob die erste dieser Gruppen ganz und gar ohne Zwang in die Periode und in den Geist der spanischen

Renaissance (bis etwa 1550) sich einfüge, als ob die zweite so recht der Zeitstimmung und Tendenz der Epoche Philipps II. entspräche, während die dritte und letzte nur eine von der zweiten beeinflußte Fortentwicklung der zuerst genannten Renaissance-Asketik sein dürfte. Eine strenge, nur das Allerwichtigste berücksichtigende Auswahl, die sich bei Gruppe 1 und 3 sogar auf kurze Andeutungen beschränken muß, ist durch die begreiflicherweise sehr eng gezogenen Grenzen dieses Vortrags von selbst geboten.

Das spanische Mittelalter hat sich in der Erbauungsliteratur niemals über die einfache Lehre von Gut und Böse seiner moralischen Traktate zur eigentlichen Asketik, geschweige denn in die Höhen der Mystik emporgeschwungen. Eine mittelalterliche Mystik, das sei eigens betont, hat es also in Spanien nicht gegeben. Erst das halbe Jahrhundert erasmistischer Hochrenaissance (von etwa 1500 ab) findet in seinem mächtigen Drang nach Reinigung und Vertiefung des religiösen Geistes den Weg zu jenen ausländischen Mystikern, deren Schriften eben um jene Zeit dank der aufblühenden spanischen Buchdruckerkunst auch südlich der Pyrenäen verbreitet werden. Indes bleibt die spanische Mystik in ihren solchermaßen hervorgerufenen ersten und schwachen Anfängen rein spekulativ und theoretisch. Kein einziger unter ihren Vertretern vertieft seine abstrakte Theorie zu empirischem Erlebnis, und weder der «Remedio de pecadores» des Juan de Dueñas, oder die «Guia del cielo» des Pablo de León, oder die «Doctrina» des Hernando de Talavera, noch auch der «Abecedario espiritual» des Francisco de Osuna oder der «Arte para servir a Dios» des Alonso de Madrid kommen über die Stufe der purgatio hinaus. Es bleibt also bei der Asketik. Sie beschränken sich alle mehr oder minder auf das ihren Vorbildern entnommene vitam Christi exercere und auch Ignatius von Loyola, der doch den Ludolph von Sachsen und den Thomas a Kempis las, hat sich an ihnen nicht zum eigentlichen Mystiker herangebildet, sondern lediglich aus ihren geistlichen Übungen ein auf die Allgemeinheit anwendbares Bekehrungsverfahren gemacht. Mit anderen Worten: der Renaissance-Spanier ist, soweit er sich über christliche Vollkommenheitslehre Gedanken macht, entweder nur Moralist, wie Juan de Valdés, oder nur Asketiker, wie alle jene, die an der Hand der ausländischen Mystiker in diese Begriffsphäre eingeführt werden.

Wiederum ist es auch auf diesem Gebiete der das Zeitalter Philipps II. durchwehende Geist der Verinnerlichung, der Geist des tridentinischen Konzils und der Gegenreformation, der, zunächst auf dem Wege einer Erneuerung des klösterlichen Lebens, die Askese zur lichten Höhe mystischen Gottsuchens emporführt. Die klösterlichen Reformen vor allem, die neuen Ordensgründungen eines Pedro de Alcántara und Juan de la Cruz, einer Teresa de Jesús und ihrer aller Helfer und Nachfolger, sind nur eine der verschiedenen Formen spanischer Gegenwehr gegen die lutherische und kalvinistische Reform, eine typische Parallelerscheinung zu der von Ignatius geschaffenen Gesellschaft Jesu. Teresa hegt den brennenden Wunsch, tausend Leben zu besitzen, um sie zur Rettung einer einzigen den Häretikern anheim gefallenen Seele hinopfern zu können. Lockerung klösterlicher Zucht und Strenge scheint den eifrigen spanischen Regularen die innerste Wurzel jener nordischen Abfallsbewegung zu sein. Wiederanknüpfung gelöster Bande, Festigung wankend gewordener Grundsätze, Sammlung einer neugerüsteten Kämpferschar um das alte Glaubensbanner, innere Mission neben der bereits zu herrlicher Blüte sich entfaltenden äußeren, das dünkt ihnen die beste Abwehr der von Deutschland und Frankreich her drohenden Glaubensspaltung, in deren Bekämpfung mit Waffengewalt sie unablässig ihre Väter, Brüder und Freunde auf fernen Schlachtfeldern spanisches Blut vergießen sehen. Diese Beziehungen zur europäischen Reformation werden in der Regel ganz und gar übersehen, verdienen aber, wie Sie mir zugeben werden, eine sorgfältige Beachtung, denn in ihnen liegen ja die eigentlichen Wurzeln dessen eingebettet, was spanische Mystik werden soll. Erinnern Sie sich, meine Damen und Herren, auch an das prachtvolle Gemälde von Tizian, das gewöhnlich die Bezeichnung trägt „Spanien kommt der bedrängten Religion zu Hilfe". Auf ihm sehen sie die Grundstimmung der philippinischen Aera von einem genialen Zeitgenossen trefflich erkannt und in echt künstlerischer Einfühlung symbolisch dargestellt.

Nicht so sehr durch Art und Umfang seiner Schriften, als durch Tat und Beispiel geht allen anderen Aposteln religiöser Zucht und Verinnerlichung Pedro de Alcántara voran. Er ist gleichsam der Pförtner zum Tempel der spanischen Mystik und kann darum hier nicht übergangen werden. Aus vornehmem Adelsgeschlecht geboren und an der Universität Salamanca vorgebildet, kennt er von Jugend an keinen anderen Lebenszweck,

als in strengster Entsagung und Frömmigkeit dem Herrn zu dienen, tritt, sobald es die Jahre erlauben, in den Orden der Minoriten härtester Observanz ein und gewinnt durch die flammende Glut seines Gebetslebens, durch die unerhörte Kasteiung seines Leibes, durch die Macht seiner Predigten einen tiefdringenden Einfluß nicht nur auf seine Ordensbrüder, sondern auch an den verschiedenen Stätten seines Wirkens auf das religiöse Leben von Volk, Adel und Hofgesellschaft. Er unterliegt auch bereits den Wirkungen jenes merkwürdig innigen und vergeistigten Naturgefühls, das eine so wesentliche Komponente spanisch-mystischen Empfindens werden sollte. Was nur immer er in der freien Natur erblickte, so berichtet sein ältester Biograph (aus dem Jahr 1667), das hob und beflügelte seine Andacht und versetzte ihn in größtes Entzücken.

Sein «Tratado de la oración y meditación» ist ein meisterhaftes Lehr- und Handbüchlein betrachtender Gebetsübung. Als Grundlage dient ihm zweifellos der «Abecedario espiritual» des Francisco de Osuna, jene vielgelesene und auch noch von Teresa de Jesús in ihren Anfängen gern befolgte Anweisung zu Gewissensprüfung und geistiger Sammlung. Aus ihr entwickelt Pedro seine mystische Art und Auffassung des Herzensgebetes, einer Kombination der verstandesmäßig reflektierenden und der gefühlsmäßig empfindenden Andacht, die in dieser Vereinigung die Seele zu innigster Gemeinschaft mit Gott emporheben soll. Wenn auch außerhalb Spaniens in ähnlicher Form bereits bei den mittelalterlichen Mystikern durchdacht und erlebt, stellen diese Gedankenreihen, Ratschläge und Anregungen gleichwohl für spanische Verhältnisse etwas der Allgemeinheit absolut Neues dar, und die beredte Schlichtheit, mit der Pedro de Alcántara, von innerer Wärme glühend, seine Sache vertritt, haben im Verein mit dem Ruf seines heiligmäßigen Lebens nicht wenig zur Popularisierung des Schriftchens beigetragen. Um 1540 verfaßt, erlebt es ein Jahrhundert lang fast jedes Dezennium eine Neuauflage und liegt bereits 1583 in italienischer, 1607 in lateinischer, 1622 in französischer Übersetzung vor. Die Form des kombiniert reflektierenden und empfindenden Gebetes bildet späterhin, als Pedro das Ideal seines klösterlichen Asketenlebens in der mit päpstlicher Gutheißung erfolgten Neugründung eines Ordenszweiges allerstrengster Observanz verwirklicht sieht, einen wesentlichen Bestandteil der von ihm entworfenen neuen Ordensregel. Luis de Granada benützt das Büchlein eifrig für seinen

gleich betitelten «Libro de la oración y meditación», und Teresa de Jesús hat reiche Förderung für ihr Gebetslebens aus ihm gezogen. Ihr ist übrigens Pedro de Alcántara nicht nur ein liebevoller Seelenführer, sondern auch ein tatkräftiger Helfer bei ihren Klostergründungen gewesen, und sie hat ihm in ihrer Lebensbeschreibung ein bleibendes Denkmal gesetzt. Teresa de Jesús ist es auch, die das Reformwerk Pedros zur Vollendung führt und mit der Krone der Mystik krönt. Von ihr wird daher zunächst und besonders eingehend zu reden sein.

Im Jahre 1515 zu Avila als Tochter der kinderreichen, altadeligen Familie der Cepeda y Ahumada geboren, trat Teresa 19jährig in das Karmeliterinnen-Kloster ihrer Vaterstadt ein. Bis zu ihrem 40. Lebensjahr unterschied sie sich in nichts von einer rechtschaffen frommen und braven, gleichwohl aber kleinen menschlichen Schwachheiten unterworfenen Durchschnittsnonne ihres durch mancherlei Erleichterungen in seiner ursprünglichen Strenge gemilderten Ordens. Erst die Lektüre der Bekenntnisse des heiligen Augustin brachte gleichsam eine Erleuchtung über sie und damit jene zunehmende tiefe Verinnerlichung ihres Seelenlebens, die sie zur Reformatorin klösterlicher Zucht und Regel und zur Mystikerin werden ließ. Teresa ist Visionärin, das heißt, sie wird von einem bestimmten Augenblicke ihrer mystischen Seelenreife an einer Reihe von übersinnlichen Gesichten teilhaftig, die ihren Höhepunkt in der berühmten Durchbohrung des Herzens mit dem göttlichen Liebespfeil finden. Sie erinnern sich an ein diesen Vorgang darstellendes Gemälde von Rubens und an die herrliche Marmorgruppe von Bernini auf dem Teresienaltar der Kirche Santa Maria della Vittoria in Rom. Eine derartige Vision, die ihr die Hölle mit all ihren Schrecken vor Augen führt, bohrt ihr das Mitleid mit den verlorenen und noch mehr mit den dem reißenden Wolf der Irrlehre zum Opfer fallenden Seelen tief in ihr weiches Gemüt, und sie faßt den Entschluß, dem Werke der Seelenrettung, das sie freilich nur innerhalb der engen Grenzen ihres Ordensberufes vollziehen kann, mit ganzer Kraft zu obliegen. Aus diesem Entschluß erwächst zunächst ihre Reform der Ordensregel, dann die Gründung neuer Klöster auf der Basis dieser strengeren Vorschriften, und schließlich die völlige Abtrennung eines selbständigen Zweiges, der sog. unbeschuhten Karmeliterinnen von der bestehenden Richtung milderer Observanz. Den gleichen mühevollen Weg der Reform und Neuorganisation beschreitet sie mit Hilfe von

Juan de la Cruz und anderen auch für den Männerorden der Karmeliten. Inquisition, persönliche Gegnerschaft und eingewurzelter Schlendrian bereiten ihr schwere Hindernisse und seelische Nöte aller Art, bis sie endlich, ein paar Jahre vor ihrem Tod (1582), ihr Lebenswerk auf sicherer Grundlage verankert sieht.

Ihre Werke, denen sich ein ziemlich umfangreiches und besonders für die Kenntnis ihrer Persönlichkeit instruktives Corpus von Briefen angliedert, sind naturgemäß aufs engste mit ihrer religiös-reformatorischen Lebensarbeit verbunden. Sie sind der formgewordene, greifbare und bleibende Niederschlag ihres moralischen und psychologischen Arbeitens, ihres asketischen und mystischen Strebens, und in ihrer Gesamtheit würde kein anderer Titel besser auf sie passen als der, den ein einzelnes aus ihnen trägt: «Camino de perfección», der Weg zur Vollendung.

Das „Buch des Lebens" *(Libro de la vida)* ist nicht, wie man vielfach lesen kann, eine im Auftrag ihres Beichtvaters abgefaßte Selbstbiographie, sondern ein von jenem gewünschter Bericht über ihre Gebetsweise und ihre von Gott empfangenen Gnaden und wurde folgerichtig von Teresa selbst nur «Libro de las misericordias de Dios» genannt. Es gibt die Geschichte ihrer seelischen Entwicklung bis zur Reife, das ist bis zur ersten großen Klostergründung (1562), eine Entwicklung, die freilich von der in Ton und Auffassung ungelehrt-volkstümlich und rein gefühlsmäßig berichtenden Nonne so innig mit ihrem Lebensgang verflochten wurde, daß die schlichte Anschaulichkeit der Ereignisse und Erlebnisse sich mit der feinen Zergliederung der Seelenzustände zur reizvollen Form eines scheinbar selbsterlebten Romans verbindet, als der er auch von den meisten Lesern, gelehrten wie ungelehrten, geschätzt und genossen wird. Ich darf dazu vielleicht kurz ein paar Belege einschalten. Freiherr von Waldberg, der bekannte Heidelberger Literarhistoriker, schreibt in seinen Studien gelegentlich: „Wie ein großartiger autobiographischer Roman liest sich dieses Lebensbuch. Das Romanhafte ist hier keine Würze, sondern ein Bestandteil." Und einem bekannten deutschen Spanienreisenden unserer Tage versicherte eine spanische Nonne wortwörtlich: diese «Vida de Santa Teresa» sei der einzige Roman, den sie in ihrem Klösterlein zu lesen bekämen. — Der eigentliche Gehalt des Buches ist natürlich vorwiegend asketischen Charakters. Enthält es ja doch ein gutes Stück des religiösen Systems, das sich die Heilige in

mühevoller Selbstzucht und jahrzehntelanger Betrachtungsübung aufgebaut hatte. So vor allem ihre Lehre von den vier Gebetsstufen, die sie an dem Gleichnis von dem auf vier verschiedene Arten zu bewässernden Garten mit unübertrefflicher Anschaulichkeit darlegt und entwickelt. Das Gleichnis selbst ist so plastisch und dabei volkstümlich und überdies für Teresas Auffassung und Bildersprache so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, es Ihnen kurz ins Gedächtnis zurückzurufen. Seele ist gleich Garten. Gebet ist gleich Bewässerung. Und die sich steigernde Entwicklung knüpft sich an diese vier, stets sich weit überholenden Vorgänge: der handgefüllte Eimer, das Wasserschöpfrad, das natürliche oder künstliche Rinnsal und der vom Himmel strömende Regen.

Vorwiegend asketischen Inhalts ist sodann auch noch der »Camino de perfección«, der Weg zur Vollendung, der durch Übung der geistlichen und leiblichen Armut die Seele zur Loslösung von jeder irdischen Liebe und zur Erringung jener Demut führt, die ihr die Macht gibt, den himmlischen Bräutigam, wie Teresa sagt, gleichsam mit einem haarfeinen Faden zu sich herabzuziehen. In Form einer Auslegung des Vaterunser entwickelt sie dabei neuerdings ihre Auffassung von den verschiedenen Arten und Eigenschaften des Gebetes, das in der von ihr befolgten kontemplativen Form überhaupt das Fundament ihrer mystischen Innenwelt bildet.

Wir kommen zum Höhepunkt ihres mystischen Erlebens und Darstellens: der Seelenburg. Und ich bitte Sie, sich später bei Juan de la Cruz wiederum an die feine Kompliziertheit der Vorstellungsbilder zu erinnern, die den großen spanischen Mystikern (im Gegensatz zu denen der übrigen Länder) zu Gebote stehen, wenn sie das letzte und höchste Erlebnis sinnlich faßbar zu machen unternehmen. Das Seelenleben des zur Vollkommenheit berufenen Menschen erscheint der mystischen Phantasie der heiligen Nonne wie eine aus kristallklarem Diamant gehauene Burg, in der es viele Gemächer gibt, gleichwie der Himmel viele Wohnungen hat. Sieben aber sind es vor allem, in denen die Seele auf ihrem Weg zur Vereinigung mit Gott Aufenthalt nimmt. Sieht man genauer zu, so sind diese sieben Räume nichts anderes als (in Gruppen von $3 + 3 + 1$) die drei altvertrauten Stufen mystischer Entwicklung: purgatio, illuminatio, unio. Die ersten drei Räume durchschreitet die Seele in den untersten Stadien ihrer Reinigung, je nachdem sie von Todsünden

frei, indes noch den läßlichen Verfehlungen anheimgegeben oder aber zwar auch dieser ledig, jedoch noch an irdischer Ehrsucht krankt, und endlich je nachdem sie zwar von allem Weltlichen befreit, sich gleichwohl noch nicht zur Demut durchgerungen hat. Die zweiten drei Räume dienen der Seele zum Aufenthalt während des Zustandes der Erleuchtung, der hier über die vier Stufen gesteigerten Gebetslebens vor sich geht — Sie erinnern sich an das Gleichnis vom bewässerten Garten — und in zweifacher Art der Bindung der Sinne, durch gewöhnliche oder außergewöhnliche Extase, zur mystischen Verlobung führt, das heißt zur Bereicherung der Seele mit übernatürlichen Gaben. Der siebente endlich und letzte Raum ist der Schauplatz der geistlichen Vermählung der Seele mit Gott, als deren Gnadenwirkungen vor allem gelten: innerer Friede, Vergessen des eigenen Selbst, Verlangen zu leiden, und Sehnsucht nach seliger Einsamkeit. Eine merkwürdige Vertiefung und Erläuterung findet diese Theorie der Seelenburg in der Auslegung verschiedener Abschnitte des Hohen Liedes, die zur siebenten Wohnung, der Vereinigung mit Gott, in innige Beziehung gesetzt werden.

Ich übergehe ein letztes Werk Teresas, das sog. Buch der Klostergründungen, das die Geschichte ihrer 18 Stiftungen berichtet, und beeile mich, Ihnen aus dem bisher Geschilderten ein möglichst plastisches Bild der Persönlichkeit dieser ungewöhnlichen Frau abzuleiten.

Teresa war als Spanierin und Nonne des 16. Jahrhunderts keiner irgendwie gelehrten Erziehung oder Verstandesschulung teilhaftig geworden. Sie hat aber trotzdem den Geist ihrer Zeit klug erfaßt und beispielsweise nicht nur von ihren Nonnen die Lesefertigkeit im Lateinischen als Bildungsminimum verlangt oder immer wieder mit Nachdruck gefordert, man dürfe nur wirklich gelehrte Theologen zu Beichtvätern nehmen, sondern auch für sich persönlich in eifrigem Verkehr mit gelehrten Männern das zu ersetzen gesucht, was ihr an eigener Vorbildung mangeln mochte. Pedro de Alcántara, der Reformator des Minoritenordens, Francisco de Borja, ehemals Herzog von Gandia und späterer Jesuitengeneral, Juan de Avila, der Apostel Andalusiens, Domingo Báñez, der thomistische Gegner Molinas, und Diego Yepes, der Berater und Vertraute des Königs Philipp II., sind ihre geistigen Führer, die Begutachter ihrer Pläne, zum Teil sogar die Veranlasser ihrer Schriften gewesen. Ein Ver-

stand von wahrhaft männlicher Klarheit und Schärfe, der sie im Verein mit bündiger Kürze des Ausdrucks befähigt, die schwierigsten Probleme leicht faßlich und durchsichtig darzustellen; eine durchaus nicht übersinnliche oder in brennenden Farben schwelgende, aber unübertrefflich bildmäßige Phantasie, die ihr erlaubt, abstrakte Seelendinge in den natürlichsten Vergleichen zu veranschaulichen; ein heiterer Frohsinn, der über den heiligen Ernst ihrer tiefsinnigen Rede den Zauber unvergleichlicher Anmut ausgießt, eine echt frauenhafte Zartheit des Fühlens, eine Feinheit der Affekte, die sie wie keine zweite zur geistigen Führerin prädestinierte und die sich am besten in dem von ihr geprägten Merkspruch ausdrückt: fühle dich ein in die Stimmung desjenigen, mit dem du umgehst, sei fröhlich mit dem Frohen und traurig mit dem Traurigen; und endlich eine ungezwungene Natürlichkeit der Sprache, die als klassisches Muster der vornehmen Alltagsrede ihrer Zeit gilt, das sind die besonderen Eigenschaften und Vorzüge der Teresa de Jesús als Schriftstellerin.

Als Mensch betrachtet, war sie gewiß keine Erotikerin, zu der sie eine tendenziös gerichtete Auffassung der Mystik stempeln möchte. Denn die angeblich verzehrende Glut ihrer wiederum angeblich nur mühsam aufs Göttliche und Jenseitige abgelenkten Sinnlichkeit ist ja tatsächlich nichts anderes als eine in wahrhaft überirdische Kraft lodernde Flamme inbrünstigen Glaubens und tiefinnerlicher Frömmigkeit. Teresa war auch keine Hysterikerin, zu der sie eine scheinbar medizinisch, in Wirklichkeit aber ganz anders orientierte Richtung moderner Kritik erniedrigen will. Denn der kraftvolle Charakter ihres Geistes und die ausdauernde Energie ihres Willens sind das gerade Gegenteil vom gewöhnlichen Typus dieser Kranken, ja „in intellektueller und moralischer Beziehung befand sie sich sogar am entgegengesetzten Pol der gewöhnlichen Hysterie", wie der Loewener Physiologieprofessor Hahn schon vor 20 Jahren in einer Spezialstudie klipp und klar und kurz und bündig dargelegt hat. Ihre überragende Bedeutung für Zeit und Nachwelt trägt natürlich in erster Linie religiösen Charakter. Teresa ist als siegreiche Vorkämpferin alter Ordensdisziplin und echt christlicher Askese eine der Säulen spanisch-katholischer Gegenreformation geworden. Sie ist in schöner Unsterblichkeit mit der Kraft des geschriebenen Wortes seit Jahrhunderten am Werke, dem christlichen Volksleben stets neue Säfte und Kräfte zuzuführen. Sie glänzt seit Jahrhunderten für

Millionen und Abermillionen gläubiger Augen als einer der hellsten Sterne am Heiligenhimmel der katholischen Kirche.

Aber auch auf das zeitgenössische Geistesleben im weiteren Sinne und außerhalb der Grenzen des rein religiösen Lebens haben die Schriften der mystischen Nonne eine tiefe Wirkung ausgeübt. Teresa schafft ihrer Zeit und Umwelt einen eigenen Seelenbegriff. Ihr ist die alma nicht nur ein mit Gesicht, Gehör und Empfinden nach menschlicher Art begabtes, sondern genauer gesagt ein weibliches Wesen, das die edlen Eigenschaften der irdischen Frau, hingebende Opferfähigkeit, Liebessehnsucht, Leidenschaftlichkeit, in erhöhtem, vergeistigten Grade in sich vereinigt. Diese Seele wird ihr unter dem Impuls des verzehrenden Liebesdrangs, der sie zu ihrem göttlichen Bräutigam emporzieht, zum Medium der Vereinigung schwacher, sündhafter Menschlichkeit mit der gnadenspendenden göttlichen Vollkommenheit. Diese liebende Seele wird ihr des weiteren zur Trägerin eines Blütenkranzes intellektueller Vorzüge und Fähigkeiten und damit zum Inbegriff jener «hermosura del alma», jener Seelenschönheit, die für sie mit der Vorstellung der höchsten Vollendung des inneren Menschen identisch ist.

Bei ihren Zeitgenossen hat Teresa de Jesús das Verständnis für seelische Vorgänge ganz gewaltig gefördert, ja vielleicht größtenteils erst recht aus schläfrigem Dunkel an den hellen Tag gehoben. Sie und ihr Schüler Juan de la Cruz und mit ihm die von ihr inspirierten Mystiker, alle sind unübertreffliche Lehrer in der Kunst, die Regungen und Äußerungen des seelischen Lebens zu zergliedern, die labyrinthischen Gänge dieses gleichsam zweiten Lebens aufzudecken, die schlummernden psychischen Kräfte, wenn auch zunächst nur im Dienste und zum Zwecke religiöser Vervollkommnung, zu wecken. Die von den Mystikern entdeckte Seele lebt fort in bestimmten Teilen eines berühmten Buches von Luis de León, der «Nombres de Cristo», sie lebt fort in dem gleichzeitig und noch ein halbes Jahrhundert später mit rührender Liebe gepflegten Spätrenaissanceroman — ich erinnere Sie nur an die wunderschöne Selva de aventuras des Jerónimo de Contreras oder an die Geschichte von Persiles und Sigismunda des unvergleichlichen Cervantes — sie lebt wieder auf im Vorstellungskreis des Baltasar Gracián und im Drama des Calderón de la Barca, sie lebt, wenn auch durch Zeit- und Geschmacksrichtungen umgeformt, fort in der innigen und gemütstiefen Poesie zahlreicher autos sacramentales.

Theresia von Jesus ist gleichsam der eine von den zwei Gipfeln des mystischen Karmelberges in Spanien; Johannes vom Kreuz heißt der andere. Johannes vom Kreuz, Teresas würdiger Schüler, Seelenfreund und Nachfolger. Von ihm gilt mit Bezug auf Mit- und Nachwelt dasselbe, was wir schon bei jener hervorgehoben haben. Beide zusammen aber bilden sie die strahlende, nie wieder erreichte Höhe mystischer Erleuchtung und Begabung nicht nur in Spanien, sondern in der ganzen christlichen Welt. Juan de la Cruz freilich übertrifft die Meisterin noch in vielem. Er ist in des Wortes edelster Bedeutung der männliche Vertreter und Verkünder der Mystik. Er hat vor der einfachen Nonne nicht nur die faszinierende Macht der Einbildungskraft und den Vorteil der gelehrten Schulung, sondern auch den Schwung der dichterischen Begabung voraus. Man muß im übrigen, noch viel mehr als bei Teresa, sein Leben kennen, um sein Lebenswerk begreifen zu können.

Geboren zu Fontiveros in der Provinz Avila als Sohn eines verarmten Adeligen, trat der 19jährige Juan de Yepes y Alvarez 1563 als Novize in das Karmelitenkloster zu Medina del Campo ein, nachdem er vorher in der Jesuitenschule dieser Stadt eine gründliche humanistische Vorbildung genossen hatte. Der strenge Orden der Karmeliten war im Laufe des 15. Jahrhunderts infolge der abendländischen Kirchenspaltung und des mit ihr zusammenhängenden Niedergangs des religiösen Lebens zu freierer Gestaltung seiner Regeln übergegangen und hatte 1432 durch päpstliche Bulle eine erhebliche Lockerung seiner rigurösen Vorschriften über Fasten, Enthaltsamkeit und Abgeschlossenheit zu erlangen gewußt. Der junge Novize indes (er erhielt den Ordensnamen Juan de San Matias) wollte von solchen Milderungen nichts hören und hielt mit Erlaubnis seiner Oberen freiwillig die alte Observanz strengster Richtung inne. Dieses Moment ist von Wichtigkeit für die Beurteilung seiner späteren Ordensreform. Nach Ablauf des Profeßjahres studierte er in Salamanca Theologie, um nach drei Jahren (1567) im Kloster zu Medina sein erstes Meßopfer zu feiern. In diese Zeit fällt seine Begegnung mit der gottbegnadeten Nonne Theresia von Jesus, die seinem Leben die entscheidende Wendung geben sollte. Mit ihrer Hilfe und unter ihrer Anleitung gründete er eine Reihe von Klöstern der reformierten (unbeschuhten) Karmeliten und trug von nun an den Namen Juan de la Cruz.

1572 wurde Theresia von Jesus in ihrem Konvent zu Avila zur Oberin gewählt und Juan de la Cruz dieser klösterlichen Gemeinschaft als Seelenführer beigegeben. In die Zeit dieser fünfjährigen Tätigkeit fallen auch jene schweren körperlichen und seelischen Kämpfe, Leiden und Erniedrigungen, die den frommen Mönch erst völlig allem Irdischen entfremdeten, ihn zum wahren Fanatiker des Duldens machten und seinen Geist in jene erdentrückte Sphäre hoben, der seine asketisch-mystischen Schriften und Dichtungen entstammen. Die Karmeliten milder Observanz sahen in ihm, dem strengen Wiederhersteller alter und verschärfter Zucht und Regel, ihren gefährlichsten Gegner und besannen sich nicht lange auf eine Gelegenheit, ihn unschädlich zu machen. Juan de la Cruz wurde eines Nachts im Dezember 1577 von Bewaffneten und Mönchen aus der Zelle in Avila geholt, nach Toledo abgeführt und im dortigen Karmelitenkloster in ein finsteres Mauerloch gesperrt. Kärgliche und schlechte Nahrung, Entzug aller religiösen Tröstungen und höhnische Beleidigungen, Schmutz und Finsternis, Rutenhiebe und Fußtritte, das waren die Mittel, mit denen die sauberen Brüder den Gefangenen entweder ihren Wünschen gefügig zu machen oder, wenn nötig, zu beseitigen strebten. Acht Monate trug Juan de la Cruz mit übermenschlicher Geduld und Seelenstärke das Entsetzliche, bis es ihm endlich gelang, der Haft zu entfliehen und mit Hilfe des Teresa de Jesús in dem abgelegenen Klösterchen zu Almodovar in Kastilien Schutz und Ruhe zu finden. Flucht und Rettung hat er später in der Strophenreihe

In einer dunklen Nacht,
Da ganz mein Herz vor Inbrunst glühte,
O Glück, das selig macht!
Entwich ich ungesehen
Und ließ mein Haus in Ruhe stehen . . .

auf sein mystisches Seelenleben umgedeutet und dem Werke «Subida del Monte Carmelo» (Aufstieg zum Berge Karmel) zugrunde gelegt. Inzwischen erfolgte die Trennung der beiden feindlichen Ordensrichtungen und für Juan de la Cruz kam die Zeit, in der sich seine aus schweren Kämpfen erwachsene mystische Seelenreife in pastoraler und organisatorischer Tätigkeit und in ungestörter geistiger Arbeit auswirken konnte. Er wurde Prior verschiedener Klöster und schließlich Visitator für Andalusien, hatte indes gegen Ende seines Lebens infolge grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten in Sachen der Ordens-

reform neuerdings von seinen Oberen viel zu leiden. Zu Amtsentsetzung und schnöder Behandlung gesellte sich schwere körperliche Krankheit, und es ist buchstäblich wahr, was einer seiner Biographen von seinem Lebensausklang sagt: einsam und verkannt, aber um so tiefer in Gott gefestigt, reifte diese Märtyrerseele in heroischer Geduld der Ewigkeit entgegen.

Die Vereinigung der Seele mit ihrem Gotte schon auf Erden, also in gewissem Sinne ein im irdischen Leben vorweggenommener Jenseitsbesitz, eine auf diese Welt verpflanzte Seligkeit, das vermißt sich Juan de la Cruz denen zu geben, die sich seiner geistigen Leitung anvertrauen. Sie führt er in drei Etappen durch dunkle Nacht den steilen Karmelweg hinan zu jenem Gipfel, auf dem die heilige Liebesflamme glüht. Im Anstieg, dem Beginn der dunklen Nacht (erstes Werk: «Subida del Monte Carmelo») geschieht die Reinigung des sinnlichen Menschen durch Abtötung der Gelüste, die Reinigung und Vervollkommnung des geistigen Menschen mit Bezug auf den Verstand durch den Glauben, mit Bezug auf die Einbildungskraft durch die Hoffnung, mit Bezug auf den Willen durch die Liebe. Hier stirbt der gläubige Schüler allen sinnlichen Dingen, allem diesseitigen Erkennen, Wissen und Wollen gänzlich ab. Im Mittelpunkt der dunklen Nacht (zweites Werk: «Noche oscura del alma») lebt der dem Irdischen Entrückte ganz dem Glauben, erfährt die Wirksamkeit der vorausgegangenen Reinigung als wonnigliches Licht und umgestaltendes Feuer, das heißt durch Erleuchtung mit göttlicher Weisheit und Entzündung einer heftigen Leidenschaft göttlicher Liebe. Die eine weiht die Seele in die göttlichen Geheimnisse ein, die andere führt sie die zwölf Sprossen der göttlichen Liebesleiter empor. Frei von Hemmungen irdischer Bilder, Gestalten und Begriffe wandelt nun die Seele in ungestörtem Frieden der endgültigen Vereinigung entgegen. Im Morgengrauen der dunklen Nacht (drittes Werk: «Cántico espiritual entre el alma y Cristo su esposo») beginnt für die Seele die geistliche Vermählung. Noch einmal durchläuft sie in Abtötung alles Leiblichen, in süßer Kontemplation und gnadenvoller Erleuchtung die beiden vorbereitenden Stadien, um dann endlich in seliger Umgestaltung in das verklärte gottmenschliche Wesen des himmlischen Bräutigams überzugehen.

Johannes vom Kreuz ist spekulativer und empirischer Mystiker zugleich, nur das zweite bei weitem viel mehr als das

erste. Der unendliche Reichtum seiner Gedanken, die hinreißende Gewalt seines gottsuchenden Fühlens, die reine Glut seiner Phantasie in der Darstellung der letzten und höchsten mystischen Erlebnisse, das alles gehört zweifellos zu jenen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich nach Shakespeares Wort unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, Dinge, die er weder lernen noch erfinden konnte, die vielmehr reiner Inspiration entstammen. Er ist aber auch kraft seiner geistigen Vorbildung an Jesuitenkolleg und Universität ein gründlicher Kenner und dankbarer Schüler der historischen und theoretischen Mystik gewesen. Von der Liebesauffassung nach Plato und León Hebreo ist er unberührt geblieben, indes erweist er sich schon in seinem Festhalten an den drei Stufen der purgatio, illuminato und unio als treuer Gefolgsmann der altchristlichen Meister. Unter ihnen ist er wohl am liebsten den Spuren des hl. Bernhard von Clairvaux gefolgt. Ihm entlehnt er, um ein stoffliches Beispiel zu zitieren, die Erklärung der mystischen Himmelsleiter im zweiten Buch der «Noche oscura». Von ihm stammt andererseits, um auch einen Beleg von Ideenbeeinflussung zu geben, die Verwertung des Hohen Liedes zur Versinnbildlichung seines mystischen Innenlebens und im besonderen die Deutung der Braut, nicht wie zumeist bei den Kirchenvätern auf Ecclesia oder Virgo Maria, sondern auf die menschliche Seele. Darin wie bei Juan de la Cruz die Devotion und das innere Erleben weitaus das Spekulative überwiegen, darin ferner, daß er auch in theoretischen Dingen stets beim praktischen Ziele, der mystischen Erziehung und Belehrung, bleibt, scheint er mir nicht ganz unberührt von der Art des Konstanzer Dominikaners Heinrich Seuse (latinisiert Suso, † 1366), dessen Werke dem Spanier in lateinischer Uebersetzung zugänglich waren.

Johannes vom Kreuz ist aber nicht nur spekulativer und empirischer Mystiker, nicht nur gelehrter und gefühlsmäßiger Gottsucher, er ist auch der gottbegnadete **Dichter** des mystischen Karmelberges. Er ist der erste, der den Zauber lyrischer Verse in den Dienst mystischer Belehrung und Erbauung stellt. Das dritte seiner Meisterwerke, der „Zwiegesang der Seele mit ihrem himmlischen Bräutigam“, ist die freieste und schönste versgebundene Nachbildung, die dem Hohen Liede je und je, zu allen Zeiten und in allen Sprachen geworden ist. Feurige Glut des Ausdrucks, sinnige Erhabenheit der Bilder,

unsägliche Zartheit des Gefühls vereinigen sich zu einem lyrisch-mystischen Bilde von unerhörter Klang- und Farbenpracht. Das Säuseln der Winde, das Rauschen der Blätter, das Murmeln der Bäche und der Duft der Blumen; Enttäuschung, Hoffnung, Sehnsucht, zitternde Erwartung, jubelnde Erfüllung; das Leben in der Natur und die Gefühle der Menschenbrust, alles, alles kreist im magischen Banne dieser, trotz aller weltlichen Bilderpracht unendlich keuschen, mystischen Verzückung. Und man begreift da erst so recht im Innersten das treffliche Urteil eines Menéndez y Pelayo über diese Art von Mystik: Engelgleich, hat er gesagt, himmlisch und göttlich.

Die Idee der Mystik verweist in schweigende, von manchen Menschen nie gelebte Tiefen. Und das, was sie meint und will, das wird von den einen für Wahnsinn, von den anderen für Heiligkeit gehalten. In diesem Sinne hat vor kurzem der Freiburger Philosoph Georg Mehlis den Begriff der Mystik umschrieben. Wenden Sie nun diesen Bestimmungsmaßstab auf die große geistige und seelische Bewegung des ausgehenden 16. Jahrhunderts in Spanien an, auf jene Bewegung, deren Träger und Führer Theresia von Jesus und Johannes vom Kreuz heißen, — und ich glaube, die Entscheidung, ob Wahnsinn oder Heiligkeit, dürfte Ihnen keinen Augenblick schwer fallen.

München. Ludwig Pfandl.

AMERIKANISCHE AUSSPRACHE UND INTONATION.

Die 41. Tagung der «Modern Language Association of America» fand in der Columbia-University zu New-Jork statt, und zwar in den letzten Tagen des verflossenen Jahres. Die Versammlung war natürlich eine imposantere, als ein Land wie das unsrige sie stellen kann, und wäre es selbst die Berliner.

Diese Gelegenheit nun benutzte der in Amerika hochangesehene und in Deutschland wohlbekannte Prof. W. Tilly, (geborener Engländer), nicht nur um einen, von Enthusiasmus getragenen Vortrag über Intonation zu halten, sondern auch um die in Europa mehrfach erörterte Frage nach der Verschiedenheit der amerikanischen Intonation von der englischen zum Austrag zu bringen.

Und das geschah in folgender Weise: Er machte drei hochangesehene Professoren bei ihren Vorträgen zum Gegenstand

der Prüfung und diese übernahm er selbst, Schüler Viëtors und begeisterter Anhänger der Intonation, mit einer Gruppe seiner fortgeschrittensten Studenten, indem er gleichzeitig auch die Aussprache der Herren in die Untersuchung zog. Das einstimmige Ergebnis ihrer Beobachtungen legte Prof. Tilly noch am selben Tage in einem Briefe an mich nieder. Es ist wortgetreu das Folgende:

31. Dec. 1924.

To-day the pronunciation, particularly in regard to intonation, of the following was controlled by W. Tilly and a group of his advanced students.

Prf. Kenneth M' Kenzie, (Chairmann of a meeting), University of Illinois.

Prf. Charles Grandgent (Speaker in conversation tone), University of Harvard.

Prf. Walter L. Bullock (Reader of a „Paper"), Bryn Mawr College.

The first two are Americans, the third is English.

Pronunciation practically identical, Intonation absolutely identical, agreeing entirely with the rules given in „Klinghardt & Klemms" Übungen im engl. Tonfall.

W. Tilly.

Ich habe es für nützlich gehalten, diese endgültige Feststellung der Frage von der amerikanischen Aussprache und Intonation den Herren Kollegen hier bekannt zu geben.

Kötzschenbroda b. Dresden. H. Klinghardt.

VERMISCHTES.

DEUTSCHE BAROCKDICHTUNG[1]).

Seit den Anfängen deutscher Literarhistoriographie, seit Koberstein und Gervinus, hat das 17. Jahrhundert der deutschen Literaturentwicklung unter falscher Beurteilung und geringschätziger Behandlung zu leiden gehabt. Man faßte diese Epoche als Verfall des nationalen Erbes des Reformationszeitalters, als verschrobene Ausartung deutscher Renaissancebestrebungen; daß im 17. Jahrhundert ein neues mit dem Renaissancemenschentum und dem Ethos der Reformationsepoche keineswegs identisches Lebensgefühl und ein neues eigenartiges Kunstwollen wirksam waren, wurde kaum berücksichtigt.

---

[1]) Herbert Cysarz, Deutsche Barockdichtung, Renaissance, Barock, Rokoko. Leipzig 1924. H. Haessel. IV. u. 311 S.

Noch Scherer zeigt in der Anordnung der Entwicklungsabschnitte diese traditionelle Geringschätzung: er würdigt den Zeitraum keiner selbständigen Behandlung. Er zerfällt bei ihm in eine Enklise zum Reformationszeitalter und eine Proklise zum dichterischen Aufschwung des 18. Jahrhunderts. Diese Geringschätzung prägt sich ferner im Nichtvorhandensein der wissenschaftlichen Literatur aus. Während das Mittelalter zahlreiche meisterhafte Gesamtdarstellungen gefunden hat, für das 18. Jahrhundert das umfassende Werk Hettners existiert und für das 19. Jahrhundert die Zahl der Literaturgeschichten überaus groß ist, fehlt für das 17. Jahrhundert eine völlig entsprechende Gesamtdarstellung. Lemckes Werk ist nur ein Anfang und trotz anerkannter Vortrefflichkeit angesichts der mehr und mehr sich erschließenden Fülle und der geänderten kunstanschaulichen Einstellung heute kaum mehr zulänglich. Von Max v. Waldberg als dem berufensten Forscher erwarten wir schon lange eine zusammenfassende Darstellung des Zeitraums. Wenn nun C. darangeht, die leitende Kunstrichtung des 17. Jahrhunderts in synthetischer Darstellung zu behandeln, so ist sein Unternehmen, das eine wesentliche Lücke ausfüllt, ohne freilich eine Literaturgeschichte dieses Zeitraums entbehrlich zu machen, aufs dankbarste zu begrüßen. Seine Aufgabe war überaus schwierig, schon deshalb, weil eine empirisch-philologische Zusammenstellung des Materials in chronologischer Ordnung ja eben nicht vorliegt und die ideen- und formengeschichtliche Synthese daher öfters genötigt ist, sich selbst und dem Leser gewisse analytische Vorarbeit zu leisten. Das Buch ist ein Symbol der neuen Hochschätzung des barocken Kulturlebens, die von den Kunsthistorikern ausgegangen ist. Seit Wölfflin, Ilg u. a. haben sie reichstes Material zusammengetragen, auch die geistesgeschichtliche Bewältigung dieser Epoche ist ihnen gelungen (Worringer, Hausenstein, Weisbach). Auf literarhistorischem Gebiet war neben Nadlers hochverdienstlicher „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" der Aufsatz von F. Strich über den lyrischen Stil des 17. Jahrhunderts (in der Festschrift für Muncker) wegeweisend, wenngleich ihm die Priorität der Benennung nicht zukommt, da die Stammlerschen Literaturberichte (in der Zs. f. d. Unterr.) schon früher den Ausdruck „Barockdichtung" verwendet haben. — Neben diesen berechtigten und ernstzunehmenden wissenschaftlichen Werken hat sich neuerdings leider ein kunstdilettantischer Snobismus breitgemacht, der mit dem Barockstil einen unverständigen Götzenkult treibt. — Das vorliegende Buch, eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, zeigt deutlich, daß sein Autor alle jene geistigen Organe besitzt, um das barocke Kunstwollen, dessen dichterische Bekundung man früher mit abschätzigen Schlagwörtern abgetan hat, zu erfassen. Was C. gibt, ist eine systematische Phänomenologie des deutschen Literaturbarock. Wichtig ist, daß er dabei durchaus vom literarischen Material ausgeht und nicht, wie es in letzter Zeit wohl zu geschehen pflegt, in falschverstandener „wechselseitiger Erhellung" den kunsthistorischen Terminus apriori auf die Dichtung übertragen hat. — Die Fassungen des Barockbegriffs in der wissenschaftlichen Literatur sind verschiedenartig. Diese fachsprachliche Mehrstimmigkeit läßt sich jedoch zu einer Hauptfrage verdichten: ist „Barock" ein historischer Stilbegriff oder eine ästhetische Kategorie, ist darunter eine zeitlich, national oder ethnologisch bedingte Eigenart des Kunstwollens einer bestimmten Epoche zu verstehen oder eine künstlerische Einstellungsweise und Gestaltungsart, die sich zu allen Zeiten wiederholen kann? Diskussion

dieser terminologischen Vielspältigkeit bei Weisbach (Barock als Stilphänomen, Deutsche Vierteljahrsschr. II 225 ff.). C. faßt den Barockbegriff historisch (vgl. seinen Aufsatz über das Literaturbarock, D. Vierteljahrsschr. I 243 ff.). Barock ist das Streben, die gesamtmenschliche Kultur des Humanismus ästhetischen Aufgaben dienstbar zu machen. Renaissance, Humanismus und Reformation schaffen den neuen Menschen, sind aber vorwiegend religiös und ethisch determiniert. Das Barock unternimmt die ästhetische Bewältigung des Renaissanceerbes. Der barocke Mensch ist Christ und Bekenner einer neuen Kultur. Diese Spannung zwischen Christentum und Antike bestimmt den Charakter barocker Geistigkeit: antike Motivik und Form neben christlichem Ethos und Gefühl sind die Hauptmerkmale des neuen Stils. — Im folgenden seien aus der Fülle des Vorgebrachten einige wesenstümliche Züge herausgegriffen. Die geistigen Voraussetzungen der barocken Kultur liegen im 16. Jahrhundert. Damals, zur Zeit der Reformation, wird der neue menschliche Gehalt errungen, aber das Formgefühl dieser Epoche ist mittelalterlich. Hier bringt nun das Barock künstlerische Bereicherung, freilich auch menschliche Verarmung. Die Auseinandersetzung zwischen Barock und den Geistesmächten des 16. Jahrhunderts bildet den Inhalt des ersten Kapitels; mit dem zweiten beginnt die Typengliederung. Zunächst wird das „bürgerlich-romantische" Barock erörtert, wie es sich in Zesen, dem vielgewandten Literaten hypostasiert. Dabei kommen fruchtbare Probleme zur Sprache. So das hauptsächlichste Charakteristikum dieses Stils, das Streben nach Entschränktheit, Bewegtheit, Erfülltheit, das sich z. B. metrisch in der Bevorzugung des Daktylus gegenüber den zweitaktigen Versen Opitzischer Observanz äußert. Auch stilistisch strebt man danach, dem Sprachinstrument soviel Farbe, Glanz, Licht und Klang abzuringen, als nur irgend angängig. Dem unablässig erstrebten Wirkungsmaximum dient ein technisches Virtuosentum, das mit den Bekundungen echten Gefühls rationalistische Praktiken zu vereinigen versteht. Dieser Dualismus weist auf die zahlreichen, für die differenzierte Psyche des Barockmenschen bezeichnenden Antinomien hin: Kräftiger Sensualismus findet sich neben starker Transzendentalität, krasser Naturalismus neben Hyperidealismus. Der schauerliche Realismus der Grabes-, Verwesungs- und Marterungsschilderung (Juan de Valdès Leal, Poussins in der Malerei, Gryphius in der Dichtung) steht im Dienst spiritualistischer Tendenzen, der religiösen Idee, der andererseits wieder durch eine erhöht phantastische Kunst gedient wird. Dieser Dualismus zeigt sich in allem und jedem. Höchstpathetische Trauerspiele neben lustspielhafter Verwertung der Belanglosigkeiten des kleinen Lebens, affektgeschwellte Alexandriner neben schlesischem Vulgärdialekt — alles bei einem und demselben Dichter, pomphafte lateinische Rhetorik neben deutschen Couplets im Jesuitenstück eines Joh. Bapt. Adolph. Umständliche Suada, vollpfropfende Ausmalung neben pointierter Stichomythie und sinnreicher Emblematik. „Die Nachahmung und Übertrumpfung der Antike schlägt in sämtlichen Renaissanceliteraturen zweifache Wege ein: Sie sucht das (marinistisch) überströmende, Weiche und Üppige auf der einen Seite und das (konzeptistisch) Gehaltene, Beziehungsreiche, Zugespitzte auf der anderen".

Eine neue Grundgestalt (das idyllisch-dekorative Barock) verkörpern die Nürnberger mit ihrer dichterisch-malerisch-musikalischen lyrischen Kleinkunst. Das 4. Kapitel behandelt das naiv-anakreontische Barock der Sachsen, das auf Durchdringung des heimischen nördlich

tingierten Besitzes mit der südlich-dekorativen Kunstart ausgeht. Den Sachsen gelingt Bereicherung und Verpersönlichung der starren Szenenbilder und Schemata der Opitzianer. Neben opitzische Gelegenheitsdichtung tritt hier Bekenntnisdichtung. Ein Höhepunkt deutscher Barockdichtung ist Kaspar Stieler, der harmonischeste Künstler dieser Epoche. Sein Hauptwerk „Die geharnschte Venus“ wird von C. glänzend analysiert und das Geheimnis der zyklischen Komposition in nachfühlender Interpretation dargelegt. — Das fünfte Kapitel „Gipfel und Grenzen“ (auch in der Anordnung der Höhepunkt des Werks) behandelt die Höhepunkte barocken Menschentums ,Gryphius und Grimmelshausen, die freilich nicht auch die Gipfel barocken Künstlertums bedeuten. „In Gryphius lebt deutscher Geist des 16. Jahrhunderts (und des besten Mittelalters) in eigenwüchsiger Persönlichkeit auf, bei Grimmelshausen gewinnt er wahlverwandte Darstellung. Jener, der Schöpfer einer vorab moralistischen Bekenntnislyrik, ist der vielleicht tragisch zerrissenste Mensch des Jahrhunderts. Dieser, der reichste Mann seiner Zeit, ist durch Umfang und Grad seines sinnlich-seelischen Wachseins der Wirklichkeitskundigste seiner Epoche. Gryphius umgibt sich allseits mit virtuos beherrschten Praktiken und Ausdrucksformeln des Barock, Grimmelshausen wühlt bloß in barocken Stoffmassen. Das Unbarocke in der Kunst des Gryphius rührt daher, daß er sich jene Formen nicht innerlich aneignet, daß seinem Streiter- und Bekennertum barocke Form etwas Äußerliches bleibt; der Stil Grimmelshausens bewahrt sich in vielen Zügen außerbarock, weil er sich vielfach überhaupt allen barocken Formen fernhält, seine Materie von innen organisierend und außen nur mit einzelnen Schnörkeln zierend. Gryphius paart zeitentrückter Gotik zeitgemäßen Pomp, Grimmelshausen bindet originale Menschlichkeit an gegebenen Stoff.“ Grimmelshausen gelangt über den barocken Bildungsroman zu seinem faustisch-überbarocken Gipfel und auch bei Gryphius nimmt oft über- und außerbarocker Wille barocke Geste an. — Hochbedeutsam ist das sechste Kapitel, in dem das „heroische, galante, curiöse“ Barock der zweiten Schlesier erörtert wird. Hier ist der Fortschritt, der uns manches in neuem Licht zeigt, besonders deutlich. Lohenstein und Hofmannswaldau, bisher immer als Gipfel unförmigen Schwulstes gebrandmarkt, wurden fast immer zusammengeworfen ohne daß man die wesentlichen Verschiedenheiten der beiden bemerkte. Hier ist einer der Punkte, wo C. auch über Nadler hinauskommt. Was Nadler das Barock vor allem wertvoll macht, ist der Umstand, daß sich hier eine stammhafte bajuvarische Kultur äußert, daß sich hier autochthone Höchstleistungen süddeutscher Stämme bekunden, die er den früher einseitig bevorzugten Hervorbringungen Mittel- und Norddeutschlands mit berechtigtem Nachdruck gegenüberstellt. Was sein positives Werturteil bestimmt, sind also z. T. ethnologische Erwägungen, die ihm nicht restlos die Mittel in die Hand geben, dem rein Künstlerischen des Barock völlig gerecht zu werden. C. ist nun in der Angelegenheit der zweitenSchlesier nicht gewillt eine „Rettung“ vorzunehmen. Er tut nur das, was jeder Dichter vom Literarhistoriker verlangen kann: er analysiert sie und sucht die Bedingungen ihres Schaffens zu verstehen. Auf diese Weise gelangt er zu differenzierender Wesenserkenntnis, wo andere an generalisierenden Schlagworten ihr Genügen fanden. „Hofmannswaldau trägt jene Züge, die der französische Stil dem italienischen absieht und selbständig vervollkommnet. Lohenstein aber vertritt das Gut, das Italien damals aus Spanien empfängt ...

Er ist ein Sprößling dieses Secentismo mit seinen realistischen Wutverzerrungen und seiner fanatischen Verbissenheit ... Es ist unbillig, solche überhitzte Affektpose als Un- und Widernatur zu verschreien, als bloße Phrase und Deklamation." — Zu den glänzendsten Abschnitten gehört das Kapitel „Hofkunst und Massenkunst", dessen Gegenstand das österreichische Barock ist. Hier ergibt sich Gelegenheit zu einem zusammenfassenden Ausblick auf das barocke Kunstwollen, das in seiner Tendenz zum Gesamtkunstwerk auf Summierung von Wirkungen ausgeht, Dichterisches, Malerisches, Szenisches, Orchestisches, Musikalisches, Mimisches in engstem Bündnis vereinigt. Was die in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache verfaßten Jesuitenkomödien bieten, ist internationale und imperatorische Veranstaltung, bei der das Wort nur sekundäre Rolle spielt. — In diesem Abschnitt baut C. ferner seine schon in früheren Kapiteln formulierte Antithese aus. Das nördliche Barock, z. T. unter holländischem Einfluß, steht noch unter dem Geist Luthers, ist literarisch, ist Wortbarock. Das südliche Barock, ausschließlich romanisch beeinflußt, ist Bildbarock. Das nördliche Barock ist Bürgerbarock, das südliche Kaiserbarock. Man könnte noch hinzufügen: das nördliche Barock ist die Kunst der betonteren Individualität, das südliche ist kollektivistisches Barock. Im Süden schwindet der Unterschied zwischen Hof- und Volkskunst in produktiver und rezeptiver Hinsicht. —Die Scheidung von Nord- und Südkunst, wie sie C. vornimmt, zeigt einen Fortschritt gegenüber Nadler. Dieser muß, um die in künstlerischer Beziehung oft nördliche Orientierung der süddeutschen Schwaben und die oft süddeutsche Einstellung der Rheinländer zu erklären, zu manch gewaltsamer Konstruktion Zuflucht nehmen. C. sieht die wahre Mainlinie durch die Grenzen des protestantischen und katholischen Bekenntnisses gegeben. — Das achte Kapitel würdigt das religiöse Moment. Das Jahrhundert der Gegenreformation steht unter stärksten religiösen Spannungen. Katholische Sinnenglut auf bayrisch-österreichischem Boden, die fanatisch-protestantische Religiosität im Osten, Mystik und Pietismus — all das wirkt auf die barocke Dichtung. Neues kommt insofern hinein, als die religiöse Lyrik durchaus subjektiviert wird und die Schauer religiöser Erschütterung nunmehr ästhetische Ausweitung finden. Die Entwicklung des religiösen Gefühls, das von einer schwärmerisch- mystischenOpposition gegen den erstarrenden protestantischen Rationalismus ausgeht und sich schließlich zu heiliger Selbst- und Weltbeschauung läutert, findet eindringliche Schilderung. Das neunte Kapitel stellt den Ausklang barocker Einstellung dar, die Auseinandersetzung mit Aufklärung, Rokoko und Klassik. Wichtig ist, daß sich C.s zeitliche Begrenzung der Barockepoche nicht mit der üblichen weiten Fassung dieses Begriffs deckt, derzufolge die gesamte Literatur des 17. Jahrhunderts in ihn hineingeht. Nach C. beginnt die eigentliche Barockdichtung erst nach der Opitzischen Reform, um 1640 und dauert bis zum Aufkommen der tyrannischen Universalherrschaft der Aufklärung. Fortsetzung und Vollendung dessen, was Renaissance und Barock erstreben, ist die deutsche Klassik; ihr gelingt jene Aneignung und Durchdringung des antiken Erbes mit wesenseigenem Besitz zu einem organischen Ganzen höchster menschlicher Kultur. Ein wichtiges Glied in dieser Entwicklungskette gewesen zu sein — darin liegt Wert und Verdienst der Barockdichtung beschlossen. — Das vorliegende Werk vereinigt philologische Akribie mit philosophischem Weitblick, mit erstaunlicher Scharfsichtigkeit für Entwicklungszusammenhänge und einer

monumentalen Fähigkeit zur Synthese. Die Fülle und Vielseitigkeit, die auch Vorbilder und Parallelerscheinungen aus der italienischen, spanischen, französischen und englischen Literatur beizubringen weiß, machen das Buch auch dem Romanisten und Anglisten wichtig.

Wien. Friedrich Kainz.

ZUSAMMENHANG ZWISCHEN *LAUTFORM* UND *BEDEUTUNG* BEI ENGLISCHEN WÖRTERN.

(Fortsetzung.)

10. *Wörter auf -mp (lp, sp).*

Der Auslaut mp gibt den Wörtern etwas Gedrungenes, Wuchtiges. Demgemäß drücken sie das dumpfe Geräusch eines starken Stoßes aus, wie bump, thump, dump, plomp, tramp, stamp, oder sie bezeichnen etwas Kompaktes, Plumpes, wie clump, lump, hump, stump.

bump = heftig stoßen; ShC 12: a succession of bumps (fallende Kartoffeln); Bum. 53: seeing him scratch and bump and pinch himself; his heart bumped; Carg. 19.

thump = dumpfer Schlag; Grm. 168: thumping fists; the thumping of the pestle in the mortar; Grm. 131: we thump the Jew soundly with our criticism; Manch. G. 9, 447: the tub (als Rednerpodium) — thumping kind of election invective; thumping (kollossal; vgl. whopping) price, vgl. thud.

dump = heftig hinwerfen.

plomp = plumps! Carg. 70: a 'plomp' as it reached the water; vgl. plumb (Manch. G. 10, 175: then plumb into a tunnel).

tramp = schwer auftreten, wandern; the tramp of many feet; Bum. 220 thes wiss peasant tramps through the snow.

stamp = stampfen, stempeln; Calv. 261; to stamp out a vice.

chump = Holzklotz, dickes Ende (Hammelkeule); vgl. chunk = kurzes, dickes Stück, Klumpen (Manch. G. 9, 178: introduce whole chunks of new matter into a report); vgl. auch trunk = Stamm, Rumpf, Koffer.

clump = Klumpen; clumps of trees; Lttl. W.: she came clumping (vgl. tramp und stamp) through the hall; clump-boot = schwerer Stiefel; vgl. clumsy = plump; rubber clumped (Absatz) shoes; 3 Men in the B.: one clump on the head (Kopfnuß).

lump = Klumpen: of chalk, coal; Carg. 240: with a lump in his throat; Manch. G. 10, 75: lump of hard argument to digest; ib. 9, 149: tax was paid in a lump sum (einmal jährlich); ib. 9, 15: the lumping together the demands of the various claimant Powers; dazu die Adj. lumpy und lumpish: Carg. 37: the dark lumpy water; Manch. G. 9, 377: as large and lumpy a fact as . .; Sh. C. 192: he subsided lumpishly into his chair; vgl. lumber = rumpeln, poltern.

hump = Buckel; vgl. hunch; Isl. Ph. 106: one shoulder humped a little.

stump = Stumpf; Baumstumpf als Renderpodium: they have been 'on stump' (Manch. G. 9, 22; 425: herumreisen und Wahlreden halten); Grm. 324 (= in Verlegenheit bringen); vgl. stub.

Um die Wörter clamp und cramp mit der eben behandelten Gruppe zu verbinden, genügt wohl ein Hinweis auf clog, das sowohl „Klotz", wie „hemmen" bedeutet. Eine Fessel wird als etwas Schweres empfunden: *cramp* = Krampe, Klammer, Fessel; einschränken; cram-

pingly poor; cramping stupidities of solitary confinement; Manch. G.: their lives are cramped and unsatisfying; Grm. 155: they begin to look cramped (steif) at 30 years; ib. 40.

clamp = Klampe, Klammer; Manch. G. 9, 428: to put clamps on industry.

champ drückt ein schmatzendes Geräusch beim Kauen aus (dumpfer: munch und mump) und ein ähnliches Geräusch der Wellen: the champing waves on the beach (vgl. die ähnliche Bedeutungsverbindung bei lap S. 11).

Die Vorstellung „durch Schwere niedergezogen werden", liegt in swamp und slump. *swamp* = versenken, vollaufen lassen (Schiff): bildlich: Grm. 391: does he work away toward a solution or does he allow to be swamped by them (problems); Manch. G. 9, 468: all other interests are momentarily swamped; ib.: European settlers dread being ultimately swamped; substantivisch swamp = Sumpf.

slump gibt wie plump, plomp, dump das Geräusch „plumps!" wieder. Durch den Anlaut sl ist es mit mehreren Wörtern für Schlamm (slime, slosh, slush, sludge) assoziiert. Es bedeutet: in Schlamm plumpsen, in Eis einbrechen, in Schnee einsinken (vgl. swamp = Sumpf). Besonders viel wird es kaufmännisch gebraucht: Flauheit, Preisrückgang (disastrous slump in the Hungarian krone; Manch. G.: civil flying in New Zealand has been first a boom, then a slump; ib. 9, 213: slump of (Mangel) home news; ib. 9, 427: slump in scholarship; ib.: an industrial slump.

mump ist schon bei champ erwähnt worden. Es bedeutet auch „undeutlich sprechen" (vgl. mumble). — *mumps* und *dumps* = Trübsinn, Verdrießlichkeit, dazu die Weiterbildungen mumpish/mumpishness und dumpish/dumpishness. — *glump* = verdrießlich sein; Adj. glumpy. — *grumpy* = brummig; Galsworthy: I'm a grumpy old woman.

yelp = kläffen; vgl. yowl; H. Caine: a yelping and infuriated crowd; Carg. 257: the neighbouring clocks were just striking nine in a sort of yelping chorus to the heavy boom of Big Ben.

gulp = gierig schlucken; Eliz. 159: to drink a glass off at one gulp; Sh. C. 101.

gasp = keuchen, schwer atmen; Isl. Ph. 242: it seems to me so ugly that I can only gasp; Carg.: 'he'd kill me', gasped the seaman, aghast at such simplicity; ib. 205.

11. Wörter auf -t.

Eine Gruppe von Wörtern mit dem Vokal o bezeichnet einen Fleck, etwas Kleines, Rundliches: *spot* (vgl. speck), *plot* = Fleck, Land (grassplot), *blot* = Klecks (vgl. blotch: the sheep looked like dark blotches, Mill/Floss), *dot* = Tüpfel (Manch. G. 9, 104: to dot the "i's" still more clearly; ib. 10, 150: a crowd in Essen is always dotted with French uniforms; ib. 10, 172: secret military formations dotted the country; Carg. 271: I'm going to dot [verprügeln] you.), *jot* = Jota —trotz seines hohen Alters und seiner fremden Herkunft wirkt dieses Wort ganz ursprünglich und heimisch im Englischen (no jot of disorder; to jot down = schnell zu Papier bringen), *clot* = Klümpchen; gerinnen, *tot* = kleines Kind (Grm. 252: at a Kindergarten two tots, a boy and a girl, stood . . .)

pat und *pet* sind Zärtlichkeitsausdrücke: tätscheln; hätscheln; he patted her hand, the dog, M. on the head; Eliz. 43: I feel more petted; vgl. tap und dab; auch pad scheint mir verwandt. —

Pat auch = eben recht: Manch. G. 9, 169: the answer comes pat (vgl. deutsch: es klappt).

flit (flitzen, huschen), drückt eine rasche, leichte, unhörbare Bewegung aus (vgl. das i in: whiff, whip, whiz, whisk, swish, flicker): her advent seemed ghostly like the flitting in of a moth; Carg. 202: changes that flitted over his face; Manch. G. 9, 438: memories that used to flit through his mind.

twit = necken, höhnen; vgl. tweak; Manch. G. 9, 406: to twit Mr. A. with having recanted his liberalism; they twitted the Government.

chat = plaudern; vgl. chatter; Carg. 126: Tr. M. 1, 136; 212.

titbit = Leckerbissen. — *tit* for *tat* = Wurst wider Wurst (urspr. tip for tap). — *trot* = trotten, traben; Bum. 125; Tr. M. 1, 133.

prate = schwatzen; vgl. prattle; Bum. 249: We prate about our civilisation and humanity, but ...

hoot ist schon bei whoop erwähnt worden; Isl. Ph. 180: a cuckoo who came once a year to hoot (höhnen) at rules of life; Mill/Floss: he (ein Buckliger) was much hooted after by boys.

toot = tuten (Carg. 250: foghorn).

shout = laut, freudig rufen. — *bleat* = blöken (Schaf, Kalb, Ziege). In *grunt* = grunzen — ist der Anlaut (vgl. growl, gruff) und der Nasal zu beachten: Carg. 202: a grunt of surprise; ib. 219 (ärgerlich). Wörter auf rt: *spirt* = plötzlich hervorspritzen; *blurt* = unbesonnen herausplatzen mit (Manch. G. 9, 438), *flirt* = schnell hin und herbewegen; zu spirt vgl. spatter und sputter, zu flirt flutter.

snort = schnauben; vgl. snore; Carg. 114 (vor Zorn); ib. 189.

Endlich zweisilbig: *racket* = Lärm, Tumult; vgl. fidget (nervöse Unruhe); the mice racketed about and squeaked.

12. *Wörter auf z/zz und s/ss.*

Der S-Laut eignet sich zur Wiedergabe des Zischens, Sausens, Summens und Küssens. Er ist im Geräusch des Niesens enthalten und ist oft im Atemgeräusch Schlafender oder Kurzatmiger deutlich hörbar.

fizz = zischen; fizzing and crackling in its 100 lights (Lichtreklame); Manch. G. 9, 327: a province fizzing with highly aerated nationalism (das Geräusch einer Flamme, der Luft zugeblasen wird); vgl. fizzle/sizzle = zischen.

hiss = zischen; in allen drei Beispielen wird das Geräusch vom Wasser erzeugt: Isl. Ph. 194: the rain streamed and hissed against the leaves; Tr. M. 1, 68; the hiss of a waterfall; Easy Tales: with a hissing roaring sound the rushing wave reached the house.

whiz(z) = zischen, schwirren, sausen (Geräusch beim schnellen Durchschneiden der Luft); whizzing shaft; Manch. G. 9, 460: a young man whizzed up to me. — Vgl. *whisk* = wischen, schnell bewegen; Calv. 75: her young man was whisked away (große Gesellschaft) Isl. Ph. 192: his glance whisked back; Tr. M. 1, 185. — Vgl. auch *whisp/wisp* = Wisch (leichte Kleinigkeit wie whiff, chip, slip, scrap); wisps of cloth; a wisp of hair; Grm. 30: These incidents are mere whisps of history; dazu das Adj. wispy (Calv. 42: wispy hair).

kiss = küssen. *buss* = geräuschvoll küssen.

buzz = summen; a buzzing bee; a buzz of voices; Isl. Ph. 36: his quick French buzzed in his ears (Erinnerung); Manch. G. 10, 2: many minds buzzing with hopes.

sneeze = nießen. *wheeze* = keuchen, schnauben; Isl. Ph. 73: you can hear him (from the street) wheezin' (asthmatischer Kellner); a wheezy organ. *snooze* = ein Schläfchen machen; Isl. Ph. 70: in almost every seat, reading or snoozing, were gentlemen.

drowse = schläfrig sein; dazu das Adj. drowsy.

doze = leicht schlummern; Bum. 257: she has dozed off again.

Zur Anlautgruppe tread, trot, tramp gehört *trapse* (Calv. 232: to trapse the streets — nachts bis zur Erschöpfung).

Erwähnt seien *coax* (durch Schmeicheln bewegen) und *hoax* (von hocus); Betrug, Streich, *blowzy* und *frowzy* = unordentlich (Haare, Kleidung), *mess* (Unordnung) und *fuss* = unnötige Geschäftigkeit, ungebührlicher Lärm (Bum. 39: making a fuss about the thing; ib. 188: don't fuss; dazu fussy und fussiness). — *squeeze* = drücken, quetschen (Nebenform squeedge, Sh. C. 31) ist eine mildere Form von squash (Eliz. 103: the babies were all somehow squeezed into the sleigh). — *frizz* (von frzs. friser) = kräuseln, brennen (Haar) — kann infolge seiner lautlichen und semantischen Verwandtschaft mit fizz als lautnachahmend empfunden werden.

13. *Wörter auf sh.*

Diesen Wörtern ist etwas Heftiges, Gewaltsames gemeinsam. Sie drücken ein „Zertrümmern" aus (crash, crush, smash, quash, squash) oder ein klatschendes Geräusch des Wassers (dash, plash, splash, wash, swash) oder ein plötzliches Hervorströmen (gush, rush, flush, flash, blush).

crash = krachen, einstürzen; crash of thunder; sudden crash of rotten ice; Manch. G.: the express crashed into a goods engine; the crash and bang and fury of every fight (Mill/Floss); Manch. G. 9, 227: a crash of arms (Krieg); ib. 10, 102: the crash of the Tsardom; air crashes (Fliegerunfälle); vgl. crack.

Denselben harten, rauhen Anlaut hat *crush* = zerquetschen, niederschmettern; Mill/Floss: the crushing weight of misfortune; Manch. G. 10, 144: crushing defeat; ib. 10, 230: the franc crushing downwards (heftige Bewegung — vgl. rush — mit dem Resultat des Zerschellens); people were crushing up to .. (sich drängen; vgl. cram und crowd); bildlich: he crushed it (seinen Stolz) down; Eliz. 51: I felt quite crushed, when some grand person ..; ib. 222; crushing reasons.

smash = zerschmettern; glass and bottles; a railway smash (vgl. crash) *quash* und *squash* = zerquetschen; to squeeze a lemon to make lemonsquash; Manch. G. 10, 9: the hall could hold 60 at a squash (vgl. crush).

clash erinnert in der Bedeutung „zusammenprallen, im Widerstreit stehen", an crash: Manch. G. 10, 214: to see the world as a clash of economic powers; their interests clash; the Liberal-Labour clash. Diese Bedeutung ergibt sich leicht aus der eigentlichen, akustischen „klirren, rasseln": Bum. 245: there follow 5 rapid clashes of the long straight swords (Mensur); the clash of bells, skates; the clash and clang of the instruments; to clash the door; vgl. clank (S. 38, 1. T.).

dash nimmt unter den Wörtern auf sh eine zentrale Stellung ein. Durch den außerordentlichen Reichtum seiner Anwendungs-

möglichkeiten ist es mit fast allen anderen Wörtern auf sh semantisch verwandt. Trotzdem hat es seinen bestimmten Charakter, und seine innere Einheit leidet nicht unter seiner Vielseitigkeit. Kompliziert erscheint dash nur dann, wenn man seinen Bedeutungsbereich begrifflich und mit den Ausdrücken einer fremden Sprache festzustellen versucht (vgl. S. 28, 1.T.). Wenn man sich in das Wort einfühlen will, muß man davon ausgehen, daß es eine heftige Bewegung ausdrückt, die ein klatschendes Geräusch erzeugt, also z. B. die Bewegung und das Geräusch einer aufschlagenden und zerspritzenden Woge: let the waves dash themselves against us; the waves were violently dashing and splashing against the rocks of the shore. Das Moment der heftigen Bewegung dominiert über das des Geräusches in folgenden Beispielen: Carg. 75: making a dash for the wheel; Grm. 24: Hungarian bands who dashed in upon the eastern frontiers. Dash nähert sich hier rush, das sich jedoch durch seinen dumpferen Vokal deutlich abhebt. Dash suggeriert ein helles Geräusch (klatsch!) oder entsprechend optisch etwas Glänzendes (vgl. flash). So erklärt sich die Anwendung: a careless, dashing cavalry officer (Grm. 107). Ähnlich: her thoughts have the dash of the great world (das Rasche, Laute, Glänzende); talking with her impetuous dash; a dash of the devil prompted her to respond; L. wrote in a big dashing hand; a dash of talk may leaven the lump of writing (Manch. G. 9, 427). A dash of talk — heller Schall und Impulsivität liegt darin und beides geht gänzlich verloren, wenn wir das Verständnis des Ausdrucks im Wörterbuch suchen und schließlich die Übersetzung „Zusatz“ als zutreffend auswählen. — In dem Beispiel: Poor David was considerably dashed (Manch. G. 10, 15) — erinnert dash an crush. — Der Nebensinn des Zerschmetterns (crash, smash) liegt in: Cobden and Br. were dashed from their pedestals (Manch. G. 9, 464). — Charakteristisch ist das Beispiel: it was all hurry-scurry-slap-dash-and-drive (life of the music-hall).

plash = planschen; every plash of an oar; Tr. M. 1, 279: the plashing of the (mill-) wheel.

splash = spritzen, platschen; Carg. 196: 3 or 4 heavy splashes (Geräusche von Gegenständen, die ins Meer geworfen wurden); Isl. Ph. 226: the splash of water-fowl; ib. 7: he splushes through the muddy puddles; warm splashes of light; Manch. G.: I never splash a headline (Journalist); ib. 9, 102; the war with its mighty splash of high profits and wages.

wash = waschen, spülen; wash of the sea (Wellenschlag, Brandung); his horse was washed away (fortgerissen von der Flut); Bum. 271: washed down by beer.

swash = planschen, rasseln, prahlen; the swashing F. (Tr. M. 1, 101). swash-buckler = Renommist, Klopffechter.

gush = hervorströmen — bes. vom Redestrom: schwärmen; Manch. G. 10, 202: ranting, gushing and tumid speech; ib. 9, 446: morbid gush (Geschwätz — vgl. ***tosh***: I don't mean any tosh about love's young dream; bosh! = Unsinn!); Tr. M. 1, 208: "That's my scrimping!" said M. in a delightful gush; Grm. 336: gushing idealism; — Tr. M. 1, 280: where the water gushes.

rush = rasen, herstürzen; Bum. 63: what sounds like a rush of cavalry along the passage; a rush of footsteps; the swirl and rush of theatrical life; Bum. 258: the explanation came to her with a

rush; she talked with an impetuous rush (vgl. dash) of enthusiasm; the rushing of meals (hastig essen).

flush = plötzlich strömen (Blut ins Gesicht), erröten; Eliz. 55: the most phlegmatic flush into life at the mere word; Japan is still flush of gold (reichlich versehen mit); vgl. blush = erröten.

flash = aufflammen, blitzen Isl. Ph. 266: the car (Auto) flashed by; Sh. C. 155: she only sat down for a flash; — Calv. 200: a flashy (auffallend) woman.

slash = schlitzen, hauen; Manch. G. 10, 65: the slashing to pieces of society; Grm. 260: far from being mere unions for swilling and slashing, the German corps.., Manch. G. 9, 286: such slashing (vernichtend) extreme views.

gash = klaffende Wunde, Schmarre; Bum. 250: a gashed face. Tr. M. 1, 182: he gashed one (egg) on the side.

gnash = knirschen (Zähne).

brush kann wie rush eine schnelle Bewegung ausdrücken, wobei jedoch die Vorstellung einer leichten Berührung zugrunde liegt: to brush by = vorbeieilen; stürmischer Ritt durch Wald und Feld (vgl. brush = Unterholz, Dickicht); the brushing of the wind against the angles. Ferner bedeutet brush „Reibung, Zusammenstoß": Manch. G. 9, 129: a brush with Hindenburg and Ludendorf. So sieht man, daß brush keineswegs so speziell ist wie das deutsche „bürsten" (vgl. auch: Calv. 173: He brushed the tears angrily away).

Eine isolierte Stellung nimmt das zum Stillsein mahnende *hush* = pst! — ein: Manch. G. 9, 349: „Vorwärts" has hushed up the news of.. Eine ähnlich leichte, schnelle Bewegung wie whisk drückt *swish* aus: schwingen, (Peitsche, Tuch, Flügel): the whip swished; Isl. Ph. 272: a moth eluding all the swish of napkins; Eliz. 113: the rooks flew in hundreds with a mighty swish of wings; vgl. auch switch.

14. *Wörter auf ch, tch, nch, dge und nge.*

Schallnachahmend sind von diesen Wörtern nur crunch/craunch (knirschen), screech (kreischen) und scratch (kratzen). Die meisten Wörter dieser Gruppe bezeichnen schnelle Bewegungen (switch, twitch, flinch, catch, snatch, clutch).

screech: the screech of a concertina; discordant screeches from a fiddle; Carg. 73: the skipper sprang four yards and let off a screech (Schreck); Manch. G. 9, 226: to screech at one another (feindlich). Vgl. skreal, shriek.

scratch: the scratching of her pen; Interj. ritsch, ratsch! vgl. scrape

crunch: Gr. N. D. 11: footsteps crunched on the gravel-walk; Isl. Ph. 83: solemn crunch of the brougham wheels; Carg. 84: the mate flung his pipe on the floor and crunched it beneath his heel; Lttl. W.: old gloves crunched up (vgl. crumple) in the hand.

scrunch: Eliz. 103: the horses scrunched the snow up with their feet. *craunch* = mit den Zähnen knirschen.

switch = Gerte, Weiche, elektrische Schalter; schnell hin und her bewegen; Isl. Ph. 191: he switched a cane against his leggings (vgl. flick); Grm. 255: so much roaring and switching of the tail (Löwe); Calv. 52: he switched on the electric lamp (vgl. clip); Manch. G. 9, 96: to switch from subject to subject (im Schulunterricht); ib. 10, 168: girls who can switch their minds on to something else.

twitch = zupfen, wegreißen; krampfhaft zucken; Isl. Ph. 107: the Frenchman twitched away a dingy quilt; to twitch the robe from . .; twitching eye-brows; vgl. twit und tweak.
flinch = zucken, zurückschrecken; vgl. shrink.
catch = fangen, haschen, packen.
snatch = schnell ergreifen; Isl. Ph. 107: men were snatching off their hats before a horsewoman; Mill/Fl.: sentences snatched from an unknown context; a snatch of the Marseill.
clutch = packen; Eliz. 136: her brain clutching at the elusive recollection.

Verwandt mit crunch ist *munch* = geräuschvoll kauen (Calv. 256, Manch. G. 9, 280) und *clench* = vernieten, fest zusammenpressen: teeth, hands; Manch. G. 10, 23: the Dictionary has clinched the matter for all time (festgehalten; vgl. clutch; clinch Nebenform von clench).

Zu *Twinge* = zwicken (Isl. Ph. 227: he experienced at winge of honesty) vergleiche man einerseits *pinch* = zwicken, drücken (frz. pincer; Eliz. 229; Bum. 52; Calv. 45), andererseits tweak = zwicken.

Lautlich und semantisch verwandt sind *crouch* = sich niederducken, zusammenkauern, zu Kreuze kriechen, — *couch* = sich lagern — und *cringe* = sich tief verbeugen; kriechende Höflichkeit.

Das Moment des Ruckhaften haben gemeinsam hitch und wrench.

hitch = sich ruckweise fortbewegen; Ruck, Stockung; the ceremony went off without a hitch; Manch. G. 10, 56: realism with a hitch.
wrench = drehend ziehen, entwinden; Ruck; she wrenched a button off; he pulled up a stick with a great wrench; Manch. G. 10, 172 a young Canadian moves to Detroit with no greater wrench than he would move to Toronto (Leichtigkeit des Auswanderns nach den U. St.).
bunch hat ehemals dieselbe Bedeutung gehabt, wie *hunch:* Buckel. Jetzt bedeutet es ein Bündel oder Büschel. In der Bedeutung „Stoß" erinnert hunch an *punch* (Bum. 66).

Zweisilbige Wörter 1. auf -le.

Viele Wörter auf le sind schon bei den einsilbigen, von denen sie abgeleitet worden sind, erwähnt worden. Wir haben im Deutschen dieselbe Ableitungsart (murmeln, humpeln, wackeln, tröpfeln, zerkrümeln, watscheln, streicheln, taumeln, tändeln, schnüffeln, kitzeln usw.). Man sieht, die Wirkung des l ist erstens *deminutiv*, zweitens *iterativ* — meist beides zugleich (vgl. crackle).

Ich ordne die Wörter nach Bedeutungsgruppen: 1. Tierstimmen:
gaggle = gackern, schnattern; *cackle* = gackern, schnattern (a cackling epistle); *chuckle* = glucksen, kichern; *warble* = trillern, zwitschern, schmettern.

2. Undeutliches oder geschwätziges Sprechen:

mumble und *muffle:* murmeln, undeutlich sprechen (Tr. M. 1, 232: the big mill-wheel began to patter and the little ones to mumble in response; muffle auch = umwickeln, einmummen); *grumble* = brummen, murren (Bum. 27 und 272; vgl. grumpy = brummig); *babble* = lallen, plappern, murmeln (to babble childish nonsense; Tr. M. 1, 130: the perpetual babbling of the brooks);
gabble = plappern, schnattern (Sh. C. 67: gabbling as fast as 'e could gabble; Bum. 136: er kann die Deutschen verstehen "provided they don't gabble"; *prattle* = plappern (the liked

her prattle immensely — kluges, kleines Mädchen); *tattle* = schwatzen (Sh. C. 109: no time to listen to tittle-tattle); *twaddle* = schwatzen (Calv. 150: all that twaddle).

3. *Mäßig laute, aber wiederholte Geräusche*:

jangle = klatschen, schwatzen, zanken, mißtönen, rasseln; the jangled discords of the world; Grm. 288: in Japanese temples, where the worshippers jangle a bell.
jingle = klimpern, klingen, klirren: passing hansom, cab, bell, bracelet; jingling old instrument (Klavier); they jingled glasses (anstoßen); he jingles his gold.
tingle = klingen, sausen; Grm. 478: my nerves tingle.
tinkle = klingeln; the tinkle of cup and saucer; her ear-rings tinkling; the shop-bell tinkled; Tr. M. 1, 129: three small brooks ran with a tinkling sound between the plots.
trickle = tröpfeln (vgl. dribble); das Wort gibt ein Geräusch wieder: Manch. G. 9, 298: trickle, trickle — Phut! (Geräusch eines Automaten); Tr. M. 1, 221: the trickling of the brook seemed loud; the trickling of red blood; bildlich: Manch. G. 9, 366.
gurgle = glucksend fließen (Wasser aus einer Flasche); Bum. 253: the beer is gurgling down their throats; a gurgling voice; Carg. 150: in response . . G. gurgled.
rumble = rumpeln: thunder, traffic, train into the station; the rumbling of the coming explosion; Grm. 114: he was in a position so conspicuous that the rumble of his words was heard afar.
rustle = rascheln, rauschen; the rustle of silks; Isl. Ph. 80: a rustle of whisperings and skirts; ib 59: th ewind rustled the buds; Gr. N. D. 122: a rustle not louder than the rustle of a broom.
rattle = rasseln, klappern, plappern, sich mit rasselndem Geräusch (schnell) bewegen; the rattling of the sabre; the rattle of the rain; rattling their clogs on the stone flags; he rattled out some words; he began to rattle on about his own affairs; Manch. G. 10, 169: the country was not rattling back to barbarism.
crackle = knattern, knistern; the crackle of plates; the crackling of light wheels; the rain crackled on the skylight; the fire crackled cheerfully.
tootle = tuten; *whiffle* = stoßweise wehen, einen pfeifenden Laut von sich geben.
sniffle/snuffle (s. sniff/snuff S. 37, 1. T.): when London sniffles (Schnupfen) the value of handkerchiefs goes up in New York; Isl. Ph. 159.
whistle = pfeifen (auch vom Wind).
fizzle = zischen; Isl. Ph. 38: his mood of satisfaction fizzled out (wie nasses Pulver), auch Manch. G. 9, 334.
sizzle = zischen; Grm. 140: the sizzling crackling stream of purposeless incident, and sterile comment, that pours in upon the readers of American newspapers.

4. *Stolpernde, wackelnde, unruhige Körperbewegungen.*

stumble = stolpern; Calv. 29: she had stumbled upon the explanation; auch Manch. G. 10, 176.
tumble = purzeln; Carg. 39: he tumbled up the steps; ib. 145: we tumbled him into the boat; she tumbled about the water like a duck; the rapid tumble of the franc; Bum. 54: a rough-and-tumble fight (ohne Befolgung der Boxregeln); the tumbled bed; her tumbled hair.

hobble = hinken, humpeln; Carg. 80: he hobbled painfully down to the barge.

wobble/wabble = wackeln; Manch. G. 9, 339: wobbling about between conflicting royalties; Isl. Ph. 113: his trunk and legs wobbled in concert to his ingratiating voice; Bum. 49; dazu das Adj. wobbly (Calv. 109).

waddle = watscheln; vgl. wade.

toddle = zotteln, watscheln: baby; Sh. C. 277: "You toddle off 'ome", she ses; ib. 46: doddle.

waggle = wackeln, hin und her bewegen: head; Manch. G. 10, 43: she was wiggle-waggle and I could never persuade her to be categoric; vgl. wag.

shamble = beim Gehen schlenkern.

scramble = sich mühsam oder in taumelnder Hast fortbewegen; Isl. Ph. 16: a girl scrambled in (Eisenbahn); Eliz. 75: she (Kind) tried to scramble on to my knee; Mill/Floss: to scramble through life.

topple = fallen, umstürzen (vgl. top); Manch. G. 9, 439: his simplicity topples over the brink of bathos.

wriggle = hin und her rücken, sich schlängeln; Isl. Ph. 95: Sh. wriggled in his chair (peinlich berührt; ib. 53); ib. 66: the last wriggle of his fish; Calv. 22: tricks by which girls wriggled their way to a warm nest.

scuttle = flinker, trippelnder Gang; Bum. 108: children and chickens.

dawdle = bummeln; Bum 222: we shall be there a little before one o' clock, provided we don't dawdle; Grm. 323.

ramble = umherstreifen; Tr. M. 1,178: he had rambled to the harbour; Bum. 175: you must not ramble about after dark "in droves".

straggle = umherschweifen.

shuffle = watscheln, sich schwerfällig dahinschleppen; the shuffling tramp of feet.

bustle = sich geschäftig regen; Lärm, Wirrwar.

triddle-traddle: going along, alone triddle-traddle (Pantoffeln).

5. *Ringendes Sichabmühen.*

scramble (s. oben) = Balgerei; Manch. G. 9, 102: a diplomatic scramble; ib. 9 321 (Konkurrenz); ib. 9, 449: the post-war scramble (politische Rivalität); ib. 10, 183: the Abbey Division scramble (Wahl).

struggle = sich abmühen, kämpfen; during the hard struggle upstream (Rudern); Bum. 97: these (Ameisen) struggling with big burdens; ib. 64: he succeeds in struggling out again (aus dem Bett).

squabble = sich balgen; Grm. 479: squabbling of nations; ib. 492: Austria-Hungary in a confused state of squabble with their neighbors; Manch. G. 9: domestic squabble in the trade union household; ib.: the Fiume squ.

grapple = fester Griff bei Ringen; the Old World grappling with the New; s. S. 31, 1. T., grab.

wrestle (von wrest = drehen, entwinden) = ringen, sich balgen.

tussle = Rauferei; Manch. G. 9, 405: the tussle (England — Frankreich) should be postponed; ib. 9, 481: pull truth out of the tussle; ib. 10, 201: a stiff tussle confronts him in the Senate.

6. Unbeholfenes Handanlegen, Wirrwarr.

fumble bezeichnet plumpe, ungeschickte Bewegungen der Hand, wie stumble und tumble solche der Beine: Grm. 478: heart-strings not to be fumbled at by busy fingers; Manch. G. 9, 157: fumbling blindly at the door of sexual knowledge; ib. 9, 437: an audience fumbling for its hats (in einem Wirrwarr suchen nach . .); John was fumbling for the door (tastend nach der Tür greifen, um einem Gespräch auszuweichen); fumbling (nachlässig umwenden) the leaves of a book and trying to read; Manch. G. 10, 157: to fumble with the moral law.

jumble = durcheinanderwerfen; Wirrwarr; Lttl. W.: having jumbled her father and the umbrella well together in her reply; Calv: a jumble of events, thoughts, feelings; Manch. G. 9, 488.

huddle = durcheinanderwerfen; Wirrwarr; zusammendrängen; Isl. Ph. 77: two women scurried by, huddled under one umbrella; huddled about in disorder (the furniture); Grm. 433: our huddled civilisation: Carg. 70: the car was caught up and huddled away beneath his oilskins (hastige Bewegung).

hustle = stoßen, drängen; hustling her into a cab; Grm. 312: no game-playing where men and boys hustle one another about as in foot-ball; Manch. G. 9, 67: some hustling of the formalities.

muddle = (im Schlamm = mud) wühlen, in Verwirrung bringen; schmutziges Durcheinander; Bum. 141: you muddled up the two words; ib. 52: let him muddle on (pfuschen); ib. 33: a muddler; Manch. G. 10: to muddle through without any plan; Isl. Ph. 69: a muddle of tenderness and of intolerance; the mudd'ed laughter of drunken men.

dabble = benetzen; pfuschen; Calv. 310: children dabbling their hands in water; Manch. G. 10, 216: she wore her skirts short not to dabble them (vgl. drabble); he (der Kronprinz) will not dabble in politics; he dabbled in Homer; Grm. 181: he declines to trust these who dabble in securities with which their own department has dealings.

tangle = verwirren; Verwirrung; Manch. G.: the transport tangle.

wangle ist ein neues, sich einbürgerndes Wort (vgl. darüber Manch. G. 9, 524: "Wangle" comes to stay). Es bedeutet: eine Sache unvorschriftsmäßig behandeln (vgl. dabble Grm. 181), doch mit Erfolg ("to adjust matters by the use of ingenious and unconventional expedients for the purpose of, achieving a desired end" a. a. O.). Manch. G. 9, 524: to wangle one's motor-cycle (reparieren); to get a day off from one's employer by wangling (Schiebung); ib. 515: a serious attempt to wangle the constitution so that democracy might not have fair play; ib. 440: I will go to our old shop and see if I can wangle it (erhandeln) for 80.

7. *Runzeln und Sprenkeln* (*Vielheit von kleinen Linien oder Punkten*).

rumple = runzeln, zerknittern; Sh. C. 118: he rumpled B's hair; ib. 175: rumpling his thin grey hair; Lttl. W.: I feel rumpled in my mind.

crumple = zerknittern, sich runzeln, einschrumpfen; to crumple cap and apron, napkin; Grm. 78: crumply officials.

ruffle = in Falten legen, zerknittern, beunruhigen; Isl. Ph. 225: her brow ruffled; Carg. 63: ruffling its feathers (Papagei); Isl. Ph. 148: a cold wind ruffled in the hedge-tops; ib. 58: she remained unruffled; Grm. 477: if they ruffled our national pride

ripple = kleine Wellen schlagen, (sich) kräuseln; the house was still rippling with the humour; not a ripple of sensation; a roguish rippling face.
wrinkle = runzeln.
crinkle = falten, auszacken, sich kräuseln; crinkled battlements; the crinkled line of the Thames; the letter crinkled in his fingers; vgl. crank = sich schlängeln, im Zickzack schneiden.
sprinkle = sprenkeln; Bum. 246: the blood sprinkles the ceiling (Mensur); Calv. 280: a few villagers and a sprinkling of soldiers; a sprinkling of other foreigners.
dapple = sprenkeln; Isl. Ph. 283: the lamp-light dappled through the foliage on to the benches.

8. Behaglichkeit und Zärtlichkeit.

cuddle = warm einhüllen, herzen, liebkosen; warm od. behaglich liegen Sh. C. 20: a feeling about my waist as though I 'm being cuddled by somebody I don't like; ib. 162: cuddling into the clothes again; cuddling his arm.
coddle = verpimpeln; Grm. 302: the Germans are coddled in every direction; ib. 179: in coddled comfort.
snuggle = warm liegen; Isl. Ph. 8: he snuggles in his well-warmed bed; ib. 136: she snuggled in her shawl; Manch. G. 10, 2: snuggling up close to the heart of life.
paddle = streicheln, tätscheln.
wheedle = schweicheln; Manch. G. 9, 440: he wheedled him to come nearer.
dandle = tändeln (mit einem Kind); Isl. Ph. 254: to dandle a bird; Grm. 466: pantomimic platitudes are dandled.

9. Verschiedenes.

drabble = beschmutzen (Kleider) — ist abgeleitet von *drab* = Schlumpe und verwandt mit *draggle* = über feuchten Boden hinziehen, (Kleider) beschmutzen.
gobble = gierig verschlingen; Grm. 195: their fierce gobbling in the restaurants; vgl. gob = Maul (S. 30, 1. T.), gulp = gierig schlucken und *guzzle* = saufen, hastig hinunterschlingen (Bum. 15 und 221).

Bei *scrabble* hat man von einem leichten Reibungsgeräusch auszugehen: There is the sound of scrabbling at the latch of the side door, and St. comes into the nearly dark barn (Tauchn. 4539, S. 78).

Daher kann scrabble die Bedeutungen von drei verwandten Wörtern vereinigen: kritzeln (scribble); hastig zusammenscharren (scrape); Krabbeln (auf allen Vieren; scramble). Vielleicht hat eine Bedeutungsbeeinflussung stattgefunden.

bubble = Luftblase, aufwallen — wird auch von Muret-Sanders als lautnachahmend bezeichnet. Das Aufwallen des kochenden Wassers ist mit einem ähnlichen Geräusch verbunden, wie das murmelnde Fließen eines Bächleins, wofür bubble auch gebraucht wird (= babble). Neben dem akustischen Moment ist aber auch ein optisches zu berücksichtigen: man vergleiche bubble mit bob (S. 31, 1. T.). Eine Luftblase ist etwas Kleines, Rundes (bob), das gewöhnlich in großer Menge auftritt (die Endung -le deminutiv und iterativ). Beispiele: Tr. M. 1, 252: the bubbling spring; Manch. G. 10, 157: bubbling with joy; tears bubbled of her eyes; Grm. 345: all the questions which bubble the answers in our blood; Isl. Ph. 136: the fire which played and bubbled

like his mother's face; her happiness seemed to bubble in every word; bubbling hopes; bubbling over with politeness; — a bubble scheme; Grm. 101: bubble companies; Manch. G. 10, 202; burst bubbles; ib. 9, 518: M. Poincare's Ruhr bubble is pricked. Der deminutive und iterative Charakter derWeiterbildungen mit -le zeigt sich auch, wenn man *stubble* = Stoppel — mit seinem Grundwort stub vergleicht.

dribble = tröpfeln; Isl. Ph. 41: dribbling cigarette smoke through his nose; vgl. drip (S. 40, 1. T.) und trickle (S. 40, 1. T.).

nibble = knappern; Eliz. 36: Kuh; Grm. 33: nibble at the successes of other men.

crumble = zerkrümeln (von crumb = Krume); crumbling buildings; Grm. 217: society would crumble; Manch. G. 10, 230: the Senate has crumbled before him.

haggle = zerhacken; feilschen; Isl. Ph. 64: he despised haggling.

higgle = feilschen; Manch. G. 9, 226.

goggle = glotzen, die Augen rollen.

joggle = rütteln (vgl. jog, S. 33, 1. T.); the omnibus joggled down the street; the groaning and cranking and joggling of the train; Sh. C. 115: he joggled P's arm.

dangle = baumeln; his long dangling coat; Carg. 161: a line dangling over the stern; Grm. 314: a huge bureaucracy with its dangling pensions.

boggle = erschrecken, scheuen vor (bogle und bogy Kobold; vgl. auch bugbear); Manch. G. 10, 163: all previous Governments boggled at these minor adjustments.

twiddle = müßig herumdrehen, spielen mit; Bum. 49: he was playing with it, twiddling it round between his fingers.

spangle = (Gold-)Flitter; the star-spangled banner.

dazzle = blenden; vgl. daze = blenden.

twinkle = zwinkern, blinzeln; vgl. blink und wink; Tr. M. 1, 118; the moon lighting up the wet foliage with a twinkling brightness; ib. 195: I see in the twinkling of an eye that the girl would do.

tickle = kitzeln; Calv. 40: tickle silly women into spending money.

heckle (= hatchel) = hecheln, sticheln; Manch. G. 10, 234: at a meeting you can heckle a speaker.

bamboozle = betrügen; Calv. 40: bamboozling them into buying any old thing.

2. *Wörter auf -er.*

Entsprechende deutsche Wörter sind: schnattern, plaudern, plappern, zwitschern, schauern, schaudern, zittern, klappern, flackern, flattern, flimmern. — Die Wörtern auf -er bezeichnen wiederholte kleine, harte Geräusche oder kleine ruckhafte Bewegungen. Sie sind also iterativ und deminutiv wie die Wörter auf -le, unterscheiden sich von diesen aber durch das Moment des Harten und Ruckhaften (vgl. gaggle mit twitter, mumble mit mutter, babble mit chatter, jangle mit clatter, stumble mit stagger, fumble mit potter, sprinkle mit spatter). Auffallend groß ist hier die Bedeutungsgruppe „Zittern und Aufregung“, die bei den Wörtern auf -le nicht vertreten ist. Sonst gibt es viel Bedeutungsverwandtschaft zwischen den Wörtern auf -er und denen auf -le.

1. *Undeutliches oder geschwätziges Sprechen.*

chatter = plaudern, plappern; Bum. 140: they fell to chattering like Jenny Wrens; klappern (Zähne): 'I 'm so cold! 'she said through her chattering teeth; vgl. clatter.
smatter = oberflächlich reden; Mill/Floss: smattering extraneous information such as is given to girls; Bum. 113: this smattering of French.
jabber = schnattern; a jabber of voices.
gibber = unverständlich reden.
whisper = wispern, flüstern.
mutter = murmeln, murren.
stutter = stottern.
stammer = stammeln.
falter = schwanken, zittern, stammeln.

2. *Zittern und Aufregung.*

stagger = taumeln; Manch. G.: the king was staggered (durch eine Mitteilung); ib: a staggering effect on the value of the mark.
totter = wanken; Sh. C. 51: tottering to a chair; Manch. G. 9: the German State is visibly tottering; Grm. 269.
waver = wanken; their confidence never wavered.
quaver = zittern (Stimme).
quiver = zittern; Calv. 123: nostrils.
shiver = schauern, zittern: Frost; Carg. 212: Angst.
shudder = schaudern; als Geräuschausdruck: the snow fell from the fir-trees with a shuddering sound (Mill/Floss).
fluster = verwirren, aufregen; Tauchn. 4539, S. 268.
flutter = sich unregelmäßig und schnell hin und her oder auf und ab bewegen; Aufregung, Verwirrung; Lttl. W.: the girls fluttering about M.: her heart began to flutter; Isl. Ph.: he fluttered the pages; ib. 194: No, replied the girl fluttering; Mill/Floss: the last yellow leaves flutteringbefore the cold wind; — a buzz and a flutter of understanding; Isl. Ph. 188: in her maternal flutter; vgl. flurry.
flicker = zucken, flackern, flattern flimmern; Lttl. W.: sun and shadow flickering over them; Manch. G. 9, 334: an almost extinguished flicker of hope; ib: a flicker of human life; Isl. Ph. 94: his ironical lips flickered; ib. 230: a flicker passed across his face; ib. 65: a smile flickered on his mouth.

3. *Geräusche.*

twitter = zwitschern: birds; zittern, bes. vor Begier: Lttl. W.: Beth hurried on in a twitter of suspense.
titter = leise kichern; Isl. Ph. 89; ib. 130: titter of farewell.
snigger/snicker = kichern; Isl. Ph. 164.
bicker = zanken; rasseln, plätschern; Manch. G. 9, 326: international bickering.
simmer (vgl. summen) = gelinde kochen, aufwallen, sich unruhig hin und her bewegen; Manch. G. 9, 375: the matter went on simmering until August.
blubber (eig. = Blasen werfen, wallen; vgl. bubble) = flennen.
sputter = sprudeln; Lärm, Zank; Isl. Ph. 275: the thunder groaned and sputtered in long volleys.
splutter = sprudeln, sprühen; hastig und verworren sprechen; Lärm, Getöse; Carg. 129: .... spluttered the indignant skipper.;

Manch. G. 9, 339: emotion trying to splutter out its secrets; ib. 10, 3: spluttering with rage; Bum. 227: a cat spluttered into fiery life.

spatter = spritzen, heraussprudeln, besudeln; Isl. Ph. 193: some drops (Regen) were spattering on his hat; ib. 275: rain spattered him from head to foot.

shatter = zerschmettern, zerrütten; Manch. G. 9, 361: the death of his two sons shattered his life; Tr. M. 1, 259: nerves.

clatter = klappern, trappeln; Grm. 289: clattering (herreiten) behind a civilian governor; the pigeons flew away with a clatter; the coins clatter; clog-clattering; Sh. C. 12: a sudden turn brought the scales clattering down; she was sweeping her house, when an unlucky thump of the broom brought the whole house clitter-clatter, clitter-clatter about her ears.

patter = klappern, trappeln; Sh. C. 90: a tiny pattering sounded (Regentropfen); ib. 100: steps on the stairs; Carg. 40; Tr. M. 1, 232: when the big (mill-)wheel began to patter.

bluster = brausen, toben, prahlen; Manch. G. 9, 406: to start blustering with a tariff; ib. 10, 3; vgl. fluster.

lumber = poltern, rumpeln; Gerümpel; Lttl. W.: Mrs. M. lumbering in like an elephant; Bum. 107: lumbering coach-and-six; Tr. M. 1, 276: she saw the stones (Mühle) lumbering round and round; vgl. lump.-*clapper*: listening to such clipperty-clapper.

4. *Verschiedenes.*

slobber (vgl. slop = verschüttete Flüssigkeit) = geifern, kindisch sein; Grm. 376: no slobbering osculatory advertising; ib. 444: slobbering charity.

blunder = grober Fehler; tappen, stolpern; Manch. G. 9, 227: to blunder into a crash of arms.

potter = herumkramen; Manch. G. 10, 156.

pamper = mit Nahrung vollstopfen, verzärteln; vgl. pap.

Einige Wörter für „zögern, schlendern“: *linger*, *loiter*, *saunter*. Glänzen = *shimmer*, *glimmer*, *glitter* (vgl. mit Anlaut-gl.: glisten, gleam, glint, gloss, glare, glance, glimpse).

Reimende und ablautende Verbindungen.

helter-skelter: a helter-skelter time-table (Manch. G. 9, 388).

whipper-snapper (= Bürschchen): my young whipper-snapper (Tauchn. 4539, S. 198).

hugger-mugger: a sort of hugger-mugger equality (Manch. G. 10, 206).

hanky-panky: Manch. G. 9, 438.

hurly-burly: the hurly-burly of a general election (Manch. G. 9, 446); ib. 10, 157: the hurly-burly of theatrical competition; ib. 10, 165: this patriotic hurly-burly.

topsy-turvy: to turn topsy-turvy; Manch. G. 9, 339: this sudden topsy-turvydom which war is bringing.

hoity-toity: Manch. G. 10, 255.

willy-nilly: every concern has to carry on, willy nilly, as best it can (Manch. G. 9, 329).

shilly-shally: in that shilly-shallier's (Scott's Edward Waverley) own day (Manch. G. 9, 339).

teeny-weeny: just a teeny-weeny bit light (Sh. C. 29).

tootsy-wootsy: these little tootsy-wootsies (Füße) of hers (Sh. C. 31).

namby-pamby: don't be a namby-pamby (Sh. C. 179).

harum-scarum: her big harum-scarum sister (Lttl. W.); it was a harum scarum (wild, unbändig) fellow, mad with the joy of life.
mumbo-jumbo (Negergötze, Popanz, Hokuspokus): this political mumbo-jumbo (Manch. G. 10, 94).
criss-cross (aus Christ--cross): the criss-cross of French politics (Manch. G. 10, 127), to see things all going criss-cross (Lttl. W.).
razzle-dazzle: it rocks like the razzle-dazzle on Coney Island.
hurdy-gurdy = Drehleier.
niminy-piminy: Lttl. W.: niminy-piminy chits.
higgledy-piggledy: pile their things on the racks higgledy-piggledy (Manch. G. 9, 6f.).
tweedledum and *tweedledee*: difference of opinion between .Tw. and Tw. (Manch. G. 9, 1).
hobbledehoy (Bauerlümmel): his hobbledehoyhood (Manch. G. 9, 297).

Die Grenze zwischen den Wörtern mit sinnlich empfundener und unmittelbar wirksamer Lautform und denen ohne eine solche läßt sich nicht mit unanfechtbarer Bestimmtheit ziehen, denn viele Abstufungen und Übergänge vermitteln zwischen beiden Arten. Meine Arbeit kann also ebensowenig hinsichtlich der Zahl der behandelten Wörter Anspruch auf Vollständigkeit erheben wie hinsichtlich des Gebrauchs der einzelnen. Ich habe die Belegstellen aus meiner eigenen Lektüre geschöpft, und da mußte die Illustration vieler Wörter natürlich fragmentarisch bleiben. Dafür geben meine Beispiele aber rein den Gebrauch der letzten Dezennien wieder, ohne daß das Bild durch Veraltetes getrübt wird. Trotz dieser Unvollständigkeit muß ich befürchten, daß das Gewirr der Einzelheiten schon die leitenden Gedanken überwuchert hat.

Die Arbeit soll eine Laut- und Bedeutungsanalyse eines ebenso interessanten und wichtigen wie schwer faßbaren Teiles des englischen Wortschatzes geben. Sie ist ein Beitrag zu dem Problem der Schallnachahmung und Wortschöpfung bzw. Worterneuerung und zeigt, wie reich das gegenwärtige Englisch an suggestiven, ursprünglichen Wörtern ist, und wie häufig diese gebraucht werden (vgl. die Zahl der Belege mit der Menge des benutzten Sprachstoffes — natürlich ist nur eine Auswahl angeführt worden!). Wie es psychologisch und semasiologisch reizvoll ist, aus den verschiedenen Anwendungen der Wörter und durch Vergleich derselben mit lautlich und semantisch verwandten Wörtern — also solchen, mit denen sie assoziiert sind — ihren Charakter, ihre idiomatische Individualität zu erschließen und zu erfühlen, so wäre es nun stilistisch interessant, verschienene Schriftsteller und Texte hinsichtlich des Gebrauches lautnachahmender Wörter zu vergleichen. — Wenn man das Verhältnis der germanischen Wörter zu den romanischen im Englischen richtig beurteilen will, darf man die Tatsache, die sich auch aus dieser Arbeit ergibt, nicht außer Acht lassen, daß alle auf natürliche Weise neu entstehenden und sich verbreitenden Wörter germanischen Charakter haben. Gerade die Schallwörter lassen uns die Verwandtschaft des Englischen mit unserer Muttersprache empfinden. Sie sind daher auch praktisch, für den Unterricht, besonders bedeutsam. Sie haften leicht im Gedächtnis und brauchen nicht „mechanisch" auswendig gelernt zu werden — wieviel wird dem Sprachunterricht das geistlose Memorieren vorgeworfen! — denn die Schüler können ihren Sinn empfinden und an ihnen überhaupt Interesse für sprachliches Leben und Sprachgefühl gewinnen.

Werdau i. Sa. A. Fröhlich.



ZUR UNIVERSITÄTSAUSBILDUNG DER NEUSPRACHLER.

Zu meinem Aufsatz „Universitätsausbildung und Weiterbildung“ (Jahrgang 1924, S. 171ff. dieser Zeitschrift) habe ich so zahlreiche Zustimmungen, auch von Hochschullehrern, erhalten, daß ich annehmen muß, eine recht wunde Stelle unserer Ausbildung berührt zu haben. Eine ablehnende Kritik ist mir überhaupt nicht zu Ohren oder zu Augen gekommen. Herr Geheimrat Brandl in Berlin hat nun allerdings im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (Jahrg. 1924, S. 249) einige Einwendungen gemacht, die mich zu einer Stellungnahme in den folgenden Zeilen veranlassen. Leider sind sie erst recht spät zu meiner Kenntnis gelangt.

In meinem Aufsatz entwerfe ich (S. 172) kurz ein Bild von der Art, wie die Anglistik zu meiner Zeit auf den Universitäten betrieben wurde. Durch dieses Bild fühlt Herr Geheimrat Brandl sich empfindlich getroffen. Er wendet sich gegen die „allgemeine Fassung“ der Anklagen, stellt ihnen die Verhältnisse an der Berliner Universität gegenüber und schließt mit den Worten: „Können Anklagen, die der Wahrheit nicht entsprechen, unsere für die Heranbildung der deutschen Jugend so wichtige Sache fördern?“ Als Ausgangspunkt und Stütze seiner Ausführungen dient ihm eine Stelle meines Aufsatzes, die er aber völlig aus dem Zusammenhang reißt, sogar bei einem Komma bricht er ab, ohne das Folgende irgendwie zu berücksichtigen. Spricht schon eine solche Art der Kritikführung hinreichend für sich, so daß ich eigentlich nichts hinzuzufügen brauchte, so möchte ich hier doch noch einmal ausdrücklich feststellen, daß ich in meinem Aufsatze die Möglichkeit von Ausnahmestellungen einzelner Hochschulen zugegeben habe. Ebenso habe ich durchaus anerkannt, daß schon manches in der Ausbildung der Neusprachler auf den Universitäten besser geworden ist. Ich habe ganz und gar nicht in „der“ Allgemeinheit gesprochen und weise eine diesbezügliche Unterstellung entschieden zurück.

Wenn Herr Geheimrat Brandl ferner bei Skizzierung der Berliner Verhältnisse anführt, daß dort seit 30 Jahren vom englischen Ordinarius in jedem dritten Winter moderne Literatur bis zum letzten Jahrzehnt in drei- oder vierstündigen Vorlesungen gepflegt worden sei, so stimmt dies mit den Angaben der Vorlesungsverzeichnisse nicht überein. Es findet sich dort sogar einmal ein Zwischenraum von elf Semestern zwischen zwei Vorlesungen, die auch die Literatur der letzten Jahrzehnte umfassen (W. S. 96/97 und W. S. 02/03). Ich will diese doch etwas eigenartige Sache nicht näher beleuchten, da ich mich von allem Persönlichen fernhalten möchte. Für mich kommt nur die Sache in Betracht, und wenn ich in meinem früheren Aufsatze Beschwerden vorgebracht habe, so sollten diese sich in keiner Weise etwa gegen die einzelnen Ordinarien richten. Nicht der einzelne Dozent, sondern das System, der ganze Aufbau der Studienpläne, sollte getroffen werden. Dabei ist die Frage für mich ganz belanglos, ob vielleicht der eine oder der andere Ordinarius den heutigen Bedürfnissen der höheren Schule früher schon etwas entgegengekommen ist oder nicht.

Es war mir äußerst interessant, beim Durchblättern der Vorlesungsverzeichnisse einmal wieder vor meinen Augen das vorüberziehen zu lassen, was seinerzeit dem Anglisten von dem Ordinarius geboten und was somit in den Vordergrund der Studien gerückt wurde. Ganz natürlich drängte sich sofort der Vergleich mit den heutigen Berufsanforderungen des Studienrats auf. Wissenschaft-

liches Arbeiten haben wir ganz gewiß gelernt, und dafür bin ich meinen damaligen Lehrern noch heute aus vollem Herzen dankbar. Aber die Verbindung der Universitätsstudien mit den Erfordernissen des Lehramtes an den höheren Schulen war doch recht dürftig. Hier muß eine grundsätzliche Änderung eintreten. Auf dem Wege dazu sind wir, glaube ich. Auch Herr Geheimrat Brandl hat ja, wie in den oben erwähnten Zeilen zu lesen ist, bald nach Kriegsbeginn seine alten Kolleghefte insgesamt beiseite geschoben. Jedoch der Weg muß noch weiter ausgebaut werden. Hoffen wir, daß dies möglichst schnell in immer steigenderem Maße geschieht.

Marburg a. Lahn. Friedrich-August Händel.

EINE LUICK-FESTSCHRIFT.

Am 27. Januar dieses Jahres feierte der Ordinarius der englischen Philologie an der Universität Wien, Hofrat Professor Dr. Karl Luick, den wir auch zu den Mitarbeitern der *Neueren Sprachen* zählen dürfen, seinen 60. Geburtstag. Kollegen, Freunde und Schüler Luicks haben dem Ehrentag dieses als Gelehrter wie als Lehrer bedeutenden Mannes durch eine Begrüßung und Ehrung im Hörsaal und durch eine zwanglosere, durch künstlerische Darbietungen verschönte Abendunterhaltung eine festliche Weihe gegeben. Bei der Abendfeier wurden dem Jubilar die Manuskripte einer Festschrift übergeben, die Dank des Entgegenkommens des Herrn Verlegers in Kürze als Beiheft der *Neueren Sprachen* erscheinen wird.

Wien. Walther Küchler.

Ich arbeite über das Thema: „Französisch oder Englisch als erste Fremdsprache". — Den Herrn Kollegen, die geneigt und in der Lage sind, mir hierzu Material — Literaturnachweise, Aufsätze usw. — an die Hand zu geben, würde ich sehr dankbar sein. Vergütung der Portoauslagen erfolgt sofort.

Otto Reisig, Studienrat am Lyzeum
in Altenburg, Thür.

Es sei gestattet, hier schon auf das in Kürze erscheinende Beiheft der N. Spr. hinzuweisen: ***Englisch in Sexta*** von Eberhard Moosmann.



ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

Band XXXIII. *März-April* *Heft 2*

E. Ermatinger, *Das dichterische Kunstwerk.* B. G. Teubner, Lpz. u. Berl. 1921.

Alles ist Erlebnis. Und aus der Betrachtung des Erlebnisses heraus gelangt man einzig und allein zur Bestimmung des Wesens des dichterischen Stiles. Hinter aller Kunst stehen drei Erlebnisformen: das Gedanken-, das Stoff- und das Formerlebnis. Führen wir als vernachlässigten Begriff noch den der „Idee" ein, so klärt sich alle philosophische Verwirrung.

Nach diesem Prinzip hat Ermatinger einen ungeheuren Stoff — Lyrik, Epik und Dramatik — gesichtet. Goethe besteht, das 19. Jahrhundert versagt als virtuos oder verflacht. Damit ist zweifellos keine Grenzbereinigung zwischen positivistischer und philosophisch-ästhetischer Literaturgeschichte gegeben. Grundbegriffe der kunsthistorischen Stilforschung ablehnen ist ein Standpunkt, aber auch nicht mehr. Es wäre an der Zeit, unsre Grundbegriffe der Urteilsbildung noch einmal vorzunehmen und zu erkennen, daß es vielleicht die Grundbegriffe sind, die versagen, so lange ihretwegen die Kunst eines Jahrhunderts versagt.

H. H. Houben, J. P. Eckermann, *Sein Leben für Geothe.* H. Haessel, Lpz. 1925.

Das Buch rundet sich um bescheidene Tagebuchblätter. Houben, im Besitz verschiedener Aufzeichnungen Eckermanns, setzt nüchtern Prämisse neben Prämisse und zieht daraus korrekte Schlußfolgerungen. Die „Gespräche mit Goethe", diese anscheinend zwanglosen Altersbekenntnisse des Dichters, die in der Folge der Jahre dem Lesepublikum tiefer ans Herz griffen als die kühle Zucht eines Tasso oder der natürlichen Tochter, erscheinen in neuer Beleuchtung.

Houben weist nach, daß Eckermanns Tagebücher Vorarbeiten sind. Daß hier mit dem „reproduktiven Genie des Schauspielers" (S. 369) die überlebensgroßen Züge des Olympiers gestaltet wurden, wie Eckermann sie sah und die Nachwelt sie sehen sollte. Daß hier die Konzeption von Möglichkeiten vorliegt, denen spätere, kunstvolle und wissentliche Um- und Ausgestaltung den Charakter datenmäßig festgelegter Wirklichkeiten gab (S. 245, 275). Also Goethes Welt gesehen durch das Medium des nachempfindenden und bezauberten Künstlerdilettanten: Eckermann.

Betrachtet man daneben noch die Einzelheiten von Eckermanns Lebenslauf — den Aufstieg des Kuhjungen aus der Marsch, Ehrgeiz und Zähigkeit des kleinen Militärbeamten, die Bittgänge des Mittellosen, die dichterischen Anfänge, die falschen Zukunftshoffnungen, den Schein von Ansehen und Wohlstand im Dienste Goethes — und den Abstieg, der mit Goethes Tod beginnt: literarischer Testamentsvollstrecker, Weimarer Hofrat und Dr. h. c. mit einer einmaligen Remuneration von 200 Talern und im übrigen „der Gnade der Erben und ihrer Vormünder" empfohlen (S. 615), — so bleibt uns Houbens Buch noch die Antwort auf manche Frage schuldig. Bedeutet diese offenkundige Stilisierung mit der sozusagen kunstvoll zurechtgelegten Geburtsstunde für Goethes eigene Äußerungen nicht auch Veränderungen im Gesamtaspekt des Bildes? Und bedeutet Eckermanns Leben nicht auch einen Schatten im Lichtkreis der Weimarer Spät-

zeit? Liegen hier *nur* philologische Textvarianten eines Goethekommentars dar?

Darüber wird uns vielleicht die in Aussicht gestellte, neue Arbeit Houbens Aufschluß geben.

Wien. Marianne Thalmann.

Martin Sommerfeld, *Hebbel und Goethe*, Studien zur Geschichte des deutschen Klassizismus im 19. Jahrhundert. Verlag Fr. Cohen. Bonn 1923. 275 S. Preis geh. M. 6,50.

Der tragische Weg Friedrich Hebbels, das Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen in der Theorie und Praxis seiner Kunst, das vergebliche Ringen dieses rastlosen Selbstumschöpfers nach Ausgeglichenheit, auf den nach Grillparzers klugem Wort „auch Goethe nicht hätte wirken können": das ist der Inhalt dieser reichen und mit feinfühliger Psychologie durch das dunkle Geflecht Hebbelscher Konstruktionen geleitenden Schrift des Frankfurter Privatdozenten. Denn es gehört schon einige Entschlossenheit und Überzeugtheit dazu, angesichts der vielen eigenwilligen und ablehnenden Urteile Hebbels über Goethe, neben den wenigen, in denen neidvolle Verehrung durchbricht, den Nachweis eines Einflusses des Weimarer Großen auf den trotzig „mit geballten Fäusten auftretenden" Titanen zu führen. Und vor allem gehört die psychologisch wie historisch gleich sorgsame Auslegung der zahllosen Brief- und Tagebuchstellen dazu, die Sommerfeld auszeichnet.

Es ist Genuß und Gewinn, an seiner Hand Hebbels Weg „von der Judith zur Iphigenie" (wie H. 1851 schrieb) zu verfolgen von den romantisch beeinflußten Anfängen und den wechselvollen Deutungen Goethes an über die Beziehungen von Hebbels „Aufzeichnungen" zu Goethes „Dichtung und Wahrheit", Hebbels „Michelangelo" und „Dichter"-Fragment zum „Tasso", „Mutter und Kind" zu „Hermann und Dorothea", über die grundsätzlich abweichende Stellung zur Lyrik bis zur Verwirklichung der „Neuen Klassik", auf die an „Agnes" und „Gyges" exemplifiziert wird.

Die mancherlei neuen Beobachtungen und Funde auf diesem Weg anzuführen ist unmöglich; ebensowenig kann den Seitenwegen hier nachgegangen werden (wie z. B. den wertvollen Erörterungen über die Entwicklung des Novellisten Hebbel oder über die Bedeutung der italienischen Reise für Goethe und Hebbel); auch nicht dem Geplänkel mit Weggenossen (Zinkernagel, A. M. Wagner, Brun, Schapire, Heims, Ebhardt u. a.). Wichtig aber ist uns das tragische Ergebnis, daß Hebbel in der Nachahmung Goethes den Weg von der Subjektivität zur Objektivität, vom Zufälligen zum Notwendigen dramatischer Gestaltung, vom Bittern und Harten zum „Beschwichtigenden und Ausgleichenden" der Lebensdarstellung kämpfend und wider sich selbst ringend gesucht, aber das Ziel nicht erreicht hat: eine „nicht erfüllte Natur", wie der Verfasser Hebbel am Schluß mit Recht nennt.

Wilhelm Gemoll, *Das Apophthegma*, Literarhistorische Studien. Freytag, Wien-Leipzig 1924. VIII u. 177 S. Preis geh. M. 5.60

Der Verfasser gibt zunächst Definition und Proben) des Apophthegmas, also des kurzen, meist witzigen Ausspruchs, der sich bald zur zugespitzten Anekdote entwickelt. Dann führt er die Sammlungen solcher Anekdoten vom Altertum über das Mittelalter bis zur Neuzeit auf (z. B. Demetrios von Phaleron, Legenda Aurea, Facetien, Hebels Schatzkästlein) wieder mit vielen Beispielen. Dar

auf versucht er den Nachweis, daß durch Zutritt gewisser Motive (V. Kapitel) aus dem Apophthegma ausgeführtere „Erzählungen" erwachsen. Mag man das für Fabel, Epigramm und z. T. auch Predigt gelten lassen, so heißt es doch, die These zu Tode hetzen, wenn auch Ballade, Novelle und Anfänge der Geschichtsschreibung *durchweg* auf diesen Ursprung zurückgeführt werden sollen. Den Beweis bleibt uns Verfasser schuldig — er behauptet es kurzerhand, wieder mit vielen Inhaltsangaben (z. B. Jobst Sackmann, E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin"), deren Zweck zwar nicht erkennbar ist, die man aber doch, das sei zugegeben, manchmal gern in Kauf nimmt, da sie fleißig zusammengetragenes, z. T. abgelegenes Material in handlicher Form vorlegen, wenn auch nicht verarbeiten. Was das VIII. (Schluß-)Kapitel über den Roman und sein Wesen (von 1001 Nacht bis Wilhelm Meister) mit dem Thema zu tun hat, ist mir nicht klar geworden.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Erna Patzelt, *Die karolingische Renaissance.* Wien. Österreichischer Schulbücherverlag 1924. 8⁰. 169 S.

In dieser Schrift, die den Untertitel „Beiträge zur Geschichte der Kultur des Mittelalters" trägt, hat die Verfasserin, angeregt durch Ausführungen, wie sie A. Dopsch in seinem Buche „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung" (2. Aufl. 1923/24) gegeben hat, die trotz gelegentlichen Widerspruchs in wissenschaftlichen und populären Werken fast zum Gemeinplatz gewordene Behauptung einer karolingischen Renaissance wohl endgültig in ihrer Nichtigkeit erwiesen. Nur auf Grund des noch ungeklärten, aber bequemen und scheinbar so einfach-deutlichen Begriffs *Renaissance* hatte man in der Wirksamkeit Karls des Großen eine Wiedergeburt des Altertums erkennen können, die der Bewegung der italienischen Renaissance vorangegangen wäre. Die Verfasserin kann denn auch in ihrer wertvollen, gründlichen Untersuchung und kritischen Erörterung überzeugend nachweisen, daß Karl weder auf politischem und wirtschaftlichem, noch auf kulturellem Gebiete neue, grundsätzlich umgestaltende Einrichtungen getroffen, sondern daß er bereits Vorhandenes im Sinne einer seit der Merovingerzeit geübten Tradition weiterentwickelt hat. Es ist nicht so, daß in Karls, seiner Ratgeber und Mitarbeiter Bewußtsein eine Ahnung oder eine Vorstellung von der Antike als einer versunkenen und wieder zu neuem Leben zu erweckenden idealen Welt gelebt hätte. Es handelt sich vielmehr um die Weiterverwendung der nie ganz vergessenen, aber bereits im christlichen Sinne gewissermaßen zeitlos gewordenen, schulmäßig, lehrhaft aufgefaßten antiken Bildung und Kultur. Karl hat im Anschluß an die Merovingerkultur den Romanisierungsprozeß, in dem sich die Franken seit ihrem Übertritt nach Gallien befanden, weitergeführt. Und zwar mit größerer Energie und Konsequenz als seine Vorgänger. Er glaubte wohl als fränkisch-germanischer Mensch und Herrscher zu handeln, und sein Staat mochte wohl auch ein germanisches Gebilde sein, aber er erfüllte ihn mit romanischer Bildung, d. h. mit jener die Antike fortsetzenden Kultur, deren Träger die politisch organisierte und denkende römische Kirche und die von ihren Schulen gebildeten Gelehrten, Dichter und Künstler waren. Das, was er in kultureller und politischer Beziehung sich inspirieren ließ und tat, hat mit Wiederbelebung des klassischen Altertums und mit Erneuerung der Persönlichkeit im Nachleben und Nacheifern des antiken Lebens-, Bildungs- und Kunstideals

nichts zu tun. Es handelt sich bei seinem Werk um den Anschluß germanischer Kraft und Seele an die nie untergegangene, nun in christlich-romanisierter Auffassung dargebotene, antike Kultur; wobei das eigentlich Entscheidende, das Zeugende und Schöpferische in der eigenen jugendlichen Aufnahmefähigkeit und ungebrochenen und unverbrauchten geistigen Regsamkeit zu suchen ist.

Die klar und überzeugend geschriebene, hier notgedrungen nur kurz angezeigte Schrift ist das erste Heft der historischen Reihe einer von den Wiener Universitätsprofessoren W. Brecht und A. Dopsch herausgegebenen, unter dem Titel „Deutsche Kultur" erscheinenden Schriftensammlung.

VICTOR BIBL, *Der Herzog von Reichstadt.* Stein-Verlag. Wien-Leipzig-Lübeck 1925. 8⁰. 340 S.

Gestützt auf E. v. Wertheimers umfangreiches, gleichnamiges Buch (Stuttgart-Berlin 1903, 2. Aufl. 1914), das zum ersten Male das ganze Leben des unglücklichen Napoleonsohnes auf Grund umfangreicher Quellenforschung und notwendiger kritischer Einstellung behandelte, bietet nunmehr, unter Verwertung eigener archivalischer Studien V. Bibl seine Darstellung des *Lebensromans* des als König von Rom mit kaiserlichem Pomp getauften und als Herzog von Reichstadt gestorbenen „armen Kindes", dessen rührendes Geschick Edmond Rostand in *L'Aiglon* dramatisiert hat. Bibl hat sich in das Schicksal seines Helden mit starker innerer Anteilnahme hineingelebt und es mit lebendiger und spannender Anschaulichkeit zu schildern verstanden. Daß, wie er es darstellt, der Sohn Napoleons und der österreichischen Kaisertochter Marie Luise ein Opfer der Politik Metternichs geworden ist, daran ist wohl kein Zweifel. Er wurde und blieb im Grunde österreichischer Staatsgefangener in Schloß und Park von Schönbrunn, aber vielleicht war Metternich nur der Kerkermeister des vom Schicksal verurteilten Sohnes des gestürzten Eroberers. Dieses Kind, dem die nachnapoleonische Politik aller europäischen Mächte feindlich sein mußte, konnte sich nicht in körperlicher und geistiger Freiheit entfalten und mußte zugrunde gehen. Mit Recht lehnt auch Bibl den Verdacht einer durch Metternich veranlaßten Vergiftung des Herzogs ab. Er hätte es wohl noch entschiedener und ohne Anhängung einer etwas skeptischen medizinischen Erwägung tun können, in Erinnerung an die beiden Verse Rostands:

«Ce n'est pas d'un poison grossier de mélodrame
Que le duc de Reichstadt se meurt: c'est de son âme».

Wien. Walther Küchler.

LANE COOPER, *A Concordance of the Latin, Greek, and Italien Poems of John Milton.* Halle 1923. M. Niemeyer. XIV und 212 S. Preis 10 M.

Das vorliegende Werk stellt eine willkommene Ergänzung zu den Concordanzen von Bradshaw und Lockwood dar, die sich mit den englischen Gedichten befassen. Die einzelnen Wörter sind von Lane unter ihren grammatischen Formen angeführt. Wörter und Formen von gleichem Aussehen, aber verschiedener Bedeutung sind dabei in dankenswerter Weise getrennt verzeichnet. Die Anfertigung erforderte also keineswegs eine ausschließlich mechanische Arbeit. Der Verfasser hat sich über jede Form genaueste Rechenschaft abgelegt, und die Zitate sind im Bedarfsfalle so weit in eine zweite Zeile ausgedehnt worden, als dieses zum vollen Verständnis

des Stichwortes in seinem Zusammenhang erforderlich schien. Somit stellt das Buch eine höchst achtenswerte Leistung dar, und die Miltonforschung wird sicherlich durch Lanes gründliche Arbeit sehr gefördert werden. Der Verfasser spricht den Gedanken aus, daß die lateinischen Gedichte Miltons in der letzten Zeit stark vernachlässigt worden seien. Das ist allerdings durchaus richtig, aber auch erklärlich: Die obligatorische Auffassung von dem streng „christlichen" Charakter Miltons macht es gefährlich, sich mit diesen in einem ausgesprochen „heidnischen" Geiste geschriebenen lateinischen Gedichten zu befassen. Man könnte also durch ihr Studium zu einer Revision der herrschenden Ansichten gedrängt werden und somit in eine peinliche Lage geraten. Der heidnische Charakter der lateinischen Dichtungen, die alle, mit Ausnahme des an Rouse gerichteten Gedichtes (1646) und des Zusatzes zur Elegia Septima, der ersten Periode Miltons angehören, die mit seiner Erkrankung an Glaukom, 1644/45, schließt (s. die Schrift des Rezensenten *Miltons Eyesight and the Chronology of his Works*, Acta et commentationes universitatis Dorpatensis, B V. 5, 1924), läßt sich nunmehr auch wortstatistisch nachweisen. Es ergeben sich z. B. folgende Zahlen: *deus*, *divus* — 46 (besonders bezeichnend ist der Plural, der allein 30 mal vorkommt); *dea*, *diva* — 15, zusammen also 61, gegen 12 mal *Deus*. Das paganische Element überwiegt mithin um das fünffache. *Christus* kommt ebenso wie *Jesus* nur je einmal vor; andere Bezeichnungen wie *Messias*, *Salvator*, *Redemptor*, *Filius*, fehlen gänzlich. Die lateinischen Gedichte gehören eben jener Periode an, in der Milton, im Fahrwasser der Elisabethaner schwimmend, noch nicht durch die wachsende Macht der Puritaner gezwungen war, sich wenigstens äußerlich in das Gewand biblisch-christlicher Stoffe und Namen zu kleiden.

Die wortstatistische Methode kann jetzt in der englischen Philologie in ziemlich ausgedehntem Maßstabe angewandt werden, da schon eine große Anzahl von Concordanzen zur Verfügung stehen. Man geht bei den hierhergehörigen Untersuchungen von dem Grundsatz aus, daß ein Autor seine „gefühlsbetonten Komplexe" in der Wortwahl verrät (s. Sperber, *Motiv und Wort*, und die Besprechung dieses Werkes vonseiten des Rezensenten in dieser Zeitschrift XXXI, 225f.). Wie man die Methode anwenden könnte, soll an wenigen Beispielen gezeigt werden. Als Albino litt Milton bis zu seiner Erkrankung an Glaukom, im Jahre 1644—45, an Photophobie und Nyctalopie: für ihn waren also die Worte *day* und *night* „gefühlsbetont", und zwar muß das Wort *night* in der ersten Periode den Vorzug erhalten haben: es war „lustbetont". Untersucht man nun die Sprache Miltons, so wird diese theoretische Annahme durchaus bestätigt. In der folgenden Tabelle sind bei den englischen Gedichten Buch I (außer 1—49), II, IV und IX (außer 1—47) von *Paradise Lost* zur ersten Periode hinzugerechnet (s. *Miltons Eyesight*, passim). Die erste Periode, bis 1644—45, ist mit A, die zweite mit B, bezeichnet. Die Zahlen geben das Verhältnis für die Häufigkeitszahlen von *night* : *day* an:

Milton — lat. (nur A) 1.91, engl. A 1.42, B 0.47;
Horaz — 0.63; Spenser — 0.48; Shakespeare — Dramen: 0.66, V. & A. 2.00, Luc. 3.25, So. 0.54;
Burns — 0.52; Wordsworth — 0.43; Shelley — 1.19;
Keats — 0.61; Tennyson — Gedichte 0.75, Dramen 0.42.

Milton steht also mit seinen lateinischen Gedichten an der Spitze, wenn man von den einer besonderen Erklärung bedürfenden

Epen Shakespeares absieht. Es scheint also, als ob er in den lateinischen Gedichten seine Photophobie ganz besonders stark zum Ausdruck gebracht hätte, was an anderer Stelle näher ausgeführt werden soll.

Es liegt nahe, einen Vergleich anzustellen zwischen den Zahlen für Wörter des gefühlsbetonten Komplexes bei Milton und bei Horaz. Für letzteren liegt eine ebenfalls von Lane herausgegebene Concordanz vor (*A Concordance to the Works of Horace*, The Carnegie Institution of Washington 1916). Nach ungefährer Schätzung sind die Werke des H. viermal so umfangreich als die M.s. Um vergleichen zu können, muß man also die absoluten, für letzteren erhaltenen Zahlen mit vier multiplizieren. Die so erhaltenen Zahlen erscheinen im Folgenden in Klammern. Bestätigt wird die Schätzung durch das Verhalten der Verwandtschaftsnamen; wenn auch bei den einzelnen sich Verschiedenheiten finden, die sicherlich nicht ohne Bedeutung sind, so sind doch die Gesamtzahlen nicht sehr voneinander abweichend:

	pater	mater	frater	soror	filius	filia	insgesamt
H.	60	36	18	12	16	6	148
M.	16 (64)	7 (28)	5 (20)	2 (8)	1 (4)	3 (12)	136

Nachdem Betrachtungen verschiedener Natur dazu geführt haben, Milton für einen Albino zu halten, kann der Vergleich wortstatistischen Materials eine willkommene Erläuterung dieser Ansicht liefern; denn für sich allein genommen vermag natürlich die Statistik nicht, einen vollgültigen Beweis zu erbringen. Miltons albinotische Natur drückt sich anscheinend im Vergleich zu Horaz sehr deutlich in folgenden Gegenüberstellungen aus:

		Milton		Horaz	
(1) *Licht-Schatten*:	lux	14 (56)	84	18	23
	lumen	7 (28)		5	
	tenebrae	8 (32)	100	2	22
	umbra	17 (68)		20	
(2) *Farben*:	albus	2 (8)	20	31	52
	candidus	3 (12)		21	
	niger	7 (28)		30	
(3) *Augen*:	oculus	11 (44)	124	28	29
	ocellus	5 (20)		—	
	lumina	14 (56)		1	

(1) Der Licht-Schattenkomplex ist stark gefühlsbetont bei Milton: und zwar das Dunkel stärker (4.54 mal) als das Helle (3.65 mal). (2) Farben sind an sich überhaupt schwächer vertreten, wahrscheinlich wegen Schwach- und Kurzsichtigkeit; jedoch überwiegt das Schwarze (0.93 mal) bei weitem das Weiße (0.38). (3) Die Vorstellung „Augen“ kommt 4.24 mal häufiger vor; das scheint zu beweisen, daß Milton gerade vor seiner Erblindung ein Augenleiden gehabt haben muß. Das häufige Vorkommen des immer besonders stark gefühlsbetonten Diminutivs ist ganz besonders auffällig.

Als Albino hatte Milton hochblondes (weißliches) Haar, das er immer auffällig lang trug — trotz der „puritanischen“ Abneigung gegen eine solche Tracht — und auf das er anscheinend sehr stolz war. Dieses drückt sich auch in der Wortwahl aus: und zwar in den lateinischen Gedichten folgendermaßen:

(4) „*Blond*“:	flavus	4 (16)	36	8	8
	flavicoma	2 (8)		—	
	flavere	3 (12		—	

Die Statistik ergibt ein anscheinend ungünstiges Ergebnis bei dem Wortpaar „Sonne — Mond":

sol	11 (44)	31
luna	2 (8)	20

Es ist jedoch zu bedenken, daß Milton unter dem englischen Klima viel weniger Erfahrung wolkenloser Mondnächte haben konnte als Horaz.

Da die Schrift von G. T. L. Sachs, in der er seinen Albinismus behandelt, in lateinischer Sprache abgefaßt ist (*Historia naturalis duorum Leucaethiopum*, Solisbaci 1812; vgl. Beiblatt zur Anglia XXXIV 338ff.), so liegt es nahe, einen Vergleich zwischen seiner Wortwahl und der Miltons und Horaz' vorzunehmen. Aus folgenden Auszügen sollen die kursiv gedruckten Wörter untersucht werden: „Attamen idem et serenis diebus *abdita nemorum*, montium fauces *rupiumque speluncas* atque alia loca sublustria quaerere nonnunquam inde a puero solebat..." (§ 139). „Aliquibus tamen pro momentis tenebris immergi, etsi oculi minime luce fessi sunt, fratri nonnunquam nescio quid iucundi habet, quod verbis describi posse negat. Huc aliquam quoad partem referri debere videtur singulare illud *antra*, poros cryptasque *subterraneas* investigandi..." (§ 147).

Zu den ersten Worten des zweiten Auszuges vergleiche man: „Avia mens hominum, tenebris immersa profundis..." (Naturam non pati senium, 2). An statistischem Material bietet sich folgendes:

abditus	2 (8)		4	
nemus	4 (16)	24	11	15
nemora	2 (8)		4	
rupes	5 (20)		6	
spelunca	1 (4)		—	
anter	11 (44)		4	
subterraneus	1 (4)		—	
insgesamt	26 (104)		29	

Das stärkere Überwiegen des Plurals *nemora* ist insofern bedeutungsvoll, als der Plural ganz allgemein gefühlsbetonter zu sein pflegt als der Singular (s. Deutschbein, *System der neuenglischen Syntax*, § 78).

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, welchen Nutzen die Literaturwissenschaft aus den Concordanzen zu ziehen vermag.

F. G. u. H. W. Fowler, *The Pocket Oxford Dictionary of Current English*. Clarendon Press, 1924. XVI und 1000 Seiten. Preis 3/6; India paper 6/—, net.

Es wäre durchaus falsch, das vorliegende Buch für weiter nichts als eine verkürzte Ausgabe des *Concise Oxford Dictionary* vom Jahre 1911 (mit einem Nachtrag von etwa 20 Seiten aus dem Jahre 1914) zu halten. Viele Definitionen und Bedeutungen sind entweder neu gefaßt oder neu hinzugefügt worden; auch findet man zahlreiche Wörter zum ersten Male. Innerhalb der einzelnen Artikel ist das reichhaltige und in bewunderungswürdiger Weise treffend ausgewählte Material jetzt in alphabetischer Reihenfolge angeordnet, was die schnelle Orientierung ganz wesentlich erleichtert. Von höchster Bedeutung gerade für den nicht-englischen Benutzer ist es, daß der Versuch gemacht wurde, für jedes Wort die Aussprache unzweideutig anzugeben. Und zwar wird dieses Ziel angestrebt mit Hilfe eines Systems, das die Herausgeber bezeichnen als "Pronunciation

without Respelling". Diakritische Zeichen werden der gewöhnlichen Schreibung hinzugefügt, und eine eigentliche Umschrift nur in besonders komplizierten Fällen gegeben. Auf diese Weise gelingt es den Herausgebern, die Aussprache korrekt anzugeben. Der Rezensent ist geneigt, von allen bisher erschienenen Aussprache-Wörterbüchern in zweifelhaften Fällen dieses als das autoritativste anzuerkennen. Auch die Betonung (level-stress usw.) ist berücksichtigt worden. Nicht ganz so klar, wie dies wünschenswert wäre, scheinen mir die Angaben über die Aussprache des Wortes *literature* zu sein: ob man [litəritʃə] oder [litəritjuə] sprechen soll, hängt davon ab, ob das Wort als „gewöhnliches" (common, S. X) angesehen wird. Die Verfasser sind gewiß für [litəritʃə], was die Endung betrifft; welche Meinung sie dagegen von der Form [litrətʃə] haben, ist nicht zu ermitteln.

Der Rezensent hat soeben die Gelegenheit gehabt, das „Taschen-Wörterbuch" bei der Ausführung einer größeren Arbeit praktisch zu erproben. Auf Grund der dabei gesammelten Erfahrung muß er den Herausgebern (von denen F. G. Fowler das Erscheinen des Buches nicht mehr erleben sollte) uneingeschränktes Lob spenden. Immer wieder muß man staunen über die Feinheit der Beobachtung, die Fülle der gebotenen Belehrung und über die souveräne Sprachbeherrschung, die in den Definitionen zum Ausdruck kommt. Das galt schon von dem *Concise Oxford Dictionary*, das der Rezensent seit dessen Erscheinen dauernd benutzt hat, und aus dem er unendliche Belehrung schöpfen konnte. Die Anglisten sind glücklich zu preisen, daß ihnen derartige Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Fragt man, welches von diesen beiden Wörterbüchern am meisten zu empfehlen sei, so kann die Antwort eigentlich nur lauten: Beide. Das *Pocket Dictionary* gibt Aussprache, neues Wortmaterial, an vielen Stellen verbesserte Definitionen; das *Concise Dictionary* dagegen bietet selbstverständlich mehr Erläuterungsmaterial. Der Studierende sowie der Lehrer des Englischen, der diese beiden Bücher nicht ständig zur Hand hat, beraubt sich durch diese Unterlassung eines der wichtigsten Hilfsmittel in seiner Berufsarbeit. Der Preis der beiden Bücher muß als ausnehmend gering angesehen werden, da es sich doch um Anschaffungen für die ganze Lebenszeit handelt. Auch in allen Schulen, wo Englisch unterrichtet wird, sollte ein Exemplar vorhanden sein. Allerdings ist einige Geduld erforderlich, um sich mit der Einrichtung bekannt zu machen; die aufgewandte Mühe wird aber reiche Früchte tragen, denn nach kurzer Zeit wird man in der Lage sein, gänzlich ohne ein zweisprachiges Wörterbuch auszukommen. Es sei noch hinzugefügt, daß besonders das *Pocket Oxford Dictionary* durch die Handlichkeit des Formats den Benutzern Freude macht.

Dorpat i. Estland. H. Mutschmann.

Hermann Levy, *Die Vereinigten Staaten von Amerika als Wirtschaftsmacht.* 135 S. Teubner, 1923.

In diesem Buche beschränkt sich Levy im wesentlichen auf die „rein" wirtschaftlichen Fragen der U. S. A., die er mit der bei ihm selbstverständlichen Meisterschaft darstellt. Den Anglisten werden am meisten die beiden ersten Kapitel „Territorium und Naturreichtum" und „Das amerikanische Volk und sein Wirtschaftscharakter" interessieren, in denen Levy die Grundlagen der amerikanischen Wirtschaftsmacht darstellt.

Im zweiten Kapitel spricht Levy (S. 17) von dem Einfluß des Puritanismus auf Amerika. Nun sagt aber Thomas C. Hall in seinem in der Sammlung „Englischer Kulturunterricht“ (Teubner, 1924) erschienenen Vortrag "The Ethical and Religious Structure of English Life" auf S. 45: "The Pilgrim Fathers were not Puritans; and Quakers, Baptists, Methodists and a hundred other sects have done far more to establish the American religious tradition than the handful of Puritans who landed in Massachusetts and soon were swallowed up in Congregationalism, which is the antithesis of all that Puritanism stood for." In der Tat sollte man nicht die Puritaner (Presbyterianer), die in dem *Theokraten* Calvin ihren geistigen Ahnherrn haben, zusammenwerfen mit den Independenten (Congregationalists) und übrigen englischen Freikirchen, deren geistige Ahnen Wyclif und die Lollarden sind, auch wenn ihre *Dogmatik*, wie meist bei den Baptisten, kalvinistisch ist. Denn schon ein flüchtiger Blick auf die englische Revolution von 1642 zeigt, daß Puritaner und Independenten wenig mehr als die Feindschaft gegen die englische Staatskirche gemeinsam hatten — die sogar von W. Wundt („Die Nationen und ihre Philosophie“, 1918, S. 40) geäußerte Ansicht, daß die Independenten aus den Puritanern „entstanden“ wären, ist grundfalsch —, vor allem aber dürfte ganz neues Licht auf die Geistes- und Wirtschaftsgeschichte der angelsächsischen Völker (und nicht nur dieser) fallen, wenn man den äußerst bedeutungsvollen Hinweisen Halls nachgeht.

Heinrich Gade, *Englische Welt- und Lebensanschauung.* Ein philosophisches Lesebuch zur Einführung in die englische Denkart. VIII u. 243 S. Leipzig 1924. Renger.

In seiner „Englischen Welt- und Lebensanschauung“ vereinigt Gade Proben aus den Werken englischer Nützlichkeitsphilosophen, und zwar von Francis Bacon, Hobbes, Locke, Hume, Paley, Adam Smith, Bentham, Buckle, J. St. Mill, Spencer, Huxley und dem Amerikaner Fiske. Statt des Eklektikers Paley sollten selbständige Denker wie James Mill und Sidgwick vertreten sein.

Die einzelnen Texte sind geschickt und wohlüberlegt ausgewählt bis auf Bacons "Of Simulation and Dissimulation". Der Inhalt dieses Stückes ist nach den heutigen Anschauungen sittlich bedenklich und leistet der landläufigen, aber höchstens aus der Froschperspektive richtigen Ansicht, daß die Engländer „Heuchler“ seien, Vorschub.

Die von Gade selbst den Texten hinzugefügten Teile des Buches, das Vorwort, die Einleitungen zu den einzelnen Autoren, der „Index“ der in dem Buche behandelten Fragen und die „Erklärung“ der darin vorkommenden philosophischen und technischen Bezeichnungen sind äußerst sorgfältig und mit steter Benutzung guter deutscher und englischer Gewährsmänner geschrieben.

Von dem Nützlichkeitsprinzip, dem Maßstab, mit dem die Nützlichkeitsphilosophen in der Erkenntnistheorie das Wahre und in der Ethik das Gute feststellen, sagt Gade (S. IV): „Was von diesem Prinzip ausgeht, was zu ihm hinzielt, ist Geist vom englischen Geist, ist Formulierung der im Engländer bewußt oder unbewußt lebenden Anschauung.“ In der Tat ist die wichtigste Voraussetzung einer Erkenntnis englischen Wesens, daß man weiß, daß wie die Forschungsmethode der Philosophen, so auch die Denkart der Engländer überhaupt utilitaristisch ist, d. h. daß die Engländer eine besonders starke, letzten Endes angeborene Fähigkeit besitzen, ihre Weltanschauung in Dingen, Einrichtungen und Zuständen zu verwirklichen, gewissermaßen in Taten zu denken.

Das besagt aber nichts über den Inhalt dieser Weltanschauung, und Gade übertreibt, wenn er von den in seinem Buche vertretenen Philosophen schreibt (S. VI): „Kluge Kenner und Lenker des Volkes, feinhörige, durch keinerlei Vorurteil des Standes oder der Partei beirrte Belauscher seiner innersten Empfindungen und Regungen haben der Volksmeinung und dem Volkswillen Worte und Sprache zu verleihen gewußt, eine Sprache so klar, daß sie auch der Kleinste im Geist verstehen kann."

Vielmehr kann man von allen Nützlichkeitsphilosophen ganz Ähnliches sagen wie Dilthey von der im engeren Sinne „utilitarischen Schule", die bei Gade durch Bentham, Mill, Buckle vertreten ist. Dilthey bezeichnet nämlich (Biographisch-literarischer Grundriß der allgemeinen Geschichte der Philosophie, 6. Aufl., S. 144) den Standpunkt dieser Schule als denjenigen „der zur Herrschaft strebenden kaufmännisch-industriellen besitzenden Klassen". Weltanschauung, die eine Sache des ganzen Menschen und des ganzen Volkes ist, ist eben nicht dasselbe wie Philosophie, die im wesentlichen eine Sache des Verstandes und gelehrter Männer ist. (Die Begriffe Denkart, Philosophie und Weltanschauung müssen schärfer auseinander gehalten werden, als Gade es tut.)

Außerdem ist die Sprache der Philosophen wegen ihrer vielen langen Wörter romanischen Ursprungs keineswegs den „Kleinsten im Geist" verständlich. Wenn, um einen extremen Fall zu nennen, Benthams "Deontologist" in Gades eigner Ausgabe zum "Dentologist" wird (S. 127, Z. 4 u. 13) und damit eine fatale Ähnlichkeit mit einem "dentist" bekommt, so darf man ruhig annehmen, daß von 1000 Engländern hier 999 denselben Fehler wie der deutsche Druckfehlerteufel gemacht hätten. Gades Ausruf „England, du hast es besser!" (S. 222) zu Buckles Bemerkung (S. 144) " . ., the highest intellects have, in Germany, so outstripped the general progress of the nation, that there is no sympathy between the two parties"; ist daher nicht berechtigt. Wohl hat sich im Englischen die Sprache der Philosophie weniger von der allgemeinen Schrift- und Literatursprache entfernt als im Deutschen, weil die englische Philosophie nicht durch eine der Kant-Hegelschen Idealphilosophie entsprechende Stufe hindurchgegangen ist, andererseits aber entfernt sich diese englische Schrift- und Literatursprache mitunter so weit von jeglicher Umgangssprache, daß sie für den "man in the street" geradezu zu einer Art Fremdsprache werden kann.

Auch das Lob, das Gade (S. VI) der Welt- und Lebensanschauung seiner Philosophen spendet, daß sie „ein bodenständiges, naturwüchsiges Gebilde und nicht ein Kunstprodukt, das dem Gehirn eines, wie genial auch immer veranlagten, Denkers entsprungen ist", sei, besteht nur insofern zu Recht, als die Erzeugnisse der utilitaristischen Philosophie weniger in Gefahr sind, sich ins Boden- und Wesenlose zu verlieren, als diejenigen der idealistischen. „Bodenständig" aber ist der deutsche Idealismus so gut wie der englische Utilitarismus.

Gades Ausgabe führt daher wohl in die englische Denkart, nur mit Einschränkung aber in die englische Weltanschauung ein. Ihr Untertitel ist berechtigt, ihr Haupttitel aber sollte lauten: „Die englische Nützlichkeitsphilosophie von Spencer bis Bacon."

An Einzelheiten habe ich folgendes zu bemerken:

Es ist ganz verkehrt, wenn Gade meint (S. V), daß sich in Hobbes "Leviathan" „die Grundzüge des in England sich mehr und mehr ausprägenden parlamentarischen Zäsarismus verfolgen" lassen.

Denn Hobbes' Leviathan ist der *absolute* Obrigkeitsstaat, während auch im heutigen England die Macht des Staates durchaus *beschränkt* ist. Zwar war in neuerer Zeit das Parlament oder richtiger der Premierminister, der in England den „Staat" verkörpert, *innerhalb seiner Befugnisse* fast allmächtig geworden — übrigens ohne jeden Zusammenhang mit Hobbesschen Lehren —, *aber die Macht des Staates hört auch heute in England dort auf, wo das Reich der Gesellschaft beginnt* (vgl. Dibelius, „Staat und Gesellschaft in England und Deutschland", Velhagen und Klasings Monatshefte, Juli 1924). Dies scheint Gades Gewährsmann, der Hobbes-Biograph Tönnies, verkannt zu haben (vgl. Gades Anmerkung zu S. 46, 1f.).

In den Anmerkungen zu *Hobbes* sollte gesagt werden, daß *Hobbes* das Wort "Commonwealth", das sonst, z. B. bei *Locke*, den (angelsächsischen) *Volksstaat* bedeutet, für *seinen* Staat gebraucht, weil er im Hinblick auf das England der Cromwellzeit schrieb, das amtlich als Commonwealth bezeichnet wurde, aber gerade damals mehr als je sonst in seiner Geschichte absolut regiert werden mußte, weil die die Wirren der Zeit weit überragende Persönlichkeit des Lordprotektors keine von der Commonwealthidee erfüllte Gesellschaft mit einer Führerschicht neben sich hatte, die ihm einen Teil der Arbeit hätte abnehmen können.

Nicht *Hobbes*, dessen politisches Philosophieren durchaus neben den Ereignissen herlief, ohne sie damals oder später irgendwie zu beeinflussen, hat die Zeichen der Zeit richtig verstanden, sondern *Locke*, der jene Gesellschaft, die Cromwell fehlte, durch seine Schriften hat schaffen helfen, nachdem die Revolution von 1688 eine Synthese des alten England vor 1649 und des neuen seit 1649 bewirkt hatte. *Locke* stand nach Herkunft und Gesinnung dabei durchaus auf der Seite des (als herrschende Ansicht) Neuen, der Commonwealth-(Volksstaats-)Idee. Heute aber sind die Round Table-Genossen unter Führung von Curtis und Kerr dabei, im Gegensatz zu allem, was *Hobbes* wollte, aber im Geiste *Lockes*, ja Cromwells und der Independenten, aus der verjüngten und erweiterten echten Commonwealthidee heraus an Stelle der jetzt in Zersetzung befindlichen bisherigen englischen Gesellschaft die für demokratische Völker und Reiche unentbehrliche Führerschicht der künftigen Gesellschaft des British Commonwealth of Nations heranzubilden.

Es kann also keine Rede davon sein, daß auch nur ein Parallelismus bestände zwischen den Anschauungen *Hobbes*' und der jüngsten politischen Entwicklung in England, vielmehr geht diese durchaus in der von *Locke* vorgezeichneten Richtung weiter. *Locke* hat eben nicht nur, was allgemein anerkannt wird, einen sehr großen Einfluß auf die politische Entwicklung Englands ausgeübt, sondern dieser Einfluß ist auch tiefer begründet, als man bisher allgemein angenommen zu haben scheint: eben in seiner positiven Stellung zu der ja nicht erst aus dem 17. Jahrhundert stammenden Commonwealthidee, deren Bedeutung für die politische und Geistesgeschichte der angelsächsichen Völker noch lange nicht genug gewürdigt wird. —

In der Anmerkung zu S. 149, Z. 19f. sagt Gade: „Bei näherem Zusehen wird man finden, daß die vielgerühmte Preß- und Redefreiheit (in England) nur in der Theorie besteht." Es ist aber eher das Umgekehrte richtig. So sagt auch Gades eigner Gewährsmann A. V. Dicey an der von Gade selbst anschließend zitierten Stelle: „Auch ist das englische Recht nicht sonderlich günstig für die freie Rede oder die freie Schrift in den Regeln, die es theoretisch aufstellt und oft praktisch geltend macht . . . ." Aber auch Dicey sieht zu

Unrecht eine Beschränkung der Preßfreiheit darin, daß das englische Recht „kein besonderes Vorrecht der Presse" („Vor" von mir gesperrt) anerkennt. Vielmehr setzt die Preßfreiheit (in dem einzigen Sinn, den das Wort in der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung Englands und Deutschlands haben kann, nämlich demjenigen der Freiheit von *behördlicher* Bevormundung durch Verbote und Zensur) geradezu voraus, daß (wovon Dicey im folgenden spricht) ein *Mißbrauch* dieser Freiheit *gerichtlich* streng bestraft wird. Ebensowenig entspricht es der *Praxis* des Lebens, wenn Dicey weiterhin unter Zustimmung Gades in den in Wirklichkeit seit 40 Jahren in "desuetude" gefallenen Blasphemy Laws eine ernstliche Bedrohung der freien Meinungsäußerung auf religiösem Gebiet erblickt.

Dicey und mit ihm Gade scheinen geneigt zu sein, Freiheit fälschlich mit Zügellosigkeit gleichzusetzen. Überhaupt fehlt es Gade etwas an Sympathie und daher an Verständnis für das Freiheitliche in der englischen Weltanschauung — so, wenn er Diceys hochmütige und eigentlich recht unenglische Bemerkung „Freiheit der Erörterung ist mithin in England kaum etwas anderes als das Recht, alles zu sagen und zu schreiben, was eine Jury, bestehend aus zwölf Ladeninhabern, für zweckmäßig hält —" zustimmend abdruckt. Daß die Freiheit des Durchschnittsengländers „die des puritanisch orientierten Mittelstandes" sei, wie Gade in derselben Anmerkung weiter sagt, ist schon wegen der Verwechselung der keineswegs identischen Begriffe „puritanisch" und „freikirchlich" unzutreffend ausgedrückt, verkennt aber auch, wie sehr die Liebe zur Freiheit ein Gemeingut der ganzen englischen Nation ist (vgl. darüber Dibelius' England-Werk, ferner Brie, „Der englische Nationalcharakter" in „Lebensfragen des Brit. Weltreiches", Berlin 1921, S. 59—62 und Boehler, „Englische Wirtschaftsethik" in „Englischer Kulturunterricht", Teubner 1924, S. 34). —

Es entspricht nicht den Tatsachen, daß „das englische Wahlrecht auch heute noch weit davon entfernt" sei, „allgemein und gleich zu sein" (Gade, Anm. zu S. 49, 3). Vielmehr ist in dieser Hinsicht kaum noch ein Unterschied zu unserm Wahlrecht. Eine völlige mechanische Gleichheit ist allerdings noch nicht erreicht und würde auch dem englischen Volkscharakter einigermaßen widersprechen.

Alles in allem ist Gades Schulausgabe nicht nur ein ausgezeichnetes Hilfsmittel des Unterrichts, wenn der Lehrer sich besonders für die Geschichte der englischen Philosophie interessiert und bei den Schülern Verständnis und Interesse für diesen Gegenstand zu wecken weiß, sondern auch ein wertvoller Beitrag zum anglistischen Schrifttum. Gerade ihre Einseitigkeit gibt ihr eine starke Kraft in der Darstellung des Utilitaristischen in der englischen Philosophie und Denkart.

Friedrich Warnecke, *The Treaty.* Leipzig 1924. Renger. VII u. 78 S.

Wenn man Äußerungen von Angelsachsen über den Versailler Vertrag zum Gegenstand des englischen Unterrichts machen will, so kommen zunächst einmal nur solche Texte in Frage, die sich die deutsche Kritik an dem „Friedensvertrag" zu eigen machen und keine für uns beleidigenden Äußerungen enthalten. Diesen Gesichtspunkt hat Warnecke berücksichtigt. Er bringt hauptsächlich Texte von Keynes und Lansing und außerdem nur Wilsons „14 Punkte" und eine "Address on Behalf of the American Delegates by J. F. Dulles". Nur das letztgenannte Stück ist unter obigem Gesichts-

winkel wegen der S. 39, 34 bis 40, 6 abgedruckten Stelle bedenklich.

Einen zweiten Gesichtspunkt aber, der ihn bei der Auswahl hätte leiten sollen, hat Warnecke nicht beachtet: Bei dem im Verhältnis zur Größe der Aufgabe des englischen Unterrichts geringen Umfang dessen, was unsere Schüler selbst unter den günstigsten Umständen in der Schule lesen können, müssen wenigstens alle Texte, die nicht der Dichtung in Vers oder Prosa entnommen sind, inhaltlich eine enge und unmittelbare Beziehung zu wichtigen Gebieten angelsächsischer Kultur oder Geschichte haben. Dies trifft nur für die ersten fünf Abschnitte der Auswahl zu. Von bleibendem Wert sind namentlich die Schilderung der Friedenskonferenz durch Keynes (Abschnitt IV) mit den Charakteristiken Wilsons, Lloyd Georges (und Clémenceaus) und desselben Verfassers Darstellung von Lloyd Georges Politik seit dem Waffenstillstand (Abschnitt III). Die übrigen fünf Stücke, die sich hauptsächlich mit dem Genfer „Völkerbund" und dem Reparationsproblem befassen, stehen den Zentren angelsächsischen Lebens fern und sollten in einer Neuauflage durch Besseres ersetzt werden. In Frage kommen z. B. das letzte Kapitel von Wells, "A Short History of the World" (Tauchnitz-Ed., S. 255—259) und Stellen aus dem bedeutenden Werk von H. A. Gibbons, "Europe since 1918", London 1923. Die Ausgabe könnte dabei etwas umfangreicher werden; 53 Seiten Text für ein so schwerwiegendes Thema ist etwas wenig.

Ein Verdienst würde sich Warnecke erwerben, wenn er künftig in einer Anmerkung darauf hinwiese, daß "League of Nations" eigentlich gar nicht „Völkerbund" heißt (welch deutschem Ausdruck vielmehr das englische "World Commonwealth of Mankind" am nächsten kommt), sondern etwa dasselbe wie das französische «Société des Nations» bedeutet. Wenn wir Deutsche mehr politischen Instinkt hätten, würden wir dafür auch „Gesellschaft der Nationen" sagen und nicht das schöne Wort „Völkerbund" für die Schöpfung des Autokraten Wilson mit der Psyche, wie Keynes sagt (bei Warnecke S. 22), eines "Nonconformist minister, perhaps a Presbyterian" verbrauchen.

Warnecke hat einen guten Gedanken in vorläufig nur teilweise befriedigender Weise ausgeführt. Bei einer Neubearbeitung seiner Ausgabe sollte er bedenken, daß sie, wenn sie im englischen Unterricht gelesen werden soll, nicht nur der Aufklärung über den Friedensvertrag, sondern auch dem Gesamtziel des Englischen an höheren Schulen dienen muß.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

Englische und französische Schulausgaben.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben:

1. *The Modern English Novel.* Eine Auswahl aus der englischen Romanliteratur der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. W. F. Schirmer, (E. A. 171 B). 1924. 119 + 22 S. Gmk. 1,20.
2. *Auslese englischer Dichtungen* von Prof. Dr. Ph. Aronstein (E. A. 172). 1924. 114 S. Gmk. 1.
3. *Auslese französischer Gedichte.* Von Theodor Engwer. (Poètes français 7.) 1924. 128 S. Gmk. 1.
4. *Les Petits Oiseaux par Eugène Labiche.* Herausg. von Dr. Fischmann. (Th. F. 77 B.) 1924. 82 + 12 + 25 S. Wörterbuch.

5. *Diplomatische Akten zur europäischen Politik 1871—1914.* Herausg. von PROF. DR. E. JAHNKE. (Pr. F. 222 B.) 1924. 164 + 56 S. Gmk. 1,80.

Rengers französische und englische Schulbibliothek:

6. Reihe A. *Auswahl aus Spencer.* Herausgegeben von JOHANNES SPECK. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1924. 85 S. Gmk. 1.
7. Reihe B. *Extraits des Classiques Français. Le Cid par Pierre Corneille. Athalie par Jean Racine.* Herausgegeben von E. PARISELLI. Ebenda 1924. 129 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben:

8. Band 60: *Philosophical Selections.* Edited for the use of schools by PROF. JOSEPH MELLIN. 1922. 76 + 32 S.
9. Band 64: *Forty-one Stories.* Edited by DR. FRANZ MÜLLER. 1923. 64 + 38 S.
10. *Lectures Amusantes.* Recueillies par J. STEHLING. 1923. 47 S.

F. Schöninghs französische und englische Schulbibliothek:

11. I. Serie 26. Bd.: *Roman et nouvelle du XIXe siècle: III. Mouvement régionaliste.* Herausgegeben von JOSEPHIRE SCHULTE. Paderborn o. J. 61 + 13 + 27 S.
12. *The Storyteller. Being a Collection of 34 Serions and Merry Tales for Young Folks.* Bearbeitet von DR. M. LIENING. Carl Flemming und C. T. Wiskott 1921. 112 + 14 S. Anm. + 43 S. Wörterbuch.

1. Schirmer hat hier eine nicht nur der höheren Schule, sondern auch der Universität sehr willkommene Auswahl gegeben. Vertreten sind Joseph Conrad ("Typhoon"), Arnold Bennett ("The Old Wives' Tale"), William de Morgan ("Joseph Vance"), Compton Mackenzie ("Sinister Street") und Gilbert K. Chesterton ("The Flying Inn"). Bis auf das Stück aus "Joseph Vance" befassen alle Proben mehr als 20 Seiten, eine fast ebenso lange Einleitung schildert zureichend die Entwicklung des allerneuesten Romans. Die Anmerkungen, die auch gute Inhaltsangaben der gewählten Romane bringen, erfreuen sonst weniger; für Primaner ist es doch nicht nötig, "I'll" zu erklären usw., anderes wie "a lovely time" 10/17 bedarf jedoch der Erklärung und "lesser" ist attributiv (nicht adjektivisch) gebrauchte Doppelbildung. Ich würde noch anführen, wo die nicht bei Tauchnitz zugänglichen Werke erschienen sind ("Typhoon" in Heinemanns gut ausgestatteten "Two Shilling Novels").

2. Die altbewährte, hier 21, 346 besprochene Ausgabe "Selections from English Poetry" ist durch starke Streichungen wie folgt gekürzt worden: Old English Ballads 2, Shakespeare 11, Milton 3, Gray 1, Burns 5, Scott 3, Wordsworth 3, Coleridge 2, Moore 4, Byron 5, Shelley 2, Keats 2, Hood 1, Tennyson 4, Browning 1, Rossetti 1, Swinburne 2, Kipling 2, Longfellow 4, Poe und Whitman je 2. Hinzugekommen sind je ein Gedicht von Meredith, Walter de la Mare und Robert Graves. Vier Übersetzungen deutscher Gedichte sind beigegeben. Im Anhange ist Coleridges Geburtsjahr (1772) entstellt, Walter de la Mares «Motley» ist 1918 erschienen, "Beauchamps Career" 1876, bei Meredith wären die deutschen Veröffentlichungen über ihn zu nennen; Miltons Aufenthalt in Chalfont, Bucks., der durch die in London wütende *Pest* veranlaßt wurde, dauerte von 1665—1666, daher ist die bezügliche Stelle zu ändern. Warum wird Brandls Shakespeare nicht genannt? Eine Anmerkung könnte

auf die Auslassung "dear brother Jim", die in Wordsworths "We are seven" am Ende der Zeile zu stehen hat, aufmerksam machen.

3. Auch diese Ausgabe ist eine Kürzung „der längst rühmlich bekannten Gedichtsammlung" (N. Spr. 21, 627). Dabei ist aber die neuer Zeit stärker berücksichtigt, mit Sonza, Moréas, Jammes, Gide, Duhamel u. a. m. Die ausreichenden Notes Biographiques verzeichnen weitere Literatur. Diese beiden Sammlungen werden den Forderungen, die man bei wirtschaftlicher Not oder Verschiebung des Unterrichts noch stellen kann, ebenso vortrefflich dienen wie ihre umfänglicheren Vorgänger, die daneben ja erhalten bleiben.

4., 5. und 7. Diesen Bändchen ist die Schwierigkeit gemeinsam, sie im Unterrichte unterzubringen. Am stärksten gilt das von der Ausgabe Pariselles; es scheint ja so verlockend, statt eines französischen Dramas zwei in Bruchstücken zu lesen, aber kurze Inhaltsangaben einzelner Szenen ersetzen nicht den *Aufbau* des Stückes, das Hinüberwerfen der Schüler von Corneille zu Racine hemmt das Einlesen in *einen* Dichter dieser Zeit; die Schüler sollen ja nicht stofflich möglichst viel haben, sondern *ein* Drama als Ausdruck des französischen Klassizismus kennen lernen. Auch die Veröffentlichung von Akten zur Vorgeschichte des Weltkrieges (vgl. auch Prosateurs français 207) ist für die Schule nicht zu empfehlen. Wenn heute die deutsche Schule zunächst die furchtbaren Folgen der Friedensverträge und das im Auslande längst nicht mehr in dem Maße w e im Reiche geübte) Festhalten an der Lüge von der deutschen Alleinschuld aufzeigt, st es genug; wenn fürs letztere der *Geschichtslehrer*, etwa nach Max Montgelas' (der ursprünglich an die Schuld Deutschlands glaubte) *Leitfaden der Kriegsschuldfrage* (W. de Gruyter, 1923), vorgesorgt und üble Sensationen, wie Fr. W. Foerster und ähnliches beleuchtet hat, kann der Neuphilologe dieses Bändchen etwa in Arbeitsgruppen oder zur Privatlektüre verwenden. Der Versuch, als Vertreter des modernen Schwanks Labiche, den „Klassiker der Poesie", einzuführen, ist gut gemeint, wenn auch Sekundaner die Durchführung der Moral, daß Mißtrauen kein guter Führer im Leben ist, in einer etwas gezwungenen Handlung vielleicht sehr kindlich finden werden. Sachlich sind alle Ausgaben sauber gearbeitet; Kleinigkeiten (besonders auf Österreich bezügliche) und Druckfehler sind zu bessern. Die Weglassung von Szene I 1 und 2 des Cid war im 18. Jahrhundert üblich, was Voltaire ("Remarques sur le Cid") tadelte. Im übrigen sind die Anmerkungen Pariselles, dem besonderen Zweck seiner Ausgabe entsprechend,genügend reichlich.

6. und 8. Die Auswahl aus Spencer bringt "Reflections" (Selbstbiographie), "The Law of Evolition" ("First Principles") und "A Society is an Organism" und "Social Types" ("Principles of Sociology"). Ist damit für die Behandlung Spencers, aus dessen Werken bisher m. W. nur eine Schulausgabe veranstaltet wurde, eine sehr willkommene Grundlage gegeben, so will Mellin etwas leichteren Lesestoff als erste praktische Einführung bieten: "Self-culture" (Smiles), "Property" (Locke), "The Authority of Society over the Individual" (Mill), "The Snowstorm, and the Slave Ship" (Ruskin), 18 + 18 + 36 + 4 Seiten, wobei Ruskin sehr zu kurz kommt; da es sich überdies um zwei Bilder Turners handelt, von denen Reproduktionen kaum zu beschaffen sind, so wäre eine etwa durch die Abbildungen in "Modern Painters" oder "Stones of Venice" besser gestützte Stelle aufzunehmen. Mellin hat eine brauchbare Übersicht der allgemein-philosophischen Entwicklung seit Bacon voraus-

geschickt, doch ist — Bacons Hauptwerk die "Instauratio magna", deren erster Teil 1612 als "Cogitata et Visa", 1620 als "Novum Organum" erschien, während der zweite Teil 1605 "The Advancement of Learning", 1623 "De dignitate et angmentis scientiarum" hieß. Malebranches Geburtsjahr ist 1638, eine gelehrte Gesellschaft bestand zu Paris schon 1616. In der recht guten Einleitung zur Spencerauswahl sollte auf die knappe Übersicht der Entwicklungslehre verwiesen werden (Origin of Species[6], XIII—XXI), in der Darwin Spencers Anteil (S. XIX) hervorhebt. Der Widerspruch zwischen 17, 30 und 38, 33 könnte durch eine Andeutung, wie sich dieser Widerspruch lösen läßt, erhellt werden; und zwischen 38, 33 und 39, 12 braucht gar keiner zu bestehen, wenn man "*functions*" betont. Im übrigen sind diese Anmerkungen eine sehr gute Hilfe zur geistesgeschichtlichen und kulturkundlichen Erfassung des Textes.

9., 10. und 12. Gegen eine Sammlung kürzerer Anekdoten und humoristischer Stücke wird nicht nur der zerrissene Wortschatz (ZfeU 22, 204) vorgebracht; auch der fremde Humor dürfte den Schülern nicht so leicht eingehen. Dieser Humor ist auch ziemlich bescheiden und in den "Lectures Amusantes" meist mit aus den Lesebüchern wohlbekannten Stücken («Les domestiques occupés, Les souliers de Voltaire») vertreten. Weniger Bekanntes bringen die Forty-one Stories (41 ganz kurze Stücke); den größten Wert hat Lienings Auswahl mit 34 Erzählungen, darunter das Wells — mäßige "The Stranger of the Skies" (12 S.), "Scott (der Südpolfahrer) and his Friends" (7 S.); mit diesen längeren Erzählungen kann schon der Übergang zu zusammenhängenden Werken vorbereitet werden. Die Beigaben bieten zu keinen Bemerkungen Anlaß.

11. Aus dem französischen Provinzroman sind fünf gute Proben ausgewählt: Pierre Loti, Une Nuit de contrebande und Fêtes et Jeux au Pays Basque (aus Ramunteho); André Theuriet, Le Noël de M. de Maroise; René Bazin, Le Nouveau Bail, La Source. Die Anmerkungen bringen das fürs Verständnis reiferer Schüler Nötige; S. 49, 26 ist ein Druckfehler zu bessern. Wer (mit Münch, Methodik[4], 97) auf einen sachlichen Übungsstoff wie La France et les Français als Gegengewicht gegen das alleinige Hervorheben von Paris nach literarisch vertiefter Behandlung der französischen Provinz strebt, wird sich dieses gut ausgestatteten Bändchens mit Nutzen bedienen.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Marthe Esquerré: *Cromedeyre- le Vieil et le théâtre poétique français depuis 1843.* (Collection unanimiste No. 1).

Cette petite brochure a, entre autres mérites, celui de la franchise: elle veut être une apologie, intelligente, de Jules Romains qui «a restauré le théâtre dans sa pureté originelle». Elle exprime l'enthousiasme de l'école «unanimiste» pour son prophète et son chef.

Marthe Esquerré stigmatise la décadence du théâtre poétique français depuis Victor Hugo et les Burgraves (1843): nous eûmes les vaines tentatives de Ponsard, de Leconte de Lisle et, plus récemment, de Moréas, pour restaurer la tragédie classique; d'autre part un romantisme décadent qui sans avoir les qualités de Hugo exagérait ses défauts et qui aboutit à l'acrobatie verbale, aux métaphores incohérentes d'Edmond Rostand. Ni Maeterlinck, trop artificiel, ni André Gide, trop limité dans ses drames à la peinture d'anomalies, n'ont retrouvé l'essence véritable du théâtre, et Paul Claudel lui-même «enfin un grand poète, un homme doué d'une vision neuve des choses»

a le tort de ne pas assez préciser l'action de ses pièces dans l'espace et dans le temps. Toute cette partie négative est un peu trop sévère pour être tout à fait juste. On pourrait lui reprocher surtout une lacune, bien qu'elle soit volontaire: s' en tenir au théâtre «poétique» et négliger les pièces psychologiques et sociales qui, de Dumas fils à François de Curel, constituent sans doute le meilleur de notre scène contemporaine.

La seconde partie, hommage à Jules Romains, est une excellente analyse de son chef-d'œuvre, Cromedeyre-le-Vieil, vivifiée par une chaude sympathie. Ce drame porte au théâtre les théories, ou plutôt les intuitions du romancier: en réaction contre le dilettantisme, Jules Romains insiste sur la valeur des groupes au sein desquels bouillonne l'énergie, il célèbre la vie, il exige la foi. Il est l'apôtre de la bonne humeur, il songe à régénérer l' Europe meurtrie, non par la pitié, mais par l'optimisme, en lui faisant prendre conscience de son unité et des puissances qu' elle recèle. C'est, élargie, l'idée de Cromedeyre-le-Vieil: tout un village, isolé sur une colline, retrouve son «âme collective» et avec elle sa religion, sa joie, son élan vital. Tout le drame est un hymne à la vie que nous sentons sourdre, se dilater, s'épanouir.

Cette nouvelle formule théatrale est-elle vraiment la seule bonne, définitive, hors de laquelle point de salut? Mais il faut être reconnaissant à Jules Romains d'avoir ouvert un champ nouveau à la verve des dramaturges. En célébrant les vertus de l'instinct grégaire, en illustrant ce vieil adage que l'union fait la force, il a introduit dans le particularisme français un souffle d'air pur, de généreuse solidarité. Ces conceptions originales, servies par un goût trés sûr et un sens tout classique de la forme, ont séduit la jeunesse lettrée, qui, sans accepter en tous points l'exclusivisme de Marthe Esquerré, acclame en Jules Romains un de ses maîtres les plus aimés.

Paris. André Robert.

Die auf S. 150/51 dieses Heftes besprochenen englischen Wörterbücher ***The Pocket Oxford Dictionary of Current English*** ist zum Orig.-Preis von M. 3.50, das ***Concise Oxford Dictionary*** zum Orig.-Preis von M. 7.50 vom Verlag der „Neueren Sprachen" N. G. Elwert in Marburg zu beziehen, direkte Bestellung vorausgesetzt.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIII. *Mai-Juni 1925.* *Heft 3.*

KULTURKUNDE IM NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT[1]).

Die deutsche Schule ist eine Staatsschule. Das ist ihr wesentliches Merkmal, eine der eigentümlichsten Schöpfungen des deutschen Volkstums. Von dieser Eigenart her müssen alle „Neuordnungen" verstanden werden, wenn wir den richtigen Ausgangspunkt für eine Kritik an ihnen gewinnen wollen. Das geistige Leben macht Wandlungen in Zielen und Methoden durch. Jedes Zeitalter sucht von einer ihm eigentümlichen Einstellung her die Welt zu begreifen und zu meistern. Strömungen wie Romantik, Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus sind keineswegs nur Schablonen für den künstlerischen Ausdruck des Wollens und Könnens eines Zeitalters, sondern sie stehen in engem Zusammenhang auch mit der Form der wissenschaftlichen Arbeit; das gesamte geistige Leben hat an ihnen teil. Die Staatsschule, die in diesem Leben steht und zu ihm erziehen will, hat die Pflicht, sich über das Wesen ihrer Zeit Klarheit zu verschaffen und ihre allgemeine Erziehungsarbeit nach ihm einzurichten.

Ein wahrhaft staatspädagogisches Bildungswesen war dem Altertum sowohl wie dem Mittelalter noch fremd. Dem Altertum, weil der Begriff des souveränen Staates als einer autonomen Lebensmacht noch unbekannt war und die Gemeinerziehung, die es wohl gab, lediglich durch die äußeren Bedürfnisse bestimmter Klassen des Volkes bestimmt war. Geistige Bildung im höheren Sinne gehörte nicht zu diesen Allgemeinbedürfnissen, sondern nur die Ausrüstung der Jugend zum Waffen- und Gottesdienst;

[1]) Vortrag, gehalten auf der Magdeburger Ferienwoche am 31. März 1925.



alles andere war Privatsache noch bis in die späte römische Kaiserzeit hinein. Ein eigentliches staatspädagogisches Unterrichtswesen existierte nicht.

Im Mittelalter übernahm die Kirche die Pflege alles dessen, was wir geistiges Leben nennen. Sie erhob sich als ein neuer, machtvoller Organismus neben den weltlichen Staaten, und bei dieser fortschreitenden Gesellschaftsbildung vollzog sich eine Scheidung der beiden Erziehungsgebiete: die Tüchtigmachung zum Waffendienst fiel den weltlichen Gewalten zu; die zum Gottesdienst, ausgedehnt auf das weitere Gebiet der intellektuellen Bildung, den kirchlichen. Es lag in der Natur der Scheidung der beiden großen Gewalten, daß auch hier von einem Unterrichtswesen als wichtigem Faktor des Staatslebens noch keine Rede sein konnte.

Eine solche Vereinheitlichung der Erziehungsinteressen und damit des Unterrichtswesens konnte erst erfolgen, sobald die öffentliche Gewalt einheitlich wurde, also mit der Entwicklung des souveränen Staates in der frühen Neuzeit. Ein so politischer Kopf wie Milton ist in seiner Pädagogik der Repräsentant des Gefühls dafür, daß der Staat als eins seiner Fundamente die Pflege der geistigen Gesittung braucht und sie nicht andern Instanzen überlassen kann, wenn er wahrhaft souverän sein will; der Staat braucht die Jugend, weil auf ihr die Sache der Freiheit und des Willens zum Staate beruht, das nationale Ethos. So entsteht neben der Individualerziehung durch die Familie ein öffentliches Erziehungswesen, dessen Ziel die Pflege der Staatsgesittung ist. Jahrhunderte lang bewegte sich diese Entwicklung tastend und unsicher vorwärts, und erst im neuen deutschen Reiche hat sich das ganze Volk dieser Aufgabe erschlossen. Es ist eine der interessantesten Fragen beim Studium der Geschichte unseres Bildungswesens, wie sich der Erziehungsgedanke grundsätzlich immer klarer in den Mittelpunkt der pädagogischen Bestrebungen schiebt und sich mit demjenigen des Unterrichts zu einer höheren Einheit zu verschmelzen sucht.

Nicht immer wurde, was durchaus verständlich ist, diese Notwendigkeit einer nationalen Erziehungsanstalt mit der gleichen Schärfe und Sicherheit erfaßt. Nationale Not und romantisch gesteigertes Deutschbewußtsein waren in der Zeit des Neuhumanismus dem nationalpädagogischen Gedanken günstig und schufen eine Schule mit fest umrissener Bildungsaufgabe, die ausdrücklich mehr als bloße Unterrichtsanstalt sein wollte. Die

Zeit der nationalen Blüte dagegen, die im Gefühl der Sattheit geeignet war, die lebendige, gefühlte Anteilnahme am Staat erschlaffen zu lassen, und die zudem zeitlich und wohl auch ursächlich mit einer positivistischen, aller Metaphysik abholden Philosophie und einer technisch-mechanisch gerichteten Wissenschaft zusammenfiel, brachte in nicht unerheblichem Maße eine Rückwendung zur Lernschule, zu einer auf Vermittlung praktisch brauchbarer Kenntnisse gerichteten Unterrichtsanstalt. Erst die philosophische Abkehr vom Positivismus, die wir mit voller Deutlichkeit seit der Jahrhundertwende im Verein mit der Abkehr von einer naturalistisch-impressionistischen Kunst erlebt haben, entfachte den Kampf gegen Stofffülle und Einzelwissen und das Verlangen nach bildender Zusammenfassung, nach Erziehung durch Beschränkung. Der Weltkrieg vollends ließ das junge Geschlecht mit gewaltigem Impuls den Staat erleben und zwang es nach seinem traurigen Ende um der nationalen Selbstbehauptung willen zu einer strengen Einkehr, zu einer Besinnung auf das seinem Wesen Eigentümliche und zu seiner Behauptung Erforderliche. Das staatspädagogische Interesse erwachte mit neuer Kraft, diesmal aber nicht gepflegt von Fürsten und Führern des Volkes, sondern stark empfunden vom ganzen Volk, übergegangen in das Bewußtsein des ganzen Volkes. Das ist ein Zeichen für die ungebrochene geistige Energie des Volkes. Man strebt zu einem einheitlichen Kulturwillen und damit zu einem einheitlichen Erziehungsstaat. Im Vordergrund stand von Anfang an die Forderung, die Schule noch deutscher, nationaler zu gestalten und darum den Unterricht im Deutschen zu erweitern. Nicht nur der Kreis der Literatur, der neuen und mittelalterlichen, soll erweitert werden; auch die deutsche bildende Kunst, die deutsche Musik, deutsche Volksgebräuche und -trachten, kurz das ganze Kulturleben will der Unterricht in seinen Machtbereich schließen, um deutsches Wesen zu studieren. So gewann hier der moderne Begriff Kulturunterricht seine erste Prägung, die wir jedoch in dieser Zuspitzung als nicht für unsere Zwecke brauchbar erkennen werden.

Es ist nicht allzu verwunderlich, daß die leidenschaftlich erregte Zeit nicht immer den Blick klar erhielt. Das gewaltig erwachte Deutschbewußtsein war vielfach geneigt, alles abzulehnen, was ihm fremd war. Die fremden Sprachen, früher stets als ein Kernstück der höheren Schule betrachtet, wurden vielfach für ganz überflüssig erklärt. Solche Stimmen mußten je-

doch bald verstummen, schon weil die rein äußerliche Wucht der Tatsachen erkennen ließ, daß eine völlige nationale Isolierung das Übel nicht bessern, sondern nur schlimmer machen würde. Das Zeitalter weit ausholender Handelsunternehmungen hatte schon 1914 den damaligen Kultusminister von Trott zu Solz zu dem Bekenntnis vor dem Landtag genötigt: unser Volk wurzele trotz Flotte und Kolonien weit mehr als andere Kulturvölker in binnenländischen Anschauungen und müsse weltpolitisch denken lernen, wenn es seine geschichtliche Mission erfüllen wolle. Und die Denkschrift des Kultusministeriums vom Jahre 1917 spricht es gerade während des Krieges und unter dem Eindruck seiner Erfahrungen aus, daß Auslandkenntnisse ein unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung und deshalb ein wichtiges Erfordernis des Schulunterrichts geworden seien. Der Gedanke besonderer Auslandhochschulen tauchte überall auf. Im Gegensatz zu dem Plan der Unterrichtsverwaltung, das Orientalische Seminar in Berlin an die einzelnen Fachsektionen der Universität aufzuteilen, beschloß der Landtag am 17. Juli 1924, das Seminar zu einer Auslandhochschule auszubauen. Das Ausland selbst war schon vorangegangen, ein Zeichen, daß es sich letzten Endes um einen fast kosmisch zu nennenden Gedanken handelt: die Vereinigten Staaten und Rußland haben bereits seit Jahren großzügig angelegte Auslandhochschulen. In England hat schon 1916 eine von der Regierung einberufene Konferenz die Einführung von 'Nation Study' statt 'Modern Languages' an den Hochschulen gefordert. Hier haben wir ein neues Schlagwort, das auch bei uns nicht mehr fremd ist. Nationenwissenschaftliches Studium, nicht mehr neuere Philologie! so tönt es uns schon vielfach entgegen, namentlich von jungen Instituten her, denen auslandwissenschaftliche Studien hauptsächlich unter praktischen Gesichtspunkten zur Pflicht gemacht sind. Es ist wichtig, daß wir hierzu klar Stellung nehmen, wenn wir die Forderung kulturkundlichen Unterrichts auf den Schild erheben.

Vor wenigen Wochen wohnte ich in Berlin dem Vortrag eines Lehrers des Orientalischen Seminars über dieses Thema bei. Der Redner stellte sich ausdrücklich nicht auf die Hörer seines Instituts, deren rein praktisch gerichtete Bedürfnisse natürlich anders geartet sind, sondern auf die höheren Schulen und ihre neuphilologischen Lehrer ein. Er unterstrich die Notwendigkeit, über die Völker, denen wir unausweichbar nahestehen, möglichst genau Bescheid zu wissen, möglichst viel von

ihren staatlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Verhältnissen zu kennen. Lautgeschichte, Studien in älteren Sprachperioden und literarhistorische Untersuchungen verfielen einem billigen Spott. Seinem Programm gemäß, das die Lektüre der Originalausgaben englischer Gesetze in der Schule für wichtiger als das Studium der Dichter und Philosophen erklärte, verlangte der Redner unter dem Beifall nicht weniger seiner neuphilologischen Zuhörer etwa folgenden Studiengang für den künftigen Lehrer moderner Sprachen: dreijähriges Studium bei einem Professor in den gegenwärtigen rechtlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen des fremden Landes, neben dem eine gründliche, rein praktische Ausbildung in der Beherrschung der Sprache durch einen Lektor einhergeht. Dann soll ein einziges viertes Jahr dem philologisch-historischen Studium gewidmet sein, in dem man sich an Wissen über die Sprache und Literatur das Notwendigste aneignet, etwa so viel, wie ein gebildeter Nichtphilologe im allgemeinen von seiner eigenen Sprache und Literatur weiß. Auf diese Weise würde eine Lehrerschaft herangebildet, die geeignet sei, wahrhaft „nationenwissenschaftliche“ Bildung hinauszutragen.

Ich erwähne diesen Einzelfall, weil er typisch für eine bestimmte Richtung ist. Es ist der konsequente Abschluß einer Entwicklung, deren Keime ich bisher aufzuzeigen versuchte. Die Abkehr von allem Historismus, gleichsam der Gegenpol in einer Pendelbewegung, der einer früheren gegenwartsfremden, beschaulichen, grammatisierenden und ästhetisierenden Betrachtungsweise gegenüberliegt. Dabei aber ein rein positivistisch gerichtetes Ziel, auf enzyklopädisches Wissen bedacht und damit in seiner philosophischen Grundlegung in einer überwundenen Zeit wurzelnd. Es ist notwendig, daß wir solche Strömungen mit aller Schärfe in ihren Zielen und nach ihrer Entstehung erkennen, wenn wir die ideellen und praktischen Bildungsaufgaben, die unserm Fach heute gestellt sind, erfassen wollen. Die moderne Deutschkunde scheint mir, soweit ich ihre Literatur kenne, in ungefähr der gleichen Richtung irre zu gehen, wenn sie im Streben nach Erweiterung ihres Stoffkreises den Charakter einer zielsicheren Wissenschaft und eines methodensicheren Unterrichts vermissen läßt. Bei den neueren Sprachen war die Gefahr noch größer, weil in der Zeit des Methodenstreites die extreme Reform eine Realienkunde propagiert hatte, die zu einer

Ueberschätzung des bloßen Wissens um fremde Einrichtungen führen konnte und auch geführt hat.

Der letzte Grund für diese Entwicklung und damit für die nie aufhörenden Anfeindungen, denen der neusprachliche Unterricht ausgesetzt war, ja man könnte sagen, für die Tragik des Faches, liegt in seiner Geschichte. Die Anfänge der romanischen und englischen Philologie lagen in einer Zeit, in denen ein positivistisch gerichtetes Denken die Empirie als Methode und die mit den Sinnen erfaßbare Welt als einzigen Gegenstand des Erkennens proklamiert hatte. Es war die Zeit des sog. wissenschaftlichen Denkens und der wissenschaftlich gerichteten Kunst, des l'art pour l'art, des Naturalismus, der Sinneseindrücke wiedergab und sie mit wissenschaftlicher Methode analysierte. Im Gegensatz zu der klassischen Philologie, die den starken Impuls des Neuhumanismus erlebt hatte und über die Zeit der bloßen Materialförderung in dem Steinbruch der Wissenschaft verhältnismäßig bald weiter zu einer Kulturkunde hinauswuchs — es genügt, nur an Pöhlmann und Wilamowitz zu erinnern —, blieben die modernen Philologien in analytisch gerichteter Sprachgeschichte und Editionstechnik stecken. Sweet, Viëtor, Paul Passy u. a. lenkten dann die Kräfte auf Aussprachetechnik und Phonetik, die etwa dieselbe Rolle spielte wie die Archäologie in der alten Philologie, und ministerielle Anweisungen taten das Ihrige dazu, um dem Jünger der Wissenschaft die Pflicht aufzuerlegen, bei seinem Auslandaufenthalt sich in erster Linie um ein eingehendes Studium der Aussprache zu kümmern. Die vorgeschriebenen Berichte der Auslandstipendiaten legen Zeugnis dafür ab, wie gewissenhaft solche Weisungen befolgt wurden und wie selten ein deutscher Kandidat daneben Zeit und Lust fand, wirklich mit offenem Blick durch das fremde Leben zu gehen. So hoch die Bedeutung der Reform anzuschlagen ist, die uns gelehrt hat eine Sprache zu können und dieses Können höher zu schätzen als das Wissen um die Sprache, so sehr muß uns heute die Tatsache zu denken geben, daß trotz ihrer auf Gegenwartswissen gestellten stofflichen Forderungen die Klage sogar vor dem Parlament mit Recht erhoben werden konnte, wir hätten zu wenig von unsern westlichen Nachbarn gewußt. Und da die neue Forderung eines nationenwissenschaftlichen Studiums in der vorher skizzierten Prägung sich auf derselben Linie bewegt, müssen wir sie für den Schulunterricht, wenn ich die Dinge richtig sehe, mit aller Entschieden-

heit in dieser Form ablehnen; sie entspricht in ihrer Methode nicht der Geisteslage unserer Zeit und dem aus ihr resultierenden Bildungsziel unserer höheren Schule.

Ein Boeckh, ein Humboldt hat unserm jungen Fach ebenso gefehlt wie die Jahrhunderte alte Tradition der alten Sprachen. Darum ist die Aufgabe so ungeheuer groß und das Finden des rechten Weges so schwierig in dieser Zeit, in der ein humanistisch-staatspädagogisches Bildungsideal auch von den neueren Sprachen Tribut fordert. Der Lehrer des Faches hat es mit der Bildung des ganzen Menschen zu tun; alle Fachtätigkeit muß von dieser Grundidee durchleuchtet werden. Diese Aufgabe leistet nicht ein auf Tatsachenwissen gestellter auslandkundlicher Unterricht, der an die Stelle des philologisch-ästhetischen Stoffgebietes ein neues, weiteres Stoffgebiet setzen will; sondern diesem Ziel, der neuen Persönlichkeitsbildung, die über die bloß intellektuelle Schulung hinaus durch Förderung der auch das Irrationale umfassenden Gesamtpersönlichkeit dienen soll, wollen wir in unserm Fach durch ein bewußt gehandhabtes Unterrichts**prinzip** näherkommen, das wir Kulturkunde nennen. Die akademische Lehrtätigkeit dient der objektiven Erkenntnisbildung, der Schulunterricht dagegen der geistigen Subjektsbildung. Die Schule hat eine begrenztere Aufgabe zu lösen, wenn wir rein wissenschaftlich messen; eine enzyklopädische und damit naturgemäß vielfach oberflächliche Hineinbeziehung aller möglichen Kulturgebiete um des stofflichen Interesses willen würde die ihr gezogenen Grenzen sprengen. Die Schule aber hat eine größere Pflicht zu erfüllen als die Hochschule, wenn wir mit dem Maßstabe der sittlichen Subjekts- und Persönlichkeitsbildung messen. Unser nationales Leben verlangt von uns heute mehr als je freie, ihrer selbst bewußte Persönlichkeiten, die gewohnt sind ihre Kräfte zu üben und zu gebrauchen, die nicht durch oberflächliches Vielwissen, sondern durch Sicherheit auf einem Teil des Kulturlebens zu einer persönlichen Einstellung zum Leben und zur Welt zu gelangen befähigt sind. Nicht auf eine Fülle praktisch brauchbarer Kenntnisse bedacht, also nicht utilitaristisch darf das neue Bildungsprinzip sein, sondern auf innere Tüchtigmachung, auf Lösung und Übung der Kräfte.

Das gesamte Geistesleben etwa seit einem Vierteljahrhundert zeigt uns mit voller Deutlichkeit einen Umwendungsprozeß in Philosophie, Kunst und Einzelwissenschaften. Das Verlangen nach Metaphysik als Reaktion gegen ein naturwissenschaftliches

Zeitalter brachte uns buddhistische Strömungen, eine moderne theosophische und anthroposophische Bewegung, in der Kunst eine reine Ausdruckskunst, die den Problemen von Gehalt und Gestalt ganz anders gegenüberstand. Überall ein Streben nach unmittelbar gefühlsmäßigem Erfassen des Wirklichen, nach Intuition im Sinne Bergsons. Eine Philosophie der Werte knüpfte sich an Windelbands Bestreben, das Individuelle in dem geschichtlich Gegebenen zu begreifen und in ihm und seinem Kulturwert etwas allgemeines, Überzeitliches zu entdecken. Sein Fortsetzer Rickert studiert die „naturwissenschaftliche Begriffsbildung" und zeigt uns, daß nur ein festes System von Begriffen geeignet ist, Ordnung in die Fülle der individuellen Erscheinungen zu bringen und das Wissen zur Wissenschaft zu erheben. Ich kann diese Dinge hier nur andeuten; in meinem Referat auf dem Berliner Neuphilologentag[1]) habe ich, freilich auch in größter Kürze, versucht die Fäden aufzuzeigen, die von hier aus zu den konkreten Fragen unsres Faches und unsres Unterrichts führen. Wichtig aber erscheint es mir, immer wieder daran zu erinnern, wenn wir die richtige Einstellung zu dem so oft falsch verstandenen Wort Kulturkunde gewinnen wollen. Der Drang zur Synthese tritt uns überall entgegen; hier als Begriffsbildung zur wissenschaftlichen Meisterung der Tatsachen, dort als intuitive Erkenntnisfunktion eines zum Bewußtsein erwachten Instinkts, dort als Typik (M. Weber, Troeltsch) oder Strukturphilosophie im Dilthey-Sprangerschen Sinne. Die Erkenntnis von Geistesart und Geistesformung ist das Ziel des Zeitalters und insbesondere das Verlangen der Jugend. Der Rankesche Satz „Das Menschliche ist immer wissenswert" beherrscht das Suchen der Jugend. Spranger hat an ihn erinnert und hinzugefügt: „Die Jugend braucht einen Leitfaden, und dieser kann nur liegen in der Durchleuchtung von Lebenszusammenhängen und Kulturzusammenhängen nach einfachen strukturellen Gesichtspunkten. Es genügt nicht die Anschauung des Menschlichen: man braucht ein Wissen. Diese bewegte Welt der Jahrhunderte, der Nationen, der Klassen, der Lebensalter soll aufhören ein Chaos zu sein: es müssen Formen erkannt werden, verständlich-gesetzliche Gebilde, wie die organische Welt erst für den etwas zu sein beginnt, der sehen gelernt hat, d. h. für

[1]) Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Jahrgang I S. 87 ff.

den, der Fragestellung, Kategorien, Gesichtspunkte mitbringt." Hier haben wir im Gewande einer allgemeinen Bildungsforderung Programm und Definition für das, was wir Kulturkunde in unserm Einzelfach nennen wollen. Sprangers Rede „Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften und die Schule" [1]) ist die glänzendste Zusammenfassung und Vorausschau und sei, falls dies noch nötig ist, Ihrer Beachtung warm empfohlen. Der Philologe schöpft neue Begeisterung für seine Arbeit aus ihrer Lektüre, dem Pädagogen kann sie helfen in dem Chaos der Meinungen den rechten Weg zu finden.

Und noch einen zweiten Zeugen lassen Sie mich anführen, der, seinem Beruf nach aus einem ganz andern Lager kommend, mit seherischem Scharfblick die Kulturlage in ihrem Wesen zu erfassen befähigt war. Walther Rathenau sagt in seinem Büchlein „Führende Männer": „Die größte Stärke des Deutschen ist seine Fähigkeit zur Vertiefung und seine Universalität. Deshalb soll die deutsche höhere Schule nach wie vor den Weg zum umfassenden, methodischen und philosophischen Denken weisen, sie darf nicht aufhören eine klassische Schule zu sein, sie muß den Ausblick auf das Weltdenken offen halten und darf den Geistesgehalt der Antike nicht verkennen. Sie darf nicht Fach- und Berufsschule werden, denn der Deutsche in seiner Sachlichkeit findet den Weg vom Grundlegenden zum Besonderen von selbst, den Weg vom Sonderfach zum Allgemeinen findet er in seinem Gange zu bescheiden verzichtender Bequemlichkeit schwerer."

Paulsen hatte in seiner Verteidigung des damals jungen und umstrittenen Realgymnasiums den humanistischen Charakter auch der dem modernen Leben entnommenen Bildungsstoffe stark betont. Heute dürfen wir die Behauptung wagen, daß wir auf dem Wege zu einem neuen, dem dritten Humanismus sind, der sich von dem früheren in seinem Wesen dadurch unterscheidet, daß es ihm nicht um die Einheit des Systems, sondern um ein neues Persönlichkeitsideal zu tun ist, um einen sittlichen Willen zur Wahrheit und zur Arbeit an ihr, wie er z. B. in der Jugendbewegung so stark zum Ausdruck kommt. Nicht das Stoffliche ist der Kernpunkt, sondern das Methodische; nicht das Wissen, sondern das Fragen.

So meint es die preußische Schulreform mit ihrer Typenbildung im Aufbau der Schulsysteme. Die Zerlegung des

[1]) Leipzig, Teubner, 1922.

gesamten Kulturgehalts in ein paar große stoffliche Einzelkomplexe ist notwendig wegen der Vielgestaltigkeit des Geisteslebens. Die Einheit wird gegeben durch das gemeinsame Ziel der Heranbildung innerlich freier, ihres Könnens und ihres Wertes bewußter Menschen und die Art des Weges zu diesem Ziel. Wenn der Deutsche in seiner Sachlichkeit in der Tat den Weg vom Grundlegenden zum Besonderen leicht findet, dann brauchen wir keine stoffliche Umstellung unserer ganzen Arbeit auf eine das ganze Kulturleben umfassende deskriptive Auslandkunde oder Nationenwissenschaft; dann dürfen wir nicht, wie es mancherorts vorgeschlagen wird, Shakespeare und Milton oder Corneille und Montesquieu ganz hinauswerfen, um Raum für das Studium aktueller Wirtschaftsprobleme u. dgl. zu gewinnen. Sondern wir brauchen — immer im Sinne der gesamten Geisteslage betrachtet — Kulturkunde als ein methodisches Prinzip, als Fragestellung, mit der wir an die einzelnen Gebiete unseres Unterrichts herangehen. Wie äußert sich fremde Eigenart, welche grundlegenden Wesenszüge kann ich erkennen, welche immer wiederkehrenden Formen des Wollens und der Weltbetrachtung tun sich mir auf? Das muß die Frage sein, die hinter dem Studium der Literaturerzeugnisse wie hinter dem der großen syntaktischen Komplexe steht. Und bei aller Eigengesetzlichkeit des Faches, die vorzüglich im Methodischen zur Geltung kommt, steht für den Schulunterricht hinter dieser Frage stets das Interesse an dem, was wir unter den gleichen Verhältnissen als Deutsche als unsre Wesensart empfinden, um so durch Kontraste und Ergänzungen zu größerer Klarheit über uns selbst zu kommen und den Weg zu dem zu finden, was unserm Volke frommt. Es gehört einer unsachlichen und unwissenschaftlichen Betrachtungsweise an, wenn vielfach Kultur für e i n Volk und bloße Zivilisation für ein anderes in Anspruch genommen wird. Jedes Volk hat vielmehr seine Kultur und seine Zivilisation. Auf jene kommt es uns in erster Linie an, auf seine Art zu individueller und völkischer Veredlung und Vervollkommnung zu gelangen, auf seine Einstellung zu den großen Fragen des Lebens und seine Gewohnheit an sie heranzugehen.

Nicht Kenntnis, sondern E r kenntnis der fremden Kultur ist unser Ziel, nicht systematische Vollständigkeit, sondern zweckbestimmte Auswahl. Die Wissenschaft erfaßt den gesamten Tatsachengehalt; der kulturkundliche Schulunterricht dagegen

wertet die Stoffe nach ihrer Eignung zur Geistesbildung, zur Formung des selbständig erkennenden Subjekts. Wenn wir diese These annehmen, gelangen wir zum ersten Mal in der Geschichte unsres Faches zu einer wirklichen Geschlossenheit in Ziel und Methode, zu einem wahrhaft humanistischen Bildungsideal. Darin sehe ich den großen Augenblick für den neusprachlichen Unterricht, der uns große Pflichten auferlegt. Gilt es doch neben dem allgemeinen Ziel nichts Geringeres als die innerliche Schaffung einer neuen Schulform, des neusprachlichen Gymnasiums mit seiner Ihnen bekannten wichtigen Aufgabe. Auch an dieser Stelle möge es ausgesprochen werden, daß wir Neuphilologen als die Berufensten diese Schulform wegen ihrer für das heutige Kulturleben unsres Vaterlandes so wichtigen Aufgaben warm begrüßen und alle Bestrebungen verurteilen, die es ihr durch äußere Einengung unsres Faches unmöglich machen, ihr Wesen zu entfalten. Zu diesen Bestrebungen, denen alle die entgegentreten müssen, die Kulturkunde in dem von mir dargelegten Sinne treiben wollen, rechne ich auch die von so vielen Seiten erhobene Forderung der Rückverlegung des Lateinischen am Reform-Realgymnasium nach Untertertia und der dadurch bedingten, für unsre Gesamtaufgabe untragbaren Beschneidung der zweiten modernen Fremdsprache. Der von vielen so hochgeschätzte Kompromißtyp des Realgymnasiums paßt nicht zu der Bildungsaufgabe, die uns vorschwebt. Ich hoffe, daß meine Einstellung zu dem ganzen Fragenkomplex mich gegen den Vorwurf einer fachpartikularistischen Stellungnahme schützt.

„Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht" kann nach den bisherigen Ausführungen nicht bedeuten, daß wir neben dem wichtigsten Ziel, der Erlernung der Sprache, bei der Auswahl der Stoffe, an denen wir die Sprache studieren, möglichst auf die Vermittlung von Kenntnissen über das Leben und Denken des fremden Volkes bedacht sein sollen. Unsre Forderung ist vielmehr ein kulturkundlicher Sprachunterricht, Kulturkunde als Leitstern und Ziel für alle Arbeit, die wir in unserm Unterricht zu treiben haben, als die Frage, mit der wir uns den einzelnen Teilgebieten nähern. Die immer wiederkehrenden Formen des fremdnationalen Wollens und Denkens gilt es zu erkennen oder zu ahnen; die einfachen Triebe oder Strukturmerkmale der fremden Volksindividualität wollen wir aufsuchen in der Sprache und in den literarischen Erzeugnissen, um an

dieser Erkenntnis einen Hintergrund zu haben für die Schauung unsrer eigenen Wesensart.

Diese Definition schließt — das muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden — eine Ablehnung des Strebens nach Vollständigkeit oder Systematik in sich. Sie verlangt vielmehr eine zweckbestimmte Auswahl nach Wertkriterien und wird den Stoffkreis für die Englandkunde, bei der es sich um das Begreifen des Wunderwerkes eines weltumspannenden Imperiums und fester, von nüchternem Wirklichkeitssinn getragener Lebensformen handelt, anders umgrenzen als für die Frankreichkunde, die zur Erkenntnis einer künstlerisch gesteigerten Lebensformung mit stark humanistischem Einschlag führen soll. Eduard Schön hat diese Bedeutung der Wertstruktur in seinem Aufsatz „Probleme der französischen Kulturkunde"[1]), der auch sonst zur Klärung der Begriffe viel beigetragen hat, scharf herausgearbeitet. Der Schüler soll in seiner Fragestellung, in den Kategorien oder Gesichtspunkten geübt sein, mit denen er an seinen Stoff herantritt; das ist wichtiger als alle Systematik im Wissen um die Dinge. Wir vermessen uns nicht, zumal bei dem heutigen Stand der Erforschung fremder Volksindividualität, überall oder auch nur häufig die wichtigen Strukturmerkmale mit sicherem Blick zu erfassen. Wer uns solche Verstiegenheit zum Vorwurf machen wollte, der würde noch nicht wissen, worauf es ankommt; er würde auch damit beweisen, daß er den Sinn eines richtigen Arbeitsunterrichts nicht kennt und das sichere Einzelwissen immer noch höher stellt als das zur Gewohnheit gewordene Bemühen um die Erkenntnis, die eigene, sittlich wertvolle Arbeit am Problem.

Als weitere Folgerung aus der hier versuchten Begriffsbestimmung ergibt sich die Ablehnung der z. B. von Fritz Roeder in seinem Göttinger Vortrag[2]) aufgestellten Scheidung eines reinen Sprachunterrichts der Mittelstufe von einem Kulturunterricht, der nur auf der Oberstufe möglich sei. Die Sprache besteht nicht für sich n e b e n den übrigen Kulturerzeugnissen eines Volkes, sondern sie ist der feinste Ausdruck für die seelischen Regungen und Strömungen einer Nation und eines Zeitalters. Auch die schulmäßige Erlernung der Sprache muß

[1]) Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Jahrgang I S. 245 ff.

[2]) Englischer Kulturunterricht, hg. v. F. Roeder, Leipzig, Teubner, 1924.

von dem Bemühen getragen sein diesen Regungen nachzuspüren, die Formen und Formeln zu erkennen, in denen der fremde Volksgeist denkt. Die syntaktischen Gebilde und Gruppen einer Sprache sind, wie uns eine fortschreitende wissenschaftliche Einsicht lehrt, in nicht geringerem Maße geeignet die wesentlichen Strukturmerkmale oder „Triebe“ in der Gesamtveranlagung eines Volkes erkennen zu lassen als dichterische Kunstwerke, philosophische Schriften oder Formen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Für den praktischen Sprachunterricht dürften sich aus diesen Gedankengängen folgende unmittelbare Forderungen ergeben:

1. Wer fremden Volksgeist intuitiv erkennen will, muß so viel wie möglich in der fremden Sprache leben, muß gleichsam in ihr „schwimmen“. Das fremde Idiom muß also grundsätzlich Unterrichtssprache sein; die Übersetzung muß vor dem gepflegten und richtig intonierten Lesen und der freien Erörterung in der fremden Sprache zurücktreten, wo immer dies ohne Gefährdung des Verständnisses möglich ist; die einsprachige stilistische Umformung muß die Normalform der grammatischen Einübung werden und das Hinübersetzen von Beispielsätzen verdrängen.

2. Die grammatische Unterweisung darf sich nur um das in der Sprache wirklich Lebendige und Treibende, um das Grundsätzliche kümmern und muß alles Einzelne und Zufällige der lexikalischen Einprägung überlassen. Es kommt stets auf eine vom Sinnganzen, von dem Vorgestellten und sprachlich Auszudrückenden ausgehende Fragestellung an, wenn wir innerhalb der allgemeinen sprachlichen Korrelate unseres Denkens die der Einzelsprache immanente Struktur erkennen wollen. Mit andern Worten: wer das Wesen des französischen Subjonctif, des englischen Gerundiums in umständlicher, induktiv durch genaue Beschreibung und Häufung der im Lesestoff gefundenen Einzelbeispiele geübter Betrachtung begriffen hat, mag ruhig die diesem Verfahren geopferte Zeit wieder einholen durch mechanische Übung und Einprägung der Einzelfälle, die er dann von sich aus leicht verstehen und einordnen wird.

3. Die „beschreibende“ Grammatik muß methodisch klar geschieden werden von der „erklärenden“ Grammatik. Jene ist ein wichtiges Mittel zur Übung des funktionalen Denkens; diese kann — mit Vorsicht und nur bei den wichtigen Grund-

formen des sprachlichen Ausdruckes gewagt — versuchen eine Beziehung zwischen der Sprachgestaltung und den sonstigen Kulturäußerungen herzustellen und damit zu Strukturmerkmalen der Volksseele vorzudringen.

4. Der Maßstab für die Lektüreauswahl muß das für das fremde Volk Charakteristische als Folie für unser eigenes Volkstum sei. Das letzte Jahrhundert muß, namentlich mit seiner Prosaliteratur, auch den Philosophen, den Hauptanteil beanspruchen; von den großen Gipfelwerken früherer Jahrhunderte kommt nur das in Betracht, was für die Kultur des heutigen Frankreichs oder Englands oder Amerikas noch lebendig ist. Technische oder rein fachwissenschaftliche Schriften können wir nicht gebrauchen.

5. Es geht nicht an, daß ein und dasselbe Werk ein ganzes Semester oder vielleicht noch längere Zeit in statarischem Verfahren allein beherrscht. Gewiß soll ein Werk die Grundlage für die Semester- oder Quartalsarbeit bieten. Aber die stoffliche Erfassung des behandelten Fragenkomplexes verlangt eine frei gestaltende Auswahl, ein Überfliegen minder wichtiger Teile, ein Verweilen bei wichtigeren, und eine gleichzeitige Heranziehung von Ausschnitten aus anderen Autoren über den gleichen oder einen verwandten Gegenstand, wie sie vielfach in Form von Einzelheften oder kulturkundlichen Lesebüchern geboten werden. Nur so ist eine kritische, auf Selbsttätigkeit der Schüler basierende Durcharbeitung der Probleme möglich.

Ich kann hier nur andeuten, ohne auf die vielen Einzelfragen einzugehen, und muß Sie wiederum bitten mich auf mein Berliner Referat beziehen zu dürfen, in dem ich über diese Dinge etwas mehr sagen konnte. Die dortigen Ausführungen und auch der schon erwähnte Aufsatz von Eduard Schön, mit dem ich in der grundsätzlichen Einstellung übereinstimme, werden Ihnen erläutern können, wie ich das große Thema, das Sie über die Tagung dieser Woche gesetzt haben, ansehe.

Die vielversprechenden Vorträge der nächsten Tage runden sich zu einem Gesamtbild, dessen Geschlossenheit ich mit der soeben versuchten Begriffsbestimmung fördern möchte.

Nicht Abkehr von der Neuphilologie zugunsten einer neuartigen Nationenwissenschaft wollen wir, sondern Philologie im höheren, humanistischen Sinne als die feste Grundlage für unsre Arbeit an der kommenden Generation. Denn Philologe sein heißt doch nichts anderes als sich in den Reichtum einer fremden-

Seele versenken und sie deuten, mag es sich um die Einzelseele eines großen Menschen handeln oder um die Kollektivseele eines großen Volkes, mit dem zu rechnen wir durch unsre Geschichte und unsre geographische Lage gezwungen sind.

Berlin-Charlottenburg. Walter Hübner.

DER ENGLISCHE ARBEITS- UND KULTURUNTERRICHT.

Der Gedanke des englischen Kulturunterrichts ist so alt wie die Reformbewegung des neusprachlichen Unterrichts. Schon in den zum 1. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentag in Hannover 1886 erschienenen „Neuphilologischen Beiträgen" sagt *Dörr* (S. 36, Anm. 2): „Das Wichtigste aber ist, daß man (der Schüler) in das Geistesleben des betr. Volkes einen Einblick erhalte." In dem ersten Aufsatz dieser „Beiträge" ferner fordert *Mühlefeld* eine „englische Volkskunde" (S. 4) und sagt (S. 5): „Eine kurze Darlegung der Haupttatsachen muß das Lesebuch des Schülers enthalten, wenn sich ihm die aus der Lektüre gewonnenen Einzelheiten zum einheitlichen Kulturbild zusammenschließen sollen."

In den folgenden Jahrzehnten freilich verbrauchten die erfolgreichen Bemühungen um die Methodik des eigentlichen Sprachunterrichts und die Phonetik die besten Kräfte der Reformer, und unter dem Einfluß der das wilhelminische Zeitalter beherrschenden materialistischen Geistesrichtung trat immer mehr die bloße „Realienkunde" an die Stelle eines tieferen Studiums der englischen Kultur. Dieses hat aber trotzdem nie geruht. Männer wie *Hausknecht*, *Walter* und *G. Wendt* verkörpern in ihren Personen und in ihrem ganzen Wirken die von den Anfängen der Reformbewegung bis heute nicht unterbrochene Tradition des englischen Kulturunterrichts. Und sie haben viele Mitstreiter gehabt, die ja nicht alle literarisch hervorgetreten sind. Von letzteren nenne ich nur *Münch*, *Wätzoldt* und *Sieper*. Vor dem Kriege (1911) erschien auch schon *Spies*, „Das moderne England, Einführung in das Studium seiner Kultur", das einen Markstein in der Entwicklung des englischen Kulturunterrichts bildet. In diesem Zusammenhang darf ich auch zwei meiner eigenen Arbeiten aus der Vorkriegszeit erwähnen: meine Broschüre „Mehr Englisch und Französisch!" (Marburg 1910), deren 3. Kapitel „Französischer und englischer Kulturunterricht"

betitelt ist, und meinen Vortrag über „Richtlinien für einen zeitgemäßen englischen Unterricht" auf der 53. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, der 1914 in den „Neueren Sprachen" abgedruckt ist und in dessen Mittelpunkt ebenfalls das Problem des englischen Kulturunterrichts steht.

Roeder umschreibt daher in seinem Aufsatz „Englischer Kulturunterricht" (Teubner 1924) den geschichtlichen Hergang nicht zutreffend, wenn er meint (S. 3): „ . . . .; für einen wirklichen Kulturunterricht hinterließ sie (die Reform) dagegen keine richtungweisenden Anregungen . . . . Ein plötzliches Erwachen aus dieser dumpfen Lethargie sollte erst der Weltkrieg mit seinen schmerzlichen Erfahrungen bringen: . . . ." Es ist vielmehr im englischen Unterricht nicht anders als in unserm ganzen Geistesleben: Es gibt heute noch keine in die Augen fallenden geistigen Erscheinungen, zu denen die Ansätze nicht schon vor dem Kriege vorhanden gewesen wären, nur die Akzente haben sich verschoben, indem die einzelnen und die Gesamtheit heute andere Dinge als früher für wertvoll und wichtig halten. Das bedeutet freilich auch schon den Beginn einer neuen Zeit.

Vor dem Kriege lagen den Bestrebungen auf Erfüllung des englischen Unterrichts mit dem Kulturgedanken hauptsächlich zwei Erwägungen zugrunde: Man wollte durch eine im wesentlichen verstandesmäßige Darbietung der englischen Kultur das Weltbild der Schüler im humanistischen Sinne erweitern in der Hoffnung, daß sie dann im Leben wahres Menschentum bewähren würden, und man erblickte im Kulturunterricht eine der Grundlagen wirklicher Sprachkenntnis, die den Schülern in ihrem späteren Beruf zugute kommen würde. Der Krieg hat aber bewiesen, daß der Verstand nicht ausreicht, um die Menschheit bei Verstand zu halten, und daß berufliche Tüchtigkeit ebenso im Dienst der Zerstörung wie des Schaffens verwendet werden kann.

So lassen wir jetzt in unserer ganzen Schulerziehung die Sorge um das „Vorwärtskommen" im späteren Leben zurücktreten hinter der Sorge um eine möglichst vollkommene Gesamtentwicklung der Schüler in körperlicher, sittlicher und geistiger Hinsicht. Wir haben ferner eingesehen, daß es auch im wissenschaftlichen Unterricht mehr auf das Erleben als auf das Lernen ankommt. Auch im englischen Unterricht soll der Schüler also *Erlebnisse* haben, die als Reizmittel eigenen geistigen Wachstums dienen. Er soll *nicht nur* einen „Einblick in die materiellen

und psychischen Kräfte der fremden Völker“ oder eine „wissenschaftliche Erkenntnis der englischen Kultur“ gewinnen, wie *Roeder* auf Grund der Kriegserfahrungen in seinem oben erwähnten Aufsatz (S. S. 3 und 7) meint, er soll auch *nicht nur* deshalb die englische Welt kennen lernen, damit wir nicht „von der Weltkultur abgedrängt und geistig isoliert werden“ *(Roeder* nach *Ehlers*, a. a. O. S. 4) – obwohl er alles dies *auch* soll —, *sondern der Einblick in englische Kultur und englisches Wesen soll ihm vor allem zu denken geben.* Nicht Kulturkunde, sondern *Kulturweckung* ist das letzte Ziel, wie es *Schönbrunn* in seinem Aufsatz „Der deutsche Lehrplan der deutschen Oberschule“[1]) sehr glücklich formuliert.

Zum Erlebnis wird der englische wie jeder andere Unterricht den Schülern als *Arbeitsunterricht.* Daß er auch zum Erlebnis *englischen* Wesens und *englischer* Kultur wird, damit er, wie es die Denkschrift über „die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens“ (S. 46) wünscht, „die Seele der fremden Kultur(en)“ den Schülern verständlich machen kann, hängt davon ab, daß der *Lehrer* selbst in England die englische Welt nicht nur von außen gesehen, sondern innerlich erlebt hat. Er muß bis zum Grunde der englischen Seele vorgedrungen sein. Es muß ihm gegangen sein wie jenem Franzosen, dessen Erlebnis deutschen Wesens *Barrès* folgendermaßen schildert[2]): «Parfois sa vague (die des deutschen Wesens) faillit m'entraîner, parfois aussi je perdais la respiration, mais j'ai touché son sable de fond».

Bei einem solchen Lehrer erlebt der Schüler das englische Wesen unmittelbar von Seele zu Seele, wobei das, was der Lehrer sagt, weniger wichtig ist, als die von dem Schüler unmittelbar empfundene geistige Gesamthaltung, aus der die Worte des Lehrers entspringen. In diesem Sinne ist der Kulturunterricht schon in Sexta möglich und noch in Oberprima nötig. Lehrer, die jenes Tiefenerlebnis englischen Wesens gehabt haben, haben auch früher schon „Kulturunterricht“ gegeben, auch wenn sie diesen Begriff kaum kannten und nur „Sprachunterricht“ zu geben beabsichtigten. Nur war es früher eben schwer, jenes Erlebnis zu haben, weil weder die Universität noch die allgemeine

---

[1]) Zeitschrift für Deutschkunde, 1924, Heft 5, S. 380.

[2]) Abgedruckt bei *Klemperer*, „Die moderne französische Prosa“ S. 235.

Geistesrichtung der Zeit auf dieses höchste Ziel eines Aufenthalts in England vorbereiteten und hinwiesen.

Ein Lehrer, der das englische Wesen wirklich erlebt hat und mit hervorragender Beherrschung des Englischen eine eingehende Kenntnis der neueren psychologischen Betrachtungsweise sprachlicher Erscheinungen verbindet, könnte auch vom „reinen" Sprachunterricht aus die Schüler in das Innerste des englischen Wesens eindringen lassen. Ein solcher Unterricht hätte den Vorteil, daß dann der eigentliche Sprachunterricht und der Kulturunterricht restlos zusammenfielen. Doch wird man diesen Weg heute nicht gehen, weil rein sprachliche Probleme gegenwärtig keineswegs im Mittelpunkt unseres geistigen Lebens stehen.

Letzterer Gesichtspunkt ist aber von ausschlaggebender Bedeutung. Wir stehen offenbar am Anfang einer neuen Zeit, was nach den inneren Erschütterungen und räumlichen Bewegungen, die der Weltkrieg allen Völkern der Erde, besonders aber den europäischen und nicht am wenigsten dem deutschen, gebracht hat, fast selbstverständlich ist. Eine neue Zeit bedeutet aber Abkehr von den bisherigen geistigen Werten. (Äußerlich tritt diese Abkehr in erhöhter Wertschätzung des Körperlichen in Erscheinung, wie dies aus der Geschichte am besten beim Übergang vom „Mittelalter" zur „Neuzeit" und beim Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert bekannt ist.) Für unsere Jugend ist — ihr selber unbewußt — die Weisheit früherer Generationen größtenteils „Scholastik". Wenn unsere Schulerziehung wirksam sein soll, dürfen wir also nichts an die Jugend heranbringen, was sie innerlich ablehnt. Wir müssen in der Schule von *den* Dingen reden, die *sie* wünscht, und wir müssen ihr helfen, eine Antwort auf *die* Fragen zu finden, die uns *heute* bewegen. *Wir müssen den Kulturunterricht also auf den Inhalt der Lesestoffe gründen.*

Aber auch die Lesestoffe bedürfen der Erneuerung. Vieles, was früher wirksam war, ist es heute nicht mehr. *Im allgemeinen* wird man sagen können: „Möglichst viel 20. Jahrhundert in den Lesestoffen!", doch kann auch sehr Altes sehr wirksam sein, wenn es heute verwandte Saiten *anklingen* läßt. Was z. B. *Wells* in 'A Short History of the World' (Tauchnitz Ed., Vol. 4598, S. 175—176) von *Roger Bacon* (in englischer Übersetzung) zitiert, ist geradezu „aktuell". Für einen vom neuen Geist erfüllten Kenner der reichen englischen Literatur gibt es sicher noch viele Schätze zu entdecken, an denen nicht

nur die Schule, sondern auch die Universität bisher achtlos vorbeigegangen sind.

Nur unterschreiben kann man, was *Huber* in den „Neueren Sprachen", 1924, 2. Heft[1]), S. 218 wünscht, daß nämlich nach dem Muster der Altphilologen auch Neuphilologen „ersten Ranges" — also die Hochschullehrer — an Schulausgaben mitarbeiten möchten.

Wenn das *Wesen* des englischen Kulturunterrichts im Erlebnis der englischen Kultur besteht, so kann man seine *Methodik* etwa so zusammenfassen:

Die Grundlage des Kulturunterrichts sind die Lesestoffe, seine Methode ist der Arbeitsunterricht. Die Schüler erarbeiten sich selbst den Inhalt der Lesestoffe, was unter Mitwirkung des Lehrers zum Erlebnis englischen Wesens und englischer Kultur für sie wird. Entscheidend ist nicht der Stoff, sondern der Geist des Unterrichts, doch ist es selbstverständlich, daß sich alle Lesestoffe des englischen Unterrichts — mit teilweiser Ausnahme der ganz großen Schöpfungen englischer Dichtung und englischen Denkens, die an sich schon den englischen Volksgeist widerspiegeln — auf die englische Welt beziehen.

Zunächst wird ein Elementarbuch durchgenommen; daran schließt sich unmittelbar, unter Fortfall der nach grammatischen Gesichtspunkten aufgebauten „Übungsbücher", die Lektüre von Lesebüchern und Einzeltexten.

Die Herausarbeitung bewußter und irgendwie systematischer Vorstellungen von englischem Wesen und englischer Kultur kommt erst für die Oberklassen in Frage, im übrigen müssen die Lesestoffe dem Geist der betreffenden Altersstufe angepaßt sein.

Das wissenschaftlich-philosophische Verständnis der englischen Kultur kann in den Oberklassen grundsätzlich gleich gut von jedem einzelnen Teilgebiet der englischen Kultur aus gewonnen werden.[2]) Es wäre unsinnig, den Schülern der Oberklassen eine ganze Sammlung englischer Kulturgebiete vorsetzen

---

[1]) Das Heft (S. 113—224 des Jahrgangs 1924) ist großenteils der neusprachlichen Kulturkunde und dem neusprachlichen Arbeits- und Kulturunterricht gewidmet — ich nenne die Beiträge von *Küchler*, *Clement*, *Zeiger*, *Fischer*, *Händel*, *Stegemann*, *Karpf*, *König*, *Pollak*, *Brunner*, *Winkler* und *Huber* — und für unser Thema sehr beachtenswert.

[2]) Vgl. *Dresdner*, „Vom Verständnisse fremder Völker", in „Deutsche Rundschau," April 1924, S. 31.

zu wollen; denn wenn das Verständnis eines Kulturgebietes erarbeitet sein soll, so muß es sich auf gründliche Tatsachenkenntnis einschließlich der dazu gehörigen Ideengänge stützen. Ein bloßes Nachsprechen übernommener Urteile wäre wertlos. Andererseits muß man sich vor Einseitigkeit bei der Lektüreauswahl hüten, damit das Interesse der Schüler nicht abgestumpft und der Erwerb eines vielseitigen Wortschatzes gesichert wird. Schließlich lassen sich aus der verschiedenartigsten Lektüre Steinchen zum Bilde des als Vertreter der englischen Gesamtkultur gewählten Teilgebiets zusammentragen.

Das für die Oberklassen wichtigste Teilgebiet der englischen Kultur ist — von der englischen Sprache abgesehen — das englische *Staatsleben*, weil die Engländer uns hier am meisten zu sagen haben. Lektüre ist hierfür in allen Sammlungen von Schulausgaben reichlich vorhanden. Gern wird auch das Studium des englischen *Volkscharakters* in den Mittelpunkt gestellt. Als Grundlage hierfür ist sehr geeignet *Shaw*'s 'Saint Joan' (Tauchnitz Ed. Vol. 4657), ein Drama, das in jeder Hinsicht eine ausgezeichnete Lektüre für die Oberklassen ist. Auch die englische *Philosophie* ist als Mittelpunkt geeignet. Das tapfere, nüchtern-empirische und doch — wenigstens für den Kenner der nuancenreichen und gern mit ‚understatement'[1]) arbeitenden englischen Sprache — geistvolle englische Denken vermag dem zur Überschätzung des Wertes abstrakter Begriffskonstruktionen neigenden deutschen Denken sehr viel lebendigmachende Philosophie zu spenden. Hier ist noch sehr viel an Schulausgaben zu schaffen, besonders für die neueste Philosophie seit *Spencer*. Es sollten dabei neben den Fachphilosophen auch solche Dichter und Schriftsteller berücksichtigt werden, die wie *Shaw*, *Wells* und *Galsworthy* zu philosophischen Exkursen neigen.

Der Inhalt der Lesestoffe muß auf Englisch erarbeitet werden. Denn ein bloß auf das *Verstehen* der fremden Sprache gerichteter Unterricht kommt für die höhere Schule nicht in Frage, da es für alle, auch die modernsten Texte, die wir in der Schule lesen, deutsche Übersetzungen gibt, deren häusliche Benutzung auf keine Weise verhindert werden kann. Einem solchen Unterricht würde also, auch wenn er einige praktische Ergebnisse hätte, jeder erzieherische Wert fehlen, da nichts in ihm wirklich *erarbeitet* werden könnte. Selbst Dinge, die vom Standpunkt

---

[1]) Vgl. darüber *Spies*, „Kultur und Sprache im Neuen England", S. 191—195.

des Kulturunterrichts zunächst als äußerlich erscheinen könnten, wie eine gute *Aussprache* und einige Kenntnis der *Umgangssprache*, sind für ihn wesentlich; denn man kann einen englischen Text nicht richtig verstehen, wenn man ihn nicht richtig, auch mit richtiger Satzbetonung, sprechen kann. Man versteht schriftsprachliche Texte ferner nicht, wenn man nicht wenigstens eine gewisse Kenntnis der Umgangssprache hat, die die Grundlage jeder Schriftsprache ist und gerade im Englischen sehr oft in sie hineinragt. *Die aktive Spracherlernung bildet also einen integrierenden Bestandteil des Kulturunterrichts.*

Darauf, daß der Inhalt der Lesestoffe in der Form des Arbeitsunterrichts auf Englisch erarbeitet wird, beruht die innere Verbindung zwischen dem englischen Kulturunterricht im ganzen und seinem wichtigsten Teilgebiet, dem eigentlichen Sprachunterricht. —

Aus den letzten Ausführungen über die Methodik des Kulturunterrichts geht schon hervor, daß auch die *Methode der eigentlichen Spracherlernung* keine andere als die des Arbeitsunterrichts sein kann. „Arbeitsunterricht" und „Reformmethode" sind auf dem Gebiet des eigentlichen Sprachunterrichts der modernen Fremdsprachen identische Begriffe. Das Neue liegt nur darin, daß ein Verfahren, in dem man früher meist nur die beste Methode für die schulmäßige Erlernung moderner Fremdsprachen erblickte, jetzt allgemein als ein Sonderfall des für die Methodik aller Unterrichtsfächer geltenden Prinzips des Arbeitsunterrichts erkannt ist. Den wirklich *führenden* Reformern wie *Viëtor* und *Walter* ist aber auch dieser Zusammenhang schon immer klar gewesen, wie zahlreiche Stellen ihrer Schriften beweisen. Alle, auch die neuesten und die radikalsten Forderungen, die bezüglich des Arbeitsunterrichts in anderen wissenschaftlichen Unterrichtsgegenständen neuerdings erhoben worden sind, sind für die neueren Sprachen in der umfangreichen neusprachlichen Reformliteratur[1]) an der Hand praktischer Erfahrungen dargestellt und auch in Lehrbüchern verwirklicht worden.

---

[1]) Vgl. die bibliographisch-kritischen Uebersichten über „Die neusprachliche Reformliteratur" von *Breymann* und *Steinmüller*, Lpz., Deichert 1895, 1900, 1905 und 1909, fortgesetzt von *Kahle* als „Englischer und französischer Sprachunterricht" im „Pädagogischen Jahresbericht" (Lpz., Brandstetter, 1912). — Vgl. auch *Hausknecht* „Französisch und Englisch" in den „Jahresberichten über das höhere Schulwesen" (Berlin, Weidmann).

Die ideale Form der Reformmethode ist die direkte, die den Gebrauch der Muttersprache grundsätzlich ausschließt (wenn auch die praktisch so ungemein wichtige Fähigkeit des Uebersetzens ins Deutsche immer wieder geübt werden muß). Auch der 19. Allgemeine deutsche Neuphilologentag in Berlin 1924 hat sich wieder zur direkten Methode bekannt, indem er im Anschluß an den Vortrag von *Hübner* in den „Leitsätzen" die Worte „Fremdsprache grundsätzlich als Unterrichtssprache" annahm. Bei der bisherigen Vorbereitung der Lehrer beherrschen aber nur wenige das Englische so vollkommen, daß sie auch Anfängern das erste Lesestück restlos auf Englisch verständlich machen können[1]), und wer das nicht kann, der kann eben nicht nach der direkten Methode unterrichten.

Was aber allgemein möglich sein sollte und endlich durchgeführt werden muß, ist, daß die Schüler von dem ersten bis zum letzten englischen Text angehalten werden, sich über ihn irgendwie auf Englisch zu äußern, daß also jeder durchgenommene Text auch auf Englisch behandelt wird. Wenn unser Unterricht auch fernerhin aus Lesen und Uebersetzen (letzteres frei nach „Schlegel-Tieck" und wie alle die andern berühmten oder auch namenlosen Nothelfer sonst heißen), aus wissenschaftlich häufig recht wenig einwandfreien Grammatikstudien, aus dem Selbstbetrug der Hinübersetzungen ins Englische und aus einigen „Sprechübungen" als Rosinen im Kuchen bestehen soll und wenn im übrigen wissenschaftlichen Unterricht ähnliche vorsintflutliche Methoden weiter bestehen sollen, dann wollen wir unsere höheren Schulen lieber als Notwohnungen vermieten und nur noch Wandertage und Sportfeste veranstalten, — das wäre dann auch in geistiger Hinsicht immer noch wertvoller. Wenn man sich erinnert, welchen riesigen Zuwachs an innerem Wert und äußerer Schätzung der neusprachliche Unterricht durch die Reformbewegung gewonnen hat, obwohl sie bis zum heutigen Tage praktisch erst teilweise durchgedrungen ist, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß der ganze wissenschaftliche Unterricht einen großen Aufschwung nehmen wird, wenn sich die Lehrer mit ganzem Herzen dem Ideal des Arbeits- und Kulturunterrichts widmen. *Nur unter der Losung „Arbeitsunterricht als Methode, Kulturweckung als Ziel!" können die wissenschaftlichen*

---

[1]) Die didaktische Seite eines solchen Unternehmens ist in der Reformliteratur so eingehend dargestellt, daß es keine formalen Schwierigkeiten bietet.

Unterrichtsfächer, die nicht ohne eigne Schuld heute an vielen Schulen durch eine übertriebene Rücksichtnahme auf die Leibesübungen[1] *in den Hintergrund gedrängt sind, sich den Platz erringen, der ihnen in einer harmonischen deutschen Schulerziehung gebührt.*

Die *Durchnahme des Elementarbuches* sollte sich, falls die Anwendung der direkten Methode nicht möglich ist, folgendermaßen gestalten: Wenn die Schüler das Stück lesen und übersetzen können (worüber ich hier nicht weiter reden will)[2], stellt der Lehrer zunächst Fragen im Anschluß an dasselbe, die von den Schülern beantwortet werden. *Dann stellen die Schüler — vom allerersten Stück an und selbstverständlich bei geschlossenen Büchern — dieselben oder ähnliche Fragen und beantworten sie noch einmal.* Dies[3] ist bei Beginn des Englischen in Sexta genau so gut möglich, wie wenn das Englische in Tertia oder Sekunda einsetzt. *Mit dieser Gewöhnung oder Nicht-Gewöhnung der Anfänger an eignes Fragen und Antworten von der ersten Stunde an steht und fällt der ganze englische Arbeitsunterricht einer Schule und mit ihm der ganze englische Kulturunterricht, dessen Methode ja, wie wir sahen, dieser Arbeitsunterricht ist.* Die Technik der Leitung dieses selbständigen Fragens und Antwortens findet jeder Lehrer leicht selbst. Es wäre z. B. zeitraubende Spielerei, wenn man die Schüler sich gegenseitig aufrufen lassen wollte. Vielmehr bezeichnet der Lehrer die, die fragen, und die, die antworten sollen, wodurch auch die langsameren und schwächeren Schüler zu ihrem Recht kommen. Sprechübungen, bei denen nur der Lehrer fragt, sind kein Arbeitsunterricht, sondern gehören dem alten Abfrageunterricht an.

Es ist klar, daß durch das freie Sprechen auch die Elementargrammatik zum lebendigen Besitz der Schüler wird. Das System der Grammatik kann man überdies durch die bekannten „Umformungen" einprägen. Das sind aber mechanische Übungen, und wenn es ohne ein gewisses Maß mechanischer Einübung im Elementarunterricht auch nicht geht, so darf man solche

---

[1]) „Bei dem sportlichen Interesse der Jugend wird hier (beim Sport) in manchen Fällen sogar schon von einem Zuviel gesprochen werden müssen." S. 26 der amtlichen Denkschrift über „Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens".

[2]) Vgl. darüber *Ehrke*, „Der neusprachliche Unterricht an Real- und Reformanstalten," Marburg 1912, S. 20—24.

[3]) Schon gefordert von *Walter* in „Englisch nach dem Frankfurter Reformplan," 2. Aufl. Marburg 1910, S. 11.

mechanischen Übungen doch nicht gegenüber dem freien Sprechen bevorzugen. Sie können es nicht ersetzen. Längere Hinübersetzungen aus dem Deutschen sind der Entwicklung englischen Sprachgefühls abträglich. Deutsche Übungsstücke müssen daher aus dem Elementarbuch verschwinden.

Als Abschluß der mündlichen Durchnahme wird das Stück im Zusammenhang nacherzählt und so auch als häusliche Arbeit aufgegeben. Es ist wichtig, daß die Schüler so an den zusammenhängenden Vortrag größerer Stücke gewöhnt werden, freies Sprechen kann durch solches dem Auswendiglernen nahekommendes Nacherzählen aber nicht gelernt werden. *Die freien Fragen und Antworten sind das Kernstück des elementaren neusprachlichen Arbeitsunterrichts.*

Gegen Schluß der Elementarbuchdurchnahme läßt der Lehrer seine vorbereitenden Fragen allmählich fort, da die Schüler die Form der englischen Frage jetzt sicher beherrschen, so daß die Schüler nun ganz selbständig fragen und antworten.

Da wir auch die schriftliche Beherrschung des Gelernten von den Schülern verlangen, müssen wir die eignen Fragen und Antworten der Schüler *bei jedem Stück* in Form der „Kleinen Übungen" aufschreiben lassen. Auch die Probearbeiten sollten aus diesen *von den Schülern selbst* gestellten und beantworteten Fragen bestehen. Es werden dann, *da die Schüler ja verschieden viel schreiben,* die *richtigen* Sätze, bzgw. Frage-Antwort-Paare am Rande mit *r* bezeichnet, gezählt und gewertet. Die Hinwendung auf das Richtige statt auf die Fehler ist auch psychologisch sehr wertvoll, nicht nur für die Schüler, sondern auch für — die Lehrer. In dem Ersatz der Fehlerstriche durch die *r*-Zeichen liegt ein Stück Volkserziehung. *Auch diese schriftlichen Übungen sind unentbehrlich, wenn wir später selbsterarbeitete schriftliche Leistungen der Schüler erzielen wollen.*

Die geschilderte Elementarbuch-Durchnahme kostet sehr viel Zeit. Da sich jetzt aber die Lektüre unmittelbar an das Elementarbuch anschließt, so darf die Durchnahme des Elementarbuches jetzt mehr Zeit als früher in Anspruch nehmen, und sie *muß* es sogar, wenn der Unterricht der weiteren Klassen auf einer festen Grundlage ruhen soll.

Es sind, auch wenn die Anwendung der direkten Methode nicht möglich ist, sehr verschiedene Verfahren, die sich mit der jeweils höheren Klassenstufe beständig wandeln, denkbar, wie die Schüler sich durch eigne Fragen und Bemerkungen, also

durch freies Sprechen, den Inhalt der *Lektüre* erarbeiten. Der ganze Arbeitsunterricht der Lektüre treibenden Klassen hängt aber in der Luft und ist auf irgendwelche Kompromisse angewiesen, wenn die Schüler am Schluß des Elementarunterrichts nicht die Fähigkeit gewonnen haben, den Inhalt eines Textes durch eigne Fragen, Antworten und Bemerkungen zu erarbeiten. Die Elementarbuch-Methode kann im allgemeinen als zu zeitraubend in den Lektüre-Klassen nicht mehr angewendet werden.

Wie in diesen Klassen die Grammatik im Anschluß an die Lektüre und die Schulgrammatik durchzunehmen ist, darüber will ich hier nicht sprechen. Wichtiger aber als die Grammatik ist der *Wortschatz;* denn die seltneren und schwierigeren Konstruktionen der Grammatik kann und soll der Schüler beim eignen Sprechen und Schreiben durch einen einfachen, schlichten Stil vermeiden, in der Lektüre aber versteht er sie doch, wenn er gelernt hat, das Englische von innen heraus zu verstehen und beim Übersetzen vor allem an den Zusammenhang und den Sinn des ganzen Textes zu denken. Wenn immer wieder festgestellt wird, daß die Ergebnisse des neusprachlichen Unterrichts unbefriedigend sind, wie sich dies z. B. in der Reifeprüfung an dem kläglichen Stammeln bei der Übersetzung ins Deutsche zu zeigen pflegt, so liegt dies im wesentlichen an der mangelhaften Wortschatzkenntnis der Schüler. Im Englischen ist diese Schwierigkeit wegen seines riesigen Wortreichtums besonders groß. Es ist aber auch für einen Schüler, selbst für einen Abiturienten, viel schwerer, die Bedeutung von Ausdrücken zu erfassen, als für einen gebildeten Erwachsenen. Man beachte diese Schwierigkeit besonders dort, wo das Englische die erste Fremdsprache ist. *Nur durch ein beständiges und gründliches freies Sprechen auf allen Klassenstufen kann der Schüler allmählich eine ausreichende aktive und passive Beherrschung des Wortschatzes erwerben.*

Die schriftlichen Arbeiten der Lektüre-Klassen bestehen in freien Niederschriften, die ein Spiegelbild des mündlichen Unterrichts sind, und brauchen bis zur Reifeprüfung auch als Probearbeiten nur *eine* Unterrichtsstunde zu dauern, da auch Schüler in einer knappen Stunde viel schreiben können, wenn sie aus dem Vollen schöpfen. —

Der *Zusammenhang des Englischen mit den übrigen Unterrichtsfächern* beruht darauf, daß alle als *Arbeitsunterricht* die Kräfte der Schüler entwickeln und als *Kulturunterricht* den so ent-

wickelten Kräften wertvolle Aufgaben stellen, zu deren Lösung anleiten und so den Schülern zum Erlebnis werden. Verbindungslinien zu anderen Fächern hat jeder verständige Lehrer des Englischen schon immer gezogen, wenn dies gewiß auch noch mehr geschehen kann[1]). Solche äußerlichen, im Unterrichtsstoff begründeten Verbindungslinien sind aber unerheblich gegenüber jener inneren, auf Methode und Ziel gegründeten Einheit. —

Nur ein solcher methodisch als Arbeitsunterricht eingestellter englischer Kulturunterricht wird die Aufgaben lösen können, die das neue deutsche Schul- und Erziehungsideal dem Englischen stellt.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

[1]) Nützlich zu lesen sind hierfür: *Dibelius*, „England"; *Krüper*, „Deutschkunde im englischen Unterricht", in der aber die Darstellung des englischen Staatsgedankens verfehlt ist; *Hatschek*, „Britisches und römisches Weltreich. Eine sozialwissenschaftliche Parallele".

MARLBOROUGH AUF DER BÜHNE.

(Marcel Achard: Malborough s'en va-t-en guerre).

Das bekannte Volkslied «Malbrough s'en va-t-en guerre»[1]) hat dem englischen Feldherrn Marlborough zu einem Nachruhm verholfen, der mit seinen kriegerischen Taten und Erfolgen ebensowenig etwas zu tun hat, wie mit seinem politischen Sturz und dem grausamen Verlust seiner Popularität bei der Masse seiner Landsleute. Kaum nachdem das heitere Volkslied im Jahre 1781 am französischen Hofe bekannt geworden war, verbreitete es sich über fast alle europäischen Länder und drang über Europa hinaus nach Afrika und Kanada. Es blieb nicht bei Volksliedern und Balladen, Malbrough fand Eingang in das Epos und auf die Bühne.

So verfaßte Louis Abel Beffroi de Reigny (Pseudonym Cousin Jacques) ein episches Gedicht in vier Gesängen unter dem Titel «Malbrough» (1783?). Zu gleicher Zeit spielte man auf dem Théâtre de Nicolet eine große Pantomime von Malbrough. Im Jahre 1834 wurde eine Malbrough-Komödie im Variété-Theater zu Paris aufgeführt und im Theater den Folies

[1]) Ueber den ästhetischen Charakter dieses Liedes versuchte ich einige Bemerkungen in *Neusprachliche Studien, Festgabe für Karl Luick* (6. Beiheft der *Neueren Sprachen*, 1925) zu geben.



Dramatiques mit Erfolg wiederholt[1]). Das Théâtre de l'Athénée führte 1867 eine vieraktige, von vier Komponisten komponierte Opéra bouffe auf, die von Malbrough handelte, und in Bougival[2]) spielte man 1874 eine von Deransart verfaßte Marlbrough-Operette. Die von Friedländer erwähnte Oper «Malbouk» von R. Leoncavallo (Text von A. Nessi, aufgeführt in Rom 1910) hat mit unserm Helden nichts zu tun. Im Dezember 1924 ist dann als bisher wohl letztes Bühnenwerk über Marlborough in der Comédie des Champs-Elysées das dreiaktige Stück «Malborough s'en va-t-en guerre!» von Marcel Achard gespielt worden[3]).

Von allen diesen Werken ist mir bisher nur das zuletzt genannte bekannt geworden, über das im folgenden kurz berichtet werden soll.

Es bringt Malborough, den Pagen, die vier Offiziere, die Herzogin, deren Vertraute und die Königin von England, von einigen Nebenpersonen abgesehen, auf die Bühne. Dem Pagen ist eine besondere Rolle zugewiesen, da er als Liebhaber der Herzogin von Malborough eingeführt wird.

In dieser Erfindung — ob sie auch in den genannten Werken schon vorhanden ist, bleibe dahingestellt — berührt sich das Stück einigermaßen mit dem deutschen Märchen *à la Malborough* „Liebestreue" von J. K. A. Musäus.

Der deutsche Märchenerzähler wollte eine Geschichte erzählen, die den Bruch des gegebenen Versprechens der Liebestreue durch die Gattin und die spukhafte Rache des toten, über neuer Liebe vergessenen Gatten behandeln sollte. Dabei ist es ihm eingefallen die Situation des allbekannten modischen Malbroughliedes zugrunde zu legen und einige Motive des Liedes in seiner Weise zu verwerten. Und zwar verwertet er in schwacher Anlehnung an das Lied das Motiv des in Kriegsfahrt ausziehenden, über die Zeit seiner Rückkehr ungewissen

---

[1]) So nach Dumersan et Noël Ségur, Chansons nationales et populaires de France, 1860, S. 141 f., zitiert von A. Kopp in seinem Aufsatz, Der Gassenhauer auf Marlborough in *Euphorion* Bd. VI (1899), S. 289.

[2]) Zitiert nach Max Friedländer, Das Lied von Marlborough, in Zeitschrift für Musikwissenschaft, Jahrgang VI, Heft 6, Sonderabdruck S. 14, auf Grund der Angaben des Dictionnaire des Opéras (Paris, S. 690) von Clément et Larousse.

[3]) Paris, 1924, Librairie Gallimard. Editions de la Nouvelle Revue Française.

Gatten, das Ausspähen der ungeduldig wartenden Gattin vom hohen Turm, die Rückkehr des die Todesnachricht bringenden Pagen.

Entsprechend seiner Absicht interesiert ihn vor allem das, was vor dem Auszug des Gatten und nach der Rückkehr des Pagen liegt. Im ersten Teil schildert er die zärtliche Liebe von Graf und Gräfin, ihre empfindsamen Unterhaltungen, und wie es zum gegenseitigen Versprechen unwandelbarer Liebe und Treue auch über das Grab hinaus kommt. Der zweite Teil ist dazu da, dieses Versprechen der Liebestreue zu ironisieren. Die verwitwete Gräfin fühlt zwar zuerst tiefsten Schmerz. Ihr Schmerz findet Nahrung und Trost in dem auf ihr Geheiß immer wiederholten, bis in die kleinsten Kleinigkeiten ausführlichen Bericht, den ihr der Page von den letzten Augenblicken, von den Beweisen des Heldenmuts, vom Begräbnis seines Herrn geben muß. Aber wie schon Beaumarchais' Page Cherubin die eigenen zärtlichen Gefühle in Melodie und Rhythmus des Malbroughliedes einzuschmuggeln wußte, so auch der Page hier. Von seinen eigenen Wünschen verführt, weiß er seine Phantasie so spielen zu lassen, daß das Lob des Grafen, wie er es vorbringt, zugleich auch eine Huldigung an die Gräfin ist. Und so wird die Trauer der Gräfin schwächer und schwächer. Schließlich hat sie den Toten ganz vergessen über der neuen Liebe zu dem Ritter gewordenen Pagen. Priesternachsicht beschwichtigt alle Bedenken. Die Hochzeit wird gefeiert. Doch der erzürnte tote Gemahl holt sie von der Hochzeitstafel fort zu sich und zwingt sie so ihr Versprechen zu halten.

Dieses Musäus-Märchen ist ganz in ironisch-sarkastischem Ton gehalten, voll von zierlich stilisierten kleinen Ausfällen und Boshaftigkeiten gegen das weibliche Geschlecht, das so romantisch-empfindsam, zärtlich und tränenreich ist, sich aber allen Kummer so leicht vom Herzen weint, fähig ist, über den traurigen Bericht Schmerz, an dem Redenden Wohlgefallen zu empfinden, der Trauer hingegeben verführerisch zu kokettieren und durch Melancholie, Schönheit und Putz zu reizen. So färbt feiner Spott die Erzählung wie das Lied, nur daß die Erzählung dann mit gespensterhaftem Spuk und Getöse, die allerdings auch nicht ernst zu nehmen sind, schließt oder vielmehr mit einer letzten ironischen Pointe nach der erschrecklichen Aufregung.

Eine ironische Spielerei, wie das Musäus-Märchen, ist auch das Theaterstück von Marcel Achard.

Malborough ist in der Phantasie des Verfassers eine lächerliche Figur geworden. Er erscheint ungefähr so, wie ihn sein Gegner in Scribes Lustspiel «Le Verre d'eau» charakterisiert, als «l'illustre et avare maréchal» als «un sot, un tyran ou un fripon». Er will in den Krieg ziehen, ist aber nicht genügend ausgerüstet. Der reiche Vater seiner Gattin soll Geld hergeben, aber Sarah weigert sich ihn darum zu bitten, da solche Anforderungen in regelmäßigen Zwischenräumen wiederzukehren pflegen. Malborough stellt sich plötzlich eifersüchtig auf seinen Pagen, dessen traditionelle Huldigung an seine Herrin er soeben noch als ganz in der Ordnung, erlaubt, ja erwünscht gefunden hatte, explodiert, droht dafür sorgen zu wollen, daß der Page beim ersten Treffen getötet werde, und die erschreckte Sarah wird zu ihrem Vater gehen.

Das Leben des Pagen ist nichtsdestoweniger gefährdet. Sein Leben ist der Preis, um den Malborough den ihm von einem anderen Bewerber streitig gemachten Oberbefehl erhält. Es scheint nämlich, daß die Herzogin die schüchterne Liebe des Pagen erwidert. Da sie, eingedenk der Drohung ihres Gatten, für das Leben des Pagen fürchtet, bittet sie bei der Königin für den Pagen. Die Königin, die ihre Jugend entschwinden fühlt, ist eifersüchtig auf diese Liebe, sie verlangt, die Herzogin solle den Pagen ihr überlassen, dann sei er gerettet; aber da die liebende Sarah auf dieses Verlangen nicht eingehen will, so erhält Malborough den Oberbefehl unter der Bedingung, daß der Page stirbt. Mit großer Gebärde, zugleich jovial kameradschaftlich entführt der General den Pagen: «Viens te battre».

Nicht unmöglich, daß eine Erinnerung an Scribe unseren Verfasser auch hier inspiriert hat. In «Le Verre d'eau» lieben Königin und Herzogin den gleichen jungen Fähnrich Masham, der nur keine von beiden wiederliebt, sondern sein Herz der Base der Herzogin zugewendet hat.

Malborough gibt sich alle Mühe den Pagen verschwinden zu lassen, indem er ihn zu gefährlichen Unternehmungen entsendet, aber vergebens. Der Page bleibt am Leben, und er selbst fällt auf sehr unrühmliche Weise. Da er nämlich glaubt, daß der Feind auf dem rechten Flügel angreifen und auf dem linken nur ein Scheinmanöver ausführen wird, schickt er den Pagen auf den rechten Flügel, wo es seiner Meinung nach sehr heiß zugehen wird, und übernimmt selbst den Befehl auf dem linken

Flügel. Aber gerade dort greift der Feind an, Malborough wird verwundet und beim Rücktransport durch eine Kugel in den Rücken getötet.

Der Page mit den vier Offizieren hat die Todesnachricht zu überbringen. Wie im Liede schaut die Herzogin vom hohen Turm aus. Da erscheinen in der Ferne die vier Offiziere, dann auch der Page «tout de noir habillé». Die Herzogin und ihre Vertraute machen schnell etwas Toilette, bringen das Haar in Ordnung, schauen in die kleinen Taschenspiegel, fahren mit dem Schminkstift über die Lippen; da treten auch schon unter tiefer Verbeugung die Offiziere ein. Sie wissen nur verlegene Redensarten vorzubringen und überlassen dem ihnen folgenden Pagen die Übermittlung der Trauernachricht. Die Herzogin stellt die Frage des Liedes: «Beau page, mon beau page, quelles nouvelles m' apportez?» Der Page antwortet wie im Lied: «Quittez ces habits roses et ces satins brochés». Die Herzogin kann es nicht fassen, daß Malborough tot ist. Ein General, der fällt? Er war doch nicht *téméraire?* Doch, er war's, entgegnet der Page und — angeregt, gelenkt, verführt durch die Fragen der Herzogin, die plötzlich beginnt den toten Gatten in anderem, ihr unbekanntem Lichte zu sehen — schildert er nun ihr zu Gefallen einen Malborough, wie er nie gewesen ist, einen heldenhaften, an der Spitze seiner Soldaten mit geschwungenem Säbel angreifenden General. Die Worte, die früher, im Felde, die Offiziere gesprochen hatten, um seine eigene tollkühne Tapferkeit in gefährlichstem Kugelregen vor Malborough zu rühmen, wiederholt er jetzt vor der Herzogin zum Ruhme ihres Gatten, er läßt sich von ihrer fiebernden Erregung fortreißen und improvisiert zuletzt, als der Dichter, der er ist, in prunkenden Alexandrinern die phantastische Lüge vom Tod Malboroughs als Held und Edelmann inmitten der Feinde. Die vier Offiziere erzählen, von Seufzern unterbrochen, kurz ihren Anteil am Begräbnis. «Je portais son grand sabre — Et moi son bouclier — Je portais sa cuirasse — Moi, je ne portais rien». Der Page spricht noch vom Rosmarin, das man am Grabe gepflanzt hat, und endet, «avec une espèce de rage», mit den Worten «Sur la plus haute branche un rossignol chanta».

So ist es ein ganz anderer Bericht geworden. Der liebende Page, verführt durch das Verlangen der geliebten Frau den toten Gatten auf einmal als Held sehen zu wollen, hat durch seine großartige Schilderung sich selbst alle Chancen verdorben.

Der große Held Malborough hat den kleinen Pagen aus dem Herzen seiner Frau verdrängt. Das war der Erfolg des Berichtes. Ein höchst überraschender Erfolg. Dieser Malborough — wie er im Stück erscheint — war wahrlich nicht darnach angetan seiner Frau im Leben besonders liebenswert zu erscheinen. Er war mit brutalem Zugriff und schönen Redensarten hinter dem Kammermädchen her, er suchte die Liebe der Königin zu gewinnen, indem er ihr schmeichelte wie dem Kammermädchen, er verführt mit Raffinement an der Front das gefangene Franzosenmädchen, er hat seiner Frau schonungslos gesagt, was er von ihr hielt — das Trugbild, das der Page von ihm entwirft, ist der Sieg, den er im Tode über sie davonträgt.

Aber im Grunde ist es doch kein Sieg. Lady Sarah wird nicht in einsamer Trauer dem Kult des erst im Tode geliebten, als Ideal vorgestellten Gatten leben. Sie ist, so will es der Dichter, wahrscheinlich um auch nicht den leisesten Schatten von Sentimentalität aufkommen zu lassen, keine Empfindsame. Sie ist vielleicht, sie gibt es selber zu, so, wie Malborough sie dem Pagen gegenüber in roher Taktlosigkeit geschildert hatte: «Avec ses airs de petite fille, dit-il, c'est une femme, trois fois femme, et plus rouée qu' une fille de joie». Ein launisches, herzloses Weib, das sich die schüchterne poetische Liebe des jungen Pagen, halb geschmeichelt, halb verächtlich, hatte gefallen lassen, eine Zeitlang — so lange es verboten war — mit ihm gespielt hatte und ihn dann, in tiefster Seele doch unerschüttert, fallen läßt, weil das Spiel doch keinen Reiz und Zweck mehr hat.

Nur spielerisch und andeutend ist, dem spielerischen Charakter des Werkes entsprechend, an das Rätsel dieses Frauenwesens gerührt. Aber es ist wohl überhaupt ein stilistischer Fehler, daß der Dichter die Herzogin nicht ebenso einfach geschnitzt hat wie die anderen zierlich oder derb aufgefaßten Figuren des anspruchslosen Spiels.

Entschlossene, unproblematische Sentimentalität wäre besser am Platz gewesen, wäre ein wirkungsvoller, eindeutiger Witz gewesen. So ist der heitere Einfall, den poetisch-glorifizierenden Botenbericht des liebenden Pagen ihm zum Verderben werden zu lassen, doch eigentlich seiner schlagkräftigsten Pointe beraubt worden. Wie die Herzogin Malborough, die zu Lebzeiten des ungeliebten, unsympathischen Gemahls, von ihm selbst ermutigt, ein wenig mit dem Feuer gespielt und dem Pagen zugelächelt

hätte, wie der ihr zu Liebe im improvisierten poetischen Totenbericht des Pagen zum Helden gesteigerte, unfähige, gar nicht tapfere Gatte sie zum Verzicht auf den Jungen und zu sentimentalem Totenkultus geführt hätte, das wäre ein ausgezeichneter Witz gewesen. Die unzweifelhaft vorhandene Stilisierungskunst des Verfassers, die sich in mehreren Szenen, z. B. in einer Szene zwischen den vier Offizieren und der Vertrauten, oder in einer lustigen Graziososzene bewährt, hätte dieser an sich harmlosen Banalität des Ausgang sicher zu heiterer Bühnenwirksamkeit verholfen. Durch die ins psychologisch Rätselhafte gewendete Zeichnung des Charakters der Herzogin kommt ein störendes Element in das Stück hinein, das seinem Wesen nach eine an der bunten glitzernden Oberfläche des Theaterzaubers bleibende Unterhaltungsdichtung ist, ein liebenswürdiger bei aller Respektlosigkeit anmutiger, szenischer Zeitvertreib. Je leichter und schwebender die Unterhaltung geblieben wäre, um so besser wäre es für die stilvolle Einfachheit und Einheitlichkeit dieser neuesten dramatischen Bearbeitung des ewig jungen Malboroughliedes gewesen.

Wien. Walther Küchler.

VERMISCHTES.

GOETHE-BIOGRAPHIK.

In meiner Jugend galt die Biographie von Lewes allgemein als das beste Buch über Goethe. Es stand neben Palleskes „Schiller“ in dem Bücherschrank jedes deutschen Hauses. Man staunte wohl, daß ein Engländer des beste Werk über unsern Dichter geschrieben hatte, aber man tröstete das leicht verletzte Nationalgefühl mit der Bemerkung, daß ja auch ein Deutscher die beste Schrift über Shakespeare verfaßt habe. Damit war die zweibändige Biographie von Gervinus gemeint, die zweifellos noch heute bedeutende — zum mindesten historische Verdienste besitzt und aus einen ganz andern Geist erwachsen ist als die Lebensbeschreibung von Lewes.

Es ist erstaunlich daß diese schwächliche Arbeit ihren Ruf bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts bewahren konnte. Die Ursache liegt nicht in ihrem eignen Wert, sondern in dem Fehlen eines besseren volkstümlichen deutschen Buches über Goethe. Man brauchte bei uns lange, ehe man die richtige Entfernung gewann, um das gesamte Leben und Schaffen des Dichters zu überschauen; das beinahe unerschöpfliche, in vollen Zügen herauskommende biographische Material schreckte ab, und so konnte der Engländer das Feld fast konkurrenzlos behaupten.

Die Verhältnisse haben sich seitdem gründlich geändert. Es vergeht kaum ein Jahr, ohne daß es uns ein größeres Werk über unsern größten Dichter beschert. Namen sollen hier nicht ge-

nannt werden, schon um nicht die nicht erwähnten gegen die erwähnten Arbeiten herabzusetzen. Die meisten sind ja auch so verbreitet, daß sie auch ohne Namensnennung allgemein bekannt sind.

Es gibt keinen Dichter, ja überhaupt keinen großen Mann in der Geschichte, von dessen äußern und innern Leben wir so viel wissen wie von Goethe. Als er kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, war es ihm selbst und seinen Zeitgenossen klar, daß er zu den größten Geistern aller Jahrhunderte gehörte. Jeder, der mit ihm in Berührung kam, fühlte sich verpflichtet, seine Worte aufzuzeichnen und seine Briefe zu bewahren. Er selbst führte ein genaues Tagebuch, hob in seinem pedantischen Ordnungssinn jede Zeile, jede Skizze und jeden Entwurf sorgsam auf und beschäftigte sich in verschiedenen autobiographischen Schriften mit seiner eignen Entwicklung. Auf diese Weise ist ein Material zusammengekommen, so reichhaltig, wie von keiner andern historischen Persönlichkeit, noch nicht einmal von dem uns zeitlich näherstehenden Bismarck, der als Mann der Tat viel weniger Interesse an seinem Werden nahm als der Mann des Gedankens.

Die Biographen betrachten es durchweg als ihre wichtigste Aufgabe, diese ungeheure Menge des überlieferten Stoffes mit den Werken des Dichters in Einklang und beide zur Deckung zu bringen. Sie glauben dabei im Sinne des Meisters selber zu handeln, der alle seine Dichtungen als Gelegenheitsschriften bezeichnet hat. Man versucht aus dem Leben und den Werken ein organisches Ganze zu konstruieren, so daß das eine gewissermaßen der Stamm ist, die andern die Früchte, die sich mit einer innern Naturnotwendigkeit von dem Baume ablösen müssen. Die Werke erscheinen nicht als gedichtet, sondern erlebt, und mit Hilfe dieser Erlebnisse hat man eine Entwicklung Goethes festgelegt, die sich als romanhafter Rahmen in allen modernen Biographien wiederfindet. Ihre Stufen sind etwa: Goetz, Werther, Faust I — Iphigenie, Tasso — Wilhelm Meister I — Wanderjahre, Faust II.

Das Schema weist bedenkliche Lücken auf. Es hat unter andern keinen Platz für Egmont, Hermann und Dorothea, Reinecke Fuchs und die Wahlverwandtschaften, also für eine Reihe der bedeutendsten Werke, und selbst die Lyrik läßt sich in ihm nur zwangsweise unterbringen. Diese Dichtungen werden dann auch in den Biographien weniger genau als die oben genannten, teilweise sogar recht oberflächlich behandelt, wie überhaupt Goethes Schaffen in Werke erster und zweiter Klasse zerlegt werden, in solche, die „goethisch" sind, und solche, die nur von Goethe sind. Worin besteht aber der wirkliche Unterschied? Die einen passen sich dem aufgestellten Entwicklungsschema an, die andern fallen aus ihm heraus. Die Unterscheidung ist also eine subjektiv willkürliche des Kritikers, keine objektive, die sich aus den Dichtungen oder der Schaffensart ihres Verfassers ergibt. Goethe war sicher mit derselben Inbrunst und Hingabe an der Arbeit, ob er nun Hermann und Dorothea oder Wilhelm Meister dichtete. Seine Tätigkeit war keine andere, weil er in dem einen Fall einen Stoff besaß, der gewisse Beziehungen zu seinem eignen Leben hatte, in dem andern einen solchen, der ihm als schriftlicher Bericht vorlag.

Eine Betrachtungsweise, die von der Voraussetzung ausgeht, daß es zwei Arten des Dichtens gebe, ja geben müsse, ist in sich mangelhaft. Ihr Fehler besteht in der falschen und übertriebenen Bewertung des Begriffs des Erlebnisses. Sie verliert jede objektive Würdigung des Kunstwerkes aus den Augen und sucht in ihm aus-

schließlich nach dem Erlebnis des Künstlers, und je nach dessen Vorhandensein oder Stärkegrad beurteilt sie seine Schöpfung. „Goethisch“, also Werke erster Klasse sind diejenigen, die Vorgänge enthalten, die zu solchen aus dem Leben des Dichters unmittelbare Beziehungen aufweisen, weniger goethisch oder gar ungoethisch diejenigen, bei denen das nicht der Fall ist. Man kann ihm diese Werke ja nicht absprechen, wie es die Kritik bei Shakespeare mit einigen Stücken tut, die ihr unshakespearisch erscheinen; dazu ist ihre Verfasserschaft zu gut beglaubigt, aber man behandelt sie als untergeordnete Nebenwerke, man bedauert beinahe ihr Vorhandensein, weil sie nicht in das Schema passen, an das sich Goethe leider nicht so streng gehalten hat wie seine Biographen.

Die ganze Art dieser Kunstkritik ist eine Hinterlassenschaft der Romantik. In den Augen Friedrich Schlegels und seiner Genossen war das Phänomen, dem ihre Bewunderung galt, nicht das Kunstwerk, sondern der Künstler, nicht das Geschaffene, sondern der Schaffende. In seiner Seele ruhte eine göttliche Kraft, während das irdische Werk immer nur einen kleinen Bruchteil dieser Göttlichkeit in sich aufnehmen konnte. Es verhielt sich zum Künstler wie die Welt zu Gott, wie die Endlichkeit zur Unendlichkeit. Die Überlegenheit des Dichters über seine Dichtung wurde zum Glaubenssatz, und es war danach nur natürlich, daß sich die Ästhetik in der Hauptsache mit der Person des Künstlers befaßte und nicht mit seinen Leistungen, denn diese waren ja kaum mehr als die Stufen zu dem Altar, auf dem das mit göttlicher Wunderkraft ausgestattete Heiligenbild stand. Wer sich zu dessen Anschauung erhoben hatte, für den waren die Mittel des Aufstiegs bedeutungslos. So ist Lessings Ausspruch zu verstehen, daß Raphael auch ohne Hände der größte Maler gewesen wäre. Als Künstler war er ja vorhanden, und wie sich dieses Künstlertum nun manifestierte, ob in Bildern oder sonstwie, darauf kam es nicht an.

Ich glaube, Gustav Freytag sagt in einen seiner Romane einmal, Sophokles sei uns mehr als sieben lückenhaft erhaltene Tragödien. Das ist dieselbe romantische Auffassung. In Wirklichkeit sind die sieben Tragödien Sophokles, und was nicht in ihnen steht, ist auch der Dichter nicht. Vielleicht würde er uns als ein ganz andrer erscheinen, wenn wir seine zahllosen nicht überlieferten Dramen besäßen, aber sie sind rettungslos verloren und mit ihnen vielleicht der beste Teil des großen Dramatikers. Der Künstler lebt nur in seinen Werken, und das, was uns am Dichter als Dichter interessiert, ist ausschließlich seine Dichtung. Das Verhältnis ist gerade umgekehrt, als die Romantiker es darzustellen liebten; das Wichtigste sind die Werke, und neben den Werken spielt die Persönlichkeit des Verfassers eine ganz untergeordnete Rolle. Shakespeare und Homer sagen uns nicht weniger, weil wir von dem einen nichts, von dem andern so gut wie nichts wissen; Faust und die Göttliche Komödie werden nicht wertvoller, weil sie möglicherweise sehr genau Leben und Streben ihrer Verfasser widerspiegeln.

Das Erlebnis erweist sich als völlig unbrauchbar sowohl zur Erklärung des poetischen Schaffens als auch zum Verständnis und zur Würdigung des fertigen Kunstwerkes. Das Wort wird ja heute sehr viel verwendet, aber selbst wenn man es im weitesten Sinne faßt und darunter nicht nur erlebte Geschehnisse, sondern auch Eindrücke des Künstlers versteht, so ist das Erlebnis immer stofflicher Natur. Kunst ist aber gerade das Gegenteil, die Überwindung des Stoffes durch die Form. Aus dem Bereich der Wirklichkeit

trägt sie uns in ein höheres Stockwerk empor, in das Reich der Form, wo die Erlebnisse der unteren Regionen, und wären es selbst die eines Herrn Goethe oder Mr. Shakespeare, völlig gleichgültig sind. Wir dürfen bei dem Kunstwerk gar nicht daran denken, daß seine Handlung sich so oder so ähnlich in der Wirklichkeit zugetragen haben könne, denn sobald wir das tun, stürzen wir aus dem Himmel der Form in den grauen Alltag des Stoffes, und die Illusion ist aufgehoben.

Es ist gewiß wichtig und für den Literarhistoriker unerläßlich, zu wissen, wie Goethe gelebt und was er erlebt hat, aber diese Erlebnisse stehen mit seinen Dichtungen nur insoweit in Verbindung, als sie ihm teilweise den Stoff und die Motive lieferten, die er sonst aus andern Quellen bezogen hätte. Der Dichter fühlte die Empfindungen Werthers, nicht weil er auch einmal ohne Erfolg geliebt hatte, sondern weil er ein Künstler war, dem es gegeben ist, jede Stimmung, ohne daß er sie an sich selbst erfahren mußte, in das Bereich der reinen Form zu erheben. Kunst und Leben sind zwei völlig getrennte Gebiete; die Verbindung zwischen beiden wird allerdings durch die Person des Künstlers hergestellt, aber je mehr sie sich verflüchtigt, je unsichtbarer das Erlebnis in dem Kunstwerk ist, um so reiner, um so vollendeter, um so losgelöster von aller Bodenschwere erscheint es. Alle Versuche, beides zu verwischen, d. h. das Leben zur Kunst oder die Kunst zum Leben zu machen führen entweder zu einen kunstwidrigen Realismus oder zur Pose wie bei Wedekind und Hartleben. wenn nicht gar zur inneren Aushöhlung wie bei unsern Romantikern.

Das sollten unsere Goethebiographen im Auge behalten. Mit dem Bestreben, aus dem Leben und dem Schaffen ihres Dichters eine Einheit zu machen, sind sie auf dem Irrwege. Diese bilden nicht, wie bisweilen behauptet wird die beiden Seiten einer Medaille, die sich decken und decken müssen, sondern es sind zwei ungleiche Größen, die unmöglich ineinander aufgehen können. Alle derartigen Versuche sind unfruchtbar, und die Art dieser literarischen Betrachtung wird weder dem Leben noch der Kunst Goethes gerecht. Sie schädigt beide. Aus dem einen macht sie ein Klischee, und die Dichtungen werden nicht als das betrachtet, was sie sind, als Werke eines zeitlosen Genius, sondern als Erzeugnisse eines Menschen, der, mag er auch den Namen Goethe führen, doch mit tausend Wurzeln in seiner Zeit festgewachsen ist.

Die Fülle des biographischen Materials verleitet die Literarhistoriker, Goethe anders zu behandeln als alle andern Dichter. Seine Werke mögen einst nach seinem eignen Ausspruch Gelegenheitsdichtungen gewesen sein, aber sie sind es nicht mehr. Sie sind über diesen Charakter so weit hinausgewachsen, daß der gelegentliche Anlaß zu ihrer Schöpfung nur noch eine dürftige, für das Kunstwerk selbst höchst gleichgültige Bedeutung besitzt. Das Leben eines Dichters ist der Rahmen, der sein gesamtes Schaffen umfaßt, jedes Bild braucht einen Rahmen, aber es lebt nicht durch den Rahmen, nicht neben dem Rahmen, sondern es hat seine Existenz für sich, innerhalb des Rahmens.

Berlin. Max J. Wolff.

DER TRAGISCHE GEHALT VON BERNHARD SHAWS SAINT JOAN.

(A Chronicle Play in Six Scenes and an Epilogue.)

Wer im Sommer 1924 sich in London aufhielt, mußte nicht nur die British Empire Exhibition in Wembley, sondern auch notwendiger-

weise im Theater Saint Joan (Jungfrau von Orleans) gesehen haben, falls er „mitreden“ wollte.

Im Dezember 1923 zum erstenmal aufgeführt, beherrschte das Stück die Bühne des Londoner New Theatre seit dem 26. März 1924. Wie der Untertitel besagt, ist von Shaw auf die Akteinteilung verzichtet worden. In zwanglosen Szenen, die plastischen Bildern gleichkommen an Kraft der Bühnenwirkung, verläuft die geschichtliche Handlung, der noch ein Epilog folgt. Dieser spielt 25 Jahre nach Joans Tode und enthält einen Traum des Königs von Frankreich in dem er prophetisch die Heiligsprechung der Jungfrau im Jahre 1920 erlebt. In der Haupthandlung hat der Dichter (nach seinen eigenen Worten im Theaterprogramm) sich streng an die historischen Tatsachen gehalten. Er ist bestrebt, ein möglichst getreues Zeitbild zu geben; dazu dienen ihm rein äußerlich u. a. die Prosasprache, in der er sogar die Ausdrucksweise der damaligen Zeit nachahmen will, ferner das Äußere der Personen und die Szenerie. Der Londoner Theaterregie ist es gelungen, durch die Farben der Kostüme, die z. T. von einzigartiger Schönheit sind, die Wirkung der Hauptszenen entscheidend zu beeinflussen (fast symbolisch wirkten die Farben schwarz, weiß, lila, in der Gerichtsszene).

In diesem Streben Shaws nach geschichtlicher Wahrheit liegt m. E. etwas typisch Englisches. Der Dichter konnte sein Stück in England nicht besser empfehlen, als wenn er versichern konnte, so und nicht anders sei es einst bei der Verurteilung der Jungfrau zugegangen, so und nicht anders habe sie ausgesehen und sich ausgedrückt. — Der Dramenkritiker der Times vermutet, Shaw habe das Leben der Jeanne d'Arc von Anatole France gelesen.

Wir Deutsche möchten etwas anderes wissen: wie steht Shaw zu Schiller? Kommt das deutsche romantische Trauerspiel für das historical play des Engländers als Vorbild in Frage?

Um es gleich vorwegzunehmen: Shaws Stück ist Schiller so unähnlich wie nur ein Werk gleichen Namens überhaupt sein kann. Man könnte die zwei Dramen geradezu als Musterbeispiele für die Behauptung anführen, daß der Stoff ziemlich belanglos für den künstlerischen Gehalt eines Kunstwerkes ist. Obwohl nämlich der Stoff in den ersten fünf Szenen der Joan im wesentlichen mit dem von Schiller zunächst dargestellten übereinstimmt, ist doch schon hier die Grundstimmung eine so verschiedene, daß wir als Deutsche — mit unseren Vorstellungen von der Erhabenheit und dem hohen Pathos der Tragödie — der Joan gegenüber eine vollständig neue Einstellung brauchen, um dem Werk gerecht werden zu können. St. Joan ist keine Heldenjungfrau. Das hohe Pathos fehlt dem Stück. Joan spricht simpelste Prosa; das Drama enthält satirische Späße (echt Shaw), Hiebe auf die Beschränktheit und Raffiniertheit der Menschen, besonders der Vertreter der römischen Kirche und der englischen Diplomatie.

Rascher, als man denkt, gelingt einem jedoch die neue Einstellung; bis man mit inniger Anteilnahme und Bewunderung dem Tun dieser menschlichen Johanna folgt.

Wie kommt das?

Shaw gelingt es, ein völlig ursprüngliches, schlichtes, kindliches Geschöpf zum Träger einer bedeutenden historischenHandlung und Idee zu machen. Seine Joan besitzt ganz „die Naivität, die den inneren Bruch gar nicht zuläßt, und die das französische Mädchen, wie wir aus den Akten ihres Prozesses ersehen, bis in die Flammen

hineinbegleitete"[1]), diese Naivität, von der Hebbel[2]) sagt, daß Schiller sie seiner Heldin nicht einzuhauchen vermochte. Ja, man könnte vielleicht sogar soweit gehen zu behaupten, in dem Maße, wie sie bei Schiller über dem Standpunkt eines 17jährigen Schäfermädchens steht, bleibt sie bei Shaw unter dem Niveau. Das zeigt sich am deutlichsten in der — sowohl nach der dramatisch-psychologischen wie bildhaft-plastischen Seite gleich meisterhaften Szene Shaws: der Gerichtsverhandlung.

Joan, die Wundertaten verrichtet hat unter dem hellseherischen Einfluß göttlicher Stimmen, wird auf Betreiben des rein politisch eingestellten Earl of Warwick vor ein kombiniertes Kirchen- und Inquisitionstribunal gestellt, wo sie sich gegen verschiedene Anklagepunkte zu verantworten hat. Der Hauptklagepunkt ist Heresie; doch wird ihr auch ein schwerer Vorwurf aus der Tatsache gemacht, daß sie männliche Soldatenkleidung und "bobbed hair" trägt.

Sie verantwortet sich mit größter Unbefangenheit, indem sie fast stereotyp, ohne eine Spur von Angst vor den Folgen, wiederholt, Stimmen von Gott hätten sie zum Soldaten bestimmt und ihr ihre Taten vorgeschrieben. Sie ist nicht die Nachtwandlerin Schillers, die durch ein jähes Erwachen schuldbewußt wird. Sie ist ein Stück Natur, unverbildet, unwissend, unschuldig. Sie versteht gar nichts von dem, was um sie vorgeht, sie hält es nicht für möglich, daß die Kirche etwas zu tun habe mit ihrer Seele, die doch unter den unmittelbaren Eindrücken Gottes steht. Sie versteht weder die Entrüstungsschreie der Geistlichen über ihre Gotteslästerung noch des mitleidigen Bruder Martin Fragen zu ihrer Entlastung. Den klugen und — nach mittelalterlicher Anschauung — auch berechtigten Fragen, Warnungen und Belehrungen des Inquisitors, dieses imponierenden Kirchenpolitikers — der weiß, daß sie unschuldig ist und sie doch aus juristisch-kirchlichen Gründen verurteilt — bringt sie guten Willen, aber völlige Verständnislosigkeit entgegen. Erst als man ihr vom Scheiterhaufen erzählt, begreift sie plötzlich den Ernst ihrer Lage. Und in der unsagbar rührenden, aber ganz unheroischen Todesangst, die sich ihrer nun bemächtigt, ist sie zu allem bereit, sogar zur Unterschrift (mit Kreuz, denn sie kann nicht schreiben) eines Schriftstückes, in dem sie alle ihre früheren Aussagen von dem göttlichen Ursprung ihrer inneren Stimmen widerruft.

Sie zerreißt dann dieses Dokument — nicht etwa, weil das Heldenhafte in ihr durchgebrochen, weil sie in starker Selbstüberwindung lieber das Leben als ihre Überzeugung opfern will, nein, sondern — weil sie lebenslänglich ins Kloster soll. Das ist dem freien Landkind und Soldaten zuviel. Dann lieber sterben! (Ähnlich wie in C. F. Meyers Novelle *Gustav Adolfs Page* die junge slavonische Geliebte des Lauenburgers sich den Tod gibt, als sie vonseiten des richterlichen Königs eine Beraubung ihrer Freiheit erwartet.)

Wer dieses fesselnde Drama hört oder liest, wird im Innersten ergriffen. Erregend ist für uns schon die neue Einstellung auf das scheinbar Groteske, Widerspruchsvolle, Disharmonische im Werk von Shaw. Wir sind, wie gesagt, von Schiller zu sehr an das hohe Pathos einer tragischen Gestalt gewöhnt, zu sehr an das Heldenhafte dieser Jungfrau, als daß wir uns ohne künstlerisch-seelischen Kampf Shaws menschlicher, allzumenschlicher, ja alltäglich-humoristischer Johanna folgten.

---

[1]) Schillers Briefwechsel mit Körner.
[2]) Hebbel 8/439.

Sehen wir jedoch von diesem mehr äußerlichen Kolorit ab, so liegt in der schlichten Natürlichkeit, der eigenartigen Unschuld dieses Mädchens, das einer Weltanschauung geopfert wird, gerade etwas uns Deutschen so Vertrautes, das unbewußt unsere Seele in Schwingungen versetzt, daß uns dies Drama, auch im fremden Gewande, zum innersten Erleben wird. Man wird irgendwie an Hebbel — an seine Agnes Bernauer vornehmlich — erinnert.

Diese Verwandtschaft ist keine stoffliche, sie liegt auch kaum in der Form. Sie liegt vielmehr in der Behandlung des *Schuldproblems*.

Wenn Hebbel[1]) sagt: „In der *Maßlosigkeit* liegt die Schuld. — Diese Schuld ist eine uranfängliche, von dem Begriff des Menschen nicht zu trennende und kaum in sein Bewußtsein fallende, sie ist mit dem Leben selbst gesetzt ... Wir mögen uns dem Guten oder dem Bösen zuwenden, das Maß können wir dort überschreiten wie hier. Das höchste Drama hat es nur mit ihr zu tun, und es ist nicht bloß gleichgültig, ob der Held an vortrefflichen oder verwerflichen Bestrebungen zugrunde geht, sondern es ist, wenn das erschütterndste Bild zustande kommen soll, notwendig, daß jenes, nicht dieses geschieht . . .," so scheint das geradezu eine theoretische Anweisung zu diesem Drama von Shaw zu sein. Hebbel trennt scharf den *Sünden*-begriff von seinem *Schuld*begriff.

Schillers Jungfrau „sündigt", weil sie irdischer Liebe — wenn auch nur vorübergehend — unterliegt. Ihr Tod ist eine Krönung ihrer letzten Läuterungs- und Sühnehandlungen. Sie will und muß fallen, wenn ihr Werk vollendet ist.

Shaws Joan weiß nichts von einer offiziellen Berufung und Verpflichtung zur Heiligkeit; sie weiß auch nichts von Liebe und Sünde. Sie ist heilig und unschuldig im Sinne der Natur — wie eine Blüte so rein, schuldlos und unbewußt. Was sie tut — Soldat sein, Führer sein, die Initiative ergreifen, Wunder verrichten — das muß sie einfach tun, weil sie eingereiht ist in eine Kette von Notwendigkeiten, über die sie ebensowenig Herr ist wie ihre Richter über die Denkweise ihrer Zeit.

Daß diese Taten und deren Begründung — göttliche Stimmen flößten ihr die Befehle ein — das Maß der mittelalterlichen Möglichkeiten in psychologischer wie religiöser Hinsicht so weit überschreiten, macht die Tragik aus; und diese ist deshalb so erschütternd, weil die „Bestrebung" der Heldin „vortrefflich" und erfolgreich ist. Auch der Kirche gegenüber hat sich Joan keineswegs bewußt-handelnd versündigt. Sie predigt nicht etwa gegen die Autorität des Papstes oder seiner obersten Diener. Es genügt, daß sie — unbewußt — dieser Kirche gar nicht bedarf, daß sie ihre eigenen unmittelbaren Beziehungen zu Gott hat, daß sie ganz selbstverständlich glaubt, Religion sei Herzensangelegenheit jedes einzelnen; daß sie, ohne im geringsten etwas von der Tragweite ihrer Gedankengänge zu ahnen, die Trägerin „protestantischer" Ideen ist, durch die sie über die mittelalterlich begrenzten Anschauungen ihrer Zeit hinausragt und eine von den vielen wird, „die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten," die „man von je gekreuzigt und verbrannt".

Daß es sich bei Joan um eine Tragik des aus seinem „Nexus entlassenen" des durch seine „Maßlosigkeit" an der örtlich zeitlich gebundenen Gesamtheit schuldig gewordenen Individuums handelt, konnte Shaw nicht eindrucksvoller aufzeigen, als durch den schon

---

[1]) S. 55: Mein Wort über das Drama.

erwähnten Epilog, in dem als Ergebnis der Zeitentwicklung und Veränderung der Weltanschauung verkündet wird, daß Joan, die einst von der Kirche zum Verbrechertod Verurteilte, nach vier Jahrhunderten von der gleichen Kirche heilig gesprochen wurde. Wahrlich eine Tragik sondergleichen! Mit einer Dosis bitterster Ironie, wie sie nur ein Künstler von der Größe Shaws erträglich zu machen weiß! Er gibt einen künstlerisch-plastischen Beweis von der Relativität der menschlichen Wertungen, der Begrenztheit und Beschränktheit alles Menschenurteils: Glieder der gleichen Kirche, die einst nach bestem Wissen und Gewissen ein reines harmloses Mädchen ihrer Weltanschauung opfern zu müssen glaubte, kommen nach langen Jahren zu der Überzeugung, daß dieses Opfer sinnlos gebracht wurde, daß es der damaligen Zeit an der tieferen Einsicht gebrach! Noch tiefer aber rühren wir an den Wesenskern Shawscher Tragik, wenn wir uns die Bedeutung der in der Traumszene des Epilogs auftretenden Personen vergegenwärtigen, derselben, die uns aus der Haupthandlung schon als Beteiligte an Joans Prozeß bekannt sind.

Auf Johannas Frage an ihre Richter (die infolge der Nachricht von ihrer Heiligsprechung von scheinbarer Reue erfüllt sind) "Shall I rise from the dead, and come back to you a living woman?" tritt heftige Bestürzung bei den Gefragten ein, die durch symbolische Verdunkelung des Raumes wirkungsvoll gesteigert wird. Charakteristisch antwortet der Bischof: "The heretic is always better dead. And mortal eyes cannot distinguish the saint from the heretic. Spare them." Oder Dunois: "Forgive us, Joan: we are not yet good enough for you." Der typische Engländer, der Earl of Warwick: "We sincerely regret our little mistake; but political necessities, though occasionally erroneous, are still imperative." Und endlich der Inquisitor: "I who am of the dead, testified that day that you were innocent. But I do not see how The Inquisition could possibly be dispensed under existing circumstances ..."

Selbst der Herr aus dem 20. Jahrhundert, der das Dokument über die Heiligsprechung verliest, ist von einem Auferstehungsgedanken peinlich berührt und muß sich für diesen Fall erst in Rom Instruktionen holen.

Es besteht also kein Zweifel, daß Joan, trotz des nachträglichen Kanonisierungsaktes, bei einer nochmaligen gerichtlichen Untersuchung genau so behandelt würde wie einst zu ihrer Zeit.

So scheint die Schuldfrage der Angelpunkt des Shawschen Dramas. In den Grundzügen durchaus mit Hebbel verwandt, erfährt das Schuldproblem bei Shaw noch eine eigentümliche Steigerung nach der Seite der Tragik. Diese aber kommt im Epilog zur vollen Auswirkung.

Über den Epilog und seine Notwendigkeit scheinen nicht alle günstig zu urteilen. Shaw ist der möglichen Verurteilung seines Epilogs von seiten des breiten Publikums zuvorgekommen, indem er seine Ansicht in der ihm eigenen spottenden Weise in der Vorrede zu seinem Drama darlegte. Joans „Geschichte in der Welt", führt der Dichter aus, endet nicht, sondern beginnt mit ihrem Tode. Man muß auf jeden Fall die Heilige neben der Verurteilten zeigen. Schon manche Frau ist durch eigene Unvorsichtigkeit zum Tode des Verbrennens gekommen ... aber heilig gesprochen werden ist denn doch etwas anderes, etwas Besonderes! So muß wohl oder übel der Epilog seinen Platz behaupten.

Diese mehr theoretische Begründung von der Notwendigkeit des Epilogs würde m. E. für ein Kunstwerk wenig besagen, wenn

sich nicht eine vollkommene Bühnenwirkung dazu gesellte. Wer Saint Joan auf der Bühne gesehen hat und das ganze Drama einheitlich-künstlerisch erlebt hat, der ist instinktiv von der *künstlerischen* Notwendigkeit überzeugt. Und das ist doch wohl das Wesentliche. Denn das Drama ist nicht für stilles Lesen, sondern für die Bühne bestimmt. Wer die Einheit dieser scheinbar getrennten Teile nicht *fühlt*, dem werden alle Erklärungsversuche leere Worte bleiben! Wer aber erkannt hat, daß es sich in dem Epilog nicht um ein mehr oder minder lästiges Anhängsel, im besten Falle ein hübsches Ornament handelt, sondern um ein konstruktives Element, der begeht mit der Fortlassung des Epilogs bei der Aufführung oder beim Vorlesen etwas künstlerisch ebenso Unmögliches wie kein Geringerer als Hebbel es tat, als er die somnambulischen und Todesfurchtszenen in Kleists „Prinz von Homburg“ zu streichen vorschlug.

Kassel. Hilde Eicker.

ROSE MACAULAY.

Seit dem Erscheinen von Rose Macaulays Roman "Told By An Idiot" ist das englische Schrifttum der Gegenwart um eine Persönlichkeit von kraftvoller Eigenart und vielversprechendem Aufstieg reicher. Schon ihre Erstlingswerke ("Potterism" Frühjahr 1920[1]) und "Dangerous Ages[2])" (im Frühjahr 1921) ließen ungewöhnliche satirische Begabung erkennen; nunmehr hat der große Erfolg von „Told By An Idiot“ im Herbst[3]) 1923 die Verfasserin in die vorderste Reihe der jüngeren Schriftstellergeneration gerückt und da das genannte Werk durch Aufnahme in die Tauchnitz Edition (Vol. 4628) auch in Deutschland weite Verbreitung finden wird, erscheint es angezeigt, daß wir uns auch in den „Neueren Sprachen“ mit den Gedanken und Figuren des Romans beschäftigen.

Der Titel wird durch das vorangestellte Motto klar:

> Life's but a walking shadow, a poor player
> That struts and frets his hour upon the stage
> And then is heard no more; it is a tale
> Told by an Idiot, full of sound and fury,
> Signifying nothing . . . (Shakespeare.)

Wiederum ist es also die Überzeugung von der Sinnlosigkeit des Daseins, an der sich die Satire Rose Macaulays entzündet. Aber es ist nicht die gegen sich selbst wütende Verzweiflung des aus seinem Wahne erwachenden shakespearischen Helden, die aus unserem Romane spricht; weit näher stünde der Vergleich mit Thackerays "Vanity Fair", an das jedesfalls mancher Zug erinnert: wir finden in beiden Werken eine Fülle von scharf umrissenen Gestalten, ein reich ausgeführtes Bild einer weit verzweigten Familie von mehreren Generationen, wir genießen den gleichen, von keinem Haß durchsetzten Spott auf überlebte, ihrem Sinn entfremdete Einrichtungen und Ideale der bürgerlichen Gesellschaftsschichten. Und hier wie dort geht uns das Herz auf, wenn uns der Dichter in die Leiden und Freuden, in die Vorstellungen und Träume der kindlichen Seele Einblick gewährt. Und doch: mag R. M. manches der glorreichen Tradition englischer Satire verdanken, ihr Bestes gehört ihr selbst und der Zeit,

---

[1]) Vgl. The Times Literary Supplement v. 3. VI. 1920, S. 438.
[2]) Vgl. „N. Spr.“ Bd. XXX, Heft 5/6.
[3]) The Times Lit. Suppl. v. 1. XI. 1923, S. 72? und London Mercury, Dezember 1923, S. 204.

in der sie lebt. In ihrer überlegenen, geradezu spielenden Beherrschung aller Probleme der Zeit, in ihrer feinnervigen Empfindlichkeit für die feinsten Wandlungen unseres Denkens, in ihrer skeptischen Einstellung zu all dem holden Trug unserer Gefühle ist sie völlig ein Kind unserer Zeit. Wie sehr verstehen wir ihre fast nüchterne Geistesruhe und Selbstbeherrschung, ihre fast zu boshafter Härte gesteigerte Furcht vor Sentimentalität! Und noch eines scheint uns für das England der Nachkriegszeit bezeichnend; Rose Macaulays Ironie beruht auf dem Gefühle materieller Sicherheit; sie (und die Personen des Romans) blicken aus behaglicher Bürgerstube auf das tolle Treiben ringsum, keine beruflichen und materiellen Schranken behindern ihre Entwicklung und Lebensführung; sie sind insgesamt die Angehörigen eines Volkes, das seine kulturellen und materiellen Güter ungeschmälert aus dem Weltkrieg gerettet hat.

Wir werden uns aber bald darüber klar, daß diese glitzernde, geistsprühende Satire dem tiefsten Pessimismus entspringt; durch ihre Geschichts- und Menschendarstellung stellt sich R. M. in bewußten Gegensatz zu jenen, einer älteren Generation angehörigen Weltverbesserern, die wie Galsworthy, Wells, Shaw, Chesterton u. a. den Fortschritt der Menschheit durch ethische, soziale, christliche und andere Umgestaltungen des Lebens zu befördern hoffen. R. M. glaubt an keinen Fortschritt, so wenig wie an einen Niedergang; sie verlacht überhaupt alle Bemühungen, eine Epoche durch nähere Bestimmungen klassifizieren zu wollen, die notgedrungen irreführend, unwissenschaftlich und sentimental geraten müssen. Das Leben setzt sich vielmehr aus zahllosen Individuen zusammen, sie alle taumeln blind durch die kurze Spanne ihres Daseins, streben nach all den Freuden, die es ihnen gewährt und nähren die Illusion von „Fortschritt", „Freiheit," „modernem Denken," um ihrem Leben einigen Sinn und Würde zu verleihen und sich mit Selbstgefälligkeit über die früheren Generationen zu erheben; so geht es seit Anfang der Welt, so wird der sinnlose Wirbeltanz weitergehen. «L'histoire, comme une idiote, mécaniquement se répète» (Paul Morand, Fermé la nuit.) heißt es auf der ersten Seite. Diese traurige Wiederkehr des ewig neuen, ewig enttäuschten Wahns zeigt sich sowohl im Leben der Nationen mit seinem blutigen Kreislauf von Krieg und Frieden als auch in der geistigen Laufbahn eines jeden einzelnen und die Dichterin wird nicht müde, an dem Lebenslauf ihrer Personen die lächerliche Wirkung der so beliebten Illusion aufzuzeigen. Da wird (pag. 20 der Tauchnitz Edition[1])) der namentlich vor einem Menschenalter so viel besprochene Begriff "the New Girl", "the New Woman" auf jene Relativität von alt und jung zurückgeführt, die sich seit Adams und Evas Töchtern wiederholt, da er einem bestimmten, zeitlosen Mädchentyp entspricht. Um wie viel weiter und ergiebiger jedoch wird das Betrachtungsfeld, wenn die Verfasserin ihren unbeirrbaren Blick auf das staatliche und öffentliche Leben eines ganzen Volkes lenkt; namentlich das eigene Vaterland bietet immer wieder Anlaß, den äußeren Schein, die hohle Phrase zu verspotten. Wie köstlich die Empörung der Katholiken und der Freigesinnten über die beleidigende Formel, die Eduard VII. nach altem Brauch bei der Thronbesteigung zu sprechen hat (S. 190). Wie treffend beobachtet die schwächliche Gewissensregung im Burenkriege, welche die Greuel der „Konzentrationslager" verurteilt und — geschehen läßt (S. 193f.). Und nun

[1]) Vgl. hierzu auch pp. 37, 64, 71, 252, und für die Nachkriegszeit besonders p. 308.

gar das Getriebe der politischen Parteien mit ihren großen Programmen, die nie verwirklicht werden! Gibt es eine lächerlichere Farce als die Politik, die stets verspricht und den gläubigen Wähler stets enttäuscht, dafür aber den geriebenen Führern zu Macht und Reichtum verhilft? (S. 192, 220, 246 u. a.). Naturgemäß steigert sich der scharfe Spott zu verzweifeltem Hohne, wenn von den internationalen Beziehungen, der „großen Politik" die Rede ist; erscheint doch der Beginn unseres Jahrhunderts mit seinen Friedenskongressen, rapprochements und Trinksprüchen (bei fieberhaftem Wettrüsten!) als ein Beweis für Rose Macaulays Weltbetrachtung, wie er überzeugender von keinem Menschenhirn erdacht werden konnte (S. 250 ff.). Neben solcher unsühnbarer Versündigung an dem Geiste der Menschheit erscheint das vergiftende, selbstsüchtige Treiben der Parteipresse aller Länder als ein harmlos-heiteres Spiel (S. 231).

Wir sehen: die gesamten politischen und sozialen Zeitereignisse zwischen den Jahren 1879—1923 bilden die Schaubühne, auf der sich die Personen unseres Romans bewegen, und es ist ein Beweis für die hohe Kunst der Dichterin, daß Handlung und Hintergrund unlösbar miteinander verknüpft sind. Allerdings gehören ihre Helden in keinem ihrer Werke zu jenen Armen und Hilflosen, die ein Spielball in der Hand höherer Gewalten sind; sie sind vielmehr wohlhabende, hochgebildete, willensstarke Menschen, Persönlichkeiten, Lebenskünstler, die das Leben, so gut es geht, zu meistern suchen, und gehören also — als überaus zeitgemäße Typen — mit in das gewaltige historische Gemälde, das hier entworfen wird. Wenden wir uns nun den Menschen des Romans zu: Wir lernen noch den Großvater der Familie kennen, einen dean von großer orthodoxer Strenge und unerschütterlichem Buchstabenglauben, im Geiste Disraelis erwachsen; ein Vertreter der frühviktorianischen Zeit, die von Darwin, Huxley und Spencer noch nichts wußte, geht er unverstanden und verständnislos durch die erste Hälfte des Buches, jenen "Grand Old Men" ähnelnd, die noch in den Beginn der Handlung hineinragen. — Seine Tochter Anne, die Gattin des Rev. Garden ist die einzige Person des Romans, die restlos unser Herz gewinnt; sie ist eine Frau von jenen zeitlosen Tugenden als Gattin und Mutter, wie sie bei uns Wilh. Raabe zu schildern liebte: schlicht, selbstlos, arbeitsfroh, von scheinbarer Gefügigkeit und doch mit untrüglichem Instinkt Gatten und Kinder von Extremen zurückhaltend. Ihr großes Verständnis für die Glaubenswirren ihres Gatten beruht auf ihrer Liebe, nicht auf geistigen Kräften. So, in ihre Güte wie in einen undurchdringlichen Panzer gewappnet, verwahrt sie ihr Innerstes vor der eigenen Familie, und erst in ihrer Todesstunde lüftet der Schmerz um den mißratenen Sohn den Schleier von einer leidenschaftlich bewegten Seele. — Mr. Aubrey Garden, ihr Gatte, ist der Typus des modernen englischen Geistlichen Oxforder Prägung. Seine geistige Regsamkeit zwingt ihn zu ständiger Prüfung seiner Überzeugungen, seine sittliche Feinfühligkeit zu bedingungslosem Bekenntnis seiner wechselnden Ideale. Erst anglikanischer, dann unitarischer Geistlicher, wird er später römisch-katholisch, dann wendet er sich verschiedenen protestantischen Sekten zu; einmal lehnt er den Glauben an Gott völlig ab und wird Mitglied der „ethischen Kirche", von hier führt ihn eine fein motivierte Entwicklung zur katholischen Kirche zurück; und so führen ihn seine Grübeleien weiter, bis zu Christian Science und Spiritismus. Erst die Aufdeckung des spiritistischen Betrugs bewirkt in dem greisen Gottsucher eine gewisse Klärung, denn nun ist seine Glaubenskraft so stark und umfassend geworden, daß sie alle christlichen Glaubensrichtungen

zu vereinen vermag. So schreibt er denn in den letzten Lebensjahren sein magnum opus "The Comparative Religion". — Nun zu seinen Kindern: in malerischer, grüner Gewandung, ihr Haar à la Rossetti frisiert, tritt Vicky, eine glühende Verehrerin der ästhetischen Bewegung mit dem Jahre 1879 in unseren Gesichtskreis; ihr Wesen wird von allen als "dashingly modern" bezeichnet; voll sprühender Lebenslust, marschiert sie in der Vorhut der damaligen modernen Bewegung, scharfblickend, wißbegierig, den Predigten Paters und O. Wildes lauschend. Ihr gesunder Instinkt bewährt sich in der Wahl ihres Gatten und ihr weiterer Lebenslauf ist ein crescendo lebenstüchtiger Kraft. Jahr für Jahr füllt sich ihre Kinderstube mit stämmigen, wohlgehaltenen Knaben und Mädchen, wobei sie auch in der Erziehung einen glücklichen Ausgleich zwischen Freiheit und Zucht zu finden weiß. Allmählich wird sie eine stattliche, heiter-ausgeglichene Matrone, ihre unverminderte Lebenslust in der Freude an Gatten, Kind- und Kindeskind, an Fest und Schmaus, Theatern, Konzerten und all den tausend kleinen Freuden des Alltags bewährend, einer Biene gleich, die selig von Blüte zu Blüte summt. — Von ganz anderer Art ist Maurice, der älteste Bruder. Er hat stets das Leben bekämpft, es wie einen Feind in der Schlacht behandelt, wo es keinen Pardon gibt. Von Jugend auf ein Rationalist, der schon in Cambridge seinen Glauben verloren hatte, wird er zu einem Fanatiker der „Freiheit", so wie man diese im Jahre 1880 verstand (vgl. S. 44). Die journalistische Laufbahn lag nahe; sie brachte ihm wenig Glück: er verliebt sich in die anmutige Heiterkeit Anny Wilburs, der Tochter eines Zeitungsherausgebers und lebt unglücklich mit der geistig unbedeutenden Frau, die ihre Kinder verzieht. So verlegt er sein Interesse bald ausschließlich in die Politik, kämpft für Home Rule und fällt demgemäß bei den unionistischen Wahlen des Jahres 1886 als Kandidat durch. Im Alter von 29 Jahren war er ein verbissener, klardenkender Zyniker, gleich erfolgreich als Redner wie als Schriftsteller, ein geschätzter Mitstreiter der radikalen Presse und "a thorn in the Tory flesh". Dem Trunke verfallen, lebt er nur seinem Berufe und setzt alle Hoffnung auf seine Kinder, die ihm einst nachgeraten sollen. Mit den Jahren wird er immer negativer, keines der Schlagwörter der Zeit wie Liberal Thought, Labour Party, Votes for Women halten seiner scharfen Logik stand (S. 117, 145). Schließlich erlebt er den völligen Zusammenbruch; der Burenkrieg erzieht eine neue Generation, die sich an der nationalen Phrase berauschen will; er verliert seinen Einfluß, in der Nacht von Mafeking (S. 180) vergreifen sich patriotische Hitzköpfe an seiner Person, er muß als alter Mann seine Zeitschrift aus Geldmangel aufgeben und in fremde Dienste treten; als einsamer, zechfroher Freiheitskämpfer beschließt er seine Tage. — In der Mitte zwischen dem gefügigen Untertauchen in den Strom des Lebens und der erbitterten Feindschaft gegen das Dasein steht Stanley. Sie ist noch „moderner" als Vicky, ihr Leben ist der Ausdruck ihrer ruhelosen, stets aufs neue entflammten Geistigkeit. Ihre Gründlichkeit erhält in Oxford die bleibende Prägung. Eine gläubige Schülerin von Morris, Ruskin und Marx, widmet sie sich zwei idealen Bestrebungen: der Aufklärung der armen Bevölkerung im Sinne der ästhetischen Bewegung und der Frauenbewegung, die sich eben wieder einmal den Zugang zu männlichen Berufen erzwingen wollte und auf keines der Genüsse (und Abenteuer!) verzichten möchte, die bisher ein Vorrecht der Männer waren. Nach Oxford ist Poplar ihr Arbeitsfeld; sie wird Sozialistin, Fabierin, bewundert Shaw und kämpft gegen die Ausbeutung der Frauen, dabei rastlos

dem eigenen, sportgestählten Körper die höchste Leistung abzwingend. Arbeit in Ausschüssen, Reden in Versammlungen, die Gründung der L. P. und der Christian Social Union u. dgl. — das ist ihr Leben. Männern steht sie fern, ihre Liebe gilt nur ihren Idealen. Bald nahte das Verhängnis: die unterdrückten Sinne empören sich und jagen sie in eine übereilte Ehe. Der Sinnenrausch verfliegt, und im Jahre 1895 betreibt sie die Scheidung von ihrem Gatten, den ihre unstät flackernde Geistigkeit, ihre aufrichtige Emanzipation, der Ernst ihrer Überzeugungen zur Untreue getrieben haben. In der ersten Verzweiflung des einsamen, zerstörten Lebens verfällt sie einer religiösen Mystik und schwärmt für Yeats und die keltische Literatur (S. 141). Der Burenkrieg greift nun auch in ihr Leben ein; sie wird von der imperialistischen Strömung erfaßt, sie liest Henley und Kipling „und ihre Vaterlandsliebe wurde, wie bei so vielen, eine Art ruhmredigen Nationalstolzes. Ihr Geist marschierte wie zur Musik einer Militärkapelle.“ Naturgemäß kommt für sie der Tag der Ernüchterung, und tapfer stellt sie sich auf die Seite derer, die den unpopulären Ruf nach Friedensschluß erheben (S. 179). Sie kehrt zur Beschäftigung ihrer Mädchenzeit zurück, arbeitet für die Womens' Trade's Union, hört Vorlesungen von Shaw und S. Webb, wird 1907 eine tapfere Führerin der militant suffragists und ist glücklich in dem Glauben, daß es mit der Menschheit langsam aufwärtsgehe. Noch eine gar bittere Enttäuschung steht ihr bevor: ihr Sohn Billy, mit dem sie so große, menschheitsbeglückende Pläne hatte, entwickelte sich zu harmloser Durchschnittlichkeit; das gleiche gilt von Molly, die kein Verständnis für altruistische Ideen hat und schließlich in eine Theaterschule eintritt. Der Weltkrieg, der Stanley eine Menge neuer Arbeit und Pflichten bringt, raubt ihr völlig den Einfluß über den gar selbstbewußt heimgekehrten Sohn. Der junge Held schließt während eines Urlaubs eine unmögliche Ehe mit einer Schauspielerin, die ihm zum Glück bald davonläuft. Es wird einsam um die graugewordene, aber unermüdlich arbeitende Idealistin. — Ihre Schwester Rome ist die interessanteste Persönlichkeit der Familie; hätte O. Wilde einmal einer Frau die bekannten Züge seiner Helden gegeben, den reichen Müßiggang, die geistige Überlegenheit, die spöttische Weltverachtung, die vornehm-lässige Abkehr von allen Einbrüchen des Lebens in das sorgsam gehütete Eigenleben — so stünde Rome Garden vor uns. Ihr ist das Leben eine amüsante Komödie, die man aus einer guten Loge mit zynischer Zustimmung genießt. Schon von Jugend auf gewöhnt, jeder Erscheinung des Lebens ihren tieferen Sinn abzufragen, führt das schöne, elegante Mädchen das Dasein jener Lebenskünstler, die ihr Dasein auf Verstand und verfeinerten Genuß zu gründen versuchen. Wie bei Stanley rächt sich die unterdrückte Weiblichkeit spät und grausam; ein schriftstellernder Diplomat tritt in ihr Leben, zunächst als Freund, dann lieben sie einander, aber als „moderne“ Menschen beherrschen sie ihre Gefühle, stellen sie kühl zur Diskussion, dünken sich erhaben über den Abstieg ins Gewöhnliche; allein die Leiden mehren sich, als Mr. Jaynes russische Gattin mit Mutter und Kindern dem treulosen Manne nachreist. Dem qualvollen Schwanken zwischen Vernunft und Leidenschaft macht ein schrecklicher Mord ein Ende: ein russischer Student, angestiftet von Mrs. Jayne, ersticht den Geliebten Romes. Diese bleibt äußerlich auch nach dieser Tragödie die gleiche Lebensgenießerin, niemand ahnt ihre verzweifelte Reue über die versäumte Möglichkeit, Glück zu spenden und zu empfangen. Sie verliert sich immer mehr an die äußerlichen Zerstreuungen eines sinnlosen Lebens, eine der elegantesten Erscheinungen der Londoner

Salons und der Spielsäle Monte Carlos, schlank, aufgeräumt, immer vornehmer wirkend, je mehr ihr Haar ergraut. Mit derselben verachtenden Lässigkeit, mit der sie das Leben von sich abgewehrt hat, läßt sie es völlig fallen, als ein unheilbares Leiden ihr den Tod vor Augen führt; lächelnd nimmt sie von der holden Gewohnheit des Daseins Abschied, und aus ihren letzten Gedanken spricht Rose Macaulays eigene Abgeklärtheit: Nevertheless we are really rather wonderful little spurts of life ... A silly story if you will, but a somewhat remarkable one; told by an idiot, but an idiot with gleams of genius and fineness. No achievement can matter, and all things done are vanity, and the fight for success is contemptible and absurd, like a game children play; but the queer, enduring spirit of enterprise which animates the dust we are is not contemptible nor absurd. — Erinnert Rome manchmal an Galsworthys unvergeßliche Irene Forsyte, so ist ihr Bruder Irving ein Gegenstück zu Soames; wie dieser ein Vertreter der nüchtern-materialistischen Lebensführung, erwirbt er an der Börse ein gewaltiges Vermögen, das sich durch den siegreichen Ausgang des Burenkrieges noch vervielfacht (S. 145). Er ist der finanzielle Mittelpunkt und Schutzgeist seiner Familie: eine stattliche Frau, schöne Kinder, ein Haus in London, eins in Devonshire, Autos, Fischerei, Jagd und eine ausgezeichnete Verdauung verschönen sein Dasein, in das die ärgerliche Besteuerung des Bodens, "People's Budget", und die übrigen sozialistischen Gesetze nur einen vorübergehenden Schatten werfen können. — Una, die Jüngste, steht Irving am nächsten in bezug auf geistige Durchschnittlichkeit, sie erscheint wie die Verkörperung des beharrenden Instinkts der Rasse. Als 23jähriges Mädchen, eine üppige Schönheit, wählt sie sich mit instinktiver Sicherheit den ihr gemäßen Lebensgefährten, einen gesunden, starken Grundbesitzer vom Lande, der „wie ein junger Erdgott aussieht" und schlecht in die seelisch fein abgestimmte Familie der Gardens zu passen scheint. Sie lebt das freie Leben der Gutsbesitzerin, das keinen Müßiggang und keinen Wandel kennt, glücklich, problemlos und ausgeglichen im Kreise ihrer stattlichen Kinderschar.

Aber auch das dritte Geschlecht, eine reich kontrastierte Schar der um die Jahrhundertwende geborenen Generation, zieht an uns vorüber. Es ist eine neue Welt, die sich hier scheinbar reibungslos an ihre Eltern reiht, sie sind insgesamt Variationen der gleichen, zeitgenössischen Type: nett, sympathisch, anstellig, sportlich gewandt, nüchtern, den Eltern geistig weit unterlegen und führen das unruhige, vielbeschäftigte und doch inhaltslose Dasein der selbstsüchtigen Jugend von heute (S. 276). Nur eine von ihnen, Imogen, Vickys Älteste, ragt einigermaßen hervor, und gerade über sie hat R. M. soviel Licht gebreitet, ihre Seelenzustände mit solcher Liebe geschildert, daß wir an eigene Jugenderinnerungen der Verf. zu denken versucht sind. Die geistige Lebenskraft der Gardens erscheint bei ihr ins Reich der Träume verschoben; unter dem Einflusse ihres Bruders wächst sie in Spiel und Neigungen wie ein Knabe auf, Heldentaten füllen den Tag, köstliche Träume als Nordpolfahrer, Seemann, Jäger in Wildwest geleiten sie; auch dem reifenden Mädchen erschließen Leben und umfangreiche Lektüre (S. 210) keine neue Welt, die Träume erweisen sich stärker, sie spinnt sich ganze Romane, wobei sie selbst als Mann und zwar als brillanter Marineoffizier mit genialer dichterischer Begabung im Mittelpunkt steht. Ihre Begeisterung für die englische Marine kennt keine Grenzen, sie kennt jedes Schlachtschiff nach Namen, Tonnengehalt und Bestückung, entweicht im geheimen zu jedem neuen Stapellauf. Tanz, Freund-

schaft oder gar Verkehr mit jungen Männern sind ihr unverständlich, dagegen trägt sie in der Tasche eine Kinderpistole und ersinnt im Gehen Detektivromane. So träumt sie sich, ein glücklicher Knabe in Weiberröcken, durch ihre ersten 25 Jahre und faßt ihre Visionen in formschöne Verse oder Erzählungen. Leider ist bei ihr zwischen Traum und Wirklichkeit eine tiefe Kluft, denn im Leben ist sie unordentlich, vernascht, energielos, seicht. Der Weltkrieg richtet in ihrer Seele arge Verwirrung an, sie trägt es schwer, nicht mitkämpfen zu können, zum Spital- und Kanzleidienst erweist sie sich unfähig, dazu verlobt sie sich mit einem Marineoffizier, ohne ihn eigentlich tief zu lieben, nur weil sie für die Marine schwärmte, weil ihr die Stellung als Braut schmeichelt und unbekannte Sensationen gewährt; langsam erkennt sie die Unmöglichkeit einer Ehe mit Neville, aber bevor es zur Aussprache kommt, fällt dieser bei Jütland. Nach dem Kriege vermag sie sich nicht mehr in ihr früheres Leben zurückzufinden, und sie füllt wie so viele Heimkehrer ihre Tage mit den oberflächlichsten Zerstreuungen. Die ernste, sorgende Welt des Hinterlands ist ihr fremd geworden, und sie versinkt energielos in der Flut ihrer widerstreitenden Empfindungen. Die große Reise nach der Südsee, die sie am Schlusse des Romans antritt, um zu klaren Gedanken und Bildern zu gelangen, wird schwerlich ihren Zweck erfüllen, die Ansätze zu künstlerischer Entwicklung sind unwiderbringlich vernichtet.

So haben wir alle Gestalten des Romans auf ihrem Lebenswege begleitet, und es war in jedem Falle ein Weg gewesen, der ins Wesen- und Ziellose führte, "signifying nothing". Ob wir unsere besten Kräfte an die zermürbende Alltäglichkeit des Pflichtendaseins (als Opfer eines Berufes, aber auch als Gründer einer Familie) vergeuden, ob wir sie dadurch verkümmern lassen, daß wir die Flucht vor dem Leben in das unfruchtbare Dasein des Genießers versuchen: es bleibt am Ende das Gleiche. Ein Ausweg? ... „Gesegnet sind die Unfruchtbaren" heißt es in der Bibel ...

Und wenn uns R. M. in der Art Mephistos nach der kleinen auch die große Welt sehen läßt, es ist das gleiche Schauspiel, und wer könnte ohne Wehmut namentlich den Schluß des Romans verfolgen, der vom Weltkriege handelt. Ist doch dieser in seinen Ursachen, seinem Verlauf, seinen Ergebnissen und vor allem in seinem Friedensschluß ("war's cynical culmination") erst recht "a tale told by an idiot, full of sound and fury, signifying nothing". Und nur ein Reich gibt es, dem stets die Sonne des Glückes lacht: die reine, traum- und spielverklärte Kindheit. Mit weisem Humor vertieft sich die Dichterin in die Szenen, die von den Freuden der Jugend handeln. Der Kinderjubel, das leuchtende Auge des Knaben wirft einen versöhnlichen Glanz über die Torheiten der Erwachsenen.

Prag. E. Rosenbach.

INTERNATIONALE FÖDERATION DER AKADEMIKER FÜR VÖLKERBUNDSARBEIT (I.F.A.V.).

Fédération Universitaire Internationale pour la Société des Nations (F.U.I.S.D.N.). — International University League of Nations Federation (I.U.L.N.F.).

Wenn im Rahmen dieser Zeitschrift über Wiederanknüpfungen zwischen Angehörigen der Mittelmächte und der alliierten und assoziierten Staaten berichtet wird, so wird von vornherein die Frage aufgeworfen, in welcher Weise hier Gelegenheiten gegeben

sind zum Studium der neueren Sprachen Anknüpfungsmöglichkeiten zu erlangen. Soweit es sich um eine Beantwortung dieser Frage handelt, kann keine unmittelbar befriedigende Antwort erteilt werden. Die I.F.A.V., über die im folgenden einige Angaben gemacht werden sollen, hat ihrer ganzen Art nach andere Zwecke zu erfüllen; dennoch wird sie im einzelnen Fall, also nicht von Organisations wegen, auch Neuphilologen bei der Verfolgung von ausgesprochenen Berufsinteressen gute Dienste leisten können (Ermittlung und Erleichterung von Aufenthaltsmöglichkeiten im fremden Sprachgebiet). Schriftlicher Austausch zwischen Angehörigen der verschiedenen Nationen wird heute bereits durch das Generalsekretariat der I.F.A.V. vermittelt. Der Rapport de la Commission d'Action, enthalten im Protokoll des Genfer Kongresses vom September 1923, enthält folgenden Passus: La Fédération est persuadée de la nécessité d'aboutir à une mutuelle compréhension des peuples par la création d'un état d'esprit international. Elle recommande à cet effet aux groupes nationaux de favoriser le développement de la correspondance entre étudiants ainsi que des échanges entre étudiants, en accord avec les organisations d'étudiants. Elle compte sur le Secrétariat général pour tous les renseignements nécessaires à faciliter ces mesures.

Der geistige Austausch überhaupt, sowie geistige Anregungen jeder Art werden durch die Arbeitsweise der I.F.A.V. jegliche Förderung erfahren. Es sei auf die enge Berührung hingewiesen, zu der jeder Kongreß Anlaß gibt; auf den Genfer Kongressen der I.F.A.V. treffen sich die führenden Politiker aller Länder der Erde, da zu der gleichen Zeit alljährlich die große Völkerbundstagung stattfindet. Aber der Kongreß der I.F.A.V. gibt nicht nur den Politikern Anlaß zum Austausch mit akademischen Kreisen, sondern er führt auch alle geistigen Größen der Nationen dort zusammen. Seine Veranstaltungen sind sowohl wissenschaftlicher wie gesellschaftlicher Art. Zur Charakteristik der nationalen Mitgliedschaften muß unbedingt hervorgehoben werden, daß es sich hier nicht um ein Rendez-vous mehr wohlmeinender Pazifisten handelt, sondern um ein Treffen, bei dem die ehemaligen Soldaten des Weltkrieges keine kleine Rolle spielen. Gerade hierin wird eine besonders wertvolle Möglichkeit des geistigen Austausches zwischen den verschiedenen Nationen gesehen. Es muß sogar festgestellt werden, daß diese ehemaligen Soldaten am leichtesten und am vollkommensten Kontakt finden; wenn sich Hemmungen einstellen, so entspringen sie meist der geistigen Haltung derer, die die Front nicht gesehen haben. Der zweite Kongreß findet vom 1.—4. Sept. d. J. statt.

Es bleibt nur noch einiges über die Organisation der I.F.A.V. zu sagen. Von der juristischen Einrichtung sei nur soviel mitgeteilt, daß der Aufbau mehr der Völkerbundsakte nachgebildet ist, soweit dies überhaupt bei einer privaten Vereinigung möglich ist, als den Formen der Union des Associations pour la Société des Nations (Brüssel). Der Zweck der I.F.A.V. wird in den Artikeln II und III der Satzungen wie folgt festgestellt:

II. La Fédération se compose de groupements universitaires nationaux ne faisant point de politique intérieure, ayant pour but d'étudier et de vulgariser les travaux de la S.D.N. et de répandre les principes de coopération internationale.

III. Cette Association a pour but:

1. de coordonner et d'aider les efforts des groupements universitaires et de faire connaître et aimer les principes dont s'inspire le Pacte de la S.D.N.

2. d'étudier tous problèmes et questions relatifs à la S.D.N. ou aux relations internationales.

3. de recueillir les documents ayant trait à la S.D.N.

4. d'assurer une coopération étroite entre les groupements universitaires nationaux, Secrétariat de la S.D.N., Bureau International du Travail, et la Commission de coopération intellectuelle.

5. de publier des brochures et des tracts destinées à repandre la cause de la S.D.N., en particulier dans les pays où il n'existe pas de groupement.

Die I.F.A.V. umfaßt nicht nur gegenwärtig Studierende, sondern auch die Altakademiker und erstreckt ihre Werbetätigkeit für den Völkerbundsgedanken auf alle Schularten bis hinunter zur Volksschule. Die reichsdeutsche Vertretung innerhalb der I.F.A.V. liegt in Händen von Referendar Kopf, Freiburg i. B. (Vertreter der Zentralstelle für studentische Völkerbundsarbeit, Sitz München). Der Sitz der I.F.A.V. ist Paris, 195 rue St. Jacques. Briefe sind an den Generalsekretär M. Robert Lange, 88 rue de Varenne, zu richten.

Der letztjährige Kongreß in Genf beschäftigte sich mit Vorträgen über die Völkerbundsakte (Georges Scelle), über die verschiedenen Tätigkeitsgebiete des Völkerbunds (Vorträge der Abteilungsvorstände des Völkerbundssekretariats), über die täglichen Hauptvorkommnisse der Völkerbundsversammlung (Alfred E. Zimmern, Oxford), sowie eine Reihe von Einzelvorträgen über aktuelle Fragen der Völkerbundspolitik (für Deutschland: Dr. Breitscheid und Graf Kessler). Das Programm des diesjährigen Kongresses ist laut Protokoll der Exekutivsitzung in Brüssel vom 2. Jan. 1925 wie folgt:

Le 7 Septembre: Inauguration des Cours «Ce que l'éducation peut faire pour la S.D.N.» avec le concours des plus éminents chefs de délégations.
8, 9, 10 Sept.: Cours d'initiation à 2 heures $^1/_2$.
L'organisation.
La coopération intellectuelle.
Le désarmement.
Les services techniques.
Le 11 Sept.: Les puissances du Nord et la S.D.N.
Le 12 Sept.: Idéal latin — Panaméricanisme et S.D.N.
Le 13 Sept.: L'Asie et la S.D.N.
Le 14 Sept.: Les syndicalistes et la S.D.N.
Le 15 Sept.: Les Etats qui n'en sont pas membres et la S.D.N.
Le 16 Sept.: Comment la justice sociale est une des conditions de la paix universelle.
Le 17 Sept.: Les conditions économiques de la paix.
Le 18 Sept.: L'émancipation de la femme et l'égalité des races.
Le 19 Sept.: Le droit international et les progrès de paix.
Le 20 Sept.: Le patriotisme international.

Außerdem berichtet Prof. Zimmern wie im vergangenen Jahr über die täglichen Völkerbundsverhandlungen. Auch auf die im Rahmen der allgemeinen Ferienkurse der Universität Genf stattfindenden Vortragsreihen von Georges Scelle, Alfred Zimmern, Wickham Steed und der Abteilungsvorstände des Völkerbundssekretariats sei hingewiesen.

Biebrich (Rhein). Alexander Roßmann.

ITALIENISCHE FERIENKURSE.

Am 10. Mai kam in Rom eine Reihe von Vorträgen zum Abschluß, welche der „*Verband der italienischen Universitäten*" (Istituto interuniversitario italiano. Roma 18, R. Palazzo Venezia, Piazza S. Marco 48) veranstaltet hatte und die in erster Linie für Fremde gedacht waren. Seit dem 15. April hatten täglich ein bis drei Vorträge verschiedener italienischer Professoren stattgefunden. In seiner Einleitungsrede nahm sich der erste Vorsitzende des Verbandes, der römische Philosoph Universitätsprofessor Giovanni *Gentile* den heiligen *Philipp Neri* zum Gegenstand seiner Betrachtung. Sollte ja doch die Mehrzahl der Vorträge in dem Oratorio secolare di S. Filippo gehalten werden, welches die Gemeinde Rom erst Ende vorigen Jahres den Padri Filippini und damit seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Dienste der Wissenschaft, der Musik, der Erbauung, zurückgegeben hatte. Gentile bot eine feinsinnige psychologische Studie, indem er zunächst die heitere Form italienischer Heiligkeit der ernsten Mystik germanischer Heiliger gegenüberstellte und dann unter den großen sittlichen Helden Italiens dem heiligen Philipp seinen Platz zwischen dem heiligen Franz von Assisi und Savonarola anzuweisen versuchte.

In den verschiedenen Vortragszyklen, die in den folgenden Wochen dem Besucher geboten wurden, zogen bunte Ausschnitte aus dem gesamten italienischen Leben der Vergangenheit und der Gegenwart vorüber. Zunächst sprach der Direktor des römischen Nationalmuseums, Prof. *R. Paribeni*, über *neuentdeckte römische Baudenkmäler*, die ein Licht auf die Entwicklung des religiösen Fühlens zur Zeit des Kaisertums werfen; er wählte dazu vier der neuesten Entdeckungen aus: das Heiligtum der syrischen Götter vom Gianicolo, die unterirdische heidnische Basilica an der Via Prenestina, das Hypogäum der Aurelier, die christlichen und heidnischen Erinnerungen unter der Kirche S. Sebastiano. In das schwierige Gebiet der *etruskischen Kunst* führten die Darlegungen des Prof. *B. Nogara*, Generaldirektors der päpstlichen Museen und Galerien; er ließ auf zwei theoretische Vorlesungen drei hochinteressante Führungen folgen: in das Etruskische Museum der Villa Giulia, in das Etruskische Museum des Vatikans und in die Nekropole von Cerveteri (Caere vetus). Über italienische *Geschichte* sprach in fünf Vorträgen Prof. *G. Volpe* von der Universität Mailand, wobei er die Bildung eines italienischen Staates von Karl dem Großen bis in unsere Zeit verfolgte. Das *politische und juristische Denken* im Italien des 19. Jahrhunderts beleuchtete der Rektor der Universität Pavia, Prof. *A. Solmi*. Universitätsprofessor *A. Momigliano* von Pisa betrachtete den *Decamerone* des Boccaccio, wobei er ein lebhaftes Bild der damaligen italienischen Kultur entwarf. Die kunstgeschichtlichen Vorträge des Oberintendanten der königlichen Museen und Galerien, Prof. *A. Muñoz*, erläuterten an Ort und Stelle die Architektur und die Fresken Domenichinos in der Abtei von S. Basilio zu *Grottaferrata*, sowie die ältesten christlichen Basiliken von Rom. Der Generaldirektor für Kunst- und Altertumswesen, Prof. *A. Colasanti*, gab einen umfassenden Überblick über die *Renaissancemalerei* in Rom (mit Führungen). Der Professor am K. Konservatorium der Musik zu S. Cecilia in Rom, *T. Mantovani*, zeigte die Entwicklung der italienischen Musik von der Entstehung des mehrstimmigen Gesanges zu Palestrina, vom Ursprung des Melodrams zu Scarlatti und zur Oper des 19. Jahrhunderts; die

fünf Vorträge wurden durch Konzerte (Vokal- und Instrumentalmusik) erläutert. Besonders wertvoll war es für den Ausländer, daß auch einige Gebiete in die Betrachtung einbezogen wurden, die dem Fremden in der Regel entgehen, *Mathematik* und *Naturwissenschaften*. Der Nordländer ist gewohnt, dem modernen Ita-liener in diesen Fächern nicht viel Großes zuzutrauen. Um so mehr mußten diese Vorträge überraschen, die nun gerade den Anteil Italiens an der Entwicklung der modernen Naturwissenschaften hervortreten ließen. Im großen Chemischen Hörsaal der Universität sprach Prof. *N. Parravano* von Rom über die beiden Chemiker *Avogadro* und *Cannizzaro*, die sich im vorigen Jahrhundert um die Atomwissenschaft höchste Verdienste erworben haben, sowie über die Fortschritte der *Borsäurenindustrie* in der Toscana. Die Ausführungen wurden durch Lichtbilder belebt.

Der Verband wird im Laufe des Sommers noch in anderen italienischen Universitätsstädten derartige Kurse veranstalten. Es folge kurz ein Auszug aus den Programmen; nähere Auskunft geben die jeweils bezeichneten Stellen.

15. Juli bis 31. Aug. *Florenz*. Dantestudien, Volkswirtschaft, Geographie, Literatur, Geschichte, Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Sprachübungen (nach Nationalitäten getrennt). Es können Examina abgelegt werden über a) ital. Sprache, b) ital. Kultur; Zeugnisse.
Gebühr 150 Lire. Examensgebühr 50 Lire.
(Segreteria Corsi per Stranieri presso la R. Università, Piazza S. Marco 2, Firenze 14.)

1. Aug. bis 15. Sept. *Siena*. Dantelektüre, Literatur, Sprachübungen, Geschichte, Kunstgeschichte, Leben und Werke der hl. Katharina von Siena. Ausflüge. Zeugnisse (Prof. Armando Vannini, Via Stalloreggi 7, Siena).

3. Aug. bis 12. Sept. *Neapel*. Pompejanische Archeologie, Philosophie, Geographie, Geologie der Vulkangebiete Campaniens, Literatur, moderne und zeitgenössische Geschichte, griechisch-römische Kunst. Ausflüge.
Gebühr 100 Lire, für bloße Hörer frei.
(Direzione Segreteria della R. Università, Napoli.)

1. Sept. bis 30 Sept. *Perugia*. Dante und Perugia, Philosophie, Geschichte des hl. Franciscus und sein Einfluß auf Dante und andere Dichter, Literatur, Sprachübungen. Ausflüge nach Assisi, Gubbio, Isola Maggiore, La Verna.
Keine Gebühren.
(Segreteria dei Corsi estivi di cultura superiore e linguistici per Stranieri della Libera Università, Perugia.)

1. Sept. bis 30. Sept. *Venedig*. Geschichte der venezianischen Kunst, Geschichte des zeitgenössischen Italiens, Geschichte Venedigs, Sprachübungen. Unentgeltliche Benutzung des städtischen Tennisplatzes.
Gebühr 100 Lire. (Segreteria Corsi per Stranieri, Ca Foscari.)

Für alle Kurse bestehen noch folgende Vergünstigungen: 1. *freier Eintritt* in die Galerien, Museen, Denkmäler der Stadt für die Dauer des Kurses; 2. für die Dauer des Kurses und innerhalb der italienischen Staatsbahnen für Hin- und Rückreise 40—60% *Ermäßigung*. Die Kursleitungen sind beim Wohnungsuchen behilflich.

Rom. Hans Rheinfelder.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

Band XXXIII. *Mai-Juni* *Heft 3*

Jedermanns Bücherei. Chinesische Literatur von Eduard Erkes. Ferdinand Hirt („Jedermanns Bücherei"). Breslau. 104 S. Russische Literatur von Alexander Brückner. Ebenda 104 S. Polnische Literatur von Alexander Brückner. Ebenda 94 S.

Ferdinand Hirt in Breslau hat es unternommen neben die verdienstvollen Sammlungen gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten, wie sie seit längerer Zeit bei Göschen, Teubner, Quelle & Meyer, Kösel erscheinen, eine neue Bücherei ähnlichen Charakters zu stellen, die, in sechzehn Abteilungen gegliedert, nach ihrer Fertigstellung die Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten umfassen soll.

Kein neues Bildungsverdünnungsinstitut hat sich aufgetan, charakterisiert durch wahllose Häufung alles möglichen Wissenswerten und Belanglosen. Der passionierte Vielwisser und Kuriositätenschnüffler muß sich anderweitig unterrichten. Gerade sorgsame Auswahl aus der Fülle des Stoffes, ein besonnener Eifer für das Wesentliche, Meisterschaft in der Beschränkung, die nicht erreicht wird auf Kosten des Bedeutsamen, sondern durch Straffung des Stoffes zu intensiver Konzentration — Gewicht des Inhalts bei magerem äußerem Umgang des Buches (im allgemeinen 100 Seiten): das sind die vornehmsten Kennzeichen der neuen Bücherei. — Der Horror der überschwänglichen Tatsachenkompilation verleitet aber auch nicht zu Ungründlichkeit, zu modischem, sich überheblich als „geisteswissenschaftlich" gebendem Gerede. Die Darstellungen erheben sich auf der Grundlage gediegener handwerksmäßiger Kleinarbeit, einer exakten Quellen- und Methodenbeherrschung. Der bewährte Fachmann spricht aus der Fülle seiner souveränen Kenntnisse, die Ergebnisse seiner Wissenschaft in die Scheidemünze vielsagender, glatter Formeln prägend. So haben die Bändchen auch nichts gemein mit jenen nach dem Krieg aus dem Boden geschossenen billigen Kleinbuch-Reihen, wo schnellfertiger Dilletantismus intellektuale Anschauung treibt ohne vorhergehende empirische Einzelbeobachtung, wo man Gold zutage fördern möchte ohne mühsames Graben und Schuttwegräumen, wo subjektive Anschauung sich als objektive Wahrheit spreizt, wo Größenwahn und Dünkel wunderliche Capriolen schlagen und die geniale Geste sich zeigt anstatt der durch sorgsames Einzelstudium genährten Genialität.

Wie immer in der Höllennacht politischen Todes offenbart sich heute jener von Novalis hervorgehobene „geheimnisvolle Zug nach allen Seiten in unserem Inneren, aus einem unendlichen Mittelpunkt sich rings verbreitend." Die Epoche der Weltliteratur, welche Goethe 1827 anbrechen sah, rückt vor, bemüht um Erfassung der Welt nach Breite und Tiefe. Äußere Zeichen dafür u. a.: Unsere völkerpoetischen Großunternehmen (Dietrichs und Inselverlag), die im weiteren umlaufenden Anthologien aus dem Literaturschatz aller wichtigen Kulturvölker der Erde, Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft und endlich die Tatsache, daß geschichtliche Darstellungen dieser Literaturen, auch der entlegensten und ältesten Ostasiens, aufgehört haben, Spezialinteresse des Fachmanns zu sein und ein größeres Publikum erhoffen dürfen.

Besondere geistige Aktualität mag die chinesische Literatur von Erkes beanspruchen. Zum Zweck einer möglichst allseitigen Erfassung

der chinesischen Literatur ist der Verfasser auf gründliche Herausarbeitung der für China besonders charakteristischen Verwobenheit von Literatur und allgemein kultureller Gesamtentwicklung bedacht. Dieser Leitgedanke wäre, noch umfassender und nachdrucksvoller durchgeführt als hier geschehen, geeignet, dem Werkchen eine besondere Note in der einschlägigen Literatur und einen Vorzug selbst vor Wilhelm Grubes „Geschichte der chinesischen Literatur", Leipzig 1902, zu verleihen, weil Richtigkeit und Vollständigkeit der Erkenntnis bei der noch unbekanntesten und am meisten mißverstandenen Kultur des Ostens nur aus der Zusammenschau aller geistig-seelischen Äußerungen erzielt werden kann. Nach kurzen Bemerkungen über Chinas Volk, die Eigenart seiner Schrift und Sprache werden die einzelnen Dynastien durchlaufen, indem die Entwicklung der Dichtung, der gelehrten Forschung, insbesondere der Geschichtsschreibung, der Philosophie und Weltanschauung und der Sprache parallel nebeneinander abgehandelt werden. Auf Darstellung des kontinuierlichen Ablaufs ist es abgesehen. Durch eine wesenverdeutlichende Sprache, farbenreiche Charakterisierung, lebendige Kontrastierungen, Hinübernahme heimischer Begriffe auf die fremdartigen Verhältnisse ohne Europäisierung wird Anschaulichkeit erreicht. Was aber der mehr als philologisch interessierte Leser sucht, ist mehr als Anschaulichkeit, er will Anschauung, wirkliches, nachhaltiges, scharfumrissenes Schauen, Erkenntnis fremden Wesens. Er möchte durch chineissche Literatur China kennen lernen, möchte engere Fühlung gewinnen mit dem Geist des Landes, zum „Erlebnis" chinesischer Kunst und Gedankenwelt gelangen. Dazu freilich lebt Erkes Buch noch viel zu sehr von äußerlichen Kenntnissen, Zur Erreichung solchen Schauens wäre wenigstens dem Fernerstehenden ohne besondere Vorkenntnisse eine Einstimmung auf den fremdartigen Stoff notwendig, die, etwa ausgehend von den Grundunterschieden in der Artung europäischen und ostasiatischen Geistes, von der verschiedenen Einstellung beider zur Welt, die allgemeinen Grundzüge chinesischen Lebens, Denkens und Empfindens als Grundlagen chinesischer Kunst festlegte[1]), wobei u. a. z. B. zur Zurückweisung westlichen Vorurteils von der Greisenhaftigkeit chinesischer Kultur von Kuhungming und seiner Belehrung Europas über die Doppelwesenhaftigkeit des Chinesen, die auch seiner Dichtung ihre Eigenart verleiht, ein kräftig Wörtlein gesprochen werden könnte.

Was die mitgeteilten Tatsachen anbelangt, so stehen wir unter dem Eindruck unbedingter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit. Wenn Erkes sich nicht über philologisch-historische Betrachtungsweise erhebt, so geschieht das wohl deswegen, weil der gewissenhafte, vorsichtige Verfasser die Zeit dazu noch nicht für gekommen erachtet. Sind doch die Versuche der geistigen Eroberung Ostasiens noch allzu jungen Datums. Noch vor 50 Jahren lag auf allem Chinesischen (abgesehen von der Kunstindustrie) der Fluch der Lächerlichkeit, — die erste Übertragung des Lao-Te-king durch Reinhold v. Plaenkner 1870, getraute sich nur mit Entschuldigungen in die Welt, und noch 1895 hat das Berliner Kupferstichkabinett in völliger Ahnungslosigkeit das Angebot von 200 wertvollen ostasiatischen Farbenholzschnitten wegen ihrer vermeintlichen künstlerischen Bedeutungslosigkeit abgelehnt.

---

[1]) Eine Einführung in diesem Sinne für die bildende Kunst findet sich in dem schönen Bändchen Bachhofer, Chinesische Kunst (Jedermanns Bücherei).

Die beiden Bücher von Brückner sind Neubearbeitungen seiner bekannten größeren Werke gleichen Inhalts für die Zwecke der Sammlung, in der sie erscheinen. Brückners Anschauungen und die Stellungnahme der Kritik dazu sind bekannt. Die Einzelkapitel tragen als Überschrift oder wenigstens als Untertitel die Namen der führenden Persönlichkeiten der Epoche. Aber es handelt sich nicht bloß um Einzelporträts, sondern um Literatur als Spiegel der jeweiligen Zeitströmung und ihrer treibenden Kräfte. Die politische und soziale Bedeutung der Einzelgestalten steht im Vordergrund, ästhetisch-psychologische Analyse tritt zurück. Die älteste Zeit wie die Gegenwart möchte man ausführlicher berücksichtigt sehen. Was die Lektüre der beiden Büchlein so angenehm macht, ist die knappe Gedrängtheit zuweilen im lexikographischen Stil, die inhaltschweren Charakterisierungen von epigrammatischem Schliff, das Gefühl von einem ausgezeichneten Kenner geführt zu sein.

Traunstein. Anton Link.

Dr. Maung Ba-Han, *William Blake, His Mysticism.* With an Introduction by Pierre Berger, Professor of English Language and Literature, Bordeaux University, 1924.

Das neue Blakebuch geht in die Welt mit einem Reisesegen *Pierre Bergers*, der selbst Verfasser eines umfang- und inhaltsreichen Werkes über Blake ist (*William Blake, Mysticisme et Poésie*, Paris 1907). Solch ein Geleitwort aus sachkundiger Feder bedeutet an sich schon nicht nur einen Leitfaden, sondern eine Kritik. Die fleißige und gediegene Arbeit, der es vorangestellt ist, ist auf dem Gebiete der Blakeliteratur eine Neuheit: mit ihr reiht sich ein Sohn der hinterindischen Provinz *Birma* (*Burma*) unter die abendländischen Forscher. Und es läßt sich nicht leugnen, daß gerade in diesem speziellen Falle die Herkunft des Verfassers, die wie alles rein Persönliche für die vorurteilslose Wissenschaft belanglos zu sein hätte, eines eigenartigen Interesses nicht entbehrt.

Dr. Ba-Han hebt nämlich aus dem Blakestudium nur den Teilausschnitt der Mystik heraus, also ein Gebiet, auf dem wir im allgemeinen gewohnt sind, ostwärts nach Erleuchtung zu blicken. Weder den Dichter noch den Künstler zieht er in das Feld seiner Betrachtung, und der Mensch kommt in einem summarischen Lebensüberblick nicht zum vollen Recht eines erschöpfenden Persönlichkeitsbildes. Ja, selbst die zur Untersuchung herangezogene Teilansicht: Blake, der Mystiker erfährt noch eine Beschränkung, indem Herr Ba-Han von den zehn mystisch-symbolischen Dichtungen Blakes nur drei zergliedert: die „prophetischen Bücher“ *Vala*, *Milton* und *Jerusalem*. Sie entstammen einer Zeit, in der der Quell schöpferischer Phantasie in Blake bereits wesentlich dünner läuft und sein Geist an immer abstruserem Spintisieren Gefallen findet. Aber sie sind die umfangreichsten seiner Bücher und vollgestopft mit mystischer Mythologie. Dieser Umstand war für Ba-Han maßgebend. Daß es in ihnen von Widersprüchen und Wiederholungen wimmelt, daß sie in der Tat ein Schatzhaus zweifelhafter Art sind — Köstliches und Minderwertiges kunterbunt durcheinander gehäuft, ein chaotischer Wirrwarr, ein purpurnes Dunkel — hält ihn nicht zurück. Kurz entschlossen begibt er sich auf die labyrinthisch ineinander verschlungenen Pfade und setzt sich von vornherein in Nachteil, da er nicht Sorge getragen, sich mit dem einzigen hilfreichen Leitfaden, dem einzigen möglichen Schlüssel auszurüsten, die Blakes dichterische Hauptwerke an die Hand geben. In ihnen malt

Blakes dunkel glühende Phantasie ihre Geheimschrift in farbenprächtigen, eindrucksvollen Bildzeichen hin, die zugleich als die maßgebenden gelten dürfen, während später die hieroglyphischen Kryptogramme nicht nur verblassen, sondern die selbstgeschaffene Terminologie immer schwankender und vieldeutiger wird. In dieser Vieldeutigkeit liegt die Schwierigkeit der Entzifferung. Blake sagt nicht einfach *Urizen* und meint „Verstand". Sein Urizen ist nicht nur das Skelett der Abstraktion als Gegensatz zur blühenden Lebensfülle der Phantasie; er ist zugleich das andre Extrem desselben Gegensatzes: die mechanische und materialisierte Nüchternheit aller phantasielosen Betätigung. Er ist aber auch Jehovah, der Gott der Gesetzestafeln, deren ehernes Gebot — das ohne Achtung der Individualität alle unter ein Joch beugt — ein Urgegensatz ist gegen die im natürlichen Impuls sich auslebende holde Sinnlichkeit und den Trieb des Herzens. Urizens Element ist das Feuer und seine Weltgegend der Süden. Aus dieser Vieldeutigkeit einen annähernd einheitlichen Begriff zu gewinnen ist ohne die Heranziehung der Jugend- und Manneswerke, ohne Heranziehung des Malers Blake schlechterdings nicht möglich. Einen Beweis dafür gibt Ba-Hans Auffassung des *Los*. Seine (im übrigen vortreffliche) Darstellung der vier Lebensgeister oder *Zoas*, der vier Grundtypen des menschlichen Naturells, erweitert zu den vier Weltgegenden, den vier Elementen, zieht Los in den Kreis der Zoas: 1. Urizen = Intellekt — Süden — Feuer; 2. *Tharmas* = Instinkt des Trieblebens — Wasser — Westen; 3. *Luvah* = Liebe — Luft — Osten; 4. *Urthona* = Energie der Materie — Zeugungskraft — Norden. Bei Ba-Han heißt dieser Zoa schlechtweg *Urthona* oder *Los*: bei Blake ist Urthona nur die *körperliche Form* und zwar eine sehr nebensächliche Erscheinungsform des *Los* (*Sol*), der den Mittel- und Gipfelpunkt des Blakeschen Alls und die für seine Weltanschauung charakteristische Licht- und Idealgestalt bildet: die Phantasie, die Poesie, sein Demiurgos und das Urbild des Geschaffenen, gewissermaßen die platonische Idee. Der Sitz des Los ist eine Art Weltei. Seine Erscheinung deckt sich vielfach mit der Christi. Ihre Einordnung unter die Zoas bricht der Blakeschen Mythologie die poetische Spitze ab.

Ein zweites Beispiel: Ba-Han bezeichnet *Albion* als *the universal man*, in dem die vier Zoas sich das Gleichgewicht halten. So nennt ihn in der Tat auch Blake in dem Spätwerk *Milton*. In dem Werk aber, in dem Albion als dramatische Gestalt erscheint, *The Visions of the Daughters of Albion 1793*, ist er der gefallene, in sich zerspaltene, mit sich zerfallene Mensch, in dem Gutes und Böses, Phantasie und Nüchternheit, Emotion und Abstraktion, Herzenstriebe und Leidenschaften sich befehden. Nur aus dieser ursprünglichen und maßgebenden Fassung des Albion wird dessen Selbstanklage in *Jerusalem* (V 23) verständlich: „O menschliche Phantasie, o göttlicher Leib, ich habe dich gekreuzigt, ich habe dir den Rücken gekehrt in der Wüste des Moralgesetzes: — O meine Kinder! ich habe euch erzogen in den quälenden, kasteienden Grausamkeiten der Beweisführung, bis ihr euch Gottes Vorsehung anmaßtet und euern Vater erschlugt."

Albions Fall und seine Wiedererhebung sind sozusagen der Gesamtinhalt aller Blakeschen Poesie. Sein Fall aus der Phantasie in die Materialisation der Seele ist die Voraussetzung seiner Erlösung von der Unnatur und dem Fluche der Unfreiheit, von seiner Wiedergeburt als harmonische Einheit des Ewig-Menschlichen. Selbst abgesehen von der Frage, ob nicht ein Totes zurückbleibt, wenn man in einem Organismus den Lebensträger ausschaltet, ist es darum

ein gefährliches Unterfangen, in Blake Dichtung und Malerei und den starken persönlich biographischen Einschlag links liegen zu lassen. Vielleicht ist manches jener kleinen lyrischen Gedichte, in denen er wieder und wieder den Dualismus der menschlichen Natur unter immer neuen Symbolen variiert, aufschlußreicher für seine Weltauffassung als die zusammenhanglosen *Vala* und *Jerusalem*. Um wieviel mehr sagt uns das erste zarte mythologische Buch von *Thel* — der Seele vor ihrer Materialisierung, die nicht den Mut hat, in die Körperlichkeit einzugehen; um wieviel ausdruckskräftiger, faßlicher sind die Konkretisierungen von Ideen in seinem um den wilden Freiheitsgenius *Orc* herumgedichteten Revolutionsgesang *America*. Der Phantasiemensch Blake, der seinem Los gern die eigenen Züge leiht, schaut Gesichte; er bildet kein System. Schon das Wort ist ihm zuwider, und was es besagt, gehört in das Tätigkeitsfeld Urizens. Jene willkürlichen oder zufälligen Abweichungen, die ein Schema oder System nie bis zur Lückenlosigkeit reifen lassen, bekunden keinen Mangel, sondern vielmehr den eigenartigen Reichtum seiner individuellen Begabung[1]). Alles, was der Ausleger hoffen darf zu erreichen, ist: Bloßlegung der nicht immer an der Oberfläche liegenden Hauptadern der tragenden Ideen. Blakes Werke gleichen ungefähr einer großen Schachtel ausgeschütteter bunter Perlen. Das farbenprächtige Durcheinander zu sichten, wird ein Aufgebot unverhältnismäßiger Mühe erfordern und stets nur ein zweifelhaftes Ergebnis zutage fördern.

Dankenswerter ist die Anregung, die Ba-Hans Orientierung nach Osten gibt.. Wir waren bisher gewohnt, die Haupteinflüsse auf Blakes Mystizismus bei Swedenborg zu suchen. Der biographisch belegte Eindruck Swedenborgs auf den jungen Blake, die leicht nachweisbaren Analogien zwischen Blake und Swedenborgs Korrespondenzen des Geistigen und Leiblichen, seinem symbolischen Ineinander von Städten und Menschen und Menschen und Zuständen, seinem Verkehr mit Geistern, seinem Optimismus — sei es als Unsterblichkeitsglaube, sei es als Leugnung der Realität des Bösen, die maßgebenden Einschläge der Humanitätsphilosophie des 18. Jahrhunderts, geben einen guten Nährboden für Blakes Vorstellungskreis, und wo er über Swedenborg hinausgreift, sah man den Hinweis auf gemeinsame Quellen: Böhme, die Gnostiker. Daß Blake von der Gefolgschaft zu heftiger Gegnerschaft übergeht (so in *Heaven and Hell*), beweist nichts gegen seine Abhängigkeit.

Zum erstenmal zieht nun der Inder Ba-Han mystische Ideen orientalischer Philosopheme zum Vergleich heran: des Buddhismus für Blakes visionäre Begabung (S. 229); des Islam für Blakes „Egoismus" — will sagen, seine Betonung des Rechts der eigenen Persönlichkeit, des Rechtes auf das Ausleben der Individualität und ihrer Steigerung zum eigenen Ideal. In diesem Falle aber stellt sich ein entschiedener Antagonismus zur Selbstüberwindung und Selbstauslöschung des morgenländischen Weisen heraus (S. 237, 250). Vielleicht ließe sich ganz im allgemeinen behaupten, daß schon der Ungestüm des Blakesschen Vortrags als natürlicher Ausfluß seines leidenschaftlichen Empfindens ebenso unverträglich ist mit jeder Philosophie, als er unzertrennlich scheint von der Natur seines poetischen Temperaments. Hoch anzurechnen ist Herrn Ba-Han die

[1]) Vgl. H. Richter, *William Blake.* Straßburg, Heitz & Mündel, 1906 und *Geschichte der englischen Romantik.* Teil I Bd. 2 S. 483ff.

Enthaltsamkeit des Gelehrten, die der Verlockung widersteht, Beziehungen zu erzwingen, die sich nicht von selbst ergeben, und sich bei einem im ganzen und großen negativen Resultat bescheidet. Und doch war es möglicherweise der Mystizismus seiner Heimat, der ihn zum Mystizismus Blakes zog. So ist Ba-Han, einem anderen Erdteil entstammend und durch den Bildungsgang unserer geistigen Kreise gegangen, wie vorbestimmt, den Ruhm und das Verständnis des abendländischen Dichters in Gegenden zu tragen, in denen sein Name noch kaum erklang. In der Tat kein geringes Verdienst dieses von gründlichem Studium, liebevollem Fleiß und eigener Auffassung zeugendem Buches.

Wien. Helene Richter.

Friedrich Schönemann, *Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika.* Stuttgart, Berlin, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1924.

Schönemanns Buch ist ein Kriegsbuch, aus sachlichen und persönlichen Gründen, denn gerade während des Krieges hat sich die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten besonders ausgelebt und die nachhaltigsten Erfolge gezeitigt, und anderseits war die Gewinnung des 100 Millionenvolkes für die Kriegsziele der Alliierten sicherlich für den Verfasser, der während des Krieges in den Vereinigten Staaten lebte, kein geringes Erlebnis. Darin freilich, daß die Kriegspropaganda so sehr im Vordergrunde der Betrachtung steht, liegt auch ein Mangel des Buches, zumal der Verfasser nicht nur eine wissenschaftliche Studie, sondern auch einen Wegweiser bieten will, wie eine zielbewußte deutsche Propaganda zu Hause und in der Fremde einzusetzen hätte, um ähnliche Erfolge zu erzielen, wie sie die Alliierten in den Vereinigten Staaten hatten. Nun ist es aber doch von vornherein klar, daß eine Friedenspropaganda einen viel schwierigeren und dornigeren Weg haben wird. Man darf ja auch nicht vergessen, daß, worauf Schönemann ja auch vielfach hinweist, die Alliierten es in Amerika viel leichter hatten als die Deutschen. Die Gemeinsamkeit der Sprache mit Großbritannien, der gemeinsame Ursprung kultureller und staatlicher Einrichtungen verbindet nun einmal die angelsächsische Welt, zeitweise Kriege haben sie genau so wenig gelockert wie die Fehden zwischen deutschen Stämmen, Staaten und Fürsten das deutsche Gemeinschaftsgefühl im Falle gemeinsamer Not zerstört haben. Anderseits konnte Frankreich auf die werktätige Hilfe während des Befreiungskrieges hinweisen.

Die geschickte Ausnützung aller dieser Elemente und die nicht minder geschickte und skrupellose Betonung und Übertreibung aller die Vereinigten Staaten von Deutschland trennenden haben den gewünschten Erfolg mit sich gebracht; wie dies im *einzelnen* geschah, stellt Schönemann auf Grund seiner Sachkenntnis und Studien eingehend dar. Am meisten wird man seinem Schlußsatz beipflichten müssen, es komme bei derlei Propaganda vor allem „außer dem klaren Wollen, dem zielsicheren Streben, der unbeirrten Folgerichtigkeit in der Ausführung“ auf „einen allzeit wirkungsbereiten und arbeitsfreudigen Gemeinsinn und nicht zuletzt auf die Kraft und Sicherheit der eigenen Überzeugung“ an. Darüber hinaus gehört freilich zu einer erfolgreichen Propaganda auch der richtige Sinn für das augenblickliche Packende und ein Eingehen auf den Seelenzustand derjenigen, für die die Propaganda bestimmt ist. Massenpsyche zu verstehen ist die Kunst der Staatsmänner und Journalisten der

Demokratie, dies zeigt Schönemann deutlich, und gerade dies scheinen die deutschen Staatsmänner weniger zu verstehen, weder daheim noch im Ausland, wo sie freilich mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Daß man aber nicht zu verzweifeln braucht, zeigt das Beispiel Wiens in der Nachkriegszeit, das sich allen Verleumdungen der „assoziierten" Presse zum Trotz durch zielbewußtes Anknüpfen an gemeinsame Kulturgüter bei seiner Propagandatätigkeit wieder Freunde in aller Welt erwerben konnte.

Schönemanns Buch wendet sich in erster Linie an den Politiker und den Staatsbürger. Der Neuphilologe, der dazu berufen ist, die Seele eines fremden Volkes kennen zu lernen und seine Erkenntnisse seinen Schülern zu vermitteln, wird wertvolle Anregungen daraus entnehmen, wie er denn überhaupt an keinem Buch, das ihm zu dieser erweiterten Menschenkenntnis verhilft, vorübergehen darf.

Léon Cahen, *L'Angleterre au XIX*e *siècle*. Son évolution politique. Collection Armand Colin No. 53. Paris 1924. 204 S. Geb. 7 fr., brosch 6 fr.

Großbritannien von heute soll aus seiner jüngsten Geschichte erklärt werden. Ein Vergleich mit der 1923 erschienen Geschichte Englands von Felix Salomon (Leipzig, K. F. Köhler) drängt sich unwillkürlich auf, denn wenn auch das deutsche Buch die englische Geschichte „von den Anfängen bis zur Gegenwart" behandelt, so nimmt die Darstellung des 19. Jahrhunderts fast die Hälfte des Buches ein und ist fast gleich lang mit der des französischen Werkes. Und doch sind beide grundverschieden in Anlage und Durchführung. Salomon legt das Hauptgewicht auf die äußere Entwicklung des britischen Reiches. Seine Vorstudien führten ihn dazu und die selbstverständliche Rücksicht auf seine deutschen Leser, die in erster Linie den Aufbau des Weltreiches kennen lernen wollten, das trotz aller gegenteiligen Ansichten den Stürmen des Weltkrieges getrotzt, ja aus ihnen innerlich eher gestärkt hervorgegangen ist, freilich mit noch stärkerer Betonung des Gedankens eines Bundes freier, selbständiger Gliedstaaten. So nehmen bei ihm die Darlegungen der äußeren und Kolonialpolitik einen weit breiteren Raum ein als die der inneren. Freilich hat auch er darüber einige glänzende, knapp alles Wissenswerte vermittelnde Kapitel. Anders der Franzose. Für ihn ist die Außenpolitik eigentlich nur einer der Gründe, die gelegentlich den Sturz eines Ministeriums, die Ablösung einer Partei durch eine andere herbeiführen. Wirtschaftliche Verhältnisse, politische Machtfragen der führenden Stände sind es, aus denen wir die Entwicklung Großbritanniens vom Feudalstaat, der es zur Zeit der napoleonischen Kriege noch war, zur modernen „Demokratie" erkennen sollen. So nimmt bei ihm die Darlegung jener, dazu die Entwicklung des parlamentarischen Wahlrechtes, das immer breitere Massen heranzieht, den Hauptraum ein. Über diese beiden Gegenstände ist sein Buch das Beste, was es in dem kurzen Umfang bisher gibt. Fein nachfühlend schildert er das Ineinanderwirken von Wirtschaft, sozialen Verhältnissen, innerer Politik und parlamentarischer Vertretung. Die irische Frage, die koloniale Regierung und die Außenpolitik werden herangezogen, wo sie für die innere Politik von Ausschlag waren, so diese zur Zeit des beginnenden Imperialismus. Über das, was den Durchschnittsengländer zu den verschiedenen Zeiten bewegt hat, gewinnen wir dadurch ein sicher richtigeres Bild als bei Salomon. Noch heute sind es, außer in außergewöhnlich erregten Zeiten, Fragen der Innenpolitik und Wirtschaft, über die drüben

die schwersten Schlachten ausgefochten werden. Außenpolitik überläßt man nur zu gerne den Berufspolitikern, Debatten über solche Fragen im englischen Parlament werden höchstens im Oberhaus, wo ehemalige Außenpolitiker sitzen, wirklich fruchtbar. Das Unterhaus verfügt immer nur über ganz wenig Leute, die sich in solche Sachen dreinzureden befugt fühlen. Bei den Wahlen sind außenpolitische Fragen fast nie ausschlaggebend.

Spezialisten in Einzelgebieten der Geschichte des 19. Jahrhunderts werden da und dort freilich etwas auszusetzen haben. Bei einem kurzen Abriß ist das ja nicht anders möglich. Mir scheint das Kapitel über den Chartismus und die Arbeiterbewegung zwischen 1815 und 1848 nicht besonders glücklich, die verschiedenen romantischen Ideen der Weltverbesserung, eines Carlyle z. B., die doch dann auf Disraeli nachgewirkt haben, oder die der von Coleridge ausgehenden der Christlich-Sozialen, die doch einen starken Einfluß auf die Haltung der kirchlichen Kreise hatten und über Ruskin auf die Arbeiterbewegung selbst, sind übergangen. Der unmittelbare Einfluß der irischen Mißernte auf Peels Zustimmung zur Abschaffung der Kornzölle kommt nicht genug zum Ausdruck. Der Zusammenhang der jetzigen Labourparty mit dem radikalen Flügel der alten Liberalen könnte auch stärker zum Ausdruck gebracht werden, denn dies bedingt ja in erster Linie, daß die liberale Partei so geschwächt wurde. Da dies schon im Kriege und knapp darnach begann, fällt es noch in den Rahmen des Buches, das richtig in dem Kampf zwischen dem Freihandel und einem System von Vorzugszöllen für die Produkte der anderen Mitglieder des britischen Staatenverbandes die heute Großbritannien vor allem bewegende Frage sieht. Einen Sprung ins Dunkle in wirtschaftlich ernsten Zeiten, wer wagt ihn außer einem genialen Staatsmann, wie solche Großbritannien in den so häufigen wichtigen Entscheidungen des 19. Jahrhunderts fand? Diese zu erkennen und dadurch den Geist des fremden Volkes zu verstehen, hilft uns Cahens Buch vorzüglich.

Innsbruck. Karl Brunner.

ENGLISCHE UND FRANZÖSISCHE LEHRBÜCHER.

1. Grund-Schwabe, *Englisches Lehrbuch, Ausgabe A, II. Teil.* Moritz Diesterweg. 1923. VIII und 204 S.
2. Dr. Adolf Junge, (*Englisches*) *Lese- und Übungsbuch für die Unterstufe.* Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1924. Quelle und Meyer. 168 S. Preis mit der Elementargrammatik. 2,40 M. — *Elementargrammatik.* Zweite verbesserte Auflage. Ebenda 1924. 44 S. — *Lesebuch zur Einführung in die Syntax.* Ebenda 1924. Preis 1 G.-M. — Übungsheft dazu 36 S.
3. Dr. Kurt Lincke, *Lehrbuch der englischen Sprache, Ausgabe F.* Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 208 S.
4. Dr. John Koch, *Kleine englische Synonymik.* (Erweiterter Sonderabdruck aus des Verfassers „Englischer Schulgrammatik".) Hamburg 1922. Henri Grand. 48 S.
5. Grund-Neumann, *Lehrbuch der französischen Sprache. Zweiter Teil. Gekürzte Ausgabe.* Moritz Diesterweg. 1923. 132 S. mit zahlreichen Abbildungen.
6. Dr. Willy Rosalewski, *Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten.* Quelle und Meyer. 1924. 176 + 33 S. Übungsbuch. Preis 1,80 G.-M.

1. Die Fortsetzung des hier schon besprochenen ersten Teiles 32, 89) bringt „ohne peinliche Jahresteilung der Pensen" 93 durchweg

gut gewählte Stücke: 1—31 kleinere Erzählungen, 32—45 "Amusing Stories", 46—80 "England and English History", 81—87 "America" und 88—93 "England in the Victorian Era". Nach der ***Grammatik in Beispielen*** sind hiervon etwa Stück 1—25 für Quinta, Stück 26—61 für Quarta, der Rest für Tertia bestimmt. Vom Standpunkte der Kulturkunde sind mir die Lesestoffe als original englische sehr lieb, ihr Aufbau sichert das schon für die Unterstufe (in vorsichtigen Ansätzen) zu wünschende, der Mittelstufe wohl schon als Hauptaufgabe anzusetzende Eindringen in die englische Landeskunde. Stücke wie "English School Life, The French and the English, the Civil War, The Chartist Movement," tragen dazu ganz wesentlich bei. Es kommt nicht auf „Erledigung, das ist Beerdigung" von Pensen an, sondern der Unterricht muß „eine Art konzentrischen Krystallisationsprozesses" sein, „ein allmähliches Um- und Eingliedern von Neuem an und in das Alte". Dementsprechend werden für Quinta und Quarta keine grammatischen Darstellungen „in abgerundeten Kapiteln" geboten. Doch bringt eine „Grammatik in Beispielen" (S. 136—151) das Alte in Kleindruck, das Neue in Fettdruck. Wie Stegemann (32, 180) glaube ich, daß die Grammatik zu erarbeiten ist, aber die Schüler aus dem ihnen gebotenen Sprachgut „das Erforderliche *ohne viel Suchen* beibringen müssen". Das ist hier gut durchgeführt; bei Verzicht auf Übersetzungsgrammatik und deutsche Erläuterungen wird die Sprachlehre sehr schmal; so können die Schüler für das "Present Participle", zu dem aus Stück 4 zwei Beispiele angeführt sind, aus demselben Stücke noch acht bringen, weitere fünf aus St. 7, eins aus St. 9, zwei aus St. 11, St. 12 mit vier Beispielen ist ein Anlaß zur Wiederholung. Das zu dieser Grammatik gehörende „Übungsheft" liegt noch nicht vor, so daß ich nur die befriedigende Verteilung des grammatischen Stoffes im Buche selbst feststellen kann. Sehr hübsch ist z. B. S. 137 zum Passiv gleich der passive Infinitiv bei "order" und "to be (found)" hinzugenommen; doch kann man in "Do it yourself!" nicht von "Reflexive Pronoun" sprechen, "having" in "having struck" als Präsenspartizip zu bezeichnen, scheint mir ein fragwürdiger Notbehelf; einiges mehr müßte übrigens noch behandelt werden: Zeitengebrauch, Relativsätze, Substantivierung der Adjektiva. Im Wörterverzeichnisse sind manche Versehen der Umschrift zu bessern. Ein Übersetzungsanhang von 22 Seiten wird im Vorworte als ein Mittel zu wertvoller Kontrolle bezeichnet; da werden nicht alle zustimmen.

2. Dieses Lesebuch für Sexta und Quinta ist die verbesserte, nach oben erweiterte Neuauflage des hier (32, 88) besprochenen Werkes. Diese Neubearbeitung gefällt mir recht gut, und ich halte sie für eine sehr verläßliche Grundlage eines Lehrganges. Die Lautschrifttexte sind um drei vermehrt, einige Lesestücke fürs erste Jahr neu aufgenommen, und der Lesestoff für Quinta gibt nun doch mit ziemlich viel Stücken eine erste Einführung ins englische Leben, die hier von Quarta an planmäßig vorgesehen ist. Der Lautierkurs ist, da die übrige Grammatik ein eigenes Heft bildet, nun viel übersichtlicher, auch in Einzelheiten gebessert; noch fällt mir auf, daß S. 2 für die Schwächung von [e] zu [ə] auf kein Beispiel wenigstens verwiesen ist, [ðəm] kann allerdings noch nicht erscheinen, steht aber in der Umschrift von St. 5, S. 167. Eine kurze Form [nət] für "not" ist (H. E. Palmer, "A Grammar of Spoken English" § 19, Jones "English Phonetics" 504) unmöglich. Ebenso ist die Beschreibung des dunklen l nach Jones § 240 nicht ganz genau, es handelt sich um den "teethridge" und nicht den Gaumen. Die Übungen sind sehr mannigfaltig

und methodisch ein großer Fortschritt gegen die erste Auflage mit den fast allein vertretenen Hinübersetzungen. Insbesondere zeigt sich die Absonderung der Grammatik in der Einteilung reichlicher *grammatischer* Übungen, und dem Zurücktreten der Hinübersetzungen im weiteren; es ist aber auch im Anfang hölzern, übersetzen zu lassen „Mein Name ist Richard; dein Name ist Robert usw.“; dreißig Schüler (samt Familien) bieten sich für solche Fragen, wobei man im Englischen bleibt, und da sich die Schüler Tinte nicht in Thermosflaschen mitnehmen, dürfte der Satz „Robert hat Tinte in einem Tintenfasse“ mäßigem Interesse begegnen. Die gute *Elementargrammatik* ist nun von den Lektionen des Übungsbuches abgelöst. Gelegentlich kommen Dinge hinein, die man an der Stelle nicht suchen würde, so die Uhr und der Genetiv nach Maßbezeichnungen; den kleinen Anfängern ist es aber sicher erwünscht.

Im Lesebuch zur Einführung in die Syntax sind die Stücke z. T. Originaltexte, z. T. von gebildeten Engländern unter Benutzung der Werke anerkannt guter englischer Schriftsteller ... besonders geschrieben". An ihnen sollen die Schüler von Quarta an in englische Syntax und in die englische und amerikanische Welt eingeführt werden. Letzterer Aufgabe entsprechen die Texte sehr gut: Landeskunde und Nationalcharakter, Geschichte Amerikas, älteste Geschichte Englands bis 1066 mit einem Abriß der weiteren Geschichte, englisches Klima, englisches Leben, Industrie und soziale Verhältnisse. Die einzelnen Kapitel der Syntax ("Conjunctions, Word-order, Relative Clause usw.) sollen jeweils an einem Abschnitte behandelt werden. Das scheint ein schroffer Gegensatz zu dem Standpunkte Grund-Schwabes, aber nur in der Theorie. Denn auch hier ist, wie mich eine Durchnahme der Texte überzeugt hat, vermieden, daß eine syntaktische Erscheinung nur in den Stücken auftritt, bei denen sie behandelt wird, und dann verschwindet. "Use of Participles" erscheint im Abschnitt 6 mit 18 Fällen, der Höhepunkt einer Kurve, die vor- und nachher also aussieht: 14, 7, *18*, 4, 8, 2. So ist eine methodisch schädliche Dosierung der Grammatik nicht zu befürchten und die praktische Verwendung des Lehrbuches wird so ziemlich auf dasselbe wirklich aufbauende Verfahren hinauslaufen wie bei Grund-Schwabe.

Das Übungsheft für IV bis OIII ist vorzüglich; man fürchtet für das grundständige Englisch in IV ein Vakuum; das ist bei der hier gezeigten *Verarbeitung* des Stoffes in Hinübersetzungsstücken und mannigfachen grammatischen Übungen nicht zu befürchten. Ich weiß, wie solche Übungen ("Use subordinate clauses instead of the participles") in der Klasse begrüßt werden, und empfehle das Buch *jedem* Lehrer als treffliche *praktische* Methodik.

Es ist sehr erfreulich, daß mit diesen zwei tüchtigen Unterrichtswerken dem englischen Anfangsunterrichte eine sichere Grundlage geschaffen wurde, der nun auch in Österreich (an zwei *Parallelklassen* der Realschule Wien VIII) eingeführt werden soll und dessen wachsende Bedeutung für die schwedische Schulreform Eilert Ekwall kürzlich (English Studies VI, 93) hervorgehoben hat.

3. Diese Bearbeitung von Linckes bekanntem Lehrbuche ist für Reformrealgymnasien oder Gymnasien bestimmt, die das Englische erst in Unter- oder Obersekunda mit erhöhter Stundenzahl beginnen, und bringt den Lehrstoff für die ersten zwei Jahre. Schade, daß aus dieser Bearbeitung die "Words for Variation and Explanation" weggefallen und nur zu drei Abschnitten der Grammatik (Infinitiv, Gerundium, Partizipien) Übungen beigegeben sind. Dadurch wird den 55 Seiten deutscher Übersetzungsstücke (zu 75 Seiten englischer

Texte) eine übermäßige Bedeutung verliehen, was gegen andere Werke derselben Bestimmung ungemein auffällt. Die Texte zu dem einleitenden Lautierkurse würde ich weglassen; ich kann mir schwer einen Amtsgenossen denken, der diese zusammenhanglosen Sätze lieber durchnimmt als das Klassenzimmer, Frühlingsbild und, wie ich hinzusetzen möchte, das Klassen*leben*. Muß man hierfür denn noch immer auf Walters Englisch nach dem Frankfurter Reformlehrplan (S. 10ff.) verweisen; ist es nicht schade um die Zeit, die mit Sätzen wie "In summer it is hot. Put some books on his desk" usw. verbraucht wird? Recht gut ist daß von 34 Stücken 24 sich mit Landeskunde, Geschichte und Nationalcharakter eingehend befassen, so daß der anschließenden Autorenlektüre sehr gut vorgearbeitet wird.

4. Diese kleine Synonymik bringt 133 Synonymengruppen, in Sachgruppen angeordnet; die knappen Definitionen sind durch Beispielsätze erläutert. Ist es notwendig die Stümpersynonyma aufzunehmen? Dann fehlt z. B. bei Boden: "ground," usw. „attic, garret" zu den beiden letzteren "loft"; für eine schärfere Scheidung der Bedeutungen sind Gegenüberstellungen der Synonyma wie "cat's flesh-cat's meat" Katzenfutter (zu Nr. 45) sehr zu empfehlen; Aronstein (Methodik II, 37) führt aus George Moore ein hübsches Beispiel an. Im einzelnen bemerke ich: "city" ist nicht an den Bischofssitz gebunden (Birmingham); "wind, breeze || storm, tempest, gale" ist in zwei Gruppen zu zerlegen; "madam" ist "polite formal address to woman" im gesellschaftlichen Verkehr gleichgestellter Personen aber, wie "Miss" ohne Eigennamen, fast gar nicht gebraucht. Unter Kaufmann fehlt (das auch geringschätzig gebrauchte) "shopkeeper", bei Wohnung Beispiele für "flat". Kann man sagen "a couple of friends" = "a pair of friends"? Mir scheint "couple" ausschließlich von Personen *verschiedenen* Geschlechts gebraucht zu sein. Bei Tat fehlt "action", etwa "This was a cruel action".

5. A. Streuber hat hier (31, 95) die unverkürzte Ausgabe dieses Werkes besprochen. Von den dort gewünschten Besserungen sind einige durchgeführt, andere Mängel, Auswahl zu nüchterner Stücke, wenig planvolle Einführung in *französische* Verhältnissse (besonders auffallend beim Vergleiche mit dem englischen Unterrichtswerke von Grund-Schwabe), spärliches grammatisches Anschauungsmaterial in den Stücken) sind bestehen geblieben. So soll z. B. Abschnitt XXIII als grammatischen Stoff "aller, vouloir, pouvoir, voir" behandeln. Da finden sich St. 59—63 zusammen 6 Formen. Vorher sind vorgekommen insgesamt 35 Formen, 3 in 2, 4 in 3, 1 in 4, 2 in 5, 2 in 6, 1 in 11 Wiederholungen. Die größte „Streuung" liegt aber zwischen Stück 45 und 55 und dort wird wohl der Lehrer diese Zeitwörter ansetzen. Ebenso erscheinen im Abschnitt XVIII nur "sort, partent, dormir, dort"; Stück 46 und 47, die ja inhaltlich prächtig abrunden, bringen überhaupt keine hierhergehörige Form. Die Grammatik erscheint nur in Beispielen, mit 6 Seiten wohl zu knapp. Im übrigen wird auf Gall-Kämmerer-Stehling und eine in Vorbereitung befindliche kurzgefaßte Grammatik (etwa 90 S.) verwiesen. Mit Streuber kann ich auch für diese gekürzte Bearbeitung sagen, daß insbesondere die Auswahl des Lesestoffes, die gute Anlage der Hinübersetzungsübungen (andere fehlen leider) und die gewiß noch sehr besserungsfähige methodische Durcharbeitung bei einem guten Lehrer die besten Erfolge versprechen.

6. Weit größeres Gewicht auf systematische Grammatik legt dieses Buch, das den Lesestoff nicht nach irgendeinem grammatischen Systeme aufbaut, aber die 25 Seiten Prosalektüre und 13 Seiten

Gedichtanhang fast nur als große Beispielsammlung zur Veranschaulichung der Grammatik darbietet. Dabei werden natürlich zur Illustrierung der verschiedenen grammatischen Erscheinungen die Stücke ungemein oft herangezogen, Stück 2 z. B. 35 mal, St. 23 27mal, usw. Prüft man die Verteilung des Stoffs im Einzelnen. so erscheinen z. B. von "vivre, suivre" in 1 + 2 + 1 + 2 + 2 Fällen zusammen 6 verschiedene Formen vor der Behandlung im Kapitel 37, in dem nun freilich nur "vecu" vorkommt. Beim Kapitel 40 stimmt es nicht. Zur Behandlung von "falloir, valoir, résoudre" sind 1 + 1 + 1 + 2 Beispiele vorgekommen. Nun erheben sich da einige methodische Fragen: einmal ist bei diesem freilich sehr lebendigen Lesestoffe die Zahl der erstarrten Formen, die rein gedächtnismäßig gelernt werden, recht groß, zumal das Wörterbuch gelegentlich versagt, sonst aber dem Schüler das Denken fast abnimmt. Es sind ja für die getroffene Textauswahl einzelne Griffe, so der Beginn mit der 3. Person des Imperfekts und historischen Perfekts, methodisch sehr glücklich; aber ob das Streben, die gewählten Texte für einen so weitgehenden Aufbau der Grammatik zu verwenden, ganz zu verwirklichen ist, möchte ich bezweifeln. Ob diese starke Ausquetschung der Lektionen nicht auf die Dauer etwas eintönig wird? Sehr zu loben ist jedenfalls, mit welcher Mühe der Lesestoff den Bedürfnissen der grammatischen Durcharbeitung entsprechend zusammengetragen ist; ein Mehr wäre hier höchstens noch nach Junges Beispiel mit künstlich zurechtgemachten Texten zu erreichen. Den Hauptteil des Buches bildet aber (mit 105 Seiten) die Grammatik. Sie hat die großen wissenschaftlichen Darstellungen von Bally, Haas, usw., Einzelabhandlungen von Kalepky, Lorck, u. a. m. verwertet; hier wäre eine schärfere textliche Scheidung des Stoffes zu wünschen, auch strengere Trennung von altertümlichen, literarischen oder umgangssprachlichen Fügungen; so gehört beim Präsens S. 88 die Anm. 1 hinauf. Ähnlich wäre beim Konjunktiv besser zu gliedern, der mit der knappen Hauptregel (Ausdruck des W o l l e n s, des A f f e k t s und der U n g e w i ß h e i t) sehr schön auseinandergelegt ist. Gut und übersichtlich sind die Kapitel über die Stellung des Adjektivs, den Artikelgebrauch, Adverbia, Negationen, und überall ist die Fülle des Stoffes bemerkenswert. Sprachwissenschaftliche Vertiefung ist durch die Art der Erklärungen verbürgt. Wieweit das Buch für den Anfangsunterricht völlig geeignet ist, muß die Erfahrung zeigen; vielleicht ist doch der Aufbau des Lesestoffes: Fabeln, Märchen, Nr. 8 "Mon portrait, Les volcans, Paris, La mission de Jeanne d'Arc, Ma classe, Monnaies de bronze, d'argent, d'or, Les lycées français usw. etwas gar zu bunt. Vielleicht führt weiteres Suchen auf einheitlicheren Lesestoff, der auch methodisch weniger die oben geäußerten Bedenken verursacht. So finde ich z. B. in E. Lavisse, Histoire de France (Winter) im ersten Abschnitte nur 12 „erstarrte" Verbformen und einfachere Texte, die ohne den grammatischen Zweck aufdringlich zu verraten, doch e i n e Erscheinung etwas stärker hervortreten lassen, sind gewiß noch mehr zu finden. Leider sind im Übungshefte nur Hinübersetzungen, meist zusammenhanglose „Übungssätze", ein merkwürdiger Widerspruch zur Grammatik die gerade auf die Auffassung des Z u s a m m e n h a n g e s erfreulich großen Wert legt; solche Sätze bringt auch der Lehrer leicht zuwege; fremdsprachliche, gut in den methodischen Gesamtplan eingepaßte Übungen sind nötiger, auch für den Lehrer.

Das Buch ist nach einer Mitteilung des Verlags für Schulen mit Französisch als zweiter Fremdsprache gedacht (für Realgymnasien von IV bis U II, für Gymnasien von IV bis O II, für die übrigen Anstalten

dort, wo das Französische an Stelle des Englischen tritt). Auf Realgymnasien soll der Lesestoff bis Mitte der UIII bewältigt werden und dann die Schriftstellerlektüre einsetzen. Im ganzen verdient das Buch wärmste Empfehlung und wird auch dem Lehrer, der es nicht einführt, eine Menge wertvoller Anregungen bieten.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

EDOUARD TRUAN, *Cours pratique de Grammaire française à l'usage des classes supérieures des écoles de langue allemande, 2me édition, 250 exercices.* Aarau 1920. Dazu als Supplement von demselben Verfasser: *Exercices sur les Verbes irréguliers français.* Aarau 1919 (H. R. Sauerlaender & Co., Libraires-Editeurs).

Wieder liegt ein Buch eines Schweizer Verfassers vor, bei dessen Prüfung man nur bedauern kann, daß die derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnisse seiner größeren Verbreitung in Deutschland und Österreich hinderlich im Wege stehen. Das Buch kann aber zur Not auch Lehrern allein gute Dienste leisten, weil doch jedem Lehrer eine Ergänzung oder Variierung seines Beispielmaterials immer willkommen sein muß. Dem Verfasser ist es weniger um theoretische Vertiefung als um eine gute Anleitung zum praktischen Beherrschen der Sprache zu tun. Das Werk ist in der Hauptsache eine reichhaltige Sammlung von gut gewählten Übungsbeispielen (sowohl rein französischen „Einsetzungsaufgaben" als auch Übersetzungsbeispielen), die ihrem Inhalt nach meist dem täglichen Leben der gebildeten Stände entnommen, aber durchaus nicht konventionell gehalten sind und für deren sprachliche Korrektheit die Nationalität des Verfassers genügende Gewähr bietet. Außerdem wird auf die Eigenheiten deutscher Schüler, mit denen der Verfasser dank seiner Schulpraxis gut vertraut ist, beständig Rücksicht genommen. — Wenn ich nun meiner Rezensentenpflicht gehorchend auch einiges aus dem Werke herausgreifen will, das m. E. einer Besserung bedürftig ist, so verzichte ich vor allem auf eine Kritik der theoretischen Partien, wo ich zwar mit manchem nicht einverstanden bin, auf die aber der Verfasser — andere Zwecke verfolgend — absichtlich weniger Gewicht gelegt hat und die übrigens auf keinen Fall schlechter, an gewissen Stellen sogar besser sind als die theoretische Belehrung, die man in den meisten anderen Schulgrammatiken finden kann. Da aber der Verfasser in erster Linie Sicherheit im Gebrauche der französischen Umgangssprache bei seinen Schülern erzielen will, kann es nicht unzweckmäßig sein, wenn ich hier auf einige Lücken des Übungsmaterials hinweise; vielleicht läßt sich manches von dem hier Vorgebrachten in späteren Auflagen berücksichtigen. Im Suppl. S. 6ff. vermisse ich Übungssätze zu *mentir, sentir* und *se repentir*, die hier gar nicht erwähnt werden; selbst wenn der Verfasser die Verba der *dormir*-Klasse zu den „regelmäßigen" zählt (im Verzeichnis der unregelmäßigen Zeitwörter S. 79ff. fehlen sie nämlich), so hätte er doch aus praktischen Erwägungen ganz gut alle sieben Verba dieser Gruppe bringen können, um so eher, als er der anerkannt „regelmäßigen" Konjugation auf *-re* fast drei Seiten (Suppl. S. 22ff.) einräumt. — Auf S. 14 des Suppl. vermisse ich die Komposita *provenir* und *survenir*. — Ebendort auf S. 16 scheint mir das einzige Beispiel für *devoir* im Sinne von „müssen" (*nous devons prendre une voiture pour arriver à temps*) vom synonymischen Standpunkt nicht besonders glücklich gewählt; es gibt nämlich so viele Fälle, wo „müssen" nur *devoir* heißen kann, warum gerade ein Beispiel bringen, wo man ebenso gut, wenn nicht besser, *falloir* anwenden

könnte? (Vgl. ibid. S. 18: *pour arriver à temps, il vous aurait fallu partir plus tôt*)[1]). — Die zu den einzelnen unregelmäßigen Zeitwörtern gehörigen stammverwandten Wörter könnten wohl noch mehr berücksichtigt werden, denn die Zusammenstellung von Wortsippen ist ja nicht bloß eine Spielerei oder nur eine Illustration zur Wortbildung, sondern auch ein erprobtes und nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel zur Aneignung des Wortschatzes[2]); während der Verfasser zu jedem Verbum in der Regel nur ein stammverwandtes Substantiv anführt, würde es sich m. E. empfehlen, alle wichtigeren Paronyma zu bringen (zur Not könnte ein Teil davon auch ohne Beispielsätze stehen), so möchte ich z. B. zu *couvrir* (Suppl. S. 13) nicht bloß *couverture*, sondern zumindest noch *couvert*, *couvencle*, *couvreur*, zu *croître* (ibid. S. 40) nicht bloß *croissance*, sondern auch *croissant* und *crue* anführen, bei *moudre* (ibid. S. 32) eher auf das seltenere *mouture* als auf *moulin*, *meunier*, *meule* verzichten usw. — Schließlich sei noch auf einen Mangel hingewiesen, den aber die meisten anderen franz. Schulgrammatiken ebenfalls aufweisen. Es wird nämlich der Endzweck solcher Werke oft insofern außer acht gelassen, als überall dort, wo neben dem gerade geübten unregelmäßigen Zeitwort ein gebräuchlicheres Synonym besteht, dieses letztere in der Regel gar nicht erwähnt wird. Die Folge davon ist häufig die, daß die Schüler nach fleißigem Grammatikstudium zwar Wörter wie *mouvoir*, *croître*, *absoudre*, *haïr*, *tressaillir* u. a. m. kennen und womöglich geneigt sind, allzu weiten Gebrauch von ihnen zu machen, während hingegen *remuer*, *grandir*, *pousser*, *acquitter*, *détester*, *frémir* u. ä. ihnen so gut wie unbekannt sind. Da der neusprachliche Unterricht die Grammatik hauptsächlich als Mittel zur Aneignung der betreffenden Fremdsprache, vor allem natürlich ihrer modernen Umgangssprache ansieht, so dürfen m. E. solche Ausdrucksvarianten bei den erwähnten Übungen nicht fehlen.

Wien. Max Seidner-Weiser.

Étienne Le Gal, *Ne dites pas . . . Mais dites . . .* Barbarismes, solécismes, locutions vicieuses. Préface de M. Édouard Bourciez, professeur à l'Université de Bordeaux. Paris, Librairie Delagrave 1924. X u. 111 S. 8°.

Grammatiker, die den Sprachgebrauch durch kategorische Imperative regeln wollen, haben gewöhnlich keine Ahnung vom Wesen der Sprachentwicklung, sonst würden sie wissen, daß den Triebkräften der Sprache nicht mit dem Schulmeisterstäbchen beizukommen ist. Von dem Verf. vorliegenden Werkchens gilt dies allerdings nicht. Durch die Berücksichtigung der Etymologie

---

[1]) Zu der Frage *devoir* und *falloir* vgl. noch Neuere Spr. XXXII, S. 98.

[2]) Bekanntlich bleibt eine Vorstellung, also auch eine Wortvorstellung, umso sicherer haften, je fester und je mannigfaltiger die Assoziationen sind, die sie mit anderen Vorstellungen verknüpfen. Was soll nun der Lehrer heranziehen, um der Vorstellung eines fremdsprachlichen Wortes eine solche Mannigfaltigkeit von Assoziationen zu verschaffen? Wenn man von der Übersetzung absieht, die der moderne Unterricht aus gewichtigen Gründen so weit als möglich ausschalten will, so muß man — neben der unentbehrlichen Sachvorstellung — hauptsächlich von typischen Satzbildungen, Synonymen, Antonymen und stammverwandten Wörtern (Paronymen) reichlich Gebrauch machen.

und das Zurückgreifen auf ältere Sprachperioden zeigt er zur Genüge seine Vertrautheit mit der Entwicklung der französischen Sprache. Leider steht Verf. trotzdem ganz im Banne der Schulgrammatik, die vom Lateinunterricht mit der strengen Scheidung zwischen „richtig“ und „falsch“ auch die Terminologie (Barbarismen, Solezismen) geerbt hat.

Daß jedoch derartige pädagogisch eingestellte Schriften auch für den Sprachforscher großen Wert haben können, zeigt schon das älteste Muster derartiger Versuche, der altehrwürdige *Appendix Probi;* und wie bei diesem der Romanist in dem als „vulgär“ gerügten Vokabel die Keimzelle für ein lebenskräftiges romanisches Wort erkannte, während der „korrekte“ Ausdruck zum Absterben verurteilt war, so wird sich auch bei dem modernen „Appendix“ das Interesse des Linguisten dem verpönten Barbarismus zuwenden, der den Weg künftiger Sprachentwicklung mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit andeutet. Es ist übrigens begreiflich, daß gerade der Franzose als Verstandesmensch par excellence sich verzweifelt wehrt gegen jene Sprachkräfte, die wie Katachrese, Pleonasmus, Analogie auf die Sprachlogik zersetzend wirken.

Am zahlreichsten vertreten sind Beispiele von Pleonasmus: S. 15: on retrouva son cadavre *inanimé*, S. 32: dépêchez-vous *vite*, S. 57: c'est une erreur *involontaire*, S. 68: c'est un mirage *décevant* usw. — Als Beispiel einer Katachrese sei angeführt S. 52: j'ai perdu, *grâce à vous* („durch ihre Schuld“), deux cents francs, wo aber das «grâce à vous» auch ironisch aufgefaßt werden kann. — Der S. 15 gerügte absolute Gebrauch von *avec* läßt sich sprachgeschichtlich rechtfertigen: un officier et trois hommes *avec* heißt ursprünglich: ein Offizier und „zugleich“ (avec < ab hoc) drei Mann. — Homonymität (Verwechslung von *geai* „Häher“ und *jais* „Gagat“, S. 51) führt zur Vergewaltigung der Naturgeschichte: noir comme *geai*. Es mag auch der altfranz. Vergleich *noir comme choe*[1]) hineingespielt haben, — S. 27: In *un* coquecigrue für *une* coquecigrue erklärt sich der Geschlechtswechsel durch den Einfluß des ersten Wortes: coq. Übrigens ist die Etymologie des Wortes nicht mehr „inconnue“. *coquecigrue* = coq + ci(gogne) + grue. (Vgl. *Sainéan* in Revue du seizième siècle IV, S. 240, *L. Spitzer* im 29. Beiheft zur Zf. f. rom. Phil., S. 100, Anm. 1, *Rezensent* im Archiv f. das Studium der neueren Spr. u. Lit., Bd. 145, S. 263f.) — S. 28: Bei der Trennung von *coasser* (vom Frosch) und *croasser* (vom Raben) sei auf deutsch „quaken“ und „krächzen“ hingewiesen, wo der R-laut auch die stimmliche Betätigung der Rabenvögel kennzeichnet. — S. 46: Die Erklärung von *canard* „lügenhafte Nachricht“ aus der Redensart: donner un canard à moitié findet sich auch im Dictionnaire général, wird aber durch ein «peut-être» eingeschränkt. Ich habe schon an anderer Stelle (Das Tier im Spiegel der Sprache, S. 102) darauf hingewiesen, daß diese Metapher nur im Zusammenhange mit dem ganzen Komplex von Tiernamen, die „Lüge“, „Fopperei“, Irrtum“ u. dgl. bedeuten, erklärt werden kann. — S. 48: Daß Verf. das festgewurzelte und in allen Wörterbüchern verzeichnete *fringale* durch einen Machtspruch beseitigen und durch *faim-valle* ersetzen will, mutet komisch an. Die Sprache würde verarmen, wollte man alle volksetymologischen Bildungen aus ihr tilgen. — S. 53: Verf. läßt nur *guigne* „Weichsel“ gelten. Es gibt aber auch ein *guigne*, „Unglück, Pech“, das

[1]) *choe* „Alpenkrähe“ und nicht „Eule“ wie *Littré* und *Godefroy* übersetzen (vgl. *Cornu* in Ztschr. f. rom. Phil. XVI, S. 520).

nach dem Dict. gén. eine Rückbildung aus *guignon* darstellt. Ließe sich aber *guigne* „Mißgeschick" in Hinblick auf die deutsche Redensart „in den sauren Apfel beißen" nicht als Metapher von *guigne* „Weichsel" auffassen?[1]). Wer anstatt in eine süße Kirsche unvermutet in eine saure Weichsel beißt, hat „Pech"[2]). — S. 46: Die häufige Erscheinung, daß im Vulgärfranz. vor männliche mit Nasal anlautende Substantiva der scheinbar weibliche Artikel tritt (z. B. *une* incendie für *un* incendie) erklärt sich auf rein lautlichem Wege (vgl. die Lautbilder von *brun, brune, an, année*). — S. 70 fällt auf, daß Verf. plötzlich den streng konservativen Standpunkt aufgibt und dem sprachlichen Fortschritt das Wort redet. Er verurteilt das logisch wohl begründete *ne* nach den Verben des Fürchtens. Daß in timeo ne *ne* nicht die Negation sein soll, wird ihm wohl kein Mensch glauben. — S. 72: Wenn Verf. *à la Noël* verdammt, dürfte er auch *à la Saint-Jean, à la Saint-Nicolas* usw. nicht gelten lassen. Es ist überall «fête» zu ergänzen — S. 94: Vulgärfranz. *secoupe* für *soucoupe* setzt eine bereits begonnene lautliche Entwicklung fort (vgl. *secourir* < lat. *succurrere, secouer* < lat. *succutere*). — S. 95: Die schwerfälligen Verbalbildungen von Abstrakten auf *on* wie *solutionner, ovationner, affectionner* usw. werden mit demselben Recht getadelt, mit dem deutsche Sprachreiniger ähnliche Bildungen im Deutschen verdammen (z. B. beabsichtigen, benachteiligen, beeinträchtigen usw. Vgl. den Aufsatz „Gekünstelte Bildung von Tätigkeitswörtern" bei *Wasserzieher*, Sprachgeschichtliche Plaudereien S. 30f.). — S. 76: Die Etymologie *médaille* < **metallum* bzw. *metallea* ist nicht sicher (vgl. REW Nr. 5451 s. v. *medialis*.) — S. 58: Wenn es jemandem beifällt, die Notre-Dame-Kirche als «jolie» zu bezeichnen, so ist dies wohl eine Geschmacklosigkeit, kann aber nicht als sprachlicher Fehler gerügt werden. Somit gehört dieser Fall nicht in einen Antibarbarus.

Vielleicht entschließt sich des Autors Gönner, Prof. *Bourciez* in Bordeaux, der dem Büchlein ein freundliches Geleitwort mitgegeben hat, bei einer Neuauflage zu einer kritischen Durchsicht des Textes. Es würde hierdurch die Schrift auf jene Stufe der Vollkommenheit gehoben werden, die ihr im Interesse ihrer Verbreitung zu wünschen ist.

Klagenfurt. R. Riegler.

A. Beaunier, *Critiques et Romanciers*. — Crès & Cie. Paris 1924. 260 S.

Die Synthese von schöpferischer Kraft und kritischer Einstellung im französischen Geistesleben an den Werken einzelner seiner markantesten Vertreter aufzuzeigen ist zweifellos eine reizvolle Aufgabe. Der Titel des Buches von Beaunier, das als dritter Band der von Guy de Pourtalès herausgegebenen Sammlung „Essais et Critique" erschienen ist, läßt auf eine solche Absicht schließen. Leider ist diese nur bei den sechs ersten der dargestellten Schriftsteller (Veuillot, Th. de Banville, A. Filon, J. Lemaître, A. France u. P. Bourget)

[1]) Dann müßte man in *guignon* eine Ableitung von *guigne* sehen.

[2]) *L. Spitzer* stellt *guigne* zu REW 9548. Er schreibt mir: *avoir la guigne, un guignon* „Das Zwinkern haben" (Schließen der Augen vor einem Unglück?) scheint mir vor *guigne* „Weichsel" den Vorzug zu haben. — Nimmt man avoir = avoir reçu, könnte man auch an den „bösen Blick" denken.

zur Ausführung gebracht. Wohl deswegen, weil der Verfasser in letzterem einen Höhepunkt der literarischen Kritik und ihrer praktischen Anwendung sieht, zu dem die übrigen Schriftstellerkritiker gewissermaßen die Vorstufen bilden. Die einseitig-christliche Einstellung Veuillots, den Glauben Banvilles an die ewige Gegensätzlichkeit zwischen Dichter und Publikum lehnt der Verfasser ebenso ab wie die Forderung einer durchaus subjektiven Kritik, die Lemaître in den «Contemporains» erhebt. Beaunier bekennt sich zu dem Standpunkt Bourgets, welcher der Kritik, ebenso wie der Erzählungskunst, in erster Linie eine erzieherische, gedankenbildende Aufgabe zuteilt. Man fragt sich unwillkürlich, ob Beaunier diese Forderung der Kritik in den nun folgenden Kapiteln, welche rein literarhistorische Betrachtungen über Romane zeitgenössischer Schriftsteller (O. Mirbeau, J. Renard, P. Adam, L. Pergaud, M. de Regnier, E. Estaunié, P. Mille, G. Geffroy) enthalten, auch zur Anwendung bringt. Jedenfalls läßt die Auswahl und Anordnung der Autoren eine gewisse Absicht erkennen: es soll die Überwindung des Realismus im Werke eines jeden von ihnen dargestellt werden, das Streben nach der Vereinigung von Kunst und Wirklichkeit, die nach B.s Ansicht weder Zola noch den Goncourt gelungen ist. In der Ablehnung der Realisten läßt sich der Verf. aber mitunter zu durchaus einseitigen Urteilen verleiten: «ce n'est pas la réalité qu' ils ont peinte, c'est la laideur». Auch den Symbolismus lehnt B. ab, der nach seiner Ansicht nur durch die Häufung neuer Wortformen seine Wirkung erzielt. Daß sämtliche von ihm angeführten Autoren durch die Schule des Realismus, und teilweise auch des Symbolismus, gegangen sind, dient ihm nicht zur Kennzeichnung ihrer Stärke, sondern zur Hervorhebung des Umstandes, daß sie sich von beiden Richtungen abgewandt haben. Zur Zeit des Realismus war auch die Kritik reine Wissenschaft. Erst die Überwindung des Realismus weist sie wieder in die ihr eigenen Bahnen: als «esprit de finesse» nicht zu analysieren, sondern das Kunstwerk in neuer Synthese entstehen zu lassen. Damit haben wir aber keine Kritik mehr, die von der zeitlichen und persönlichen Bindung nie freikommen wird, sondern Literaturgeschichte. Von dieser einseitigen Einstellung und gewissen Längen abgesehen enthält das Buch eine Reihe gutdurchdachter Essais über die Modernen, unter denen ich besonders das über Edouard Estaunié hervorheben möchte.

Würzburg. Eduard von Jan.

Émile Henriot, *Stendhaliana*, Paris. Les éditions G. Crès & Cie. Paris 1924. 8°. 238 p. Prix 7 fr. 50.

In dem einleitenden der hier zu einer liebenswürdigen Sammlung vereinigten achtzehn kleinen Aufsätze meint der Verfasser, es könnte der Fall eintreten, daß, so wie Byron kaum noch gelesen werde, die zwei großen Romane Stendhals nicht mehr Teilnahme erregten; immer aber würde, wie die Lord Byrons, die Persönlichkeit Beyles den Liebhaber zu fesseln vermögen, und er habe durch sein „Journal", worin er auf das vollendetste sein Portrait entworfen hätte, dafür auf die Dauer gesorgt. Man könnte hinzufügen, jedes seiner Werke trage, wenn auch oft auf phantastische Weise, zu diesem Selbstbildnisse bei, anderseits aber darauf hinweisen, daß, wie Auguste Cordier in dem wichtigen Quellenwerk „Stendhal raconté par ses amis et ses amies. Documents et portraits inédits" (Paris, chez Laisney, 1893, 4°. 44 p.) mit Recht betont, ohne die Jugendfreunde Crozet und Colomb, zumal diesen unermüdlichen Gläubigen, der heute so hell-

strahlende Ruhm Stendhals wohl überhaupt nicht aufgegangen, das (1888 zuerst veröffentlichte) „Journal" also ebensowenig wie die «Vie de Henri Brulard» (1890) ausgegraben worden wäre; denn als er am 23. März 1842 im 60. Lebensjahre starb, waren die von ihm selbst in Buchform veröffentlichten elf Werke (1814 bis 1839), darunter die zwei großen Romane, trotz der Würdigung ihres Schöpfers durch Goethe, Byron, Delacroix, Balzac, Musset, Lamartine, Mérimée, Jacquemont, Delécluze, Béranger u. a. nichts weniger als bekannt, und als im Zuge der Verhandlungen der Freunde Crozet und Colomb über die von diesem seit 1842 geplante Gesamtausgabe 1845 die Frage der darin aufzunehmenden Stücke zur Erörterung stand, wollte Crozet nur «De l'amour», «Promenades dans Rome», «La chartreuse de Parme» und „vielleicht" «Rouge et noir» in Betracht gezogen sehen. Mit der «Chartreuse» und den «Promenades» begann die von J. Hetzel kühnlich unternommene Ausgabe. Jedoch schon im November bittet der Verleger, um den Absatz der «Chartreuse» einigermaßen in Gang zu bringen, Colomb, dem nicht zuletzt die berühmte Kritik Balzacs von 1839 zu danken war, von deren Autor die Erlaubnis zum kostenlosen Abdruck dieser empfehlenden Einführung zu erlangen. Erst seit 1853, nachdem Michel Lévy sich endlich hatte zur Übernahme der Gesamtausgabe bestimmen lassen, und seit Sainte-Beuves glänzender Charakteristik des Verschollenen (1854) beginnt der Aufstieg dessen, der „um 1900" erst „verstanden" zu werden sich versprochen hatte. — Henriots Sammlung macht dem liebevollen Eifer ihres kenntnisreichen Herausgebers alle Ehre. Vielleicht geht er etwas zu weit, wenn er Paul Arbelets ausgezeichnete, an Gründlichkeit unübertreffliche Arbeit «La jeunesse de Stendhal» (1783—1802) (Bibliothèque Stendhalienne, appendice aux oeuvres complètes. Paris Honoré Champion 1919, 2 vol.), geradezu der Lieblosigkeit, um nicht zu sagen der Voreingenommenheit gegen ihren freilich von diesem scharfsichtigen Beurteiler auf das peinlichste überprüften Gegenstand bezichtigt. Sicherlich hat Henriot Recht, wenn er immer wieder hervorhebt, daß Beyle im Grunde genommen ein gefühlvoller, ja ein herzlicher, ein weicher Mensch gewesen sei, den man, je besser man ihn kennen lerne, zu lieben sich gedrängt sehe, aber den von ihm, Henriot («La jeunesse de Stendhal»), gerügten Ton der „Ironie" kann ich an Arbelets Darstellung durchaus nicht feststellen, im Gegenteil, ich lese bei ihm (S. IV): „Henri Beyle war eine zarte Seele, immer wieder von seiner Einbildungskraft und von seinem Herzen zum Narren gehalten (dupe)." Und daß Arbelet das Kind als „reizbar bis zu krankhafter Erregung und leidenschaftlich bis zur Raserei" schildert, entspricht vollkommen den Tatsachen. Henriot kann Arbelet den Brief (vom 19. März 1914) nicht verzeihen, worin dieser den hartnäckigen Forscher nach Sein und Nichtsein des geheimnisvollen «Stendhal-Club» eine halbwegs ironische Abweisung dieser andringenden Versuche zu erteilen sich nicht hatte versagen können, ein Brief (er ist S. 225/27 in dem Kapitel «Le Stendhal-Club» abgedruckt), den ich — möge mir Mr. Henriot es nicht verargen — nicht ohne hohen Genuß an dieser Stendhals und unseres Hoffmann würdigen geistvollen Behandlung einer allzu nah ins Auge gefaßten „höheren Wirklichkeit" gelesen habe. Die durch den Nachweis einer von Adolphe Paupe (1914) abgedruckten Mitgliederliste des Clubs — in der Emile Henriot selbst sich verzeichnet findet — zum Capriccio gesteigerte Komik der mit allem Ernst vorgetragenen Affäre hätte «Dominique», wie Beyle, unter seinen tausend Masken kenntlich, sich gerne nennen hörte, höchlich

ergötzt. — Die Kritik dagegen, die Henriot an Arbelets sonderbarer „logischer" Phantasie übt von Beyles voraussichtlicher Entwicklung zum Grenobler Spießbürger, falls er nicht mit sieben Jahren die geliebte Mutter verloren hätte und damit einsam auf sich gestellt worden wäre, um bei nächster Gelegenheit die Flucht in die weite Welt zu ergreifen, ist nur zu sehr berechtigt. — Zu den interessantesten Kapiteln des reichhaltigen Büchleins zählen ein aus Henriots Besitz angeführter bisher unbekannter Brief Beyles über das Honorar für «Racine et Shakespeare» an die Verleger Dupont et Boret; der Bericht über ein gleichfalls in Henriots Besitz befindliches Exemplar von «Rome, Naples et Florence», Ausgabe von 1826, das in Handschrift die Varianten der ersten (von 1817 bei Delaunay) nachträgt und weiters ausgezeichnet ist durch einen doppelten Mißgriff bei Einschaltung der Kartons (die die 1826er Ausgabe kennzeichnen. Jene Ausgabe von 1817 ist übrigens wichtig wegen der bis auf die Championsche kritische Erneuerung nicht mehr abgedruckten Vorrede); die Mitteilungen über drei von Beyle mit Randbemerkungen versehene Exemplare der «Chartreuse» (von deren einem Champion einen kostbaren Faksimiledruck hat herstellen lassen) und seinen von Balzacs Kritik (in der «Revue parisienne» 1840) angeregten Versuch einer „Verbesserung" (in dem A. Paul Royer gehörigen Exemplar); endlich die Glosse über Anatole Frances einzigen langen Aufsatz über Stendhal (Revue de Paris, September 1920) mit den feinen Bemerkungen über den Stil, im Anschluß an Frances vernichtende Charakteristik der falschen, nämlich der in Worten und Wendungen, dem Vokabularium und der Syntax sich erschöpfenden „Originalität": Stendhal, der wie alle seine Zeitgenossen, außer Paul Louis Courier, im Vergleich mit den Meistern der französischen Sprache, von Amyot bis Voltaire, schlecht schrieb, schreibt, nach France, immerhin gut, ja sehr gut gegenüber den andern, da er einfach und ehrlich schreibt. Ist er doch auch, was Henriot nach Sainte Beuves Vorgang oft und gern hervorhebt, in seinem tiefsten Wesen ein Mann des 18. Jahrhunderts, ein „Klassiker". — Die tragikomische Geschichte von Carpani, den „Louis-Alexandre-César Bombet" im Jahre 1814 in den „Vies de Haydn, de Mozart et de Metastase» so schamlos-lustig geplündert hat, kennt man, ebenso — seit der eindringlichen Arbeit von Doris Gunnell (Paris, Bosse, 1909) — Beyles Beziehungen zu englischen Blättern, aber Henriot weiß aus den ungedruckten Artikeln mancherlei Bezeichnendes beizubringen. Auch Beyles Schwierigkeiten mit der österreichischen Polizei (1821, 1828, 1830) sind, freilich nicht wie Henriot, nach einer Anzeige von M. Ch. Simon in der «Revue de littérature comparée» mitteilt, zuerst von Arthur Schurig, in seiner kompilatorischen Arbeit „Das Leben eines Sonderlings" (Leipzig, Insel-Verlag, 1921), sondern schon 1912 in den „Süddeutschen Monatsheften" von Anton Bettelheim aus den Akten des österreichischen Staatsarchivs veröffentlicht worden. Was die von Hermann Baldensperger (zuerst in der «Bibliographie de Goethe en France») angeführte Bemerkung in „Wahrheit und Dichtung" (III. Teil, 13. Buch, Hempel S. *130)* betrifft, die Stendhals berühmte „Kristallisation" («de l'amour») vorwegnehmen soll und die Henriot in den Übersetzungen der Selbstbiographie Goethes von de Vitry und de Carlowitz trotz zweimaligem sorgfältigen Suchen nicht gefunden zu haben erklärt, so sind diese auf die Entstehung Werthers sich beziehenden Worte: „Das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Ge-

frierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird" mit jenem von Beyle gebrauchten Bilde des in den Salzburger (Halleiner) Salzbergwerken nach seinem Eintauchen mit Kristallen bedeckten Zweiges wohl nur annäherungsweise und keineswegs in einem Sinne zu vergleichen, der Stendhals (übrigens nicht allzu glücklichen) Einfall um die Ursprünglichkeit brächte.

Wien. Richard von Schaukal.

F. Krüger, *Einführung in das Neuspanische.* 8°. XVIII u. 216 S. Lpz., Teubner, 1924.

Der fleißigen Feder des Hamburger Hispanisten verdanken wir schon manche wichtige Arbeit über spanische Sprachkunde. In dem vorliegenden stattlichen Bande der von ihm geleiteten Teubnerschen „Spanischen und Hispano-amerikanischen Studienbücherei" unternimmt Krüger es, den schon in etwa geschulten Philologen oder Kenner des Spanischen in der modernen Sprache mit wissenschaftlicher Vertiefung weiterzuführen. Insofern kann der Titel des Buches irreführen. Denn die Methode des Buches (fortlaufende Erklärung eines gegebenen Textes) kann für den, der in die Sprache neu eingeführt werden will, kaum ernstlich in Frage komen. Wenn auch im akademischen Seminar zweckmäßig so verfahren wird, so nimmt sich doch die mündliche Anwendung der Methode, die ja stets von systematischer Zusammenfassung, Wiederholung und visueller Darbietung begleitet sein wird, ganz anders aus als die schriftliche Fixierung. Ein klar aufgebautes System der Grammatik ist auch für ein Sprachgenie unentbehrlich. Aus diesen Gründen wendet sich der Verfasser wohl im Vorwort besonders an Philologen, Examenskandidaten und Akademiker, die über lateinische Sprachkenntnisse verfügen. Aber auch von diesen fordert das Buch eine ganz energische und gewissenhafte Durcharbeitung und eine klar durchdachte Zusammenfassung des in reicher Menge gebotenen, verstreuten wissenschaftlichen Stoffes; gerade diese Selbstarbeit wird dann dem geschulten Philologen von größtem Nutzen sein. Für ein Buch aber ist es das größte Lob, das man spenden kann, wenn man von ihm sagen kann, daß es wie das vorliegende zu eigener Mitarbeit des Lernenden anleitet und zwingt. Die parallele Untereinanderordnung von Text, Aussprache, Übersetzung, Rechtschreibung, Betonung, Wortschatz, Formenlehre, Syntax und Lautgeschichte läßt zwar die Durcharbeitung äußerlich etwas verwickelt erscheinen; indessen ist sie bei dieser Methode das einzige Mittel klarer Scheidung und gibt zugleich ein Bild von der eingehenden und sachkundigen Arbeit des Verfassers.

Die Texte sind aus modernen Schriftstellern gewählt: B. Pérez Galdós ist mit einem Stück aus «Doña Perfecta» vertreten, Pío Baroja mit einer Auswahl «Una romería y un paseo» sowie «Mala hierba», A. Palacio Valdés mit dem 1. Kap. aus der «Hermana San Sulpicio», J. Valera mit einem Brief aus der «Pepita Jiménez» und R. León mit «Tierra de Castilla» (aus «El amor de los amores»).

Zu der Gesamtanlage des Buches ist zu bemerken, daß es sich fast ausschließlich sprachlichen Fragen zuwendet. Man muß annehmen, daß das so in der Absicht des Verfassers gelegen hat; denn sonst wäre wohl kaum einer so wie Krüger berufen gewesen, gerade in diesem Buche auch dem heute mit Recht verlangten, früher zu unserem Schaden vernachlässigten Kulturstudium und der Volks-

kunde Rechnung zu tragen. Gerade die ausgewählten Stücke hätten dazu gute Gelegenheit geboten. Oft kann ja ein Wort die Handhabe bieten, schlaglichtartig in knappen Sätzen ein Stück spanischer Sitte und typischen Volkslebens zu geben. Einige Beispiele: in «Doña Perfecta»: Zweck der Beschreibungen (das „Herz Spaniens", „Villahorrenda" usw.: Rückständigkeit; heutige Verhältnisse); der «tren mixto» (Eisenbahnverhältnisse); bei Baroja: «Romería» (Volksfeste); bei Valdés: der für den Uneingeweihten schwer verständliche Name «La Hermana San Sulpicio» (span. Namensgebung) usw. usw. Für das Spanische ist gerade diese Seite des Studiums besonders wichtig, einesteils weil die Materie neu ist, sodann weil noch vielen Philologen die Kenntnis von Land und Leuten selbst versagt bleiben muß, und dann auch weil die meisten Deutschen (man kennt das ja aus Erfahrung) von vornherein einen Mentor nötig haben, damit sie Land und Leute des modernen Spaniens ohne das berüchtigte alte deutsche Vorurteil sehen, ohne ein zu großes Maß von Schätzung oder Mißachtung. Und schließlich belebt eine Erörterung derartiger Fragen ein Buch wie das vorliegende ganz erheblich.

Im Einzelnen ist Folgendes zu bemerken:

S. 3: neben *expreso* das häufiger gebrauchte *exprés*.

S. 4: *preguntóles si aquél era el apeadero de V.*: eine Anmerkung über den Modus in indirekter Frage wäre angebracht (so noch öfter in den folgenden Texten).

S. 7: ist *manzanilla* wirklich Apfelwein? Tolhausen behauptet es zwar; es handelt sich indessen um den Namen eines Traubenweines aus der Gegend von Sanlúcar (desgl. S. 66). Zu erwähnen wäre auch der Manzanillatee.

S. 7—8: ... *el cacarear de las gallinas que en aquel momento eran subidas al furgón*: die dazu gegebene Übersetzung „... Gackern der Hühner, die in diesem Augenblick auf den Wagen gestiegen waren" scheint mir unmöglich, trotz der S. 9 mit Beispielen belegten Erklärung, daß der Gebrauch intransitiver Verben mit *ser* auch heute noch gewöhnlich sei. Denn 1. ist es noch so früh am Tage, daß der Bahnbeamte eine brennende Laterne trägt und der Reisende nach einer Schlafgelegenheit fragt; da steigen auch in Spanien die Hühner noch nicht auf die Gepäckwagen der Eisenbahn, wenn auch bei einem „mixto" schon allerhand möglich ist; und 2. steht einige Zeilen weiter (S. 20), daß die Hühner in Körben waren; es war ihnen somit absolut unmöglich, selbst aufzusteigen. Die Sache liegt offenbar viel einfacher. *Subir* gehört wie *bajar, entrar* u. a. zu den Verben, die sowohl transitive als intransitive Bedeutung haben; hier handelt es sich um das Passiv des Transitivs; es ist also zu übersetzen: „... die in diesem Augenblick auf den Gepäckwagen gebracht wurden" (vgl. S. 83 *eran disparados* u. ö.).

S. 11: *llaman a la puerta*: statt „man ruft an der Tür": „man klopft an die Tür".

S. 17: statt «fz. *cheoir*»: «afz. *cheoir*».

S. 19: *no se acuerda ya de nada* „er erinnert sich schon an nichts mehr": das „schon" ist zu streichen (*no ya* = lt. *non iam* „nicht mehr").

S. 20: Zl. 40 fehlt in der Übs. *sintió que*.

S. 25: „die Aussetzung des Artikels : die Terminologie „Aussetzung", wo „Setzung" gemeint ist, wird neben mir vielen anderen Deutschen ungeläufig sein; mancher wird das Gegenteil des Gewollten darin vermuten; vgl. auch S. 27 „aussetzen", S. 37 „ausgesetzt", S. 107 „das Nichtaussetzen".



S. 26: *que viene a buscarme a este apeadero.* Durch die gegebene Übersetzung „der kommt, um mich auf dieser Haltestelle zu suchen" wird im Leser eine falsche grammatische Vorstellung erweckt, zumal der Fall nicht erläutert wird; *a este apeadero* hängt von *viene* ab, gehört nicht unmittelbar zu *buscarme.*

S. 28: *tío Licurgo* «Tom Lykurg»: Die Wiedergabe des unübersetzbaren *tío* mit «Tom» erscheint mir nicht glücklich; mir ist kein deutscher Dialekt bekannt, in welchem ein Wort «Tom» in annähernd ähnlicher Bedeutung existierte. Das Wort *tío* bleibt wohl am besten unübersetzt; oder man müßte es durch das niederdeutsche „Ohm" wiedergeben, was vielleicht vom Herausgeber beabsichtigt war.

S. 28: *el señorito*: nicht nur „junger Herr", sondern allgemein „Herr" im Munde der Dienstboten gegenüber der Herrschaft.

S. 30: *Tres caballerías debían transportar todo: hombres y mundos*: einer der ganz seltenen, bei Galdós gelegentlich vorkommenden Fälle, in denen der acc. des ntr. *todo* ohne *lo* steht, vielleicht veranlaßt durch die unmittelbar folgende Erklärung *hombres y mundos.* Der Fall hätte deshalb eine Erläuterung verdient (Gegensatz zum Frz.!). Vgl. dagegen S. 69 (Anm.) *quiere dejarlo todo*; S. 192: *el sol que todo lo enciende*; bei *hay* S. 56: *todo lo había en los Alamillos.*

S. 31: *un cuartago venerable, algo desvencijado* „ein stattlicher, etwas brüchiger Klepper": die wörtliche Übersetzung „ehrwürdig" an Stelle von „stattlich" ist richtiger; dagegen paßt S. 35 für *de muy buen ver* besser „stattlich" als „sympathisch".

S. 38: *Así viviera mil años ese ángel del Señor*: wünschenswert wäre eine Erklärung dieses *así* als Wunschpartikel. Vgl. *¡Así le parta un rayo!* *¡Así se le vuelva solimán en el cuerpo!* usw.

S. 40: *¡Bien haya que a los suyos parece!* „Wohl dem, der den ihren gleicht". — Eine Erklärung der schwer verständlichen Redensart wäre am Platze.

S. 55: Z. 156 fehlt z. T. in der Übs.

S. 65: *Señor, esto es mío.* „Junger Herr, das ist meine". Die deutsche Form „meine" statt „mein" (so auch S. 21; S. 67 Übs.: „dies ist Ihre", während gleich daneben dir richtige Form steht: „Ich sehe, daß alles Schlechte mein ist") scheint mir, auch zur Erklärung, unberechtigt; es müßte denn schon gesagt werden: „dies ist das meine".

S. 67: *jovialmente*: statt „wohlwollend": „fröhlich", „herzlich".

S. 91: neben *a la letra*: *al pie de la letra.*

S. 95: Aussprache von *Munich* = «munić»?

S. 105: *socarronamente* „verschmissen"; soll wohl heißen "verschmitzt".

S. 109/110: *Los repugnantes mendigos que se arrastraban a un lado y otro del camino* die „abstoßenden Bettler, die sich beiderseits des Weges auf dem Boden lang streckten"; dadurch wird *arrastrarse* eine Bedeutung unterlegt, die hier unnötig ist; die ursprüngliche Bedeutung „sich hinschleppen" paßt am besten.

S. 112: *misa mayor*: statt „Hauptmesse": „Hochamt".

S. 112: Anm. (W.) hinter „Lehrer" fehlt *maestro, profesor.*

S. 113: *es que de aquí no se ven más que los arrabales.* Wenn auch *es que* häufig nur satzeinleitend ist und in der Übersetzung fortbleiben kann, so hat es an dieser Stelle doch seine ganz bestimmte Funktion. José hat gesagt, die Stadt sehe aus wie ein großer Müllhaufen; darauf Lykurg: «*Es que* . . .»: „Das kommt daher, weil man von hier aus nur die Vorstadt sieht usw." Das *es que*

dient dem Führer also zu ganz bestimmter Erklärung und darf m. E. im der Übs. nicht fortbleiben.

S. 123: *Aquí tienes a mi hija Rosario* „Hier hast du meine Tochter R.“ Gebräuchlicher: „Hier ist meine Tochter R.“ — Eine Anmerkung zu diesem oft verwendeten Ausdruck („*Aquí tienes mi jardín*“) wäre angebracht.

S. 140: *mantón de Manila* hätte eine Erklärung verdient, zumal es mit „Chinatuch“ wiedergegeben ist; übrigens scheint mir *el mantón de Manila* Apposition zu *con el traje llamativo* zu sein; entsprechend dem Original wäre also auch in der Übs. in beiden Fällen der bestimmte Artikel zu verwenden. — In diesem Falle wäre also das *llamativo* nicht prädikativ zu fassen, wie in der Erläuterung dazu ausgeführt wird; die prädikative Verwendung findet sich allgemein fast nur bei wirklichen Körpereigenschaften und -zuständen, wie denn auch die in der Erläuterung gegebenen Beispiele sich nur auf solche beziehen (*tenía los ojos negros* usw.).

S. 141: Z. 81 fehlt z. T. in der Übs.

S. 141: *arrogante*: statt „anmaßend“: „stolz“.

S. 143: *Juan de Dios* „Gott - Johann“. Die Bezeichnung gibt es wohl im Deutschen nicht; gemeint ist der bekannte Heilige Johann von Gott. Im allgemeinen ist es aber bei uns nicht Sitte, dem Vornamen im gewöhnlichen Leben die Epitheta des Heiligen beizugeben, wenn es auch hier und dort vorkommt (Petri Kettenfeier Rosegger).

S. 148: Text: *durante una media hora*: handelt es sich nicht um einen Druckfehler, so hätte das an solcher Stelle ungebräuchliche *una* eine besondere Erläuterung verdient.

S. 150: *el camino del pueblo*: nicht der „Orts(Land)weg“, etwa im Gegensatz zu *camino real* „Chaussee“ S. 76, sondern „der Weg zum Dorfe“, und zwar zu dem bestimmt gemeinten Dorfe. Vgl. S. 115 Anm. *el camino* del *Paular* „der Weg zum Paular“.

S. 188: Z. 3 der Anm. muß es statt „verwechselt werden“ heißen: „nicht verwechselt werden“.

An Druckfehlern sind mir nebenher aufgefallen: S. 74, Z. 14 v. u.: *déjemonos* st. *dejémonos*; S. 139, Z. 2/3 *marcha* st. *marchaba*? S. 156, Anm. Z. 241 Akzente; S. 158, Z. 29 v. u.: *tu* st. *tú*.

Diese geringen Ausstellungen tun dem ganzen mit großer Hingabe gearbeiteten Buche, das jeder Philologe, der sich mit Spanisch befaßt, besitzen sollte, keinen Abbruch.

Münster. Th. Heinermann.

Ludwig Pfandl, *Spanische Kultur und Sitte des 16. u. 17. Jahrhunderts.* Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst. J. Kösel & Fr. Pustet, Kempten 1924.

Immer und immer wieder werden die Maße neuzeitlicher Kritik allzu einseitig an literarische Werke älterer Zeit angelegt, ohne genaue Kenntnis und Berücksichtigung von Leben, Geist und Geschmack der Zeit, in der die Werke entstanden. Pfandl will uns in seinem neusten Werk diesen Nährboden für die literarische Hochblüte der spanischen Kultur von 1450 bis ca. 1700 beschreiben. Er spricht richtig von einer *edad de oro*, nicht *siglo de oro*. Er erweist sich als einer unsrer besten Kenner der spanischen Literatur- und Kulturverhältnisse. Die Lektüre des Buches ist ein Genuß. Alles ist reif durchdacht und zusammengefaßt, und der Verfasser nimmt in der Einleitung bestimmt Stellung zur spanischen Materie: „Über Spanien kann, das beweisen alte, neue und neuste Darstellungen, überhaupt

nur mit Liebe oder mit Haß geschrieben werden. Ich für meinen Teil habe es mit redlicher Liebe getan." — Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet; die Schrift groß und klar. 50 gute, verschiedenartigste, z. T. erstmalige Abbildungen zieren das Werk (die Habsburgischen Herrscher, Kostüm-, Sitten-, Ansichtenbilder, Bilder zur Buchgeschichte, zur Ideen- und Kunstgeschichte; dazu Musikbeilagen, Autogramme, Münzproben u. dgl.). Neben 235 Seiten Text und 15 Seiten Einleitung finden wir in zwei Anhängen kulturgeschichtliche Texte (236—288) und wertvollste Bibliographie (263—273), Personen- und Sachregister und am Anfang ein ausführliches Inhaltsverzeichnis; „seine eigne Ansicht soll sich ein jeder selber bilden", S. XV. Das Werk ist als Führer angelegt und ausgearbeitet. Behandelt werden in elf Kapiteln: Philipp II., die letzten Habsburger, das Regierungssystem, Inquisition, Gesellschaft, Nationalstolz und Ehrgefühl, Religiosität, Aberglaube und Moral, Bildung und Unterricht, literarische Bräuche, der Schriftsteller und das Buch, das tägliche Leben, Idealismus und Realismus. — Das Buch ist keine Stoffsammlung nach altem Rezept, aus den Angaben der literarischen Werke heraus, es ist viel umfassender. Pfandl hat die verschiedenartigsten Quellen neben den literarischen aus staatsrechtlichem, wirtschaftlich-politischem, künstlerischem und philosophischem Bereiche herangezogen und ein Gesamtbild entworfen, das die Grundlage für die literarischen Erscheinungen und Tendenzen der Blütezeit abgibt. Überall merkt man den äußerst belesenen, fleißigen Kritiker, der über dem Stoff steht, veraltete Ansichten verbessert (Schillers Don Carlos und Philipp II.!), seine Beobachtungen und Schlüsse in kurzen, inhaltreichen Sätzen darbietet und in einem Neuland bis auf den Grund der Sache vorzudringen sich bemüht hat. Das macht das Buch so anregend und wertvoll. Die verschiedenen Beigaben erlauben die Nachprüfung bis ins einzelne.

Aber bei der Forschung nach dem „Woher" der besonderen Anlagen des spanischen Menschen geht er doch nicht umfassend genug vor. Immer wieder tritt zwar für Menschen, Gesellschaft und Staat Spaniens die ungeheure Wichtigkeit der Reconquista-Erlebnisse heraus, dann die entscheidende, z. T. verhängnisvolle Rolle der Einwirkungen der deutsch-habsburgischen Dynastie, die alles umformte, aber Pfandl betont nicht — und das begrenzt sein Gesichtsfeld — Rassenherkunft und Eigenheiten des Landes, Zeichen für die Wesenheit von Mensch und Kultur Spaniens, auf die doch gerade heute das Studium der besten Spanier vor allem gerichtet ist. Kürzlich hat auch ein Deutscher, Robert Curtius, in der *Neuen Rundschau*, Dezember 1924, darauf Bezug genommen, bei Besprechung von Ortegas Philosophie (*Spanische Perspektiven* S. 1229—1248). Er sagt S. 1236f.: Auf Grund einer tragischen Perversion der Instinkte verabscheut das spanische Volk seit Jahrhunderten den vorbildlichen Menschentypus. Spanien wie Rußland leiden an Mangel hervorragender Individuen. In Spanien hat immer das Volk alles gemacht. Die seltenen Genien sind immer zur Hälfte Volk gewesen. An sich besitzt Spanien dieselbe geschichtliche Struktur wie Frankreich, England und Italien, die sich aus drei Elementen gebildet hat: aus dem autochthonen Volkstum, dem römischen Kulturerbe und der germanischen Einwanderung. Der römische Faktor ist gleichsam das neutrale Element. Der Unterschied zwischen Frankreich und Spanien beruht nicht auf dem Unterschied zwischen gallischem und iberischem Volkstum, sondern auf dem zwischen

Franken und Westgoten. Diese, durch den Romanismus gleichsam alkoholisiert verwirklichten die Lebensform des germanischen Geistes nicht mehr kraftvoll; d. h. die kraftvollen Führer der Volksgemeinschaft fehlen; denn der germanische Sinn geht nicht auf Eigentum, sondern auf Herrschaft. Rom aber faßte Gemeinschaftsleben in der Form der Civitas. Das spanische Volk hatte nie rechten Feudalismus gehabt, stagnierte als Bauernland bis heute. Haß gegen die Besten und die geringe Zahl überlegener Naturen — das sind die wahren Gründe des spanischen Schicksals. Die kurze Blüte kam daher, daß Spaniens Gesamtkräfte zuerst von allen europäischen Mächten in der Faust eines Königs vereinigt wurden. Diese frühe Vereinigung war ein Zeichen geringer Lebenskraft, daher der rasche Verfall. Ebenso ist die langdauernde Reconquista zu bewerten; die Eroberung Amerikas war aber eine Tat des Volks, nicht die einer führenden Minderheit, wie die englische, S. 1238. — Der chilenische Gelehrte J. M. Pinedo sagt im *Heraldo ibero-americano*, 5. Juni 1924: *El castellano nació en manos de los godos, éstos le imprimieron los caracteres de su raza germana en la fonética y construcción de las palabras: era el latín en labios germanos. Este fué el castellano de los clásicos y el mismo que trajeron a Chile los conquistadores vascos y godos. Posteriormente, a fines del XVII, los eruditos del renacimiento, españoles-latinos, transformaron el idioma castellano-gótico en un castellano latinizado con cambios fonéticos esenciales.* Durch Spaniens und jetzt auch Amerikas führende Geister und Literatur geht zurzeit ein Suchen nach der Bestimmung des nationalen Genius und Geschicks. Es ist zu bedauern, daß Pfandl offenbar Ortegas Schriften *Meditaciones del Quijote* und *España invertebrada* nicht gelesen hat. Sie hätten ihn weiter hinaus gewiesen. Auch R. Curtius hat Ortega nicht eingehend studiert, sonst hätte er dem iberisch-afrikanischen Einfluß doch Gewicht beilegen sollen. Ferner fehlt bei Pfandl die Kenntnis des glänzenden Artikels von A. Rühl in der *Zeitschrift für Erdkunde* 1922, S. 81—115, über die Wirtschaftspsychologie des Spaniers, wie auch Schultens Arbeiten nicht Rechnung getragen wird: in der *Zeitschrift Spanien* 1919, S. 89f., über Spanien im Don Quijote (vgl. auch Spanien und Deutschland in *Internationale Monatsschrift* 1915); l. c. 1921, S. 97f., über Αλenius, sowie in der R.-Encycl. der klass. Altertumswissenschaft, Artikel *Hispania* (vgl. auch meine Besprechung von Pfandls Span. Literaturgeschichte, *diese Zeitschr. XXXI*, 434f.). Es ist klar und allgemein anerkannt, daß die Keltiberer den Grundstock der Bevölkerung der Pyrenäenhalbinsel ausmachen; in noch älterer Zeit wohnten dort die Ligurer, das Volk des Westens nach Herodot, nach Schulten ebenso wie die Iberer aus Afrika eingewandert. Das spanische Volk gehört wie das römische und das von den Randländern Nordafrikas zur mediterranen Rasse, ist wesentlich verschieden von dem französischen, für dessen Hauptmasse Reynaud die Kelten mit allem Nachdruck neuerdings den Germanen gegenüber erklärt hat (*Histoire générale de l'influence française en Allemagne*). Gerade Ortega mißt dem größte Bedeutung für das spanische Wesen bei: Meditaciones del Quijote: wir irren, wenn wir von einer cultura latina reden; es gibt nur die mediterrane (*cultura de las superficies* S. 91), hellenische und europäische (*c. de las realidades profundas*). Die europäische ruht auf der griechischen. Diese wurde ebenso von Rom aufgenommen, aber durch dessen überstarken Sinn und Hang zu täuschender Nachahmung der Erscheinungswelt umgebogen. Römische Kultur ist Reflexkultur, Rom das okzidentale Japan. Rom aber gehörte vor-

dem rein zur mediterranen Kultur der Randländer des Mittelmeers, sowohl der nörlichen, wie der südlichen, also auch Nordafrikas. Der Begriff Afrika entstand, nachdem der Begriff Europa geschaffen war, gleichsam als Nichteuropa, S. 95. Und dieser entstand durch den Einbruch der Germanen und ihrer Denkungsweise ins Römerreich: in Italien, Spanien, Gallien. Denn nun schob sich der Kulturmittelpunkt nach dem Norden. Die Renaissance versuchte eine vergebliche Abschüttelung. Spanien hat zwar keine Renaissance gehabt (Pfandl S. 93f.), aber sich gleichwohl gegen den Geist der Reformation von Norden her durch seine Gegenreformation gewehrt, S. 92, d. h. in dem es die katholische Religion verinnerlichte und nur die Anregung für die klassischen Studien aus der italienischen Renaissancebewegung herübernahm. Bis heute hat Spanien in dieser Stellung verharrt. Es ist ein durchaus eigenartiges Land; in ihm haben die europäische und mediterrane Kultur seit alters ihren erbittertsten Kampfplatz. Und Spanien ist dauernd ein Stück Afrika geblieben, das gilt geographisch und psychologisch. *No metáis en mis entrañas guerras civiles: no azucéis al ibero que va en mí con sus ásperas, hirsutas pasiones contra el blondo germano, meditativo y sentimental, que alienta en la zona crepuscular de mi alma. yo aspiro a poner paz entre mis hombres interiores y los empujo hacia una colaboración*, 121—22. — Von diesem weiten Gesichtspunkt aus ist der Blick Pfandls zu eng: „Die spanische Religiosität hat ihre Wurzel in dem mittelalterlichen Glaubenskampf und erfährt ihre Förderung durch Verschmelzung von Staat und Kirche unter den katholischen Königen", S. 81. — Zwei hervorstechende Züge des religiösen Innenlebens stellt Pfandl S. 96 fest: Überzeugtheit und Gefühlswärme. Aber diese Anlagen finden wir auch bei dem Bruder des Spaniers in Marokko, hin bis zur Sahara. Dort ist derselbe Glaubensfanatismus, dieselbe Innigkeit und Überzeugung von der nun einmal ins Innenleben übernommenen Religionsform; dieselbe Leidenschaftlichkeit nach innen wie außen, die sich nach außen brutal äußert, im Kult des Ehrbegriffs (vgl. Blutrache), mag sie auch äußerlich vom Castilier durch gemessene Ruhe vornehm versteckt sein. Pfandl verweist S. 77 allgemein nur auf die dem Volke angeborene Leidenschaftlichkeit. Er hätte auch hier weitergehend auf die iberische Charakteranlage und auf die Wichtigkeit der Bodenverhältnisse und des Klimas eingehen müssen. Spanien ist ein Kleinafrika für sich. Jede Kultur aber hat ihren ganz bestimmten Boden, aus dem sie hervorwächst; vgl. Spenglers Untergang des Abendlandes I, 22; II, 45 u. a.

S. 46 wird Calderón als zweitgrößter dramatischer Dichter bezeichnet. Die Ansichten hierüber sind auch heute noch geteilt. Durante mucho tiempo se le antepuso a Lope de Vega: *es que no conocían bien a Lope los que tal hicieron. Pero, sin meterse en comparaciones, Calderón es y sera siempre . . . Calderón* (Angel Salcedo Ruiz, *Historia de España*, S. 407). Den Spaniern gilt Calderón nicht als *der* Dichter, sondern als *ihr* Dichter: *Gloria de una nación entera.*

S. 53, 71 bespricht Pfandl die verhängnisvolle Rolle des Adels, aber die der Kirche hat er nicht hervorgehoben. Die Kirche hat Schuld an den vielen despoplados und dem ungeheuerlichen Steuerdruck, der die Bauern zur Auswanderung trieb — ein ebenso großes Verhängnis wie die Latifundienbildung (estados) der Adligen in Andalusien.

Daß Pfandl Philipp II. als Menschen, Mäzen, Herrscher in richtiges historisches Licht setzt, muß gelobt werden. Ebenso hat

er bei der Beurteilung der Inquisition Licht und Schatten deutlich gezeichnet.

Eine der schönsten Stellen des Buches, leider nur zu gekürzt, behandelt die spanische Kunst.

Diese Ausführungen sollen die hervorragende Arbeit Pfandls nicht herabdrücken, sondern nur ergänzen. Das Buch ist ein Wegweiser nicht nur auf dem Gebiet der spanischen Literatur; denn eben erst beginnt man ernsthaft damit, die literarischen und künstlerischen Werke, ihre Tendenzen und ihre Schöpfer aus der zeitlichen, materiellen und geistigen Bedingtheit zu deuten und zu verstehen. Pfandls Buch gehört in die Bibliothek jedes Philologen, der sich ernsthaft in das Studium des Spanischen vertiefen will.

Breslau. W. Schulz.

Teubners spanische und hispano-amerikanische Textausgaben für Universitäten und höhere Lehranstalten, herausgegeben von F. Krüger (Heft 1—5).

In anspruchsloser und entsprechend wohlfeiler Ausstattung versprechen die Teubnerschen Ausgaben eine der besten Sammlungen zu bilden, die jetzt in so erfreulicher Anzahl spanischen Lesestoff zu vermitteln bestrebt sind. Ein reichhaltiges Wörterbuch nebst den unumgänglichen Anmerkungen bei den für Anfänger bestimmten und eine vollständige Erklärung aller sprachlichen Eigenheiten bei den schwierigeren Texten gewährleisten vor allem ihre praktische Brauchbarkeit. Hinsichtlich ihrer Auswahl werden mit Pereda und Palacio-Valdés zum erstenmal grundsätzlich neuere Autoren geboten, die der Verlag in seiner Anzeige sogar durch wirklich moderne Werke zu ergänzen ankündigt. Daß diese Absicht die Aufnahme einzelner klassischer Dichtungen nicht ausschließt, beweist Wagners mustergültige Ausgabe der Musternovelle von „Rinconete y Cortadillo": die wertvollen Erläuterungen ihres besonderen Wortschatzes und die ausführliche Bibliographie (in der sogar das bedenkliche Werk von Suarès nicht fehlt) verleihen dem Heftchen fast schon wissenschaftlichen Wert und ermöglichen jedenfalls dem Leser ein selbständiges Weiterarbeiten auf dem reichen Felde der Cervantesliteratur. Die von Wagner mit nicht geringerer Sorgfalt herausgegebenen und liebevoll eingeleiteten „Cuentos Costeños" des Mexikaners Rodríguez-Beltrán bedeuten zwar keine eigentlich originelle poetische Leistung, entschädigen aber reichlich durch die wahrhaft liebenswürdige Schilderung jener fernen tropischen und doch so echt spanischen „Costa de Sotavento". „Für Universitäten und weit vorgeschrittene Leser" bestimmt ist Wieses Auswahl aus den „Tipos y Paisajes" von Pereda, und in der Tat gibt es unter den Neueren kaum eine schwierigere Lektüre als die von dialektischen, regionalen und Fachausdrücken durchsetzte Prosa Peredas. Wir hätten es deshalb aus pädagogischen Gründen gern gesehen, wenn den Erklärungen der genannten Ausdrücke ihre schriftsprachlichen Formen hinzugefügt worden wären, denn wenn der Leser auch dank der Anmerkungen jene Ismen sprachlich versteht, so werden ihm als Ausländer doch nicht ohne weiteres die für ihn so wichtigen korrekten Wendungen einfallen. Im Gegensatz zu den genannten sind die Palacio-Valdés und Caballero gewidmeten Hefte Anfängern im Spanischen zugedacht und allerdings inhaltlich wie sprachlich für sie vortrefflich geeignet. Daß im einzelnen gelegentlich Irrtümer zu verzeichnen sind, ist unvermeidlich: so bedeutet (Heft 4, Seite 10) „gracia" nicht „Spitz-

name", sondern einfach „Scherz", es ist synonym mit „chiste" oder „agudeza". Im allgemeinen aber darf man Herausgeber und Verleger zu dem gelungenen Unternehmen nur beglückwünschen.

M. L. Wagner, *Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen.* Verlag B. G. Teubner. Leipzig, Berlin 1924.

„Ein Wagnis" nennt der Verfasser einleitend das Unterfangen eine spanisch-amerikanische Literaturgeschichte zu schreiben, und wenn ihm dies Wagnis auch gelungen ist, so wird doch die Schwierigkeit nur der würdigen können, der sich selber einmal mit ähnlichen Absichten getragen hat. Schon die Existenz einer besonderen amerikanischen Literatur ist letzten Endes ein Problem, und es wird wohl noch viel Tinte übers Papier fließen, ehe man sich entschieden hat, ob nicht vielleicht der richtigste Platz für diese amerikanischen Schriftsteller in den betreffenden Abschnitten der — spanischen Literaturgeschichte wäre. Aber gleichviel, auch um eine solche Einordnung vorzunehmen, hätte es zunächst einer solchen einheitlichen Darstellung der gesamtamerikanischen Literatur bedurft, wie sie Wagner gibt, und wir halten es für den vielleicht glücklichsten Gedanken, diese Darstellung zum erstenmal nicht nach den einzelnen Staaten einzuteilen. Denn darüber kann kein Zweifel sein: zum mindesten das amerikanische Schrifttum als solches ist eine Einheit, und wir möchten den sehen, der anders als auf Grund inhaltlicher Angaben imstande wäre, einen kolumbianischen von einem venezolanischen Dichter zu unterscheiden. Auch die sprachliche Verschiedenheit ist keineswegs größer als in den einzelnen spanischen Provinzen, und von den Wörtern indianischen Ursprungs abgesehen, dürften sich die berühmten „Amerikanismen" sogar in den meisten Fällen auf lokale Ausdrücke des Mutterlandes zurückführen lassen. „El día que tengamos un diccionario de andalucismos, sagt der gewiß zuständige Cuervo, hallaremos maravillas los americanos." So erblicken wir denn das Hauptverdienst des Verfassers in der übersichtlichen Gestaltung der amerikanischen literarischen Entwicklung, die ja mit der europäischen parallel läuft, wenn sie nicht gar mit ihr identisch sein sollte. Es ist ihm auch gelungen diese Entwicklung bis auf die neueste Zeit durchzuführen, bei dem gewaltigen Umfang des behandelten Gebiets und dem geringen des ihm zur Verfügung stehenden Raumes keine leichte Aufgabe. U. a. findet sich in dem Werkchen die erste unvoreingenommene Würdigung des großen — sollen wir sagen „amerikanischen" oder „spanischen"? — Lyrikers Darío, die uns in deutscher Sprache zu Gesicht gekommen ist, während noch Pfandl in seiner „Spanischen Lyrik seit 1850" vom nationalen (sc. national spanischen) Standpunkt glaubt Einwände erheben zu müssen. Daß man im einzelnen gelegentlich anderer Ansicht sein kann, ist selbstverständlich, womit ja nicht gesagt ist, daß in solchen Fällen Wagners Ansicht nicht die richtigere wäre. Nur in einem Punkt müssen wir anstandshalber Einspruch erheben: nachdem wir uns selbst in einem Aufsatz für Ricardo Palma eingesetzt haben (Rev. Hisp. 1923), können wir nicht zugeben, daß Wagner seine „Tradiciones" als „anekdotische Aufsätze" abtut. Die „Tradiciones" sind durchaus eine besondere Kunstgattung, und wenn man uns die Pistole auf die Brust setzt, dann werden wir sie nach wie vor als die gewiß nicht bedeutendste, wohl aber originellste Leistung der neueren amerikanischen Literatur erklären, die wir immer noch höher stellen als die hier so ausführlich behandelte „Gauchodichtung". Das Originelle daran ist doch nur die volkstümliche Ausdrucksweise, die den

Anschein erwecken soll, als ob es sich dabei um wirkliche nationale Volksdichtung handele, während es in Wahrheit, wie auch der Verfasser betont, doch nur moderne, sentimental-romantische „Hirtenpoesie" ist, deren allerdings gut gespielte Naivität einem leicht das Wort „Kitsch" auf die Lippen drängen könnte — ein Begriff, der einem angesichts der „Tradiciones" nie in den Sinn kommen wird. Wir wissen nicht, ob dem Verfasser die angeführte Ausgabe von 1893 zur Verfügung steht (die diesjährige, von Diez-Canedo in der „Revista de Occidente", II, Nr. XIV, enthusiastisch begrüßte Neuausgabe konnte ihm noch nicht bekannt sein), aber wenn er von neuem einen Blick in die nützliche Anthologie von V. García-Calderón werfen möchte, dann wird er, obschon die darin enthaltenen Stücke vielleicht nicht die besten sind, sicherlich gern sein strenges Urteil mildern. Und da wir schon von den García-Calderóns reden, warum ist das französisch geschriebene Werk des älteren Bruders nicht in der deutschen, in der Berliner Bibliothek vorhandenen Übersetzung von Max Pfau (Leipzig 1913) angegeben statt unter dem englischen Titel „Latin America. Its rise and progress"? (Wir nehmen an, daß es sich um dasselbe Werk handelt.) Überhaupt hätten wir uns gefreut, die benutzte Literatur an einer Stelle zusammengestellt zu sehen, damit auch andere — wir meinen uns selber — von der gelehrten Arbeit des Verfassers hätten profitieren können.

Frankfurt a. M. H. Petriconi.

Methodik des Unterrichts an höheren Schulen. Jedermanns Bücherei, Abteilung: Erziehungswesen, herausg. von August Messer. 8°. 143 S. Ferdinand Hirt. Breslau 1925. Geb. 3 M.

Franz Schnass behandelt Deutschkunde und Philosophische Propädeutik; August Messer Geschichte und Alte Sprachen; Albert Streuber Neuere Sprachen (Französisch und Englisch). Die Darstellung jedes der drei Mitarbeiter zeichnet sich durch sichere und klare Aufstellung der jeweiligen Ziele des betreffenden Unterrichts und der Erörterung der zu ihrer besten Verwirklichung empfehlenswerten Methoden aus. Die den Neusprachler besonders angehende wohl durchdachte Auseinandersetzung Streubers berücksichtigt die Fragen der Aneignung der Aussprache, des Wortschatzes, der Grammatik, sowie die der schriftlichen Übungen, der Sprachfertigkeit und der Lektüre. Durchaus zuzustimmen ist, wenn Streuber — um nur einiges zu berühren — die Aneignung des Wortschatzes der fremden Sprache nicht ohne Mithilfe der Muttersprache verlangt und wenn er zu diesem Zwecke besonders auch sorgfältige Übersetzungen aus der Fremdsprache zwecks wirklicher Erarbeitung der muttersprachlichen Bedeutung der Wörter fordert. Mit Recht betont er die Notwendigkeit grammatischer Unterweisung, wobei die lebendige Art der Einübung, gelegentlich auch die Übersetzung aus dem Deutschen erforderlich ist. Bei der Besprechung der schriftlichen Übungen warnt er vor allzu hohen Ansprüchen und Erwartungen beim fremdsprachlichen Aufsatz und betont sehr richtig, daß dieser Aufsatz nicht als plötzliche Forderung in den Oberklassen auftreten dürfe, sondern von den untersten Stufen an aus dem Unterricht hervorwachsen müsse. Die Lektüre wertet er als den vornehmsten Teil eines jeden Sprachunterrichts und findet mit dieser Wertung wohl den Beifall aller Fachgenossen. Die Formulierung, daß das Ziel des neusprachlichen Unterrichts für die nächste Zeit „der moderne Europäismus" sein müsse, ist vielleicht

nicht sehr glücklich. Der Sprachunterricht in der Schule muß sich wohl einfachere, klarere und greifbarere Ziele stecken. Einen „Europäismus“ gibt es wohl nicht. Dazu ist Europa politisch, wirtschaftlich und gedanklich-kulturell gerade jetzt wieder zu zerrissen, uneinig, unsicher, zu wund und krank. Gewiß, der Sprachunterricht kann, ja muß das Menschheitsproblem ahnen lassen, das die europäischen Völker zu bewältigen und zu lösen haben, wenn sie nicht untergehen wollen. Der Sprachunterricht als Element der nationalen Bildung kann die Jugend von der sprachlichen Seite her zum Verständnis der Eigenart anderer nationalen Kulturen leiten und ihr damit die friedenfördernde Vorstellung von der gemeinsamen Arbeit der nach Sprache, Geschichte und Sitte unter sich verschiedenen Nationen zum gemeinsamen Ziel nahe bringen.

In einem zweiten Bändchen behandelt als zweiten Teil der *Methodik des Unterrichts an höheren Schulen* Franz Schnass Geographie, Georg Röver Mathematik und Naturwissenschaften.

O. Schultz-Gora, *Altprovenzalisches Elementarbuch*. Vierte, vermehrte Auflage. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg 1924. 8°. IX + 216 S. Br. 4,40 M.; geb. 6 M. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, her. von W. Meyer-Lübke, 1. Reihe: Grammatiken 3. Band).

Die erste Auflage war 1906 erschienen. Daß nunmehr die vierte Auflage herauskommen konnte, zeugt nicht nur von der bewährten und anerkannten Vortrefflichkeit des Buches, sondern auch von dem fortdauernden Eifer, mit dem die provenzalischen Studien in Deutschland betrieben werden. Mit Recht kann der Verfasser am Schluß seiner Übersicht von Ausgaben provenzalischer Texte feststellen, daß man sich um das genaue Verständnis provenzalischer Texte, besonders Trobadortexte am meisten auf deutscher Seite in besonderen Aufsätzen oder ausführlichen Besprechungen bemüht hat. Das in erster Linie für Anfänger bestimmte, aber auch für Vorgerückte sehr brauchbare Elementarbuch von Schultz-Gora ist gut geeignet den romanistischen Nachwuchs in das Studium der altprovenzalischen Grammatik einzuführen. Die vorliegende vierte Auflage weist gegenüber den früheren Auflagen eine Erweiterung besonders des syntaktischen Teiles, sowie eine besonders dankenswerte Vermehrung der beigegebenen Texte auf, so daß das Buch auch bei Vorlesungen und Übungen mit Nutzen Verwendung finden kann.

Wien. Walther Küchler.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatz „Zum Verständnis von Dantes Vita Nuova“ (S. 88 f.) sind infolge versehentlich unterbliebener Berücksichtigung der 2. Korrektur einige Druckfehler nicht getilgt worden. So muß es statt *ihm* S. 90 Zeile 13 von unten *ihr* und S. 98 Z. 13 von unten, statt *des* Geliebten, *der* Geliebten heißen.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIII. *Juli-August 1925.* *Heft 4*

ÜBER HERKUNFT UND SINN VON BOCCACCIOS GRISELDA-NOVELLE.

Zu den wenigen Novellen des Decamerone, über deren Quellen man bisher im unklaren geblieben ist, gehört auch die 10. Novelle des 10. Tages, die Griseldanovelle[1]).

Es darf, auf Grund einer Äußerung Petrarcas, als sicher gelten, daß Boccaccio sie nach einer von ihm gehörten Erzählung verfaßt hat, aber wie diese Erzählung aussah, ob es eine aus altem Erzählungsgut aufgelesene oder eine neuere Geschichte war, wissen wir nicht.

Boccaccios Novelle ist bekanntlich von seinem Freunde Petrarca, der sie sehr bewunderte, ins Lateinische übertragen worden. Diese lateinische Fassung wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts ins Deutsche und ins Französische übersetzt. Auf diesem Wege gelangte sie nicht nur in die deutschen und französischen Volksbücher, sondern auch — und zwar nach der deutschen Übersetzung — in dänische und schwedische, nach der französischen Übersetzung in holländische und englische Volksbücher.

Diese bei den verschiedenen Völkern gelesene Griseldageschichte wurde dann auch von Mund zu Mund weitergetragen und in der Form des Volksmärchens durch die Jahrhunderte hindurch erzählt.

Im Jahre 1870 hat Reinhold Köhler in dem Aufsatz: „Die

[1]) S. Henri Hauvette in *Boccace, Etude biographique et littéraire*, Paris 1914, S. 248. — Friedrich v. Westenholz, *Die Griseldis-Sage in der Literaturgeschichte*, Heidelberg 1888, S. 3 ff.

Griseldis-Novelle als Volksmärchen"[1]) vier solche, bereits bekannt gewordene Volksmärchen zusammengestellt, ein deutsches, ein dänisches, ein russisches und ein isländisches; Märchen, die nach seiner Auffassung alle auf die Novelle Boccaccios zurückgehen, wobei er es nur für möglich hält, daß das russische Märchen von Boccaccios Novelle ganz unabhängig, aber schließlich doch aus derselben Quelle geflossen wäre.

Köhlers Ansicht ist bis in die neueste Zeit hinein unwidersprochen geblieben. Erst Eduard Castle hat in einem Aufsatz „Über die Quelle von Boccaccios Griseldanovelle" eine andere Meinung vertreten.[2])

Nach ihm sind diese Volksmärchen nicht auf Boccaccio zurückzuführen, sondern sie stellen volkstümliche, auf uralte Zeiten zurückgehende Vorstufen zu dessen Novelle dar.

Zum Beweise seiner Auffassung sucht Castle zu zeigen, daß die Griseldageschichte auf sehr alten kulturgeschichtlichen Voraussetzungen beruhe, die zur indogermanischen Urzeit führen.

Zu diesem Zwecke greift er aus Boccaccio und den vier Volkserzählungen einzelne Züge heraus und sucht sie als Überbleibsel ältester Motive zu deuten.

So vollziehe sich z. B. die Eheschließung in ganz altertümlichen Formen. Die Werbung bei dem Vater entspreche der bei den Indogermanen üblichen Kaufehe. — Wenn im deutschen Märchen Vater und Schwestern Geschenke erhalten, damit sie doch zufrieden seien, weil sie nicht zur Hochzeit geladen werden, so handele es sich in Wirklichkeit um das alte *widumo*, um die griechischen *ἕδνα*, Geschenke an die Eltern der Braut. — Wenn Boccaccio erzählt, daß der Marchese nach Beendigung der Besprechung mit dem Vater die Hand der Griselda ergreife, so sei das ein Überbleibsel der alten Handergreifung zum Symbol, daß nun die Macht über das Mädchen dem Manne zufalle. — Wenn Griselda, um ins Grafenschloß geführt zu werden, auf ein Pferd gesetzt werde, so soll das der Zeremonie des Hebens der Braut über die Schwelle des neuen Hauses, dem isländischen Niedersetzen auf ein Fell, entsprechen. — Wenn im dänischen Märchen die Braut in dem von ihr geholten Wasser gewaschen

---

[1]) Im *Archiv für Literaturgeschichte*, herausg. von Richard Gosche t. I (Leipzig 1870) S. 409 ff. Vgl. auch Ersch und Grubers *Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, Sekt. I. Buchstabe G. S. 413 ff.

[2]) In „Archivum romanicum" t. VIII (1924) S. 281 ff.

werde, ehe man sie in ihrem neuen Putz ins Königsschloß führt, so soll in diesem Motiv die Erinnerung an das Feuer- und Wassersymbol stecken, das bei der indogermanischen Hochzeit gebräuchlich war. „Bei den Litauern wird die Braut dreimal um den Herd geführt, dann setzt sie sich an derselben Stelle auf einen Stuhl nieder. Der Sitzenden werden die Füße mit Wasser gewaschen, womit auch das Brautbett, der Hausrat und die Hochzeitsgäste besprengt werden." — An die Sitte einzelner indogermanischer Völker, daß die Braut vor der Hochzeit Widerstand zu leisten habe und geradezu in das Ehegemach hineingeprügelt werde, soll es ferner erinnern, wenn im isländischen Märchen Grishildur, in den Sattel gehoben, fragt, was das allzurasche Beginnen bedeute, worauf der König antwortet, daß es da nichts zu reden gebe und daß er sie mit Gewalt fortnehmen werde, wenn sie sich nicht im Guten füge. Schließlich soll der unter Tränen erfolgende Abschied des Mädchens von den Eltern an die alte vorgeschriebene Heul- und Klagepflicht der Braut, wie noch heute in Rußland üblich, erinnern.

Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß die angeführten Züge wirklich die Bedeutung haben, die Castle ihnen zuerkennt. Zum mindesten können es ebensogut harmloseste Erfindungen und Zutaten neuer Erzähler wie abgeblaßte oder unverstandene uralte, primitive Bestandteile sein. Um sie bestimmt als solche kennzeichnen zu können, müßte man beweisen, daß sie letzten Endes nur als Reste ältesten Gutes verständlich sind. Aber das ist in keinem Falle möglich.

Nichts zwingt uns z. B. anzunehmen, daß in dem Satze: «Allora Gualtieri, presala per mano, la menò fuori» Boccaccio, ohne es zu ahnen, das uralte Symbol der Besitzergreifung bewahrt hätte. Es handelt sich hier um nichts anderes, als um das in der Situation durchaus begründete Hinausführen der Braut vor das Haus, um sie der wartenden Hofgesellschaft vorzustellen.

Oder, wenn im isländischen Märchen die in den Sattel gehobene Grishildur fragt, was das allzurasche Beginnen bedeute, so ist im Gefüge der Erzählung diese Frage ganz logisch und berechtigt; denn Grishildur weiß bis dahin nichts von der Absicht des Königs. Sie war vor dem Hause, als der König im Hause mit den Eltern verhandelte. Nun wundert sie sich, daß der König sie ohne irgend eine Erklärung in den Sattel heben

läßt, und es kommt ihr das alles etwas plötzlich vor. Der König, der auch schon vorher dem zögernden Vater mit Gewalt gedroht hatte, wie das ein Märchenkönig wohl tut, antwortet ihr auf etwas rauhe Weise. Frage und Antwort sind aus der Situation heraus ohne weiteres verständlich und brauchen nicht auf uralte Gebräuche zurückgeführt zu werden.

Nicht nur die versteckten Überreste ehemals lebendiger Sitten und Gebräuche sollen — nach Castle — beweisen, daß die Griseldageschichte in indogermanischer Urzeit wurzele, auch der Rechtszustand, wie er die Voraussetzung für das in ihr erscheinende Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern bildet, soll in die gleiche Urzeit zurückführen. Der Vater hat die unumschränkte Gewalt über seine Kinder. Der Mann hat das unbeschränkte Recht, die von ihm gekaufte Frau zu verstoßen. Die Frau hat nach ältestem Recht kein Eigentum als höchstens die mitgebrachte Aussteuer. Daher verlangt z. B in Boccaccios Novelle der Marchese „nach strengem Recht", daß Griselda mit ihrem ihm zugebrachten Heiratsgut, d. h. nackend, nach Hause zurückkehre[1]). Auch die verstoßene Frau bleibe rechtlich das Eigentum ihres Gatten und unterstehe seiner Gewalt. Und weil dieser Rechtszustand bestanden habe, meint Castle, könne der Herr Griselda die Rückkehr befehlen und ihr Dienstleistungen auftragen. So bietet für Castle die Griseldageschichte ein geschlossenes Bild eines uralten, längst dahingeschwundenen Kulturzustandes, und er meint, daß nach der

[1]) Castles Argumentation ist hier nicht ganz klar. Er führt selbst an, daß die Vertreibung des nackten Weibes nur Strafe für Ehebruch war. In keiner Griseldaerzählung ist aber von Ehebruch die Rede. Das isländische Märchen, meint nun Castle, habe daher eine neue Motivierung für diese entehrende Verjagung der Grishildur erfunden" (S. 288). Der König beschuldigt nämlich seine Gemahlin der Ermordung ihrer Kinder. Aber im isländischen Märchen — wie C. selbst sieht — fehlt die Austreibung des nackten Weibes. Wenn sie also gar nicht da ist, wie kann dann das isländische Märchen eine neue Motivierung für sie erfunden haben? Und wie kann andererseits Boccaccio das nach Castle symbolische Motiv des Kleiderwechsels „noch weiter getrieben" haben, eben *dadurch, daß* er sie nackend weggehen lassen will, da sein Marchese der Gattin nicht die geringste Schuld zuerkennt? Sicher ist im Griseldamärchen — und möge es in die älteste Zeit hinaufgehen — von Ehebruch, der eine solche Vertreibung gerechtfertigt hätte, nie die Rede gewesen.

von ihm vorgenommenen Zergliederung niemand mehr die Erfindung einer solchen Geschichte Boccaccio zuschreiben werde.

Daß Boccaccio die Griseldanovelle nicht frei erfunden, sondern nach Hörensagen wiedererzählt hat, wissen wir längst aus dem Petrarca-Brief.

Daß seine Novelle aus einem „sehr alten" Märchen hervorgegangen sein müsse, diesen Beweis hat die „Zergliederung" Castles aber nicht im geringsten erbracht. Es dürfte im Gegenteil nicht allzuschwer sein, wahrscheinlich zu machen, daß die alte Auffassung, welche die vier Volksmärchen aus Boccaccio ableitet, richtig ist und daß die Griseldaerzählung, weit entfernt aus uralten Kulturzuständen erwachsen zu sein, eher erheblich jüngeren Datums ist.

Der Versuch der Beweisführung soll nicht dadurch erfolgen, daß einzelne Züge aus der Darstellung Boccaccio-Petrarcas oder der Volksmärchen auf ihre mehr oder minder unzweifelhafte Modernität hin geprüft werden. Denn ebenso wie die angeblich primitiven Motive, die Castle hervorhebt, nichts für das vermeintlich hohe Alter der Griseldaerzählung zu beweisen brauchen, ebenso müssen die als modern erkannten Züge nichts gegen dieses hohe Alter beweisen. Es könnten ja neuere Zutaten zu einer sehr alten Geschichte sein. Wenn z. B. Petrarca nach Boccaccio erzählt, daß Griselda die Kindlein, die sie dem Diener ihres Gatten übergibt, mit dem Kreuzeszeichen segnet, so verhindert dieser nur aus der christlichen Gewohnheit stammende moderne Zug nicht die Möglichkeit der Herkunft der Erzählung aus heidnischer Urzeit. Er könnte eine später hinzugefügte Ausschmückung aus christlicher Zeit sein.

Aber etwas anderes wird mit Hilfe dieses Zuges wahrscheinlich. Da man nämlich diese Bekreuzigungsgeste, die aus Petrarca in die französischen und deutschen direkten Übertragungen und Bearbeitungen seit Ende des 15. Jahrhunderts übergegangen ist, auch in dem zuerst von den Brüdern Zingerle mitgeteilten deutschen Volksmärchen wiederfindet, so ist wohl mit der größten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie eben aus Petrarca schließlich auch in dieses Märchen hineingeraten ist.

Will man diesen Schluß nicht ziehen, so müßte man annehmen, daß das deutsche Volksmärchen aus derselben Quelle geschöpft hätte, wie Boccaccio. Man könnte auch annehmen, daß das deutsche Märchen ganz unabhängig von irgend einer

Vorlage selbständig die gleiche Geste wie Boccaccio erfunden hätte. Aber näher als jede andere Erklärung liegt doch wohl die Ableitung dieses so deutlich den Stempel der einmaligen und dann nachgeahmten Erfindung tragenden Motivs aus Boccaccio-Petrarca.

Ich verfolge diese Überlegung nicht weiter, wie ich überhaupt darauf verzichte, durch einen eingehenden Vergleich der vier volkstümlichen Fassungen mit Boccaccio und Petrarca den engen Zusammenhang dieser Volksmärchen mit der italienisch-lateinischen Vorlage zu erweisen. Es wäre das ein sehr naheliegendes, ebenso einfaches, wie sicheres Verfahren, aber ich ziehe ein anderes, nicht so sehr an Einzelzügen haften bleibendes Verfahren vor, das das Problem mehr von innen her zu ergründen sucht. Und zwar folgendermaßen.

Wenn die von Castle besprochenen Züge auf uralte Gebräuche und Rechtsverhältnisse zurückgehen, so müßte man annehmen, daß der älteste Erzähler nicht ein Märchen, sondern — in treuem Anschluß an die Wirklichkeit — eine kulturhistorische Novelle erzählt hätte. Er hätte dann so etwas wie eine auf Beobachtung gegründete realistische, Milieu und Lokalkolorit bewahrende Sittenerzählung gegeben: Schilderung des Brautkaufs, Geschenke an Eltern und Geschwister, Zeremonie der Brautwaschung, vorschriftsmäßig tränenreicher Abschied der Braut aus dem Elternhaus, Gebräuche beim Betreten der neuen Wohnung u. dgl. Eine ganz unmögliche Zumutung, ein Verfahren, wie es wohl ganz einzigartig in der Märchenerzählung dastünde.

Was für eine Geschichte hätte der erste Griselda-Erzähler eigentlich erzählt?

Er hätte erzählt, daß ein Gatte seiner Frau die Kinder wegnimmt, wozu er das Recht hatte; daß er seine Frau verstößt, wozu er das Recht hatte; daß er eine Scheinheirat vorgibt und seiner verstoßenen Frau befiehlt, bei der Hochzeit Dienste zu leisten, wozu er das Recht hatte, und daß er die Verstoßene schließlich wieder zu Gnaden annimmt, was in seinem Belieben stand.

Wo liegt der Reiz einer solchen Geschichte? *Wohl zu beachten*, nach Castles Auffassung ist der absolute Gehorsam der Frau ebenso selbstverständlich wie die absolute Gewalt des Mannes über sie. Daß der Mann an Stand so viel höher ist als die Frau, spiele gar keine Rolle, sei ein Vorwand, dessen

es gar nicht bedürfe. Von einer der Frau vor der Heirat auferlegten Bedingung, einem Versprechen, ist nach Castles ausdrücklicher Versicherung in der ursprünglichen Erzählung keine Rede. Boccaccio hat nach seiner Ansicht die uralte Geschichte nicht mehr verstanden, weil er das Verhalten der Griselda motivieren zu müssen glaubte; und das deutsche und isländische Märchen hätten darin die alte Fassung bewahrt, daß in ihnen von einer Bedingung nicht gesprochen würde: „Keinem Manne der Urzeit konnte es einfallen, das Weib zu fragen, ob es gehorchen wolle, da es gehorchen mußte." Der Reiz des Griseldamärchens lag nicht in dem Motiv der bestandenen Probe, sondern, wie Castle, Goethe zitierend, sagt, „in dem «Spiel des Schicksals», in dem «außerordentlichen, sich ereigneten Falle», daß die schimpflich verstoßene Frau wieder zu Gnaden angenommen wird." Das wäre ein *conte à dormir debout* gewesen.

Wir müssen anders vorgehen, um die Herkunft der Griseldageschichte zu erklären. Die vermeintlichen Übereinstimmungen mit alten Kulturzuständen, selbst wenn sie in Wirklichkeit beständen, führen nicht zum Märchen. Gerade, wenn sie beständen, wäre es aus mit dem Märchen! Wo und wann baute sich je ein Märchen aus Wirklichkeiten auf? Oder, wenn das Märchen gewisse Elemente der Wirklichkeit verwendet, so tut es das doch nur, um mit ihnen sein Spiel zu treiben, um die Wirklichkeit über den Haufen zu werfen. Aus der Wirklichkeit gelangt man zum Märchen durch irgend ein Zaubertor hindurch. Irgendwo muß ein Antrieb, muß eine bewegende Kraft sein, mit Hilfe derer die Elemente der Wirklichkeit, wenn sie überhaupt da sind, plötzlich Unwirklichkeit werden. Irgendwann kommt ein Augenblick, in dem die Logik der Vernunft aufhört und die Traumlogik, die Phantasielogik des Märchens beginnt.

Bei vielen Märchen beginnt das eigentliche Märchen da, wo dem Helden oder der Heldin eine Bedingung gestellt wird, die erfüllt werden muß.

Die Griseldageschichte gehört ihrer Herkunft und ihrem Wesen nach zu solchen Bedingungsmärchen. Ohne die an die Heldin gestellte Bedingung, gehorsam und geduldig zu sein, ist die ursprüngliche Griseldageschichte nicht zu denken. Ohne Bedingung, Versprechen und Probe wäre die Griseldageschichte nicht.

Was für Bedingungen kennt das Märchen? Etwa, damit ein armes Mädchen Königin oder ein armer Junge König wird?

Es verlangt Schönheit oder Klugheit oder beides zusammen bei dem Mädchen. Bei dem Manne Kraft, Mut, Tapferkeit, Witz, Geistesgegenwart, Klugheit. Häufig, vielleicht meistens, verlangt die Bedingung eine unmögliche Leistung, die nur auf Grund märchenhaft hoher Kraft oder Intelligenz, oder auch nur mit Hilfe einer freundlichen Fee, eines guten Geistes, dankbarer Tiere vollbracht werden kann.

Andere Märchen verlangen nicht so sehr die Erfüllung einer Bedingung, sondern legen dem Märchenhelden schwere Prüfungen und Leiden auf, die ihm aus den Ränken und Nachstellungen schlimmer Feinde, Verleumder, Neider, verschmähter Liebhaber, arger Stief- oder Schwiegermütter, böser Feen und Geister erwachsen.

Wenn man die Griseldageschichte auf die ihr zugrunde liegende Bedingung und Prüfung hin betrachtet, so findet man, daß in ihr weder das durch die eigene Intelligenz oder Tatkraft oder mit Hilfe eines freundlichen Helfers vollbrachte Unmögliche erzählt wird, noch das Erdulden von Leiden und Verfolgungen, die ein böser Feind auferlegte.

Dagegen wird in ihr erzählt, daß ein hochgeborener Gatte seine niedriggeborene Gattin, die er aus freiem Willen zu sich emporgezogen hat, die er liebt, mit der er glücklich lebt, dadurch auf die Probe stellt, daß er ihr durch Wegnahme ihrer Kinder schwerstes seelisches Leid zufügt, sie roh verstößt und zuletzt wieder zu Gnaden annimmt; daß sie diese Probe besteht durch die geradezu übermenschliche Geduld, die sie in passivem Ertragen bewährt.

Wie kommt es zu der Probe, der Griselda unterworfen wird? Warum quält der Graf seine Gattin in so unerhört grausamer, absurder Weise?

Befragen wir zuerst die Volksmärchen.

In dem deutschen Märchen wird es ganz und gar nicht klar. Ein Graf heiratet ein armes Bauernmädchen, dessen Schönheit, Fleiß und Sittsamkeit ihm gefallen. Er nimmt ihr nacheinander die beiden kaum geborenen Kindlein *weg*, mit der Begründung, daß er sie in den Brunnen *werfen wolle*, da er sich sonst vor den Leuten schämen müsse. Er verstößt sie, angeblich, weil die Leute der Ansicht sind, er verunehre sein Geschlecht. Nach diesen und weiteren Quälereien (Scheinhochzeit, Magddienste) stellt er fest, daß sie die Probe, von der hier

zum erstenmal die Rede ist, bestanden habe, und nimmt sie als Gattin zurück.

Warum er sie auf die Probe stellt, wird im deutschen Märchen nicht gesagt. Ein echtes, altes Volksmärchen aber würde es ganz sicher gesagt haben, und zwar so einfach, klar und deutlich, daß kein Erzähler in Jahrhunderten diese Angabe hätte vergessen können.

Die Passeierin, die den Brüdern Zingerle das Märchen erzählte, hat aber doch darauf vergessen, könnte man einwenden. Daß im alten Volksmärchen die Bedingung vorhanden war, beweise das dänische Märchen, in dem sie nicht vergessen worden ist. Dort ist es folgendermaßen: Der König, mit seiner bäuerlichen Braut im Schlosse angekommen, eröffnet ihr, daß sie wirklich seine Frau werden solle. Nur müsse sie ihm auch versprechen, nie weinen und sauer sehen zu wollen, was ihr auch begegnen möge. Das verspricht die Braut denn auch, und es folgen die Proben, die sie besteht.

Wenn jemand dieses Märchen lesen würde, ohne die Griseldageschichte Boccaccios oder die durch Übersetzung aus Petrarca entstandenen Fassungen der Volksbücher zu kennen, so müßte er bei einigem Nachsinnen sich fragen, was das doch für ein merkwürdiges Ansinnen sei, das da der König an seine Braut stellt. Es gibt wohl Märchen, in denen eine lachunlustige Königstochter zum Lachen gebracht werden muß, aber es gibt kein Märchen, in dem von einer Braut verlangt wird, daß sie nie weinen dürfe, was immer ihr auch begegne.

Warum soll sie nie weinen dürfen? Einigermaßen verständlich wird das Verbot des Weinens durch die Hinzufügung, daß sie auch nie sauer sehen dürfe. Der König mag vielleicht keine traurigen und mürrischen Menschen um sich sehen, weil er von heiterer Gemütsart ist? Er kann wohl keine Tränen sehen? Wie dem auch sei, warum er seiner Frau das Weinen verbietet, sagt das dänische Märchen nicht. Der Hörer wird unvermittelt vor die verblüffende Bedingung gestellt.

Dagegen wird er auf die Bedingung sorgsam vorbereitet *bei Boccaccio* und nur bei Boccaccio; denn im russischen und isländischen Märchen ist es nicht anders.

Der vornehme, nur auf Jagd und Vogelfang erpichte Marchees — so beginnt Boccaccio — dachte nicht daran, ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen. Warum nicht? Boccaccio, ohne

den Grund sogleich anzugeben, verrät ihn doch mit der höchst ironischen Bemerkung: «Di che egli era da reputar molto savio». Das Wort spricht Bände. Mit einem Schlage ersteht vor unserem geistigen Auge jene das ganze Mittelalter durchziehende, frauenfeindliche, frauenverspottende Schwankliteratur, in der die Leiden des armen Ehemanns geschildert werden, der ein bös Weib hat. Die zänkische, weinerliche, ewig auf Widerspruch eingestellte Frau macht dem Gatten das Haus zur Hölle.

Dieses frauenlästerliche Schwankmotiv, wie es Matheolus in seinem «Liber lamentationum», Eustache Deschamps in «Le miroir de mariage», Boccaccio selbst im «Corbaccio» abgehandelt, wie es seinen klassischen Ausdruck in «Les quinze joyes de mariage» gefunden hat, steht am Eingang der Griseldanovelle. Es erklärt die Gesinnung des Marchese. Er ist der traditionelle Skeptiker gegenüber den Frauen. Er fürchtet die Ehe.

Dieses Motiv wird von Boccaccio zur Weiterführung seiner Erzählung breit ausgesponnen. Die Leute des Marchese wünschen, daß er heiraten solle. Sie wollen ihm angesichts seiner Heiratsunlust die Sache leicht machen und erbieten sich, ihm eine solche Frau von solchem Vater und solcher Mutter zu suchen, daß er auf guten Ausgang hoffen dürfe. Der Marchese aber, der in den besten Eltern keine Bürgschaft für die Trefflichkeit der Töchter sieht, wird sich nach eigenem Gutdünken seine Frau auswählen, Griselda, das einfache Bauernmädchen. Ihr Wesen hat ihm gefallen, sie ist schön, und so scheint es ihm, «che con costei dovesse potere avere vita assai consolata».

Durch diesen Eingang erklärt sich ungezwungen zweierlei. Erstens, aus welchem Grunde der vornehme Herr ein armes Mädchen heiratet. Mit ihm, da adelige Herkunft keine Garantie bietet, ist das Experiment — denn Experiment bleibt die Sache für den Skeptiker — noch am ehesten zu wagen. Das Motiv des Standesunterschiedes ist also keineswegs ein Vorwand, dessen es gar nicht bedurfte, sondern ist von Anfang an wohlerwogen. An sich wären die grausam demütigenden Proben wohl auch der vornehmen Standesgenossin zuzumuten gewesen. In welch roher Weise ein Edelmann mit einer Edelfrau — *nicht einmal* seiner eigenen Gattin — umspringt, um ihr ihre *Herrschsucht* auszutreiben, kann das derbe Fabliau «De la male femme» zeigen.

Aber der zugleich märchenhafte wie sentimentale Reiz der Griseldageschichte rührt gerade daher, daß der vornehme Herr aus Überlegung ein armes Mädchen erwählt und daß die Niedrig-

geborene die herrische Willkür des Gatten in schweigend duldendem Heroismus erträgt.

Zweitens erklärt sich durch diese Vorbereitung, warum der Marchese das Versprechen fordert und die Bedingung stellt. Er will eben, soweit es möglich ist, Sicherheit haben, er will von seiner zukünftigen Frau wissen, «s'ingegnerebbe di compiacergli, e di niuna cosa che egli dicesse o facesse non turbarsi, e s'ella sarebbe obbediente, e simili altre cose assai».

So fügt sich logisch Glied an Glied: Gesinnung des Marchese, wohlüberlegte, in seiner Gesinnung und Absicht begründete Wahl des armen Mädchens, Forderung des Versprechens als Bürgschaft für den ruhigen Verlauf der Ehe.

Ein solcher, in eingehender logischer Aufeinanderfolge sich entwickelnder Eingang jedoch entspricht nicht der Märchentechnik, die wohl ganz kurze und einfache, aber nicht so ausführlich entwickelte Begründungen und Motivierungen kennt. Er ist nicht märchenhaft, sondern ist Ergebnis der Reflexion eines unnaiven, nachdenklichen, modernen Erzählers. Er entspricht ganz der Technik, wie sie auch sonst Boccaccio in seinen Novellen anwendet; er ist durchaus im Stil seiner wohldurchdachten, sorglich vorbereitenden und motivierenden Erzählungskunst.

Boccaccio hat eben — so könnte man einwenden — nichts anderes getan, als die knappe, aber bei aller Knappheit ebenso zwingende Logik des Eingangs eines älteren, richtigen, ihm bekannt gewordenen Volksmärchens auf seine kunstvollere Art zu erweitern. Er hätte nur ausgeschmückt, komplizierter gemacht, modernisiert.

Einem solchen Einwand wäre entgegenzustellen, daß eben von den uns bekannten Volksmärchen, die Castle als ältere und ursprünglichere Stufen der Überlieferung ansehen möchte, keines einen Eingang hat, der klar und knapp die Voraussetzungen schafft, welche die Erzählung, so wie sie weiter verläuft, notwendig verlangt.

Während die Erzählung Boccaccios sich auf einer wohlüberlegten Exposition aufbaut, fehlen in allen vier Volksmärchen zu Beginn die Angaben über Wesen und Absicht des vornehmen Herrn; Angaben, die für Gang und Sinn der Erzählung als unumgänglich notwendig erscheinen.

Daß diese Angaben fehlen, erklärt sich leichter, wenn man die Volksmärchen aus Boccaccio ableitet als wenn man sie als

echte, alte, volkstümliche Erzählungen auffaßt. Die modernen Nacherzähler sind gewissermaßen von dem Eindruck, den die in der Novelle dargestellte unerhörte Geduldprobe auf sie macht, so überwältigt, daß sie eben nur sie erzählen, und darüber die Voraussetzungen, welche angeben, wie es zur Probe kommen kann, ganz vergessen. Das Verfahren Boccaccios ist ganz kunstmäßig. Daher lassen die Volkserzähler, denen es nur auf die Hauptsachen ankommt, die lange Einleitung ebenso selbstverständlich weg, wie die genauere Lokalisierung der Erzählung, die Petrarca vornimmt. Sie gehen gleich — entsprechend der Märchentechnik — in medias res, vergessen dabei aber die dem Märchen notwendige, kurze Begründung von Versprechen und Probe.

Zugleich aber sind diese sogenannten Volksmärchen — dieser Schluß zwingt sich auf — trotz ihrer größeren Einfachheit, Einfalt und Kürze, trotz einzelner Märchenzüge, die sie im Gegensatz zu Boccaccio aufweisen, im Grunde auch nicht märchenhafter als Boccaccios Erzählung, die selbst alles andere ist als ein Märchen.

So klingt z. B. die im dänischen Märchen der Braut auferlegte Bedingung, daß sie nie weinen und sauer sehen dürfe, noch einigermaßen märchenhaft. Aber ganz unmärchenhaft ist es dann, wenn die bei allem Schrecklichen stets heiter bleibende Königin ihr Verhalten stets mit dem gegebenen Versprechen begründet und auch darauf hinweist, daß alles so kommen mußte. Das Märchen kennt nur Aufgabe und Handlung. Reflexion, Begründung des Tuns durch gedankliche Erwägungen kennt es nicht.

Ebenso unmärchenhaft ist es, wenn im isländischen Märchen der Vater die Werbung des Königs übel aufnimmt und befürchtet, daß dieser die Tochter über kurz oder lang doch schimpflich davonjagen werde. Wenn einmal ein Märchenkönig ein armes Mädchen zur Königin macht, so finden die Niederen das ganz begreiflich, sind voller Freude und machen sich keine Sorge um einen schlimmen Ausgang.

Unmärchenhaft — um ein letztes entscheidendes *Beispiel* anzuführen — sind die Reflexionen, mit denen das dänische Märchen schließt. Alles ist gut für die stets heiter gebliebene Frau ausgegangen. „Sie hatte nun so manches Jahr so großes Herzeleid gehabt und sie hatte, um ihr Wort nicht zu brechen, stillschweigen müssen und sich nie darüber bei dem König

beklagt, sondern sie hatte es in aller Stille für sich behalten. Das konnte der König auch wohl einsehen, denn er kannte sie genug, um zu wissen, daß sie nicht gleichgiltig gewesen war gegen das, was ihr geschehen war; und da er nicht sagen könnte, daß sie je ihren Kummer hatte merken lassen, so hielt er nun unendlich viel auf sie, und sie hatte nun eben so große Freude als sie vorher Leid gehabt hatte."

Klingt diese gewundene und verwickelte Auseinandersetzung wie alter, immer wieder von Mund zu Mund getragener Märchenton? Wohl nicht. Diese Reflexion, in der der Erzähler den Hörern das Verdienst der schwergeprüften Frau zu Gemüte führt und dem Einwand begegnet, daß sie vielleicht nur schwieg, weil sie gefühllos war, sie ist ihm aus der Novelle Boccaccios zugeflossen. Als nämlich der Marchese seiner Gattin das zweite Kind hat wegnehmen lassen und erfahren hat, daß sie dabei ganz ruhig geblieben ist, heißt es bei Boccaccio: «Di che Gualtieri si maravigliava forte e seco stesso affermava niun' altra femina questo poter fare che ella faceva, e se non fosse che carnalissima de' figliuoli, mentre gli piaceva, la vedea, lei avrebbe creduto ciò fare per più non curarsene, dove come savia lei farlo cognobbe».

Das ist die gleiche Überlegung wie in dem dänischen Märchen, nämlich der Ausdruck der Überzeugung des Gatten, daß nicht Lieblosigkeit und Herzenshärte die Mutter verhindert hatten Kummer zu empfinden, sondern nur die Ergebung in seinen Willen.

Diese Übereinstimmung in der Wiedergabe einer so subtilen Reflexion beweist schon für sich allein, daß das dänische Märchen nicht die Wiedergabe einer uralten mündlichen Tradition ist, sondern auf Boccaccios Novelle zurückgeführt werden muß; ein Beweis mehr, daß wir bei Ergründung des Griselda-Problems auf diese Fassung, als die älteste bekannte und bei weitem wichtigste, ja, im Grunde allein wichtige, zurückzugehen haben. Die spät aufgezeichneten Volksmärchen interessieren uns nur als Zeugnisse der Veränderungen, welche die Novelle Boccaccios im Volksmunde erfahren hat, nicht als Spuren älterer mündlicher Überlieferung.

Es gibt überhaupt keine Möglichkeit, die Griseldageschichte aus alter indogermanischer Urzeit abzuleiten. Und daher, nachdem wahrscheinlich gemacht wurde, daß nur die Einleitung

der Boccaccio-Erzählung den notwendigen Auftakt zu den erzählten Begebenheiten gibt, daß sie unmärchenhaften Charakter trägt und modern anmutet, soll nun versucht werden zu zeigen, daß das eigentliche Thema der Novelle, die Geduldserprobung, wohl in Nachahmung von Märchenmotiven, aber wieder in ganz unmärchenhaftem Sinne, aus ganz bestimmten mittelalterlichen Voraussetzungen aus erfolgt.

Die Rechnung des Marchese war ganz richtig gewesen. Griselda wird die beste und bequemste der Frauen. Sie zeigt sich so gehorsam und dienstwillig, daß ihr Gatte sich als der zufriedenste Mann auf Erden vorkommt und selbst die Skeptiker unter seinen Leuten seine Klugheit, die alles so gut vorausgesehen hat, bewundern.

Dem glücklichen Paare wird ein Töchterlein geboren, vom Vater mit größter Freude begrüßt. Aber bald darauf kommt ihm ein neuer Gedanke. Nämlich der Gedanke, die Geduld seiner Frau in langer Probe, durch Auferlegung ganz unerträglicher Dinge zu erproben.

Ein neuer Gedanke, sagt Boccaccio ausdrücklich. Man könnte versucht sein, die Tatsache, daß in einer so gut eingeleiteten Kunsterzählung das Motiv der Probe so plötzlich und unvermittelt auftritt, als Beweis dafür anzuführen, daß das Probemotiv wohl nicht ursprünglich in der Erzählung vorhanden zu sein brauchte. Aber die Geschichte konnte doch mit der Feststellung, daß die Rechnung des Grafen richtig war, wirklich nicht zu Ende sein. Der Gehorsam der Gattin mußte sich bewähren. Dazu gab es aber wohl kein anderes Mittel als die Probe. Für den, der die Griseldageschichte erfand, mußte daher die Probe von allem Anfang an im Plan vorhanden sein.

Wenn das Motiv erst jetzt, gewissermaßen zu Beginn eines neuen Aktes, auftritt, so ist diese Ordnung als ein erzählungstechnisch sehr geschickter Zug zu betrachten, der wie mit einem Ruck neue Ausblicke und neue dramatische Spannungen schafft.

Aber das ist nun das Merkwürdige: Im dem Augenblicke, da dieses der Erzählung notwendige und *ursprüngliche Motiv* auftritt, beginnt die so trefflich eingeleitete Geschichte unbegreiflich zu werden. Der Erfinder der Griseldageschichte ist, so scheint es, in eine Sackgasse hineingeraten. Die Probe stand in seinem Plan. Ohne Probe wäre die Erzählung nicht denkbar. Aber die Proben, wie er sie dann auswählte und

auferlegte, haben keinen Sinn. Die Griseldageschichte wird in dem Augenblick, da die Proben, mit denen sie steht und fällt, einsetzen, eigentlich unsinnig.

Um von diesem Gesichtspunkt aus dem Wesen der Griseldageschichte näher zu kommen, empfiehlt es sich, einige andere Märchen zum Vergleich heranzuziehen.

Das von den Brüdern Grimm erzählte Märchen von der klugen Bauerntochter hat insofern mit der Griseldageschichte einige Ähnlichkeit, als in ihm erzählt wird, wie ein König ein armes Mädchen heiratet, verstößt und wieder zurücknimmt.

Von diesem Märchen gibt es eine dänische Variante.

Der Vergleich mit dieser dänischen Fassung ist für unsere Zwecke geeigneter. Im Dänischen betitelt sich das Märchen „Die kluge Königin“[1]) und erzählt Folgendes: Ein ungewöhnlich schöner und kluger Prinz tut das Gelübde, nur eine solche Frau zu heiraten, die ebenso schön und nahezu ebenso klug wäre, wie er selbst. Nach langem Suchen entdeckt er, der „sich schon selbst vorsehen wollte“, ein wunderschönes Mädchen, ärmster Leute Kind, das er zur Braut erwählt, nachdem er durch eine märchenhaft schwierige Probe festgestellt hat, daß sie wirklich ebenso klug ist, wie er selbst. Aber da er fürchtet, daß sie vielleicht klüger sein könnte, als er, muß sie ihm versprechen, sich niemals in Staatsangelegenheiten einzumischen. Tue sie es dennoch, so dürfe er sie verstoßen und wieder zu ihren Eltern zurückschicken. Das Mädchen geht auf die Bedingung ein und stellt nur die Gegenbedingung, daß, wenn er sie wegschicke, sie dann mit sich nehmen dürfe, was ihr das Liebste wäre. So kommt es zur Hochzeit, der Prinz wird König, und eines Tages geschieht es, daß die Königin gegen die Verabredung handelt, worauf der König sie zu ihren Eltern zurückschickt. Die Königin, die sehr sanft, demütig und gehorsam tut, geht, indem sie den durch einen Schlaftrunk betäubten König mit in ihre ärmliche Hütte nimmt. Dieser kluge, an das Verhalten der Weiber von Weinsberg erinnernde Streich verhilft ihr dann wieder zu ihrer königlichen Würde.

Das Märchen ist ein Musterbeispiel echt märchenhaften Baus. Das arme Mädchen wird Königin, weil es in seiner Klugheit die Bedingung erfüllt hat. Sie verletzt die eingegangene Klausel

---

[1]) *Volksmärchen der Dänen*, erzählt von Svend Grundtvig, übers. von Ad. Strodtmann (Stuttgart s. a.) S. 119ff.

und muß die vorherbestimmte Folge der Verstoßung tragen. Aber ihre Klugheit, die sich rechtzeitig vorgesehen hatte, trägt durch geschicktes Gegenspiel den Sieg davon, und sie gewinnt sich den Gatten zurück. Hier erfolgt in einfach klarer Anordnung und märchenhafter Verständlichkeit Zug um Gegenzug.

Bei Boccaccio wird nach umständlicher Vorbereitung vor der Hochzeit wohl ein Versprechen abverlangt, aber ohne Begleitung einer Drohung. Aber das echte Märchen verlangt etwas derartiges: eine klare Bedingung und eine klare Verheißung oder eine nicht mißzuverstehende Drohung; zum mindesten die Ahnung drohenden Unheils, wenn die Bedingung verletzt wird.

Bei Boccaccio ist also von Drohung keine Rede, aber auch nicht von Vergehung gegen ein Verbot, von Bruch eines Versprechens. Das Unsinnige der Griseldageschichte besteht darin, daß Griselda die Proben besteht und doch immer weiter gequält wird. Ein solcher Vorgang ist ohne Beispiel in der Märchenwelt. Wohl genügt häufig eine einmalige Probe nicht. Das Bestehen einer ersten Probe zieht gern die Auferlegung einer schwereren zweiten und dritten Probe nach sich, aber in solchen Fällen handelt es sich stets um die Überwindung von Schwierigkeiten, die durch Anwendung von Körperkraft oder Intelligenz oder mit Hilfe eines Dritten leicht und spielend überwunden werden, handelt es sich um jene Märchenforderungen, in deren Befriedigung der Spaß des Abenteuers liegt, da die immer höher geschraubten Ansprüche dem anspruchsvollen Forderer zum Trotz und Tort erfüllt werden. Mit dieser Art sinn- und wirkungsvoller Steigerung aber haben die wiederholten, grausamen Quälereien, wie sie der Marchese beliebt, nichts zu tun.

Man findet also in der Griseldanovelle wohl eine Bedingung, aber keine Verheißung und keine Drohung; kein Vergehen, wohl aber unerhörtes Quälen; d. h. die Logik des Märchens ist auf den Kopf gestellt, ohne daß aber dabei die Logik der Wirklichkeit herauskäme.

Vom Märchenstandpunkt wie vom Standpunkt der Wirklichkeit ist es nun ganz ohne Beispiel, daß in der *Griseldanovelle* der Gatte es ist, der seine Frau, die er doch zu lieben nicht aufhört, ganz ohne Grund fortgesetzt quält. Die Gattin gibt ihm nicht den geringsten Anlaß, irgendwie an ihr zu zweifeln. Weder vor noch während noch nach den Proben, die er ihr auferlegt. Es ist eigentlich komisch. Der Marchese hatte ge-

rade Griselda geheiratet, weil er gehofft hatte, mit ihr, sicherer als mit einer Standesgenossin, ein ruhiges Eheleben zu führen. Nun schafft er sich selbst, ohne Grund, eine Aufregung nach der andern. Er will nicht von seiner Frau gequält werden, aber er quält sie. Er nimmt ihr die Kinder weg und beraubt dadurch auch sich selbst. Er macht sein Haus, in dem es bei dem liebevollen, anmutigen und innerlich vornehmen Wesen seiner Frau so schön hergehen könnte, zu einem Haus des Leids, der stummen, ihn eigentlich beständig anklagenden Resignation. Er zerstört Jugend und Glück seiner Frau, er vergiftet seine Ehe um einer unbegreiflichen Marotte willen. Und wenn er dann schließlich nach vielen Jahren, unmittelbar nach der schwersten Demütigung der Mutter vor den Kindern, alles wieder sein läßt, wie früher, dann ist es, als ob es zu spät sein müßte, als könnte für die so schmählich mißhandelte und gedemütigte Frau kein Glück mehr erblühen.

Wie konnte eine solche Geschichte, in der der eigene Gatte und Vater der Gattin und Mutter die Kinder wegnimmt, sie schließlich zurückgibt, die verstoßene Frau wieder aufnimmt und so alles in Wohlgefallen endet, zur Zeit Boccaccios — ein Jahrhundert spielt dabei keine Rolle — erfunden werden?

Eine Spur eröffnet sich vielleicht, wenn wir daran denken, daß es Märchen gibt, in denen der Mutter ihre Kinder weggenommen werden. In diesen Märchen ist es aber nicht der Vater, der die Kinder wegnimmt, sondern ohne Wissen oder gegen den Willen des Vaters eine andere, der Gattin feindliche Person, meist die böse Schwiegermutter.

So ist es z. B. in dem dänischen Märchen „Die stumme Königin“[1]). Ein Prinz hat ein von ihm in einem Rabennest entdecktes Mädchen später geheiratet, obwohl es stumm ist. Seine Mutter haßt „das Rabenjunge“. Als die junge Königin ein Kind geboren hat, legt sie einen Hund in die Wiege, setzt das Kind aus und sagt dem König, seine Frau habe einen Hund zur Welt gebracht. Der König fügt sich, ist aber weiter zärtlich mit seiner Frau. Die Schwiegermutter wiederholt Verleumdung, Aussetzung der Kinder, Unterschiebung von Tieren bei der zweiten und dritten Geburt. Nach der dritten Geburt verlangen Schwiegermutter und Räte des Königs, daß er sich von seiner Frau scheiden lasse. Am liebsten hätte die böse

---

[1]) *Volksmärchen der Dänen.* S. 109ff.

Alte die junge Königin ebenso nackend und bloß fortgejagt, wie sie gekommen war, aber das wagte sie doch nicht. Die stumme Königin durchschaute die Ränke der Schwiegermutter, wußte auch, daß sie keine Tiere zur Welt gebracht hatte, aber ob ihre Kinder jetzt lebten oder tot wären, das wußte sie nicht. In stummem, aber umso größerem Schmerz vernimmt sie den Richterspruch ihres Gemahls, der sie wegschickt. Es geht dann alles gut aus. Sie erlangt ihre Sprache wieder, der über den wahren Sachverhalt aufgeklärte König hält mit der Verstoßenen von neuem Hochzeit und läßt die böse Schwiegermutter verbrennen.

Weist nicht das Schema dieses Märchens gewisse Ähnlichkeiten mit der Griseldanovelle auf? Ein König heiratet ein Mädchen unbekannter Herkunft, der jungen Frau werden die Kinder weggenommen, einmal, zweimal, dreimal nach der Geburt, sie duldet schweigend, wird schließlich selbst verstoßen, um zuletzt ihre Kinder wiederzufinden und von ihrem Gatten in neuer Hochzeit zurückgenommen zu werden. Ein sehr ähnliches Schema. Nur mit dem — gewiß sehr bedeutenden — Unterschied, daß nicht der eigene Gatte, sondern die böse Schwiegermutter die Kinder wegnimmt, daß es sich um Verleumdung und nicht um eine Prüfung handelt, daß die Königin nicht klagt, weil sie stumm ist. Doch fehlt auch der Königin im Märchen über die Stummheit hinaus nicht der Zug rührend-geduldiger Ergebung in ihr unverschuldetes Schicksal.

Sollte es nicht vielleicht möglich sein, die Frage der Herkunft der Griseldaerzählung dadurch ein wenig zu erhellen, daß man sich vorstellt, es habe nach dem Muster eines solchen Kindsentziehungs-Märchens irgend jemand irgend einmal den Einfall gehabt, eine zugleich ähnliche und völlig verschiedene Geschichte im Griseldaton zu verfassen?

Daß nach einem derartigen Märchenmuster eine neue Geschichte in ganz anderer Tendenz und in ganz anderem Stil gedichtet werden konnte, in Tendenz und Stil der Marienlegende, beweist das in den Hausmärchen der Gebrüder Grimm enthaltene Märchen „Das Marienkind“.

Maria nimmt das Töchterlein eines armen Holzhackers mit sich in den Himmel, um dort wie eine Mutter für das Kind zu sorgen. Als sie einmal auf Reisen geht, gibt sie dem Kinde die Schlüssel zu dreizehn Türen des Himmels in Verwahrung. Zwölf Türen darf es aufschließen. Die dreizehnte nicht. Das

würde sein Unglück sein. Aber das Mädchen schließt auch die dreizehnte Tür auf, leugnet auf Befragen die Tat, darf nicht mehr im Himmel bleiben, wird von Maria mit Stummheit geschlagen und zur Erde zurückgeschickt. In einer Wildnis entdeckt nach Jahren ein König das nur mit langem goldenen Haar bedeckte Mädchen und macht es zu seiner Gattin. Nach einem Jahr bringt die Königin ein Kind zur Welt. Maria erscheint ihr und ist bereit ihr die Sprache zurückzugeben, wenn sie die Wahrheit wegen des Türaufschließens bekenne. Die Königin bleibt verstockt, und Maria entführt ihr, wie sie ihr angedroht hatte, ihr Kind. Der Vorgang wiederholt sich beim zweiten und dritten Kind. Die Königin bleibt verstockten Herzens und gesteht nicht. Das Volk, das schon beim Verschwinden des ersten Kindes gemurmelt und die Königin als Menschenfresserin verdächtigt hatte, ist nun nicht mehr zu halten und zwingt den König, die Königin zum Feuertode zu verurteilen. Als das Holz zu brennen beginnt, wird das verstockte Herz der Königin von Reue bewegt; mit dem Verlangen ihre Sünde zu gestehen, kommt ihr die Sprache zurück, sie bekennt, Regen löscht das Feuer, in Lichtglanz erscheint Maria mit den drei Kindern, verzeiht der Reuigen ihre Sünde, gibt ihr die Kinder zurück und macht sie glücklich für ihr Leben.

In dieser Marienlegende ist das Märchen von der stummen Königin ins Geistliche umgebogen. Aus der Verfolgung der von Geburt stummen Frau durch die böse Schwiegermutter ist die göttliche Einwirkung auf das verstockte Herz der wegen ihres Vergehens von Maria mit Stummheit bestraften Sünderin geworden. Es handelt sich nicht mehr um Verleumdung und Quälerei aus Haß, sondern um Prüfung aus göttlicher Barmherzigkeit. Die dreimal wiederholte Kindwegnahme bezweckt die Bekehrung der Sünderin, die sich lange gefühllos verhärtet, über die harte Züchtigung nicht klagt, sondern nur noch mehr verstockt, bis sie im letzten Augenblicke in Reue und Bekenntnis zerschmilzt.

Die Marienlegende nun — so will es scheinen — bildet das ideale Verbindungsglied zwischen dem Märchen von der stummen Königin und der Griseldanovelle. Und zwar wegen des Motivs der Prüfung; denn auf ihm baut sich die Legende wie die Griseldanovelle auf.

Die Geschichte von Griselda ist entstanden, weil einmal ein Erzähler sich gedrängt fühlte, das Motiv von der Kindsentziehung,

der Verstoßung und der Wiederaufnahme der aus Niedrigkeit emporgezogenen Frau von neuem, auf seine Weise, mit Hilfe des Motivs der Probe, der Prüfung, abzuwandeln, wobei er die Probe nicht als Prüfung der Sünderin, sondern als Erprobung des Gehorsams und der Geduld der Ehefrau auffaßte.

Es lag ihm daran, einen Frauenspiegel zu verfassen, den Geschichten vom bösen, zänkischen Weibe, der «male femme», die Geschichte des gehorsamen, sanftmütigen, geduldigen Weibes entgegenzusetzen.

Der Reiz der Griseldageschichte liegt wohl darin, daß in ihr die rührende Gestalt der Griselda, wie mit einem Glorienschein umkleidet, vor dem Leser leuchtet.

Während in den Schwankgebilden vom bösen Weibe die Frau ins Lächerliche gezogen wird, während im Märchen das abenteuerliche Rankenwerk und die Niedertracht der Widersacher den Blick in etwas von der leidenden Heldin ablenken und in der Marienlegende die Frau allzusehr als die verstockte Sünderin erscheint, fällt hier alles Licht auf die unschuldig schwergeprüfte, klaglos leidende Dulderin.

Dieser Reiz der Geschichte nun, so paradox es klingen mag, beruht im hohen Maße mit auf der zunächst ganz unsinnig erscheinenden Tatsache, daß es der liebende Gatte und Vater selbst ist, der zum Quälgeist und Verfolger seiner Gattin und zu der Gewalt wird, die ihr jene unmenschlich harte Prüfung auferlegt.

Er erscheint auf den ersten Blick unsinnig; aber in dem Augenblick, da es dem Erzähler einfiel, die Geduld und den Gehorsam der Ehefrau zu glorifizieren, mußte er den Gatten einführen als den, der ihr die Gelegenheit gibt, diese Tugenden zu bewähren.

So unbegründet und unsinnig das Verhalten des Marchese auch sein mag, so vertreibt doch die Tatsache, daß er es ist, der die Quälereien ersinnt und ausführt, die märchenhafte Abenteuerlichkeit und Phantastik oder das Legendenhaft-Übernatürliche aus der Geschichte. Diese Wendung bewirkt, daß *sich* nun alles zwischen Mann und Weib abspielt. Dadurch *fällt die* Geschichte aus Bezirk und Stil des Märchens und der Legende heraus und gewinnt ein menschlicheres Gesicht, sie wird familiärer, intimer, sentimentaler, sie wird zur Novelle.

Die Prüfung, die der eigene Gatte seiner Gattin auferlegt, ist zwar sinnlos, aber nur sie war imstande — und zwar weil

nur dem Gatten gegenüber eine Frau zu solchem Beweis von Gehorsam und Geduld sich verpflichtet fühlen konnte — die Sentimentalität zu erzeugen, die der Griseldageschichte eigentümlich ist, nämlich jene Glorifizierung von Demut und Gehorsam, deren Bewährung durch das Weib nicht nur Pflicht, sondern Pflicht und Ideal zugleich ist.

Die Griselda-Erzählung konnte nur entstehen aus einem Bewußtseinszustand, der das Weib zugleich niedrig einschätzte und erhöhte.

Diese Erwägung führt zu einer letzten Frage: Welche Auffassung von der Frau bildet die notwendige Grundlage für die Entstehung der Griseldaerzählung, wie sie uns bei Boccaccio entgegentritt?

Wenn man Castles Auffassung über die Entstehung des von ihm behaupteten uralten Märchens teilt, so muß man annehmen, daß in ihm jenes durch Kauf oder Raub erworbene Gewaltverhältnis des Mannes über das Weib unverhüllt in seiner Wirklichkeit zum Ausdruck gelange. Es wäre ein Märchen erzählt worden von der schrankenlosen Willkür des Mannes und der selbstverständlichen Pflicht unweigerlichen Gehorsams der Frau gegenüber der Despotie des Mannes.

Aber schon in der indogermanischen Urzeit wäre ein solches Märchen unmöglich gewesen.

Es ist ja gar nicht ausgemacht, daß der tatsächlichen rechtlichen Unfreiheit und Gebundenheit des Weibes auch eine moralische Geringschätzung entsprach. Die rechtlich unfreie Frau war für ihren Ehemann ein sehr wertvoller Besitz. Diesen Besitz mit allen Mitteln rein, sicher, ungefährdet dem Familienoberhaupt zu erhalten, war der Sinn des Gesetzes, das die Frau in strenger rechtlicher Abhängigkeit hielt. Der Gatte war wohl befugt, seine Frau streng zu halten und streng zu bestrafen, wenn sie sich verfehlte; aber ein so grausam-willkürliches Spiel mit ihr zu spielen, wie es der Gatte der Urzeit nach Castles Auffassung getan hätte, war ihm sicher nicht verstattet. Der Gatte hatte gewiß das Recht, die ehebrecherische Frau nackt aus dem Hause zu treiben, aber wenn es ihm eingefallen wäre, ohne Grund die geduldigste und liebevollste Frau nackend zu verjagen, so hätte ihm kein Gesetz, keine in der Gewohnheit begründete Zustimmung der Allgemeinheit einen solchen Frevel erlaubt. Einen solchen Gatten hätte das Märchen der Urzeit

verbrennen müssen, wie es die böse Schwiegermutter verbrennt; denn er versündigte sich an der Frau nicht anders, als die böse Schwiegermutter.

Die Handlungsweise des Gatten — diese Folgerung ist zu ziehen — findet ihre Rechtfertigung nicht in bestehenden Rechtszuständen, sondern ist erst innerlich möglich und erträglich, wenn sie einem höheren Zwecke dient, d. h. erst dann, wenn ein moderner Erzähler daran dachte, im Verhalten der Frau nicht nur die Pflicht, sondern auch das Ideal des Gehorsams darzustellen.

Die Vorstellung, daß es Pflicht des Weibes sei, zu gehorchen, ist zweifellos in der Griseldageschichte enthalten. Das war die Forderung, die in Leben und Literatur der Mann an seine Ehegattin stellte. Die Frau, die in Eustache Deschamps' «Le miroir de mariage» Franc Vouloir haben möchte, muß sein:

Humble, simple, po emparlée — doulce comme columbelle — obéissant à moy en tout.

Das war die höchst ernsthafte Forderung, mit der die Schwankerzähler ihren Scherz trieben, der Gemeinplatz, den die Kirche alle Tage von der Kanzel herab predigte.

Nur weil diese mit tiefer Geringschätzung des Weibes verbundene Vorstellung in Fleisch und Blut der mittelalterlichen Gesellschaft sich festgesetzt hatte, konnte die Griseldaerzählung entstehen, war es möglich, daß der Erzähler den vornehmen Gatten so rücksichtslos und selbstherrlich mit seiner Gattin umspringen lassen konnte. Der Mann durfte so roh befehlen, weil die Frau gehorchen mußte.

Aber, wenn sie als Ehefrau auch zu gehorchen verpflichtet war, bis zu einem solchen Grade zu gehorchen, wie sie es tut, war sie doch nicht verpflichtet. Griselda leistet mehr als den pflichtschuldigen Gehorsam der Ehefrau. Die Griseldanovelle erzählt etwas anderes und mehr als nur die Geschichte einer Bewährung solchen Gehorsams.

Aus dem Zwang zum Gehorsam als Pflicht — das ist die Griseldanovelle — wächst die freie Leistung des Gehorsams als Ideal heraus.

Die schweigende Ergebung der Griselda in den Willen ihres Gatten ist nicht so sehr ein durch brutales Gesetz und rohe Gewalt erzwungenes gehorsames Sichfügen, sondern erscheint eher als eine seelische Fähigkeit, als die Kraft des Ertragens äußeren Zwangs im Gefühl innerer Freiheit. Es ist,

als ob dieses aus seiner Armut und Niedrigkeit zur Edelfrau emporgestiegene Wesen an angeborenem Adel dem adlig geborenen Herrn und Gemahl unendlich überlegen wäre, als ob eine Kraft in ihr lebte, die sie triumphieren ließe über die Schmach, die man ihr antut. Je weiter die Griseldageschichte vorwärts schreitet, je tiefer der törichte Gatte das arme Weib erniedrigt, um so höher steigt es, wie von Stufe zu Stufe.

In den zahllosen Schwänken, die das Martyrium des von der bösen Frau gequälten Ehemanns erzählen, spielt der Mann nur eine kläglich bemitleidenswerte, lächerliche Figur.

In der Griseldanovelle, der Geschichte des Martyriums der vom törichten Gatten gepeinigten Frau, erhebt sich die Heldin wie eine wahre Märtyrerin hoch und frei über ihren Peiniger. Wohl trifft sie in unbegreiflicher, brutaler Grausamkeit Schlag auf Schlag, aber sie klagt nicht, erzürnt sich nicht, verhärtet sich nicht. Sie fühlt den brennenden Schmerz und bleibt heiter und gleichmäßig, gelassen, liebevoll und diensteifrig.

Sie leistet Übermenschliches. Das aber, was die Phantasiegestalt der Griselda in der Märchenwelt der Erzählung leistet, das hat in der irdischen Wirklichkeit geleistet, und in der fromm poetischen Legende über ihn hat es fortgelebt und fortgewirkt, der heilige Franz von Assisi. Griselda bewährt das Ideal des absoluten Gehorsams, das Franz gelebt und gelehrt hat, jenes Ideal, das ihm, dem gewaltlosen, zum Göttlichen strebenden Poverello erlaubte in der schweigenden Unterwerfung die Freiheit der vergeistigten Persönlichkeit zu betätigen. Wie er bewährt Griselda jene Demut, die im Gefühl der eigenen Niedrigkeit, in erhabener Geduld und Friedfertigkeit sich jede Schmähung und Drangsal gefallen läßt. Auch sie, indem sie Übermenschliches vollbringt, hätte das Wort des heiligen Franz sprechen können: Plusquam possum.

Darum, mag die Griseldanovelle noch so sehr in der traditionellen Vorstellung von der Minderwertigkeit des zum Gehorsam verpflichteten Weibes ihre Wurzel haben, diese Wurzel ist hineingesenkt in das Erdreich des von der franziskanischen Mystik durchwühlten Bewußtseins der Menschen des 13. und 14. Jahrhunderts. Wie Franz alle Begriffe, Vorstellungen, Gewohnheiten, Gefühle der mittelalterlichen Religiosität mit neuer Glut, Innigkeit, Geistigkeit und Freiheit erneuert hat, wie er die Gebote und Tugenden der Liebe, Armut, Askese, Demut, des Gehorsams zu neuen persönlichen und geistig ver-

tiefsten Idealen gemacht hat, so hat der Herzensadel und die Geistesgröße der Griselda die alte, gemeinplätzige, so oft schwankmäßig verzerrte Forderung des Pflichtgehorsams und der geduldigen Unterwerfung der Frau zu jener Offenbarung grenzenloser Geduld und Entsagungskraft vertieft, die der eigentliche Inhalt ihrer Geschichte zu sein scheint.

Die Geschichte von Griselda ist mehr als nur ein Beispiel des Pflichtgehorsams der Frau unter erschwerenden Umständen, mehr als eine Ermahnung zu solchem Gehorsam etwa im geistlichen Brautunterricht. Der Reiz, den sie ausübt, kann nur darin liegen, daß man die unausgesprochenen, tieferen Beweggründe ahnt, aus denen der idealisierte Gehorsam, die Liebeskraft und Geduld der Griselda sich ableiten. Es ist das ein Reiz, zu vergleichen dem Duft, der aus den Fioretti des heiligen Franz von Assisi ausströmt, wie die Ahnung vom Wehen einer bei aller drückenden und leidenden Gebundenheit feinen, freien, ganz innerlichen, höheren Menschlichkeit.

Es mag wohl sein, ja, es ist wohl sicher, daß dem ersten Erzähler der Griseldageschichte, auch Boccaccio und Petrarca, das Bewußtsein von der in Demut und Gehorsam sich bewährenden Hoheit und Würde der Frau nicht so klar gegenwärtig war, wie, bei tieferem Nachsinnen, es uns Späteren sich aufzwingt. Aber es kann doch so sein, daß er von jener weitverbreiteten franziskanisch-mystischen Stimmung einen Hauch gespürt hat und unter ihrem Zwange — mehr oder minder bewußt — die Idealgestalt der in ihrer Niedrigkeit und Unfreiheit ein Absolutes vollbringenden Griselda sich erdacht hat.

Um uns die Entstehung der Griseldaerzählung zu erklären, dürfen wir — müssen wir vielleicht — an jene mittelalterliche Idealisierungskraft denken, die das dem Schmerz geweihte, gehorsame, demütige Geschöpf mit Licht übergießt. So hat mittelalterliches Mitgefühl Maria, die reine Gottesmagd, als die im Übermaß ihres Schmerzes duldende Mutter gefeiert. Und so mögen bei der Konzeption der Griselda, die in Gehorsam, Geduld, Demut und Liebe ein übermenschliches, von keinen menschlichen Gesetzen vorgeschriebenes Leid *erträgt, Gefühle* und Vorstellungen rege gewesen sein, die denen entsprachen, mit denen frommes Empfinden die leidende und nach dem Leid zur Glorie eingehende Gottesmutter verklärt hat.

Die so entstandene Geschichte hat dann Boccaccio auf seine Weise erzählt. Gerade für das Schillern des Griseldathemas

zwischen Geringschätzung und Idealisierung des Weibes war er empfänglich. Boccaccio wurde nicht müde den Frauen zu huldigen, dem schönen, aber zarten, schwachen, von den Männern bedrückten, unfreien Geschlecht. Den liebenswerten und liebebedürftigen Frauen zur Unterhaltung und zum Trost hat er, der Schmeichler, Spötter und Skeptiker, der die Frau nur als das reizende Geschöpf und Objekt der Sinnlichkeit liebte, die Novellen des Dekamerone geschrieben, als letzte die Griseldanovelle. Die seltsame Erzählung von Frauenschmach und Frauengröße, von Pflicht und Ideal des Gehorsams, von der «matta bestialità» des Mannes, der sein Weib auf die unsinnigste Weise quält, um sie zu lehren «d'essere moglie» und sich selbst ein ruhiges Leben in der Ehe zu sichern.

Dieses schwankartige Fabliaumotiv tritt am Anfang und am Ende der Griseldaerzählung auf, aber neben ihm erklingt, in immer stärkerem Maße anschwellend, wie ein Klang aus der Höhe, der in die irdische Disharmonie fällt, ein anderes, ernstes Motiv, dessen Bedeutung für den tieferen Sinn der Erzählung Boccaccio in den letzten Sätzen mit den Worten umschreibt: «Che si potrà dir qui, se non che anche nelle povere case piovono dal cielo de' divini spiriti.»

Wien. Walther Küchler.

DAS ENGLISCHE RENAISSANCETHEATER.[1]

§ 1. Die Forschung über das Theater der englischen Renaissancezeit war lange vorwiegend shakespearozentrisch. Man sah in den Dramatikern neben Shakespeare ausschießlich seine Vorgänger, Wegbereiter oder Nachfahren, in manchen Fällen, wie bei Ben Jonson, seine Gegner und Neider, schrieb ihm — das beginnt schon zu seinen Lebzeiten — mit Vorliebe die Stücke zu, deren Verfasser unbekannt waren — es sind über dreißig — und betrachtete die ganze große Theaterliteratur vom shakespeareschen Standpunkte aus. Schon Goethe erhebt dagegen Protest. In einem Gespräche über Shakespeare bemerkte der kluge Eckermann (7, 1824): „Wenn man ihn aus der englischen Literatur gewissermaßen herausreißt und als einen einzelnen

[1]) E. K. Chambers. *The Elizabethan Stage.* Oxford: at the Clarendon Press. 1923. 4 vols.

nach Deutschland versetzt und betrachtet, so kann man nicht umhin, seine riesenhafte Größe als ein Wunder anzustaunen. Sucht man ihn aber in seiner Heimat auf, versetzt man sich auf den Boden seines Landes und in die Atmosphäre des Jahrhunderts, in dem er lebte, studiert man ferner seine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, atmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonson, Massinger, Marlow und Beaumont und Fletcher anweht, so bleibt zwar Shakespeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Überzeugung, daß viele Wunder seines Geistes einigermaßen zugänglich werden, und daß vieles an ihm in der kräftigen produktiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit lag." Und darauf sagt Goethe: „Sie haben vollkommen recht. Es ist mit Shakespeare, wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide, und Sie werden vor Staunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsterarhorn, den Eiger, das Wetterhorn und Monte-Rosa, so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, aber er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen." Man hat eben lange Zeit den Fehler begangen, Shakespeare in der Behandlung des Dramas die Stelle zuzuweisen, die er in der Schätzung der Nachwelt eingenommen hat. Und daß diese Schätzung nicht die seiner Zeitgenossen war, zeigt u. a. eine Bemerkung, die der gewissenhafte und hervorragende John Webster 1612 in einer Vorrede zu seinem „weißen Teufel" macht. Da wird Shakespeare, nachdem vorher Chapman, Jonson, Beaumont und Fletcher mit charakterisierenden Lobsprüchen bedacht sind, in einer Schlußformel zusammen mit Dekker und Heywood genannt, indem mit einer höflichen Wendung („ohne ihnen durch die Nennung an letzter Stelle Unrecht zu tun") von „ihrem sehr glücklichen und ergiebigen Fleiße" gesprochen wird. Für seine Zeitgenossen war also Shakespeare nicht der einzige, auch nicht der größte, sondern einer unter vielen. Er bildete nicht den Mittelpunkt des Dramas.

§ 2. Aber auch das Studium der übrigen dramatischen Literatur reicht nicht hin, um das Drama oder auch nur Shakespeare richtig zu verstehen. Denn das englische Drama war seinem Wesen nach, solange es lebendig war, in erster Linie nicht Literatur, nicht die dichterische Offenbarung einzelner

begabter Menschen, sondern *eine große Institution zur Unterhaltung des Volkes* in seiner Gesamtheit vom Herrscher herab bis zum Handwerkslehrling, der Halbweltdame, den Themsebootleuten und den herrschaftlichen Dienern in ihren Livreen. Um es zu begreifen, muß man die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen rekonstruieren, auf denen es in so erstaunlich kurzer Zeit in solcher Pracht erblüht ist.

Der Verfasser der neuesten großen Geschichte der „elisabethanischen Bühne", *E. K. Chambers,* erzählt, daß er vor mehr als 20 Jahren ein kleines Buch über Shakespeare und die Bedingungen, unter denen er schrieb, habe verfassen wollen. Er habe aber gefunden, daß er nicht genug wisse, und sich in den Gegenstand vertieft. Hieraus ging schon im Jahre 1903 sein zweibändiges Werk über „die mittelalterliche Bühne" *(The Medieval Stage)* hervor, und dann 20 Jahre später die uns vorliegenden stattlichen vier Bände. Seine Darstellung geht nur bis zum Jahre 1616, dem Todesjahre Shakespeares. Vermutlich hinderte ihn die Masse des Stoffes, auch die Spätzeit des Dramas mit ihrer immer noch wunderbaren Üppigkeit und seinem Verfall und Untergang darzustellen. Chambers ist nicht der erste Historiker des englischen Theaters; er ist der Vollender einer Tradition, die mehr als ein Jahrhundert umfaßt. *Edmund Malone* (1790) und *J. P. Collier* waren die ersten, die Dokumente zur äußeren Geschichte des englischen Dramas sammelten und verwerteten, der letztere leider seine große „Geschichte des englischen Dramas" (1831, neue Aufl. 1879) und seine anderen zahlreichen und wertvollen Veröffentlichungen aus einem falschen wissenschaftlichen Ehrgeiz durch Fälschungen schädigend. Es folgten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ausgaben und Forschungen von *P. Cunningham* und besonders von *W. C. Hazlitt* und *J. O. Halliwell-Phillips* (*Outlines of the Life of Shakespeare,* 9. Aufl.) und dann gegen Ende des Jahrhunderts als Zusammenfassung der gewonnenen Resultate die Bücher von *F. G. Fleay,* die jedenfalls den Vorzug hatten, daß sie das Theater nicht mehr als eine Art Erweiterung und Erläuterung Shakespeares und auch nicht als eine Sammlung von Büchern, als Literatur betrachten, sondern als eine große innerlich zusammenhängende Kulturerscheinung. Dieser Fortschritt wurde bei Fleay in sehr vielen Fällen durch Mangel an wissenschaftlicher Solidität beeinträchtigt. Der Verfasser fälschte die Tatsachen nicht, aber er *deutete,* verknüpfte und verband sie in willkürlicher Weise,

überall Beziehungen suchend und daher auch findend und das ganze Gebiet des Theaters und Dramas wie mit einem Netze fein gesponnener, aber auch leicht zerreißbarer Fäden überspannend; vieles von dem, was er brachte, war bloße Vermutung und hält der Kritik nicht stand. Seit Fleay ist durch die Durchforschung der Archive des Staates, der Behörden und der Städte eine Menge wertvollen Materials ans Licht gekommen, und das alte neu und mit größerer Gewissenhatfigkeit herausgegeben worden. Ich nenne nur als wichtigste Erscheinungen die Herausgabe des Registers der Buchhändlerzunft von *E. Arber* (5 Bde. 1875—1894), die topographischen Forschungen über London und die Londoner Theater von *T. F. Ordish,* Frau *C. C. Stopes'* Untersuchungen über Shakespeares Leben, seine Bühne, die Lustbarkeiten der königl. Kapelle und den Grafen Southampton, *W. W. Gregs* glänzende Ausgabe von Henslowes Tagebuch, das Collier schon vorher nicht ohne seine charakteristischen Fälschungen herausgegeben hatte und neuerdings die zum Teil gleichzeitigen Veröffentlichungen von dem französischen Professor *Feuillerat* und dem amerikanischen Gelehrten *Ch. W. Wallace* über die Aufführungen bei Hofe und namentlich die Kinderbühnen. All diese Spezialforschung ist von *E. K. Chambers,* der an ihr einen bedeutenden Anteil hat, meisterhaft und mit streng wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und im Gegensatze zu Fleay mit großer Vorsicht in seinem großen Werke zusammengefaßt worden, das von nun an die unentbehrliche Grundlage jedes wissenschaftlichen Studiums des englischen Renaissancedramas bilden wird.

§ 3. Hatte im Mittelalter das Theater von dem Gottesdienste und der Kirche seinen Ausgang genommen und strebte darnach, mit der im menschlichen Herzen unzerstörbaren Freude an mimischer Darstellung religiöse Erbauung und Lehre zu ververbinden und war es mit dem Erstarken des Bürgertums auf die städtischen Zünfte übergegangen und hatte deren Feste verschönert, so entstand die neue große Blüte zur Verherrlichung unter dem Schutze *des Königtums und des Hofes,* und dieser blieb bis zu ihrem Untergange der Mittel- und *Glanzpunkt der* Bühne. Vom Palaste aus dringt die Bühne gegen die vereinte Opposition der Kanzel und der stätischen Behörden vor und verlangt wirtschaftliche Unabhängigkeit. Die Tudors und die Stuarts liebten reiche Prachtentfaltung, rauschende Feste und fröhliche Unterhaltung, und dazu bedurften sie des künstlerisch

erhöhten Widerscheins des Lebens auf der Bühne. Die Zeit der höfischen Feste, die im November begannen und bis Fastnacht, später sogar bis Ostern dauerten und deren Höhepunkt die Zeit um Weihnachten bis zum Dreikönigsfest bildete, blieb immer auch die Glanzzeit des Theaterbetriebs, und der Erfolg einer Truppe wird an der Häufigkeit gemessen, mit der sie bei Hofe spielen darf. Der Lord Chamberlain oder Groß kämmerer des königlichen Hofstaates wird auch die oberste Aufsichtsbehörde über das Theater, und er übt seine Tätigkeit aus durch den ihm unterstellten *Master of the Revels* oder „Meister der Lustbarkeiten", dem von 1581 an die gesamte Theaterzensur und von 1607 an auch die über den Druck der Theaterstücke zufiel. Er war der königliche Hofintendant, und seine sehr einträgliche und wichtige Stellung bildete das höchste Ziel des Ehrgeizes für strebsame Dramatiker, wie Lyly und Ben Jonson, fiel aber durchweg Höflingen mit guten Konnexionen zu.

§ 4. Das Hoftheater erlangte zuerst auch *literarische Bedeutung.* Im Hofdrama verbinden sich klassische Gelehrsamkeit, die Romantik und auch das volkstümliche Element der Posse und des Melodramas zu jener Kunstform, die für das englische Drama auch weiterhin charakteristisch bleibt. Und die ersten Träger dieser neuen Kunst sind *die Kindertruppen,* die aus den Schülern der höheren Schule, aber noch mehr aus den Knabenchören der königlichen Kapelle und der Kapelle der St. Paulskirche gebildet werden. Ihre Aufführungen gelangen zuerst zu einer künstlerischen Form und Synthese, weil sie am unmittelbarsten unter dem Einflusse des Hofes und der höfischen Gesellschaft stehen. Im Jahre 1576 pachtete der Lehrer der Kinder der königlichen Kapelle von Windsor einen Saal in dem ehemaligen Dominikaner- oder Blackfriars-Klosters am Nordufer der Themse, um dort regelmäßig Theaterstücke aufführen zu lassen. Und die dort erblühte Kunst erreicht ihren Höhepunkt in den Erzeugnissen des ersten bedeutenden englischen Dramatikers *John Lyly,* der ausschließlich für die beiden Hauptkindertruppen, die der königlichen Kapelle und die der Paulskirche, schreibt. Die Aufführung von Lylys *Campaspe* (ca. 1584) bezeichnet den Anfang einer neuen großen Kunst. Die Stoffe Lylys sind fast durchweg der Antike entnommen, aber im Geist der Zeit und im Hinblick auf zeitliche Verhältnisse frei und ohne pedantische Gelehrsamkeit behandelt, die Handlung ist einfach und gut komponiert, der Dialog, der die Hauptsache

bildet, geistvoll und gewandt und mit gefälligen Liedern verziert, in denen die Knaben ihre wohlgeübten Stimmen zeigen konnten.

§ 5. Inzwischen war aber auch auf ganz anderer wirtschaftlicher Grundlage *das Volksdrama* mächtig angewachsen. Die Schauspieler, die, wie wir aus den amtlichen Berichten über Hoffeste sehen, bis zu Shakespeares Zeit es keineswegs unter ihrer Würde fanden, sich auch als Akrobaten, Luftspringer und Clowns zu betätigen, taten sich schon früh zu Truppen zusammen und unterstellten sich, um gegen die Feindschaft der puritanischen Stadtväter einen Schutz zu haben, einem hohen Adligen, nach dem sie sich nannten. Im Jahre 1559 wird zuerst eine solche „Edelmannstruppe“ erwähnt, die Gesellschaft des Grafen Leicester. Andere folgten bald. Im ganzen hat es nach Chambers neben elf Kindergesellschaften 24 Gesellschaften erwachsener Schauspieler gegeben, von denen aber nur einzelne Bedeutung erlangt haben. Diese Bedeutung hing nicht von dem Patron ab, der ihnen nur seinen Namen und einen gewissen Schutz gab, sie auch wohl gelegentlich zur Verschönerung seiner Feste verwandte, sondern von den organisatorischen schauspielerischen Fähigkeiten ihrer leitenden Mitglieder. In der Gesellschaft des Lord Leicester, die im Jahre 1574 als erste ein Patent erhielt, in London zu spielen, finden wir als führendes Mitglied den Namen *James Burbadge*, den Gründer einer großen schauspielerischen Dynastie, mit der Shakespeares Name eng verknüpft ist. Dieser, Zimmermann und Schauspieler, erbaute im Jahre 1576 das erste feste Theater im Lande, *The Theatre* genannt. Bisher hatten die Schauspieler der „öffentlichen“ Theater — so hießen die Volksbühnen im Gegensatz zu den vornehmen „privaten“, die in Sälen spielten, wie besonders die der Kinder — meist in Wirtshaushöfen, im „Roten Löwen“, dem „Stier“, der „Glocke“, den „Gekreuzten Schlüsseln“ und, wie sie sonst hießen, ihr Brettergerüst aufgeschlagen, und der Wirtshaushof wurde das Vorbild für das Theater mit seinem freiliegenden Hofe („pit“) für das niedere Publikum, den Galerien für die besser zahlenden Zuschauer, der sich weit in den Zuschauerraum erstreckenden Vorderbühne und eine Hinter- und Oberbühne, die sich an das Garderobenhaus *(tiring-house)* der Schauspieler anlehnt. Die Forschung über die Einrichtung der Theater im einzelnen, der Gegenstand einer umfangreichen Literatur, hat durch die Auffindung der Zeichnung des Hollän-

ders Johannes de Witt vom Schwan-Theater durch Gaederz (1888) eine feste Grundlage gefunden, von der jede Darstellung ausgehen muß. Bald darauf entstand in der Nähe des *Theatre*, lange Zeit als eine Art Dependanz desselben, ein zweites festes Theater *The Curtain*. Beide lagen, wie alle Theater, außerhalb des Machtbezirks des theaterfeindlichen Magistrats in den sog. *Liberties*, den „Stadtfreiheiten". Denn der Kampf um das Theater zwischen Stadt und Hof hat während der ganzen Zeit seines Bestehens nie aufgehört. Die Stadtbehörde ging mit Verordnungen und mit Streitschriften, oft verfaßt von früheren Schauspielern oder Dramatikern, gegen das gottlose Völkchen der Schauspieler vor, religiöse, moralische und Sicherheitsgründe gegen ihren Betrieb anführend, und die Staatsbehörden antworteten, daß die Schauspieler für das Vergnügen (solace) der Königin nötig wären und dazu Vorbereitung und Proben in öffentlicher Aufführung bedürften, auch des Unterhalts während der Zeit, wo bei Hofe nicht gespielt würde. Und hierauf gab es keine Antwort. Im Jahre 1583 zeigte der Hof sein Interesse am Theater besonders deutlich, indem die besten Schauspieler der damals bestehenden Gesellschaften zu einer „Gesellschaft der Königin" vereinigt wurden. Die folgenden Jahre, etwa bis zum Anfange der 90er, waren die Zeit der ersten Blüte, gewissermasen *der Vorfrühling der dramatischen Kunst*. Es ist der „Sturm und Drang", die Genieperiode des Dramas. Junge Akademiker stellen sich in den Dienst der Schauspieler und schaffen das neue Volksdrama, das der Ausdruck des mächtig erwachenden nationalen Kraftbewußtseins wird. Das Jahr 1587 sieht die Aufführung der ersten großen Tragödie des neuen Stils, *Tamburlaine*, die in zehn handlungsreichen Akten und in machtvollen Blankversen die Laufbahn des skythischen Eroberers *Tamerlan* darstellt. Ihr Verfasser *Christopher Marlowe* ist der Führer und der genialste dieser jungen Dichter, die alle, im Leben wie im Dichten maßlos, früh zu Grunde gehen. Dem Dichter der titanischen Übermenschen, des unbeugsamen Willens, sei es zur Herrschaft wie bei Tamerlan, zu Wissen und Genuß, wie bei *Dr. Faustus* oder zur Rache, wie bei *Barabas*, dem *„Juden von Malta"*, und der ersten großen Historie *Edward II* folgen in einigem Abstande, zum Teil auch ganz neue lieblichere Töne anschlagend, *Robert Greene*, der das Drama auf den Boden des heimischen ländlichen Lebens zurückführt, *George Peele*, wie Greene hochbegabt und verbummelt, anmutige Hirtendramen,

blutige Schlacht- und Rachestücke, lose gebaute Historien und romantische Märchendramen in bunter Folge schaffend, ferner *Thomas Lodge*, *Thomas Nashe* und besonders noch *Thomas Kyd*, der Schöpfer der „spanischen Tragödie" und des „Ur-Hamlet", eine sentimentale, weiche, grübelnde und melancholische Natur, ein Vorgänger und Wegbereiter des Dichters des *Hamlet*. Und gegen Ende dieser Periode, um die Wende der 90er Jahre, da erschien er auch schon selbst, der Vollender aller jener Ansätze, *William Shakespeare*, fast gleichaltrig mit Marlowe, aber langsamer reifend, der ungelehrte Stratforder Bürgerssohn, Dichter und Schauspieler, aber vor allem ein tüchtiger playwright, der alte Stücke für die Bühne umarbeitete und neue schrieb, immer sich an ein Vorbild anschließend und, indem er es nachahmte, es besser machend. Die drei Teile von *Heinrich VI*, die blutige Tragödie *Titus Andronicus*, die ersten Lustspiele „Verlorene Liebesmühe", „Die Komödie der Irrungen" und „Die beiden Veroneser" verkündeten den Meister. Neidisch blickt der in Jammer und Elend sterbende Greene auf diesen großen Könner hin, den nicht einmal akademisch gebildeten Schauspieler, nennt ihn eine „aufstrebende Krähe", „die sich mit unseren Federn schmückt", einen vollständigen Hans-Dampf in allen Gassen, der nach seiner eigenen Meinung der einzige Szenenerschütterer (Shake-scene in Anlehnung an Shakespeare) in London ist. Die Sonne des Theaters war herrlich am Horizonte erschienen und sagte einen glänzenden Tag voraus.

§ 6. Aber der Fortgang der Kunst war, wie wir aus Chambers lernen, kein gleichmäßiger, ungestörter. Andere Feinde außer den Puritanern bedrohten sie. Da war zunächst die *Pest*, die infolge der schlechten sanitären Einrichtungen im Lande selten ganz erlosch. Von Zeit zu Zeit trat sie besonders heftig auf und, wenn die Zahl der Toten in London wöchentlich 30, seit 1607 40 überstieg, so wurden die Theater polizeilich geschlossen. Höhepunkte der Pest waren die Jahre 1563, 1592 bis 1594 und 1603; besonders frei von der Krankheit waren die Jahre 1595—1602, 1610—1616 und dann weiter bis 1625. Und die Blüte des Dramas fällt mit dem *Aufhören der Pest* zusammen. Wenn aber, wie z. B. 1592—94 die Londoner Theater fast durchweg geschlossen waren, so blieb den armen Schauspielergesellschaften nichts übrig als zu reisen, sei es in die Provinz oder auch ins Ausland; sie wurden aus seßhaften Bürgern und Steuerzahlern wieder fahrende Leute; das waren

magere Jahre für die Schauspieler und die Bühne. — Ein anderer Stein des Anstoßes lag in der *Behandlung politischer und religiöser Fragen* durch das Drama. Das Theater war für die Londoner jener Zeit Presse, Rednerbühne und Theater zugleich, und es war daher kein Wunder, daß auf den Brettern, die damals viel mehr als heute die Welt bedeuteten, öffentliche Fragen behandelt wurden, wenn das auch unter Elisabeth und ebenso unter Jakob I. streng verboten war. Aber im Beginn der Regierung Elisabeths hatte ihr kluger Minister Sir William Cecil selbst das Theater im Kampfe gegen den Katholizismus benutzt, und als in den Jahren 1588—90 die sog. Martin Marprelate-Kontroverse, d. h. der Kampf eines anonymen und noch heute nicht ganz sicher entdeckten Polemikers gegen die anglikanische Kirche tobte, da benutzten die Bischöfe wiederum die Theaterschreiber gegen ihren Feind. Die Folge war dann allerdings die Schließung der am meisten beteiligten Bühne, der der Chorknaben der St. Paulskirche auf ein Jahrzehnt (1590—1600). Und auch später hören wir von Zeit zu Zeit von schweren Konflikten zwischen den Behörden und den Schauspielern. Im Jahre 1597 wurde z. B. das Schwantheater, in dem ein Drama „Die Hundeinsel" von Thomas Nashe und Ben Jonson aufgeführt war, geschlossen und die Gesellschaft aufgelöst. Im allgemeinen sorgte allerdings der Zensor schon vorher dafür, daß nichts Politisches gespielt wurde.

§ 7. Die Jahre 1594—99 umfassen *die erste Blütezeit, den Frühling des Theaters und Dramas*. Die Pest erlosch in diesem Jahre und verschonte längere Zeit die Hauptstadt. Die Schauspielergesellschaften konstituierten sich neu und fest, und so gewann der Theaterbetrieb die wirtschaftlichen Grundlagen, auf denen er emporblühen konnte. Deutlich zeigt sich hier, daß die Kunst nicht in der Luft schwebt, in den Köpfen der Schaffenden gewissermaßen eine rein geistige Existenz führt, sondern daß sie der Grundlage eines gut funktionierenden Apparats bedarf, um zur rechten Entfaltung zu gelangen. Zwei große Gesellschaften bilden sich, die zwei Typen wirtschaftlicher Organisation repräsentieren und auch zwei Arten von Kunt erzeugen. Der eine vornehmere ist der Typus der *Diener des Lord Kammerherrn*, seit 1603 des Königs, an deren Spitze als Unternehmer der Sohn des Erbauers des *Theatre*, der große Schauspieler *Richard Burbadge* mit seiner Familie stand und zu denen von 1594 an als eines der führenden Mitglieder Shake-

speare gehörte. Diese Gesellschaft war *genossenschaftlich organisiert.* Die ständigen Schauspieler hatten Anteil am Gewinn und erhielten bei ihrem Ausscheiden eine Abzahlung; sie waren *sharers.* Unter diesen gab es wieder eine Aristokratie, die am Gebäude beteiligten „Haushälter" *(housekeepers).* Die Anteile waren übertragbar und verkäuflich. Außerdem gab es noch gemietete Schauspieler *(hired men),* die auf mehrere Jahre verpflichtet wurden, und Lehrlinge, die einzelnen Mitgliedern unterstanden. Der Vorteil dieses Systems war, daß es Stetigkeit und Dauer verbürgte und, indem es den Tüchtigsten die höchsten Preise bot, diese am Wohlergehen und Bestand der Gesellschaft interessierte. Und diese Preise waren in der Tat sehr hoch. Die Schauspieler erregten Neid durch ihren Luxus, hinterließen ein großes Vermögen, wie Burbadge, erwarben Land und Gut und das Recht, ein Wappen zu führen, wie Shakespeare, oder starben gar als Stifter noch heute bestehender wohltätiger Institute, wie der Gründer von Dulwich College, der große Schauspieler Edward Alleyn. — Dieser letztere stand an der Spitze der großen Konkurrenzgesellschaft der „Diener des Lord Kammerherrn", die sich „Diener des Lord Admirals", seit 1603 des Prinzen Heinrich nannten und einen anderen *halb-kapitalistischen* Typus des Theaterbetriebs repräsentiert. Alleyn hatte nämlich im Jahre 1592 Agnes Woodward, die Stieftochter des Färbers, Hausbesitzers und allgemeinen Unternehmers *Philip Henslowe* geheiratet und trat nun in enge geschäftliche Verbindung mit diesem gerissenen Geschäftsmann, der ein Theater, die *Rose,* im Süden der Themse erbaut hatte. In diesen Theater spielte von 1594–1600 die Admiralstruppe, und Henslowe war nicht bloß ihr Hauswirt, sondern auch ihr Bankier, der für Garderobe und andere Ausgaben Vorschüsse machte und sich durch einen Teil der Einnahmen schadlos hielt. Sein Tagebuch, eine Art Geschäftsjournal, hauptsächlich von 1592—1603, und seine übrigen Papiere geben uns Aufschluß über einen Betrieb, bei dem der genossenschaftliche Typus gefälscht ist durch das Eingreifen eines kapitalistischen Unternehmens, für den das Theater ein Ausbeutungsobjekt, wie ein anderes, war, wie der „Bärengarten", den er zusammen mit Alleyn finanzierte, und der Hausbesitz, den er zum Teil zu sehr zweifelhaften Zwecken verwandte. Aus dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit der Schauspieler und noch mehr der Dichter, deren Stücke er erwarb und an die Gesellschaft weiter verkaufte, zog der schlaue Geschäftsmann Nutzen

und wußte es so anzulegen, daß Schauspieler wie Dichter immer in seiner Schuld und deshalb in seiner Macht blieben. Und den wirtschaftlichen Grundlagen entsprach die soziale Einstellung, der Erfolg und die Produktion der beiden Gesellschaften. Die Bühne der „Diener des Lord Kammerherrn" war die vornehmere; sie zog die hohen Kreise an und wurde auch fast doppelt so oft wie ihre Konkurrenztruppe zu Hofe geladen. Auf ihr erblühte die Ewigkeitskunst Shakespeares; seine besten Historien bis zu Heinrich V., seine heitersten, sonnigsten Lustspiele gehören diesen Jahren an. Auf derselben Bühne sehen die Zuschauer die Anfänge Ben Jonsons, dessen *Every Man in his humour* das realistische Lustspiel begründete. Dagegen war die Bühne der Admiralsschauspieler unter Henslowe und Alleyn die des niederen Volkes. Sie ging auf Schnell- und Massenbetrieb. Fast alle 14 Tage wurde ein neues Stück aufgeführt. Nicht länger als 2—3 Wochen dauerte die Abfassung, an der mehrere Dichter, oft vier, ja 5—6 beteiligt waren. Der Geschmack des Tages, nicht selten die Konkurrenz, bestimmte die Wahl des Gegenstandes. Fast alle Dichter der Zeit — ausgenommen ist Shakespeare — haben eine Zeitlang für diese Bühne geschrieben, darunter hochbegabte, wie Chapman, Dekker, Day, Heywood, Marston, Ben Jonson. Das Tagebuch zeigt uns, wie sie in diesem Betriebe ausgebeutet und zerrieben wurden. Die Bezahlung der Dichter ist dürftig; 6 £ ist der normale Preis für ein Stück. Oft muß Henslowe die leichtsinnigsten unter ihnen, wie Dekker oder Chettle, aus dem Schuldgefängnisse lösen. Von der Fülle der Produktion ist nur weniges erhalten; es war meist vergängliche Tagesware für den Tagesbedarf. Aber dies wenige, namentlich einzelne Stücke von Dekker und Heywood, zeigt den Charakter dieser Kunst, ist demokratisch gegenüber dem aristokratischen Charakter von Shakespeares Bühne und Kunst, verherrlicht das Volk, die Handwerker, ist echte Volkskunst.

§ 8. Die Produktion *der letzten Jahre der Königin Elisabeth* spiegelt ein wenig die trübe Stimmung, die nach der Zeit des Aufschwungs und der nationalen Begeisterung auf dem Volke lastete und die namentlich durch das Schicksal des Volkslieblings Essex verstärkt wurde. In diese Jahre des „*Spätfrühlings*", wenn man so sagen kann, fallen *Julius Caesar*, *Hamlet* und *Troilus und Cressida*. Jonson arbeitet im Dienste Henslowes „die Spanische Tragödie" von Kyd um und schreibt seine Römer-

tragödie *Sejanus*; andere behandeln in Kriminalstücken gleichzeitige Verbrechen. Um diese Zeit erhielt das Theater als Institution einen neuen kräftigen Unterbau durch den Bau des *Globetheaters* durch die Familie Burbadge im Jahr 1599 am Südufer der Themse und nach seinem Muster des *Fortune-Theaters* im Jahre 1600 durch Henslowe und Alleyn im Nordwesten vor den Toren der Stadt. Alleyn, der sich eine Zeitlang von der Bühne zurückgezogen hatte, kehrt, wie es heißt, auf besonderen Wunsch der alten Königin zu ihr zurück, und die beiden großen öffentlichen Theater stehen in Blüte. Allerdings erwächst ihnen um diese Zeit eine, wie die bekannte Stelle im *Hamlet* über die „kleinen Nestlinge" beweist, unangenehm empfundene Konkurrenz. Im Jahre 1599 fingen die Chorknaben der St. Paulskirche wieder an zu spielen, und im Jahre 1600 wurde die Bühne des Blackfriars-Theaters von Burbadge, der sie gekauft hatte, an die Kinder der königlichen Kapelle verpachtet, die dort bis 1608 spielten. Die neuesten Forschungen, besonders von Professor Wallace, haben festgestellt, daß einzelne Dichter, besonders John Marston, an diesen beiden Theatern finanziell beteiligt waren. Es wurden diese Knabentheater *literarische Theater*, an denen besonders solche Dramenschreiber, die literarische Prätentionen hatten und die außerhalb des zünftigen Theaterbetriebs standen, jedenfalls keiner öffentlichen Gesellschaft als Schauspieler angehörten, ihre Stücke aufführen ließen, *Marston*, *Chapman*, *Ben Jonson*, *Middleton* und gelegentlich auch andere. Ihre beiden Theater trugen etwa den Charakter von Versuchsbühnen. Sie appelierten an einen etwas gewählteren Geschmack, und die Dichter betrachteten ihre Dramen nicht bloß als Bühnenstücke, sondern als literarische Erzeugnisse. Wir finden deshalb bei ihnen keine Zusammenarbeit; ihre Stücke sind fast alle erhalten und alle von Wert. Sehr gerne wurden diese Theater zur Polemik benutzt, literarischer wie politischer, denn den Knaben glaubte man leichter allerhand Anzüglichkeiten und Schärfen in den Mund legen zu können. Hier wurde der sog. „Bühnenstreit" ausgefochten, auf den im *Hamlet* ebenfalls angespielt wird (II, 2, 343) und auf der Kinderbühne wurde auch das geistvolle Stück Beaumont und Fletchers, „der Ritter von der brennenden Mörserkeule" gespielt, das die Volksstücke eines Heywood und anderer so witzig verspottete, und nicht selten brachte politische Satire, die auch vor dem Throne nicht Halt machte, gerade auf diesen Bühnen die Zuschauer zum

Lachen und die Dichter in große Gefahr für Freiheit und Leben[1]). Das Theater der Kinder nimmt eine ganz besondere Stellung in der Produktion jener Zeit ein, und seine Erzeugnisse tragen einen ganz eigenartigen Charakter, dessen genauere Feststellung noch immer eine lohnende Aufgabe bleibt.

§ 9. Wir sind der Entwicklung etwas vorausgeeilt über die Thronbesteigung Jakobs I (1603) hinaus, die für das Theater nicht ohne Bedeutung war. Denn der erste Stuart auf dem englischen Thron war bei mancherlei Schwächen ein geistig hochstehender Mann und ein Freund der Bühne. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war, die Schauspieler in den Dienst der königlichen Familie zu nehmen. Sie wurden „königliche Kammerdiener *(grooms of the chamber)*, allerdings ohne festes Gehalt, aber mit Livreen für besondere Zwecke. So ging auch Shakespeare im Königszuge in einer Livree aus rotem Tuch, wovon jeder Schauspieler $4^1/_2$ yards erhalten hatte. Die „Diener des Lord Kammerhern“ hießen nun „Diener oder Leute des Königs“, die des Lord Admirals „Diener des Prinzen“ (Heinrichs, Prinzen von Wales † 1612) und später „des Pfalzgrafen“, und eine dritte Gesellschaft, die sich 1602 gebildet hatte, ursprünglich mit Henslowe verbunden, aber dann selbständig, die „Diener des Grafen Worcester“, bekamen als Patronin die Königin; auch die jungen Mitglieder der königlichen Familie hatten ihre „Gesellschaft“. Die nächsten fünf bis sechs Jahre bezeichnen *die Sommerhöhe der dramatischen Entwicklung*. Nur die Zeit, in der Sophokles mit Aeschylus vor dem souveränen athenischen Volke um den Preis rang, läßt sich mit diesen Jahren vergleichen. Die Bühne der Königsschauspieler spielte Shakespeares gewaltige Tragödien, *Othello*, *Macbeth*, *Lear*, *Antony and Cleopatra* und *Coriolanus*; Ben Jonson stand auf der Höhe seiner Schaffenskraft und schuf seine Meisterkomödien *Volpone*, *Epicene*, etwas später *den Alchimisten* (1610) und *Bartholomäusnacht* (1614), und diese Jahre sahen auch, besonders auf dem Theater der Königin, dessen Hauptdichter *Thomas Heywood* war, die Geburt der bürgerlichen Tragödie. Wie ergreifend, wie lebenswahr ist sein Drama *Ein Weib durch Güte getötet*, d. h. die Ehebrecherin, die durch die Güte ihres beleidigten Gatten verschont reuig an gebrochenem Herzen

---

[1]) So in *Eastward Ho*, für das Jonson, Chapman und Marston ins Gefängnis gesteckt wurden (1605), Days *Isle of Gulls*, Chapmans Biron-Tragödien u. a.

stirbt, wie versteht es *Thomas Dekker*, in der *Ehrlichen Hure* uns solch eine Gestalt menschlich näher zu bringen! Da sind Töne angeschlagen, die anderthalb Jahrhunderte — man denkt an Diderot und Lessing —, ja zweieinhalb Jahrhunderte später in Dumas' „Kameliendame" als etwas ganz Neues, Unerhörtes begrüßt wurden. Und gleichzeitig erschollen, von Kindermund gesprochen, — man versteht es kaum — die wuchtigen, sentenziösen Verse des Homerübersetzers Chapman in seinen Tragödien aus der französischen Geschichte, die ihren schlechten Bau vergessen machen durch die kraftvolle Darstellung der stoischen, gewaltigen Helden, in die der Dramatiker, ein echter Ich-Dichter, seine eigene hochgestimmte Seele hineinlegte.

§ 10. Im Jahre 1609 übernahm die Burbadge-Shakespeare-Truppe selbst das Blackfriars-Theater als Winterbühne, die Einnahmen in der alten Weise genossenschaftlich regelnd. Die Gesellschaft besaß also jetzt zwei Theater, neben dem öffentlichen, dem Globe, für das allgemeine Publikum noch ein sog. Privattheater für den distinguierten Teil, die bessere Gesellschaft. Chambers berichtet uns, daß im Laufe der Jahre das überdachte feinere Theater größere Bedeutung als der Globe gewann. Das lag im Zuge der Zeit, in der das Theater, bisher der Ausdruck eines nationalen Denkens und Fühlens, immer mehr bloß zum *Vertreter des aristokratisch und monarchisch gesinnten Teils der Nation* wurde. Es ist die immer noch schöne *Herbstzeit des Dramas.* Shakespeare gehörte zwar der Schauspielergesellschaft noch an, aber er hatte sich, an Gütern reich und ruhmgesättigt, in die Stille der Heimat zurückgezogen; wohl schrieb er noch einzelne Dramen, seine sog. „Romanzen", aber eine neue Stilart zeigt sich in ihnen. Nicht mehr läßt er uns in gewaltigen Tragödien in die abgründigen Tiefen der menschlichen Natur blicken, sondern stellt auf märchenhaftem Grunde eine wechselreiche Folge von traurigen und freudigen, heiteren und trüben Gemütsbewegungen dar, die versöhnend ausklingen. So liebte es die höfisch-aristokratische Gesellschaft, an die sich die Bühne jetzt vorwiegend wandte, und diesen neuen Stil hatte, wie es scheint, nicht Shakespeare zuerst angewandt, sondern *die jungen Dichter*, die seine Erben als Hausdichter der Königsschauspieler wurden, Beaumont und Fletcher. Sie hatten sich vorher auf den Kinderbühnen versucht und wurden nun die führenden Dichter einer neuen Kunst, die für den verwöhnten Geschmack eines raffinierten Publikums berechnet war, dem sie Sensation, Pikanterie

und absonderliche, oft recht gewagte und erkünstelte Situationen und Probleme bot und dessen Anschauungen und Vorurteile sie getreulich widerspiegelten. *Philaster oder die blutende Liebe* (ca. 1610) und *die Tragödie der Jungfrau* (ca. 1611) sind die ersten unter etwa 52 Stücken, die in ihrer Gesamtheit eine der merkwürdigsten Vereinigungen von großem Talente und moralischer Verderbtheit, Sentimentalität und Effekthascherei, gewandtester Mache und Oberflächlichkeit darstellen, die die Weltliteratur kennt. Die Mischgattung der *Tragikomödie* ist die herrschende Form und die Liebe in allen ihren Erscheinungsarten von der schmachtenden Sentimentalität bis zur rohesten Brunst und jeder Art erotischer Verirrung das Hauptmotiv. Beaumont starb schon im Jahre 1616, und Fletcher wurde dann der Herrscher der Bühne, 'die Zusammenarbeit mit anderen fortsetzend, besonders mit *Massinger,* der nach seinem Tode (1625) sein Nachfolger wurde und seine Tradition, wenn auch in selbständiger, origineller Weise fortsetzte. Und nach ihm führt *James Shirley* in würdiger Weise das Drama fort, bis die puritanische Revolution ihm ein gewaltsames Ende machte.

§ 11. Das Buch von Chambers führt die Entwicklung nur bis zum Jahre 1616 fort. Die letzten neun Jahre unter Jakob I. und die ganze karolinische Zeit sind in den vier stattlichen Bänden nicht behandelt. Und der Verfasser hält sich streng an seine Aufgabe, eine Geschichte der Bühne, nicht des Dramas zu schreiben und vermeidet jedes Eingehen auf den Inhalt der Dramen. Für ihn sind *Hamlet* und *König Lear* nicht wichtiger als Schmarren, wie *Mucedorus* und *die Geburt des Merlin.* Gerade durch diese Beschränkung hat der Verfasser so Großes hervorgebracht. Alles, was äußerlich mit der Entstehung eines Dramas zu tun hat, bis zur Aufführung und bis zum Drucke findet sich hier gründlich behandelt. Und dann ist das Werk ausgestattet mit wunderbaren Listen der Schauspieler und der Dramatiker und ihrer Produktion, ferner mit solchen der anonymen Dramen, der akademischen, gedruckten, verlorenen und handschriftlich überlieferten Stücke, mit einem Register der Hofaufführungen und der Bezahlungen des Hofes, mit Sammlungen von Urkunden der Kritik und der dramatischen Kontrolle, mit Berichten über die Pest und dem Abdrucke einzelner für die Theatergeschichte besonders wichtiger Schriften. Alles, was der Forscher nur wünschen mag, findet sich hier recht säuberlich zusammen. Und was dieses Erzeugnis einer 20jährigen Arbeit dem Kenner

und Freunde des Dramas besonders wertvoll macht, das ist der Geist ***strengster wissenschaftlicher Wahrheit***, der darin herrscht. Gerade auf diesem schwierigen Gelände hat die Hypothese, die willkürliche Kombination, der Ehrgeiz, um jeden Preis Interessantes zu finden, große Verheerungen angerichtet, zuerst durch offenbare Fälschungen, später durch Subjektivität und Leichtfertigkeit der Behauptungen; alles das wird hier streng als bloße Vermutung *(guess-work)* beiseite geschoben. Die gesamte bisherige Forschung von Edmund Malone bis heute, vermehrt und geklärt durch eigene Beiträge, findet sich in diesem Werke klar gegliedert und zusammengefaßt, und über viele wichtige Seiten des verwickelten Gegenstandes — ich nenne nur die Besitzverhältnisse an den ersten Theatern, die Anfänge Shakespeares und die Rolle und Bedeutung der Kinderbühnen und ihres Dramas — wird neues und helles Licht ausgegossen, in anderen Fragen werden der Forschung neue Aussichten eröffnet und Wege gewiesen. Für jedes fruchtbare Arbeiten auf diesem interessanten Gebiete ist dieses Meisterwerk hingebenden Fleißes fortan eine unentbehrliche Grundlage.

Berlin. Ph. Aronstein.

EXPERIMENTELLE UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE BETONUNG IM DEUTSCHEN SATZ.

Diese Untersuchungen wurden vor etwa drei Jahren in dem Phonetischen Laboratorium der Hamburger Universität (Professor Panconcelli-Calzia) angefangen und werden jetzt in dem Laboratorium für Experimentalphonetik in Wien weitergeführt.

Die Sätze wurden nach der Rousselot'schen Methode auf einer mit berußtem Papier umgespannten Trommel aufgenommen. Die Trommel mußte natürlich sehr genau sein. Die Gummimembran der ursprünglichen Schreibkapsel wurde durch ein nicht elastisches Stück Oelseide ersetzt. Als Mundtrichter diente ein aus Celluloid mit Gummischlauch umrahmtes Mundstück.

Bei dieser Gelegenheit wird über einige von *Herrn B. (geb.* Hamburg) berichtet. Der Satz „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder" wurde mit verschiedener Betonung in den Apparat hineingesprochen.

In diesen Kurven kommen die Einzelheiten der Lautformen deutlich zum Vorschein. Der Anfang einer Aufnahme beginnt

mit einer äußerst geringen Erhebung der Linie, welche dem Laut *d* zugehört; die Stimmwellen sind kaum zu entdecken. Das *d* ist also sehr kurz und schwach. Die folgenden Wellen gehören den Vokal *ie*. Im letzten Teil des Vokals steigt die Wellenlinie; dies deutet auf größere Luftausströmung. Da die Wellen in diesem Teil auch größere Amplituden haben, ist der zweite Teil des Vokals als stärker zu bezeichnen.

Die Amplitude ist plötzlich innerhalb zwei Wellen bis auf Null vermindert. Die Aufnahmelinie sinkt gegen, aber nicht ganz auf Null. Dies ist die Phase des Übergangs von der *ie*-Phase zur *f*-Phase.

Die Linie bleibt einstweilen fast auf Null, um dann plötzlich in die Höhe zu schnellen und da zu bleiben. Dies alles gehört der *f*-Phase. Die physiologische Interpretation der *f*-Linie liegt darin, daß in Anfang die Lippen (bezw. Unterlippe und Zähne) so nah aneinander gebracht wurden, daß sehr wenig Luft herausströmte. Dieser Teil des *f* ist eigentlich als ein Halbverschlußlaut anzusehen. Plötzlich öffnet sich der Halbverschluß, und die Luft strömt als eine Explosion heraus. Darnach folgt ein starker Luftstrom. Diese ist eine typische Aufnahme eines stark ausgesprochenen *f*. Nach *f* folgen die Wellen des Vokals *ei*, und die Aufnahme geht weiter.

Es wurden folgende Sätze aufgenommen: 1. Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder (ohne irgendwelche absichtliche besondere Betonung); 2. Die *feindlichen* Reiter kamen gestern wieder; 3. Die feindlichen *Reiter* kamen gestern wieder. Die Aufnahmen wurden von folgenden Gesichtspunkten ausgearbeitet: a) Melodie; b) Lautänderungsgeschwindigkeit; c) Lautheit; d) Lautgenauigkeit.

Melodie.

Unter einem Mikroskop mit Okularskala wird die horizontale Länge jeder Welle gemessen. Hieraus wird die Tonhöhe für jede Welle berechnet. Die auf Millimeterpapier eingetragenen Resultate stellen die Melodiekurve dar. Diese zeigt das Auf- und Absteigen des Stimmtons. Die Melodiekurven für die drei Sätze sind in Figuren 1—3 wiedergegeben.

In dem ersten Satz — ohne absichtliche Betonung — steigt und fällt die Melodie ziemlich plötzlich in dem Vokal *ie* zwischen den zwei Konsonanten. Der Stimmton hat also nicht eine bestimmte Höhe, sondern bewegt sich über ein ziemlich großes Interval.

Während *f* setzt der Stimmton aus. Nachher steigt er sehr plötzlich auf große Höhe, um dann während des *ei* niederzufallen und dann aufzusteigen. Die Wellen des *l* waren zu schwach, um meßbar zu sein; die Stimmbewegung ist mit Strichen angedeutet, welche keine Genauigkeit beanspruchen.

Der Stimmton sinkt allmählich mit kleineren Schwankungen in *ichen* bis tief hinab in *R*. In *ch* war der Ton vorhanden; statt der erwarteten Stimmlosigkeit findet sich nur eine Erniedrigung der Tonhöhe. Die Aufnahme zeigt, daß der Laut *R* schwach gerollt wurde.

Zwischen dem Anfang des Satzes und *R* steigt und fällt die Stimme. Das Resultat kann man als einen Melodieberg oder eine Melodieerhebung bezeichnen. Schon früher habe ich beobachtet, daß jede Gedankeneinheit sich in einen Melodieberg kundgibt[1]. Ein zweiter Melodieberg findet sich in *Reiter*. Das ganze übrige Stück der Melodiekurve scheint ein einziger Melodieberg zu sein. Wenn diese Schlüsse richtig sind, kann man den Satz als die Zusammenschmelzung von drei Gedanken ansehen.

Die Melodiekurve von „Die *feindlichen* Reiter kamen gestern wieder" (Figur 2) zeichnet sich dadurch aus, daß eine sehr starke Hebung des Stimmtons während *eindl* stattfindet. Als Kontrast dazu ist die Melodie des ganzen übrigen Stücks des Satzes verflacht und fast monoton. Es wird sofort festgestellt, daß eine Hebung der Stimmhöhe als Ausdruck der Betonung vorkommen kann. Diese Hebung findet nur in dem ersten Teil des Wortes *feindlichen* statt.

Die Melodiekurve (Figur 3) von „Die feindlichen *Reiter* kamen gestern wieder" zeigt eine Hebung nur in *ei*.

Lautänderung.

Bei allen Sprachaufnahmen bemerkt man, daß es sich nicht um Zusammensetzungen von Einzellauten handelt. Die Sprachkurve ist von Anfang bis zum Ende kontinuierlich. Es können natürlich Pausen vorkommen; diese sind aber auch als Sprachelemente zu behandeln. Als Hauptsatz wird also festgestellt, daß ein Satz eine kontinuierliche Einheit bildet und daß einzelne Worte, einzelne Silben und einzelne Laute nicht vorhanden sind. Die herrschende Ansicht, daß ein Wort oder ein Satz aus

[1] Scripture, *Elements of Experimental Phonetics*, New York 1904. Ch. XXXII.

Fig. 1 Melodiekurve zu „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder".

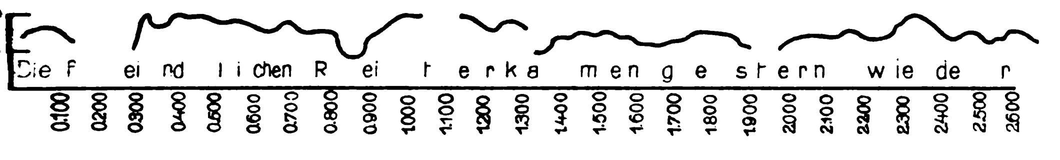


Fig. 2 Melodiekurve zu „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder".

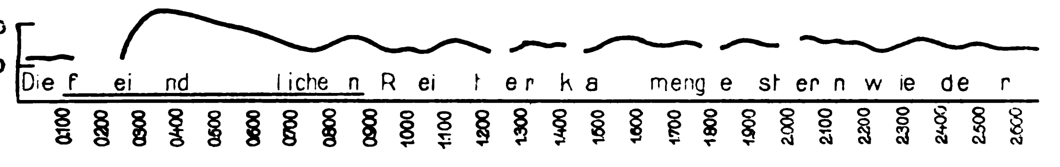
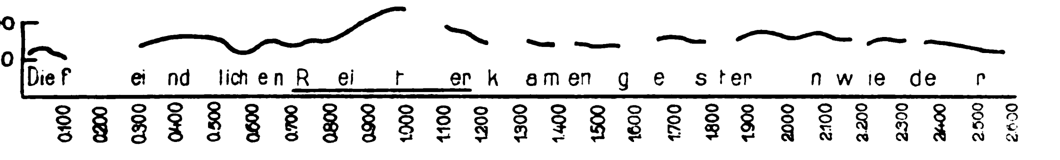


Fig. 3 Melodiekurve zu „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder".



ig. 4 Dauerkarte zu „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder".

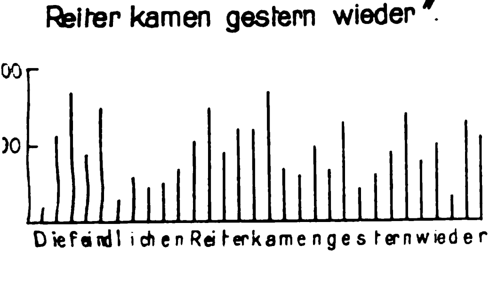


Fig. 5 Dauerkarte zu „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder".

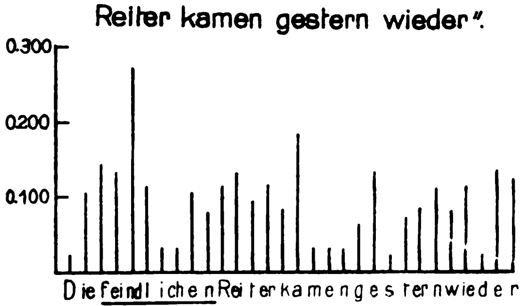
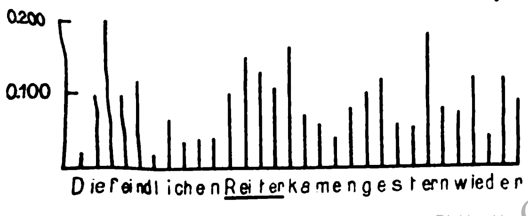


Fig. 6 Dauerkarte zu „Die feindlichen Reiter kamen gestern wieder".



zusammengefügten Einzellauten aufgebaut worden ist, muß umgekehrt werden. Ein Wort oder ein Satz ist ein Lautkontinuum, von welchem verschiedene Phasen willkürlich herausgerissen und als Einzellaute betrachtet werden können.

Die unter den Melodiekurven in Figuren 1, 2, 3 eingezeichneten Buchstaben zeigen die Stellen an, wo der Lautstrom jedesmal ungefähr den Charakter des angegebenen Lautes angenommen hat.

Die Lautveränderungen kann man auf folgende Weise darstellen. Man mißt die Längenstrecken zwischen den Punkten, welche man als ungefähre Anfangspunkte der neuen Lautphasen festgestellt hat. Diese Längen werden als Lautdauer bezeichnet und in den Dauerkarten Figuren 4, 5, 6 dargestellt.

Bei den Messungen war es unmöglich, eine Grenze zwischen *n* und *d* in *feindlichen* anzugeben; die Strecke wurde also als ein Laut behandelt. Das *er* in *Reiter* und *gestern* stellte ein Vokallaut vor, etwa ein Diphthong. Am Ende des Satzes dagegen erscheint das *r* deutlich etwas Selbständigkeit zu haben.

Im ersten Satz (Figur 4) findet sich eine Strecke *-ie feind-*, wo die Lautdauer größer ist, also wo die Lautänderung langsamer vor sich geht. Es folgt dann eine Strecke, *-lichen*, wo die Lautdauer geringer ist, also wo die Lautänderung schneller geschieht. Strecken mit größerer Lautdauer kommen in *-eiter ka-*, *-n ge-*, *-ern wieder* vor.

In dem zweiten Satz (Figur 5) mit Betonung auf dem zweiten Wort ist das *f* sogar kürzer als im ersten Satz. Das *ei* dagegen ist ziemlich viel und das *nd* bedeutend länger als in Figur 4. Das *l* ist auch länger. Die letzten Laute des Wortes sind nur wenig länger. Die Dauerkarten stimmen mit den Melodiekurven überein, indem sie eine wirkliche Betonung nur des ersten Teiles des Wortes anzeigen. Die Betonung des *e* drückt sich hauptsächlich in einem mächtigen Aufschnellen der Tonhöhe aus, wobei eine große Verlangsamung nicht vorhanden zu sein braucht.

In der Dauerkarte für den dritten Satz (Figur 6) ist keine Verlangsamung in dem betonten Wort *Reiter* zu konstatieren. Die Betonung hat sich in der Steigerung der Tonhöhe ausgedrückt (Figur 3).

Lautstärke.

Um sehr genaue Messungen von den Wellenlängen zu erzielen, wurde diese Aufnahme auf einer sehr schnell rotierenden Trommel

gemacht. Die Kurve wurde dabei horizontal so in die Länge gezogen, daß vertikale Vergleiche der verschiedenen Teile nicht gut gemacht werden konnten. Es ließen sich daher keine zuverlässigen Beobachtungen über die Lautstärke machen.

Lautgenauigkeit.

Aus früheren Arbeiten weiß man, daß die Laute mehr oder minder genau geformt werden, und zwar je nach dem Grad der Betonung. Aus diesen lang ausgezogenen Kurven aber habe ich nicht gewagt, Beobachtungen anzustellen.

Schlußwort.

Für den englischen Satz habe ich schon das Prinzip aufgestellt, daß die Betonung in vierfacher Weise zum Vorschein kommt, nämlich, in erhöhter Tonhöhe, in verlangsamter Lautänderung, in größerer Lautstärke und in genauerer Lautformation. Nicht alle vier Faktoren sind notwendigerweise zugleich vorhanden.

Aus diesen ersten deutschen Aufnahmen erfahren wir, daß Steigerung der Tonhöhe und Verlangsamung der Lautänderung als Faktoren der Betonung vorkommen. Vermutlich sind die zwei anderen Faktoren — Lautstärke und Lautpräzision — auch vorhanden.

Es ist möglich, daß noch andere Faktoren der Betonung der Entdeckung warten. Es ist wahrscheinlich, daß verschiedene Dialekte den einen oder den anderen Faktor bevorzugen. Dies alles harrt der Untersuchung.

Wien. E. W. Scripture.

VERMISCHTES.

DIE NEUEN AUFGABEN DES NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHTS[1]).

Die seit Beginn unseres Jahrhunderts einsetzende Umwälzung des gesamten Geisteslebens sowie die Erfahrungen des *Weltkrieges* und seiner Folgezeit konnten nicht ohne Wirkung auf das *Bildungswesen* bleiben. Sprach- u. Literaturwissenschaft sind bestrebt von der Einzelforschung zur Erkenntnis des Wesens und der treibenden Kräfte von Gesamterscheinungen vorzudringen, die Zeitverhältnisse offenbarten die Notwendigkeit der Förderung auslandkundlicher

[1]) Vortrag gehalten an der Jubiläumstagung des bayer. Neuphilologenverbandes, Pfingsten 1925 zu München.

Studien — diese Neueinstellung der Wissenschaft einerseits sowie die Umgestaltung unserer politischen und wirtschaftlichen Lage andererseits stellen auch den Unterricht in den neueren Sprachen vor neue Aufgaben.

Auf dem Gebiete der Phonetik soll die typische Tonbewegung, die Intonation der fremden Rede, Gegenstand des Unterrichts werden durch Anwendung graphischer Darstellung nach den Systemen von Jones u. Klinghardt. Es frägt sich, ob nicht für diesen Zweck die Verwendung des Rundfunks im Schulunterricht in Betracht zu ziehen ist. Brauchbar ist das Radio für die Schule erst, wenn es möglich ist, während der Schulzeit Verbindung mit dem Ausland (Vorträge, Parlamentsreden, Rezitationen, Morgenveranstaltungen) herzustellen und durch Lautsprecher der Klasse zu vermitteln. Die Apparate müssen aber hierzu noch vervollkommnet werden, und es müssen internationale Abmachungen getroffen werden, die, auf Gegenseitigkeit beruhend, eine systematische Verwendung des Radio ermöglichen.

Die wissenschaftliche Grammatik, vor allem die syntaktische Forschung, untersucht die psychischen Bedingtheiten des fremden Sprachgebrauchs. Zu ihren wichtigsten Ergebnissen gehört die Erkenntnis, daß es sich bei sprachlichen Erscheinungen nicht um Gesetze im strengsten Sinn handelt, sondern nur um Kräfte, die nach einer bestimmten Richtung hin wirken. Dabei ist wohl zu beachten, daß es in der Philologie — wie E. Otto[1]) überzeugend dargelegt hat, keine psychologische Erklärung, sondern höchstens psychologische Beschreibung gibt. Den Verfassern von Schulgrammatiken ist bei der Aufnahme der Ergebnisse der syntaktischen Forschung Vorsicht zu empfehlen. Das in den Händen der Schüler befindliche Buch sollte nur unbedingt sichere Ergebnisse der neueren Forschung in leichtfaßlicher Form bieten — es erscheint mir zu weitgehend, wenn in Schulbüchern die Rede ist von Aktionsart, gegenständlichem und zuständlichem Denken, dominierender Vorstellung usw. — die Schulgrammatik sollte sich mit der Feststellung der Tatsachen begnügen — der Unterricht des Lehrers allerdings darf nicht mehr in allen Punkten dogmatisch behauptend sein — er soll begründend, verknüpfend und entwickelnd sein und bis zur Erkenntnis der inneren Sprachform führen.

Zu dieser Umstellung auf dem Gebiete des Grammatikunterrichts tritt nun der Übergang der Realienkunde zur Kulturkunde. Was die Altphilologen in ihren Werken über griechische und römische Kultur besitzen, soll nun auch für die Neuphilologen erstehen. Ich weise nur hin auf das Englandbuch von Dibelius und sein Handbuch der engl.-amerikanischen Kultur. Solche Werke haben nun, wie die neuphilologisch-kulturkundliche Tagung in Göttingen gezeigt hat, auch die Schule erfaßt; auch die Schule will den sogenannten Realienunterricht emporheben zum Kulturunterricht.

Nicht nur durch Vertiefung des Grammatikunterrichts, durch Vordringen zur „inneren Sprachform“, sondern auch durch Belehrung in deutscher und fremder Sprache und vor allem durch entsprechende Lektüreauswahl soll die Seele der fremden Kulturen unserer Jugend verständlich gemacht werden[2]).

---

[1]) Die wissenschaftl. Forschung u. die Ausgestaltung des gelehrten Unterrichts 1919. Velhagen & Klasing. S. 64.

[2]) S. Fritz Roeder: Englischer Kulturunterricht 1925. 2. Aufl. Teubner.

Es sollen nicht einfach politische Wirtschaftsgeschichte, Landeskunde usw. gelehrt werden, sondern die in der Gesamtveranlagung der fremden Völker wurzelnden Triebe und Kräfte sollen aufgedeckt werden. Es soll auf der Oberstufe vor allem der Nationalcharakter der fremden Völker gezeichnet werden. Es sollen z. B. Fragen behandelt werden wie die folgenden: „Welchen Anteil hat England an der Gestaltung Europas gehabt, wie hat es das Schicksal des Kontinents spez. Deutschlands beeinflußt?" oder „Worin besteht das Wesen der englischen Freiheit, wie hat sie allmählich ihren Ausdruck gefunden in Staat und Verwaltung?"

Diese Unterrichtsart soll in Zukunft verhüten, daß es führenden Kreisen an der Einsicht in die psychischen Kräfte der fremden Völker fehlt — wie es in der Vergangenheit leider der Fall war — sie soll uns aber auch davor bewahren, daß wir von der Weltkultur abgedrängt und geistig isoliert werden.

Für ganz besonders wertvoll wird die Einführung in die englische Kultur gehalten. So soll die Kenntnis der Methode und Grundsätze der englischen Verfassung vor allem dem jungen Deutschen jene in unserer Zeit gebotene politische Bildung vermitteln, die ihm bisher fehlt und die ihm der Einblick in die antike Kultur mit ihrem unsozialen Charakter nicht vermitteln konnte. Hierzu ist die Schaffung kulturkundlicher Lesebücher notwendig. Solche sind auch bereits erschienen. So: Gottschalk: England und die Engländer. Aug. Neumann, Leipzig 1925; Bauch: Literar. Lesebuch zur Einführung in die Kultur- und Geisteskunde des englischen Volkes. L. Ehlermann, Dresden. 3. Aufl. 25; Schiedermair-Zettner, Oberstufe des französischen Unterrichts. Lindauer, München 1923. Durch die Erkenntnis des fremden Wesens und die Auseinandersetzung mit ihm soll aber das Deutschtum nicht untergraben, sondern seine bewußte und erweiterte Erfassung gelehrt werden[1]). Das Verständnis Lessings soll z. B. vorbereitet werden durch vorherige Behandlung der klass. Tragödie der Franzosen und Shakespeares. Es kann also in Zukunft nicht genügen etwa in der Oberprima erst ein Shakespeare-Drama zum Abschluß der englischen Studien zu lesen. Es soll vielmehr eine gründliche Einführung in Shakespeares Gesamtwerk an Hand eines Shakespeare-Lesebuchs erfolgen, das wenigstens die herkömmlichen Schuldramen in abgekürzter Form bietet.

Weiter wird die Forderung gestellt, daß auch die neuere und neueste Literatur Berücksichtigung finden sollte. Vor allem im Französischen sollten auch Schriftsteller des 20. Jahrhunderts gelesen werden wie Romains, Claudel, Valéry, Gide, Hémon usw. Eine Revision der Lektürekanons erscheint unbedingt nötig — in Preußen geht man hierbei soweit, daß man es jeder einzelnen Schule überlassen will, welche Werke gelesen werden sollen. Mir scheint aber doch die Aufstellung von Richtlinien recht notwendig, wie das z. B. die Wiener Anglisten getan haben. Jüngere Lehrer sind froh, wenn sie Anhaltspunkte finden, der Kanon braucht ja nicht unbedingt bindend zu sein, auf jeden Fall bestimmt er auch die Produktion der Lektüreausgaben und wirkt anregend. In seinem beachtenswerten *Buche*, Deutschkunde im englischen Unterricht, Frankfurt, *Diesterweg 1924*, kommt in diesem Zusammenhange Adolf Krüper zu der Forderung, daß der Unterricht im Deutschen und Englischen in die Hand eines Lehrers zu legen sei. Jeder praktische Schulmann

[1]) S. meinen Vortrag auf dem 17. Allg. Deutschen Neuphilologentag in Halle, in dieser Zeitschrift 1920.



wird diese Forderung nur unterstützen. Nur bei Verbindung von Deutsch und Fremdsprache in einer Lehrperson ist der Gedanke der Konzentration der kulturkundlichen Fächer durchführbar. Die Vielgestaltigkeit unserer Lehrpläne mit ihrer Zersplitterung der Kräfte muß einer Zusammenfassung der geistigen Arbeitskraft Platz machen. Jede der oberen Klassen sollte ein bestimmtes Gepräge tragen. Nur durch Zusammenfassung der organisch zusammengehörigen Fächer kann die so notwendige Verringerung der Schulstunden ermöglicht werden.

Die Rücksicht auf die geistige Ausbildung unserer Jugend verlangt aber nicht nur Konzentration der Lehrkräfte durch entsprechende Unterrichtsverteilung, sondern es muß auch den einzelnen Schulgattungen wieder größere Einheitlichkeit gegeben werden durch Vereinfachung der Lehrpläne und Herausarbeitung ihrer Eigenart. Und da erhebt sich die Forderung auch dem Neuphilologen einen Schultyp einzuräumen, wie ihn die Altphilologen und die Mathematiker bereits besitzen, d. h. das Realgymnasium ist zum neusprachlichen Gymnasium umzugestalten. (S. zu dieser Frage: Cornelius, Reisinger, Kerschensteiner: Über die Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen, München 1910, sowie die Denkschrift über die Neuordnung des preuß. höheren Schulwesens 1924.) In der letzteren stehen die denkwürdigen Worte:

„Wenn man die großen, auf die deutsche Kultur einwirkenden Kulturkreise zu Quellbezirken einer deutschen Bildung machen will, so tritt neben das Christentum und die Antike mit mindestens gleicher Wirkungskraft der moderne Europäismus, wie er in der Geschichte des modernen Geistes seit Reformation und Renaissance sich zu dem geschlossenen Gedankensystem entwickelt hat, in dem bis heute die uns alle beherrschenden Grundideen unserer modernen Kultur sich gestaltet haben. Nur in dieser Geschichte wird der deutsche Geist in seiner Sonderart verständlich. Wer nun das Realgymnasium als das neusprachliche Gymnasium aufbaut, stellt es damit vor eine Bildungsaufgabe, die innerhalb des deutschen Bildungswesens gerade heute als notwendig gegeben angesehen werden muß, da wir heute in einer neuen Phase dieses Jahrhunderte langen geistesgeschichtlichen Prozesses stehen und in der Auseinandersetzung mit dem kulturellen Vordringen Frankreichs und dem sich immer stärker entwickelnden Angelsachsentum erneut um unser Selbstverständnis und unsre geistige Selbsterhaltung innerhalb der europäischen Kultur ringen müssen."

Um das Realgymnasium[1]) zum neusprachlichen Gymnasium auszubauen, ist eine Lehrplanänderung unbedingt notwendig. Die Lehrer des Lateinischen, der Mathematik und der neueren Sprachen stehen am bayer. Realgymnasium nebeneinander und bemühen sich zu gleichen Teilen um den Geist des Schülers — es fehlt dem Realgymnasium tatsächlich der einheitliche Grundcharakter. Dieser kann ihm nur dadurch gegeben werden, daß Latein aus der Oberstufe als Pflichtfach zurücktritt zugunsten der Einführung in die moderne Kultur — wobei zum Europäismus auch die amerikanische Kultur treten muß. Sechs Jahre ausgiebigen pflichtmäßigen Lateinunterrichts genügen vollkommen, um die sprachliche Grundlage für die neueren Sprachen einschließlich Italienisch und Spanisch zu schaffen. Latein müßte sich also an der Oberstufe mit der Rolle eines Wahlfaches zufrieden geben,

---

[1]) In Bayern gibt es nur Realgymnasien älterer Ordnung mit Latein als Grundsprache.

ähnlich wie Französisch am humanistischen Gymnasium nur mehr Wahlfach ist, nachdem Bayern schon seit zwei Jahren die Umstellung der neueren Sprachen vorgenommen hat. Es könnte dann wenigstens an einer Schulgattung die romanische Kultur wieder etwas mehr Berücksichtigung finden, die durch die Voranstellung der englischen Sprache doch etwas allzusehr zurückgedrängt wurde.

Vor allem müßte aber das neuphilologische Lehramt als Hauptwirkungskreis das Realgymnasium bekommen, ähnlich wie das humanistische Gymnasium dem klassischen Philologen, die Oberrealschule dem Mathematiker ein zentrales Arbeitsgebiet liefert.

Nur durch Zuweisung des Realgymnasiums an den Neuphilologen könnte der Lehrplan dieser Schulart die nötige Geschlossenheit gewinnen, könnten die inneren Beziehungen zwischen den kulturkundlichen Fächern gepflegt werden, könnte die durch geistige Zersplitterung hervorgerufene Überbürdung der Jugend gemildert und der bildende Wert dieses Schultyps in hohem Maße gesteigert werden. Die Ausgestaltung des Realgymnasiums zum neusprachlichen Gymnasium ist die schwierigste und verantwortungsvollste Aufgabe, die dem Neuphilologen gestellt ist.

Möge der Lehrer der neueren Fremdsprachen ein Arbeitsfeld bekommen, auf dem er sich auswirken, und wo er der Jugend sein Bestes zuführen kann!

Daß der neusprachliche Unterricht unserer Tage ein solches Arbeitsfeld verdient, wird niemand leugnen, der den großen Aufschwung der neuphilologischen Wissenschaft erkannt hat und dem klar geworden ist, wie gerade in den letzten Jahren der neusprachliche Unterricht durch Männer wie Otto, Aronstein usw. seinen humanistischen Charakter immer mehr herausgearbeitet und sich in die Ziele der Deutschkunde eingegliedert hat. Besonders den bayerischen Amtsgenossen ist zu wünschen, daß ihre Unterrichtsverwaltung die Grundlagen schafft, die notwendig sind, um auch dem neusprachlichen Lehrer jene Verantwortung zu übertragen, die allein geeignet ist ihm die für seinen Beruf so nötige Arbeitsfreude zu gewähren. Eine große Anzahl meiner bayerischen Fachgenossen ist frühzeitig zusammengebrochen, weil ihnen der Spielraum fehlte zu gedeihlicher beglückender Berufsarbeit. In dem soeben erschienenen Bayerischen Philologenjahrbuch wird vom Herausgeber festgestellt, daß die neuphilologische Fachgruppe von jeher das Stiefkind der Unterrichtsverwaltung war und bis heute vergebens des ihm verheißenen „Platzes an der Sonne“ harrt.

Möge die bayerische Neuphilologenschaft sich aufrichten an dem Vorbild ihrer französischen Kollegen, die durch geschickte Bearbeitung der Öffentlichkeit in einem Jahre erreicht haben, daß ihre Fächer wieder die verlorene Stellung im Bildungswesen eroberten!

Möge der jungen Generation ein gütiges Geschick gewähren, was der älteren versagt blieb!

Die neuere Sprach- und Literaturwissenschaft unserer Zeit hat sich in den freien Äther der Geistesgeschichte großen Stils erhoben — möge ein frischer Luftzug auch der Arbeit des Lehrers der neueren Sprachen in Bayern zugeführt werden — damit auch *hier jene* neuen schweren Aufgaben gelöst werden können, die Wissenschaft und Zeitverhältnisse stellen!

Würzburg. Richard Schiedermair.



LEITSÄTZE FÜR DEN NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT IN DEN HÖHEREN STAATSSCHULEN HAMBURGS.

1. Aus unserer geistigen und politischen Lage ergibt sich die Notwendigkeit einer Änderung der auslandskundlichen Einstellung im neusprachlichen Unterricht. Dieser hat künftig mehr als bisher die Kenntnis des fremden Volkstums zu vermitteln. Dabei wird dies möglichst von Anfang an in der Weise zu geschehen haben, daß dem Schüler das fremde Volkstum im Vergleich zum eigenen zu Bewußtsein gebracht wird. Der neusprachliche Unterricht steht damit mehr als bisher im Dienste der volkheitlichen Erziehung.
2. Diese Aufgabe ist nur zu lösen, wenn der kulturkundliche Unterricht sich vergleichend auf die Erfassung der wesenhaften Kräfte und Formen einstellt. Es ist also beim vergleichenden Studium des fremden Volkslebens und seiner Schöpfungen nach der seelischen und geistigen Eigenart zu forschen; dem ist auch der rein sprachliche Teil des Unterrichts zumal auf der Oberstufe dienstbar zu machen. Durch Vergleichung der sprachlichen Ausdrucksmittel der fremden Sprache mit denen der Muttersprache ist die Erfassung sprachlicher Eigenart anzustreben.
3. Aus der kulturkundlichen Einstellung ergeben sich folgende Forderungen:
   a) Im Mittelpunkt des Unterrichts steht das Lesen von Prosawerken, bei denen das Charakteristische des fremden Volkstums stark hervortritt; besondere Berücksichtigung hat das 19. und 20. Jahrhundert zu erfahren.
   b) Die Lektüre soll möglichst früh in den Vordergrund treten. Es empfiehlt sich, neben dem Einzelwerk der Semesterlektüre kulturkundliche Hefte oder ein kulturkundliches Lesebuch zu benutzen. Dabei ist ein fester Lektürekanon nicht erwünscht.
   c) Sprechübungen und einsprachige Übungen durch Umformungen sind mehr als bisher zu pflegen. Dabei ist auf Aussprache, Akzentuation und Intonation besonderes Gewicht zu legen und deren Wesen durch Vergleich mit den entsprechenden Elementen der Muttersprache zum Verständnis zu bringen. Die Ausdrucksfähigkeit ist planmäßig zu steigern. Bei Übersetzungen ist ganz besondere Sorgfalt auf eine durchaus sinngenaue Wiedergabe zu legen. Auf die notwendige Entsprechung von Sinngehalt und Ausdrucksform ist immer wieder hinzuweisen.
   d) Das Wesentliche und in dem behandelten Sprachtypus Lebendige soll durch die Grammatik, als der Lehre von der Ordnung sprachlicher Tatsachen, zu bewußter Einsicht gebracht werden.
   e) Als schriftliche Arbeiten werden Umformungen, Nachbildungen und die Wiedergabe vorgelesener Stücke besonders empfohlen. Auf der Oberstufe sind vorzugsweise kurze Niederschriften (Essay) zu verlangen. Als schriftliche Zielleistung in der Reifeprüfung ist eine kurze, anschaulich gehaltene Niederschrift, also kein langer „Aufsatz", anzustreben. Der Kommissar kann andere Formen zulassen, z. B. Musterübersetzung eines diktierten Textes ins Deutsche.
4. Der Gedanke der vergleichenden Kulturkunde ist nur zu verwirklichen, wenn die kulturkundlichen Fächer durch geschichtliche Parallelstellung oder auf sonstige Weise in einen engeren inneren Zusammenhang gebracht werden.

5. Voraussetzung für die Umstellung des Unterrichts sind u. a. Änderungen in der Vorbildung der Lehrer auf der Universität. Unerläßlich ist die Schaffung von Fortbildungsmöglichkeiten für die Lehrer während der Berufstätigkeit daheim und im Auslande, um für die geforderte Vergleichung von Volkstum, Kultur und Sprache ausreichend gerüstet zu sein.

STELLUNGNAHME DES SENATS DER HAMBURGISCHEN UNIVERSITÄT.

Der Senat der Hamburgischen Universität begrüßt die Leitsätze, welche dem neusprachlichen Unterricht eine besondere Richtung weisen wollen. Wenn dieser Unterricht in vollem Umfange fruchtbar werden soll, so muß er in der Tat mehr als bisher über die ausschließliche Beschäftigung mit der Sprache und der Literatur hinausgehen und die Gesamtheit der fremden Kultur und ihrer geschichtlichen Entwicklung berücksichtigen. Dabei ist freilich zu bedenken, daß man von einer einheitlichen englischen oder französischen Kultur so wenig sprechen kann wie von einer einheitlichen deutschen. Wie in Deutschland regionale und gesellschaftliche Unterschiede bestehen, so ist dies auch in fremden Kulturländern der Fall; und überdies ist die Gliederung nach Zeiten verschieden, auch ist die Differenzierung in den einzelnen politisch begrenzten Völkern jeweils verschieden weit fortgeschritten. Was man gemeinhin Engländer nennt, umfaßt englische, schottische, walisische, irische Elemente, in Frankreich besteht der Gegensatz zwischen Nord- und Südfranzosen und dazu kommen bei beiden Ländern noch die kolonialen Formen. Über diesen durch die Herkunft der Menschen bestimmten Gruppen liegt aber offenbar eine einheitliche englische oder französische Schicht, wie auch andererseits über die Grenzen hinwegreichend allgemein europäische Züge in ganz West- und Mitteleuropa vorhanden sind.

Wenn die Leitsätze die Kenntnis fremden Volkstums fordern, so erhebt sich die Frage, wo dieses Volkstum in möglichst klaren Umrissen für die Schule hervortritt, in welcher doch nur ein sehr begrenzter Teil der Literatur behandelt werden kann. Erfahrungsgemäß treten die Merkmale fremden Volkstums nicht so sehr in Prosawerken als in poetischen Werken hervor, und zeitlich wird man sie klarer als in den schon stark verwaschenen Werken des ausgehenden 19. oder gar 20. Jahrhunderts, vielmehr in denen des 17. und 18. Jahrhunderts, allenfalls bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts finden. Das gilt für die englische und für die französische Literatur, ähnlich auch für die spanische. Vor allem aber wird es darauf ankommen, nur Autoren hoher Qualität um ihrer selbst willen zu lesen, nicht aber die Werke nach den Zufälligkeiten des Tages oder nach den besonderen Interessen eines einzelnen Lehrers auszuwählen, sondern eben unter dem einzigen sachlichen Gesichtspunkt der Einführung in fremdes Volkstum. Auch dann ist die in Leitsatz 3 gewünschte Bewegungsfreiheit durchaus möglich.

Wenn Leitsatz 5 eine Änderung in der Vorbildung der *Lehrer* voraussetzt, so ist dem durchaus zuzustimmen. Es wird sich zunächst um eine wohlerwogene Änderung der Prüfungsordnung handeln müssen und um gewisse Änderungen in dem Studium selbst, und die Universität wird sehr wohl in der Lage sein, in Vorlesungen und Übungen die kulturkundlichen Beziehungen zu berücksichtigen. Mit Recht weist der Leitsatz darauf hin, daß die Fortbildungsmöglichkeiten für Lehrer vermehrt werden müssen und zwar vor allem im *Auslande*;

denn nur dort kann der Lehrer die in einem Volke bestehenden Differenzierungen lebendig in sich aufnehmen und zugleich die gemeineuropäischen Züge erkennen. Die Universität wird gern bereit sein, den Lehrer bei der Vorbereitung auf die Auslandsreise zu beraten und ihm auch in der Heimat die Gesichtspunkte zu vermitteln, deren er für die neue Aufgabe bedarf.

VON DER SOG. AUSLASSUNG DER KOPULA IN EINGELEITETEN NEBENSÄTZEN.

Der vorliegende Aufsatz befaßt sich mit den eingeleiteten nbss, deren vb im umschriebenen Perfektum oder Plusquamperfektum stehen müßte und in denen das Prädikat nur durch das Partizipium Perfekti gebildet wird, also mit Sätzen des Typus: Schiller, Tell 46: Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen, oder: Tell 1010 Der Ruf des neuen Greuels, der geschehen.

Von diesen Sätzen handelt Jakob Grimm: Deutsche Grammatik IV[1] 173 (= IV[2] 202). Er stellt zunächst fürs mhd. fest, daß es des Auxiliars kaum entbehre. „Nur wo zwei gleichartige vba, durch Partikeln verknüpft, unmittelbar aufeinanderfolgen, braucht das Hilfswort nur einmal ausgedrückt zu werden ... Sollen aber vba verbunden werden, denen verschiedenes Auxiliare gebührt, so ist sie (die Auslassung) unstatthaft."

Und weiter unten heißt es: „Nhd. aber ist seit den schlesischen Dichtern hergebracht, das dem Partizip unmittelbar folgende, niemals das vorausgehende, habe oder bin manchmal zu unterdrücken, vorzüglich in indirekter, relativer Rede." S. 174 weist Grimm dieselbe Erscheinung fürs Schwedische nach, während sie im Dänischen nicht entwickelt ist.

Die große Lücke, welche bei Grimm zwischen den mhd. Zuständen und den schlesischen Dichtern klafft, sucht Kehrein in seiner Grammatik des XV.—XVII. Jahrhunderts III § 51 auszufüllen. Er gibt eine schöne Anzahl von Belegen, beachtet aber nicht den wichtigen Unterschied von Fällen, wo nur beim koordiniert angeschlossenen zweiten Partizip die Kopula nicht wiederholt wird, und solchen, die überhaupt keine Kopula aufweisen.

Eine monographische Darstellung hat die Frage, so weit ich sehen kann, nicht gefunden. Einigermaßen ausführlich handelt darüber nur noch Paul: Deutsche Grammatik IV/2 § 529. Er fügt einige neue Belege hinzu und hat das Material besser gruppiert, indem er die Koordinationsfälle, so weit er sie überhaupt berücksichtigt, in die Anmerkung verweist. Seine Darstellung richtet das Hauptaugenmerk auf die entwickelte nhd. Schriftsprache, während die Anfänge der Erscheinung, die etwas zurückliegen, nur einmal gestreift werden. Meine Absicht ist es nun, eben diesen Anfängen nachzugehen, die ältesten Belege aufzuweisen und womöglich auch die Veranlassung zur Ausbildung dieses nbstypus zu ermitteln.

Da muß ich nun gleich mit einem Widerspruch Paul gegenüber beginnen. Bei Gelegenheit der Auslassung von haben behauptet er, daß sie schon seit Beginn des XV. Jahrhunderts vorkomme. Ich kann sie erst seit den 60er Jahren des XV. Jahrhunderts belegen. Stichproben aus dem Renner, Konrad von Ammenhausen, Boner, dem Teichner, der Magdeburger Schöppenchronik zum Jahre 1421, den Reichstagsakten von 1441, Hans Rosenplut, den sieben weisen Meistern und auch noch Niklas von Wyle haben ein durchaus negatives Resultat ergeben.

Was zunächst die nbss, denen die Kopula ganz fehlt, anbelangt, so findet sich der älteste Beleg der dem Typus äußerlich entspricht, in der Ratschronik in Landshut im Jahre 1468[1]). Die Stelle läßt sich so genau datieren, weil es sich um fortlaufende Eintragungen des Ratsschreibers handelt und die Stelle zwischen der Ratsherrenliste für 1468 und 1469 steht. Die Stelle lautet: DSC[2]) 15 315,4 und ist sein Genaden Einreitten gewesen zu Habran herein durch Martan Weinzierls Garten, daselbst yber den Graben eilends ain Prucken gemacht, darnach für geritten ... Die Stelle gehört zwar streng genommen nicht hierher, da es sich um eine Passivumschreibung handelt, aber ich habe sie als älteste nicht unterdrücken wollen.

Ungefähr in die gleiche Zeit gehört wohl auch die Beschreibung der burgundischen Kriege von Diebold Schilling, der nach Kehreins Angabe seit 1465 Gerichtsschreiber in Bern war. Ein Zusammenhang der beiden Schreiber in den nicht gerade weit voneinander liegenden Städten ließe sich recht wohl denken.

Aus D. Schilling führt Kehrein an:

123 do der Hertzog vernam wie es ergangen das was ihm zu großem Mißfallen.

201. Ir Herr, der by jnen in der Stat gewesen, der were gestorben.

254 wie dann vorhin, ehe der Krieg angefangen, beschehen wäre.

Außerdem habe ich aus dem 15. Jahrhundert noch anzuführen.

DSC 7 419,6 (Magdeburg z. J. 1493, doch ist der Text um die Mitte des 16. Jh. umgearbeitet)[3]) und als umb dise zeit ungefehrlich appelirt worden und der bischof die appellation angenomen, hat der radt mit dem bischove sich in rechtlichen Krieg und austrag begeben.

DSC 15, 344,12 (Landshut 1499) Item des 99. Jars het sich begeben, das etlich Nürnbergisch Soldner auf etlich Edlleut geschossen im Felt und in ihr verderben gejagt.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wird die Erscheinung häufiger. Im Volksbuch von Fortunat (1509)[4]) lesen wir 3,15 Was Fortunatus vnnd nach ym die gedachten seine zwen sün mit den zwayen Klainaten wunders gestifft vnd erfaren, wollust vnd freüd auch not vnd arbait byß in iren Tod erlitten haben ...

Und im Eulenspiegel[5]) (1515) 3,18 vnd wil mich auch gegen yederman entschuldiget haben, das solich mein beschreiben niemā

---

[1]) Unberücksichtigt bleibt dabei die dunkle, vielleicht verderbte Stelle:

Deutsche Reichstagsakten 15, 867 Nürnberg 1441: ob unser gnedig herren ... noch daselbs bei einander, ob die ander ... botschaft, der man wartend gewesen ist oder ander ... botschefte seid auch dahin komen ... daz ir uns davon ... verschreiben wellet.

Der Stelle fehlt das Partizipium Perfekti. Ich glaube, daß sie in ihrer chronologischen Isoliertheit mit der uns interessierenden Entwicklung nichts zu tun hat, sondern ein Beispiel für den immer wieder sporadisch auftretenden nichtverbalen Satz ist.

[2]) DSC = Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert, herausg. v. d. hist. Kommission d. kgl. bayr. Ak. d. Wissensch. Leipzig, Hirzel.

[3]) Aus demselben Text DSC 7 418,6 und das schulteissenambt war ledig gestanden drei gantzer jar lang dan b Ernst als mit dem die stadt uneinigk, wolte nicht bestetigen.

[4]) HN 240/1 (untersucht wurden S. 1—11) 1509.

[5]) HN (untersucht wurden S. 1—18,5) 1515.

zu widerdrieß beschehen. Gleichzeitig (1513) finden sich schon zahlreiche Belege in Johann von Schwarzenbergs Büchlein vom Zutrinken[1]). S. 12, 1,11; 13, 10,14. Von der Reformationszeit an werden die Belege dann immer häufiger:

Luther. An den Adel[2]) 6,17; 6,26.

Judas Nazarei[3]) vom alten und neuen Gott 4,15.

Hartmut von Cronberg[4]) 17,9; 103, 5, 17; 104, 13; 106, 24.

Hug Rhetorica (bei Kehrein zitiert) Basel 1528. 84b, 111a (bis) 121a.

Im späteren XVI. Jahrhundert, nicht erst, wie Grimm behauptet, im XVII., wird die Erscheinung sehr häufig. Ich möchte nur noch erwähnen, daß ich im ältesten Faustbuch[5]) auf 13 Seiten ungefähr 30 Belege gesammelt habe.

Ganz anders liegen die chronologischen Verhältnisse bei den koordiniert angeschlossenen zweiten Partizipien Perfekti. Wenn zwei oder mehrere Partizipien koordiniert sind, die dasselbe Hilfszeitwort verlangen, ist es von alters her üblich, dieses nur einmal zu setzen.

Murner Schelmenzunft[6]) V 10 Do ich dennocht was noch klein
Und kurtzelichen erst erboren
Hett ich den schalk hinder meyn oren.

Luther an den Adel 11,27 Es muß auch kein gutter geyst sein, der solch außtrug erfunden vnd die sund frey und trefflich gemacht hat[7]).

Ab und zu erlaubt man sich bei solchen Konstruktionen allerhand Freiheiten, sehr bescheiden H. Rosenplut[8]): des Türcken vastnachtspiel V. 238

und mangen unschuldigen darin hast ertöt
und ir from priester ze stucken gehauen,

kühner im Eulenspiegel 44,17 das es inen nit gieng, wie den von Brag mit im gangen was vnd mit schanden bestanden.

Luther Jerem. III 16 wenn jr gewachsen vnd ewr vil worden ist.

Joh. v. Schwarzenberg 12,8 . . . auf den weg ewiger seligkayt, daruon sie verstoßen vnd vns vergunnen, gezogen wurden.

Ungefähr gleichzeitig mit der Ausbildung der nbstype ohne Kopula bildet sich auch die Übung heraus, wenn schon eine umschriebene Verbalform dasteht, beim koordinierten zweiten Partizipium das andere Hilfszeitwort auszulassen, also haben neben sein zu ersparen und umgekehrt. Die Belege dafür sind im XV. Jahrhundert etwas häufiger als die der anderen Gruppe. Dagegen habe ich das rapide Zunehmen ihrer Häufigkeit im XVI. Jahrhundert nicht beobachtet.

---

[1]) HN 176 (untersucht wurden S. 10—15) 1513.
[2]) HN 153 (S. 3—9) 1520.
[3]) HN 142/3 (S. 1—9) 1521.
[4]) HN 154/7 (S. 9—17, 102—117) 1521f.
[5]) HN 7/8 (S. 1—13,15) 1587.
[6]) HN 85 (Stück I—XV) 1512.
[7]) Die Anwendung einer ähnlichen Ersparung im hps nimmt sehr großen Umfang an. So verbindet der Landshuter Ratschronist auf diese Weise die einzelnen, wahrscheinlich gar nicht gleichzeitigen Eintragungen:

DSC 15 335,4, [1494] Item des jars sündt die 3 Läden . . . gemacht. Item bey den Predigern gepflastert die Gassen 15, 343,7—11 [1499].

[8]) Kürschners Nationalliteratur 14,3 S. 972.

Albr v Eyb 6a (bei Kehrein) das der jüngling dem vater also veruolgt vnd dadurch der eefrauen vergessen ward.

DSC 15, 344 (Landshut 1499) Also sündt die Edlleut auß dem Halt prochen und den von Niernberg etlich Knecht erstochen,

DSC 7, 419,18 (Magdeburg 1501).

Geiler (nach Kehrein) g 194b, b 30b.

Fortunat 3, 25.

Joh. von Schwarzenberg 12, 1 Als aber solche ... satzung ... an unser ... höllische feynde gelangt ist vnd sie bedacht.

12, 24 Wölliche beuelchbrieff etliche ... empfangen haben Vnnd wol zu besorgen, das das ...

Eberlin von Güntzburg 15 Bundsgenossen[1]) 2, 24.

Iud. Nazarei 2, 8.

Cornberg 11, 4.

Spricht demnach schon die Verteilung der Belege dagegen, die beiden bisher besprochenen Erscheinungen in einen Topf zu werfen, so bietet sich noch ein zweiter Beweis für ihre Verschiedenheit in den Verhältnissen im Hauptsatz dar. Schon Jakob Grimm hat beobachtet, daß das dem Partizipium vorausgehende Hilfszeitwort niemals ausgelassen wird. Das ist aber eben im hps mit seiner festen Mittelstellung des vb der Fall. Und tatsächlich vermag ich nur eine einzige Stelle für einen hps der verlangten Form beizubringen.

Cronberg 16, 11 ... (eine lange Ausführung) ... wilchs ... ein fauler vnbestendiger grund ist, auff den teuffel als einen vatter der lugen gebawen, alles genugsam ercleret durch doctor Luthern. Vielleicht dürfen wir annehmen, daß auch auf diesen Fall mit Rücksicht auf das vorhergehende Partizip gebawen die Analogie der Fälle mit Koordination zweier Partizipien gewirkt hat. Dagegen erscheint die Auslassung des zweiten Hilfsvb im hps mindestens ebenso häufig wie im nbs. Ich führe die von mir gesammelten Belege für Ersparung des andern Hilfsvb im zweiten hps an.

DSC 15, 314, 10 (Landshut 1468) Es seyn auch edl Burgerin ... hinaufgangen und ain yeder ... in sein Hand getragen und ... empfangen.

— 15, 329, 4 (Landshut 1490) Eodem anno ist mein gnediger Herr ... gezogen, im daselbs ... nachgefiert und besetzt auch Stain am Angen und anders gewunnen helfen.

— 15, 335, 21 Landshut (1494) Item des jars ist auch der Künig von Frankreich ... gen Rom gezogen und den Künig von Neapolis verjagt ...

— 15, 336, 18 (Landshut 1495) Umb Mit fasten dis Jares ist ... Geörg geflochen, dannan ausgeschrieben einem rat allhie.

— 15, 344, (Landshut 1499) Also sündt die Edlleut aus dem Hallt prochen und den von Niernberg etlich Knecht erstochen.

Diebold Schillings 267 sy sind zusammengetreten vnd mit den Feinden gescharmutzet, und jnen etlich erschossen.

Geiler 21 Artikel[2]) 29 es hett dem Spittal nummer kein schaden bracht sunder huffet wider iner gefallen.

— 30 Ich hab XX gulden gehabt und in zwifel gewesen wem sie gehorten.

Joh. v. Schwarzenberg: 12, 11 ... ist ein höllischer post bott ... geritten kommen vnd ein grosse zal Sendbrieffe ... bey jm gehabt, Auch die selbigen ... oberantwort; ganz ähnlich 13, 1.

---

[1]) HN 139—41 (S. 1—14, 56—65) 1521.

[2]) 1501. ed. L.D. (S. 1—7, 26—29).

Eberlin von Güntzburg 56, 23 Doch ist man vber jr solich predig weiß kummen vnd sie inen abgelernet, das ...

Die Ursachen und Ausgangspunkte für die Entwicklung der in Rede stehenden sprachlichen Typen liegen für die Fälle mit Koordination zweier Partizipien klar zutage. Hier handelt es sich wirklich um Auslassung, um Ersparung eines doppelt erscheinenden Satzgliedes und die Weiterentwicklung erfolgt in der Weise, daß zuerst nur dasselbe Wort erspart wird, später ein Hilfsvb. auch neben einem anderen. Das sich allmählich herausbildende Gefühl für die Identität der Funktion beider Hilfsvba hat diese Erweiterung des Gebrauchs hervorgerufen.

Größere Schwierigkeiten bereitet die Erklärung der Entstehung der nbstype, deren Prädikat nur aus einem Partizipium Perfekti besteht. Die alte bereits von Paul fallen gelassene Erklärung als Ellipse ist deswegen unmöglich, weil sie als solche ganz isoliert ohne irgendwelche Analogie dastehen würde. Daß eine Anlehnung an die Koordinationsfälle nicht anzunehmen ist, glaube ich bewiesen zu haben. Und die Analogie zu den zu allen Zeiten sporadisch vorkommenden nichtverbalen Sätzen würde weder die plötzliche rasche Ausbreitung der Type noch die Beschränkung auf den eingeleiteten nbs. erklären.

Beeinflussung von Seiten des lateinischen participium coniunctum oder auch ablativus absolutus läßt sich wohl für einzelne Fälle annehmen, darunter auch für den ältesten Beleg aus der Landshuter Chronik (DSC 15, 315, 4). Doch in der Mehrzahl der Fälle ist die Verschiedenheit der Konstruktionen allzu groß. Wieder einen andern Ausgangspunkt könnten folgende Stellen nahe legen.

Joh. v. Schwarzenberg 11, 5 (zitiert aus dem Reichstagsabschied von 1512) Wiewol zutrincken inn vor gehalten Reychs tagen mer dan eynest hochlich verpotten, So ist es doch ... gehandhabt worden.

Luther an den Adel 9, 7 wo er abgesetzt, ist er ein bauer oder burger.

Hier ergäbe die Zusammenrückung der gleichen Wörter eine gut verständliche psychologische Erklärung. Aber schon die Chronologie beweist, daß das als Ausgangspunkt der Entwicklung nicht in Betracht kommt.

Auf den richtigen Weg könnte vielleicht eine andere Beobachtung führen. Ich habe aus den älteren Sammlungen eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Belegen nicht übernommen, weil sie eine andere Erklärung zulassen.

Z. B. DSC 17, 224, 33 (Mainz 1445) und als nu der stede frunde ... gein Mentze geschickt worden und quamen ...

Diese sicher um die Mitte des XV. Jhdts. geschriebene Stelle wäre chronologisch weitaus die älteste, wenn man das worden wirklich gemäß unserem Sprachgefühl als Partizipium Perfekti fassen dürfte. Doch handelt es sich hier zweifellos nur um eine Dialektform für wurden, da ja derselbe Text immer of für uf setzt.

Die Möglichkeit einer anderen Erklärung nehme ich auch für eine ganze Gruppe von Stellen bei Kehrein an, die ich erweitert um etliche Belege aus eigenen Sammlungen hier vorlege.

Bibel v. 1470 II. Kön. 17, 20 do sy getruncken ein wenig wasser do giengen sij ijlend hinweg.

Geiler g 63b, b 4b.

Geiler, Predigt v. 1502[1]): 275, 21 Wenn man ainen hencken

[1]) KNL 12, 2 263ff.

wil, wenn der hencker jm den strick an den hals gelegt, wenn er dann den strick bald zuo zeücht, so erworget er.

Seb. Brant Narrenschiff[1]) 1, 90. 7, 11.

Murner: Schelmenzunft I 35 Do er vns geleret die deschen Nam er mir an dem herdt die eschen VII 27.

Cronberg 10, 19.

Luther Mt 9, 20: Ein Weib das zwelff jar den Blutgang gehabt, trat von hinden zu jm.

— an den Adel 9, 23: ... wie ich gesagt ... Apg. 1, 9; 19, 40; 20, 1; 26, 30 u. oft. Seb. Frank: Germ. Chronikon 1538.

Hug Rhetorica 117a.

Tschudi: Chronikon Helveticum 4.

Perter Lew[2]) 460.

Dietenberger kath. Bibel 1571 Ez. 16, 14 vmb des geschmucks willen, so ich auff dich gelegt.

Fischart Gargantua 160b als er gefrustuckt, ging er zur Kirchen.

In den angeführten Belegen kann man die gesperrt gedruckten Wörter als Partizipia Perfekti fassen, und dann liegt der uns beschäftigende nbstypus vor. Daher hat sie Kehrein aufgenommen. Ihre Form gestattet aber auch, sie als vba finita aufzufassen, bei denen der durch den Zusammenhang geforderte Ausdruck der Vorzeitigkeit in der Partikel gesteckt. Die Stellen bilden dann die Fortsetzung des im mhd, insbesondere im Nll so beliebten Satztypus:

z. B. Nll. A 9193 der helt doch niht entranc
ê der künec getrunke.

Daß diese Auffassung im XV. und XVI. Jhdt. noch möglich war, beweisen ein paar Stellen, die eine andere Auffassung überhaupt nicht zulassen.

Predigt d. XV. Jhdt.[3]) 278, 22: ee der artzt die wort gesprach vnd der grefe dannoch nit vss dem dorff geritten war.

— 280, 7: we vns das wir ye geuolgeten dem tufel vnd synen reden vnd gunst vnd willen zu den sunden ye geteten.

Geiler 265, 11: wenn du lange jar darumb gearbeitest, das ... so ist es wol der arbeit werd.

Murner Schelmenzunft III 25: Der dich doch dorum nie gebatt.

Die psychologischen Vorgänge, die die Entwicklung dieses Satztypus auf der angedeuteten Grundlage voraussetzt, sind nicht übermäßig kompliziert. Man muß annehmen:

1. daß in den zahlreichen zweideutigen Fällen das vb finitum als Partizip mißverstanden wurde. Der dabei notwendige Verzicht auf das Hilfsvb. war vielleicht durch die ererbte Freiheit in Beziehung auf die Stellung des Hilfsvb. gegenüber dem Partizip vorbereitet.

2. daß nach Analogie der Fälle mit Übereinstimmung der Formen der neue Typus auch auf Personen und Numeri übertragen wurde, wo die Formen nicht übereinstimmten. Fördernd mag dabei gewirkt haben, daß bei den schwachen Verben die 1. u. 3. Person Sg., bei vielen starken die 1. u. 3. pl. diese Übereinstimmung mit dem Partizipium Perfekti aufwiesen. Für die nahen Beziehungen bei den starken Vb. eben in der uns beschäftigenden Zeit darf ich wohl auch auf die vielen Formübertragungen hinweisen.

---

[1]) KNL 12, 1 339 (St. 1—8) 1490.
[2]) KNL 11, 91 155?
[3]) KNL 12, 2, 277.

Auf der eben erörterten Grundlage erklärt sich auch die Einschränkung der Erscheinung auf den eingeleiteten Nbs. Nur in dieser Satztype nahm nämlich das ursprüngliche vb. fin. den Platz am Ende des Satzes ein, wo man das Partizip als Prädikatsnomen gewohnt war.

Wien. Clemens Biener.

RUBÉN DARÍO UND STEFAN GEORGE.

Eine Frage, die zahllose Philologenfedern in Bewegung gesetzt hat, ist die nach dem „Einfluß" eines Dichters auf einen anderen oder nach der „Abhängigkeit" dieses von jenem. Man nimmt zu solchem Zweck die Werke beider vor und sucht nach stofflichen oder formalen Analogien, um, wenn man sie gefunden hat — denn wer sucht, findet — den Finger auf diese Stellen zu legen und triumphierend zu erklären: Da hat er abgeschrieben! Eine in diesem Sinn geführte Untersuchung ist vorzüglich geeignet, unsere literarische Erkenntnis zu verwirren, denn angenommen, daß es sich in beiden Fällen um bedeutende und sonst selbständige Dichter handelt, so erhebt sich die Frage (d. h. man erhebt sie meist nicht), ob der solchermaßen „Beeinflußte" und „Abhängige" nicht auch ohne das fremde Vorbild von sich heraus ähnliche Vorstellungen und Ausdrucksformen entwickelt hätte, ob er nicht, mit Molière zu reden, dort wo er es fand, nur sein eigenes Gut an sich genommen habe. In Wirklichkeit bedeutet bereits die Zeitgenossenschaft, d. h. die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer bestimmten geistigen Periode, ein so inniges Band, daß wir es jeden Tag erleben, wie in verschiedenen Ländern und unabhängig voneinander die gleichen Erfindungen gemacht werden, und daß gleichzeitig in Deutschland ein Buch „Der Tod in Venedig" und in Frankreich eins mit dem Titel „La mort de Venise" erscheinen konnte. Voraussetzung für eine Untersuchung der oben skizzierten oder karikierten Art wäre also, daß man sich in jedem Fall zunächst über das, was Ausdruck der Zeit ist, vollkommen klar wäre, um es von vornherein in Abzug zu bringen, worauf dann meist nicht viel mehr übrig bliebe. Wie eng die Zeit verbindet, wie mit Notwendigkeit gleiche Anschauungen und Empfindungen gleiche Bilder und Wendungen wecken, dafür ein kleines Beispiel, das die Verfasser dieser Zeilen einer größeren gleichgerichteten Arbeit entnehmen. Es handelt sich um einige Strophen aus dem „Canto de Esperanza" des großen spanisch-amerikanischen Lyrikers Rubén Darío (1867—1916), auf deren Wiedergabe wir uns notgedrungen beschränken und Bruchstücke aus den Dichtungen Stefan Georges, dessen Werke wir als bekannt voraussetzen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß keiner vom andern auch nur den Namen gekannt hat.

Darío: „Verdugos de ideales afligieron la tierra;
en un pozo de sombra la Humanidad se encierra
con los rudos molosos del odio y de la guerra.

Ven, Señor, para hacer la gloria de ti mismo.
Ven con temblor de estrellas y horror de cataclismo;
ven a traer amor y paz sobre el abismo.

Surge de pronto y vierte la esencia de la vida
sobre tanta alma loca, triste o empedernida
que amante de tinieblas tu dulce aurora olvida.

Y tu caballo blanco, que miró el visionario,
pase. Y suene el divino clarín extraordinario.
Mi corazón será brasa de tu incensario."

Man vergleiche insbesondere die an zweiter und dritter Stelle angeführten Strophen mit folgenden Versen Georges aus den Gedichten „Leo XIII." und „Kunfttag I": (Ähnliche Themen behandeln außerdem „Trauer I", D. sieb. Ring, S. 102; „War wieder zeitenfülle", Stern d. Bundes, S. 6; „Ihr baut verbrechende" ebd. S. 25; „Auf stiller stadt" ebd. S. 26 u. a.)

„Komm heiliger knabe! hilf der welt, die birst,
Daß sie nicht elend falle! einziger retter!
In deinem schutze blühe mildre zeit . . .
Es kehre lang erwünschter friede heim
Und brüderliche bande schlinge liebe!"

„Du kamst am letzten tag.
Da ich vom harren siech,
Da ich des betens müd
Mich in die nacht verlor . . ."

Fast noch überzeugender wirkt eine Gegenüberstellung der von beiden Dichtern verwandten einzelnen Ausdrücke, wobei wir uns wieder auf die Auswertung der vier mitgeteilten Strophen Daríos beschränken: fast alle dort gebrauchten bildlichen Wendungen finden sich an verschiedenen Stellen bei George wieder.

Darío	George
verdugos de ideales	Und stürztet ihre alt- und neuen bilder (D. sieb. Ring, 32; s. ferner Stern d. Bundes, 22).
en un pozo de sombra la Humanidad se encierra	Dann krochet ihr in höhlen ein und riefet: es ist kein tag (D. sieb. Ring, 33; ferner 100, 102, 110).
rudos molosos	bellt allein des volkes räude (D. sieb. Ring, 11; ferner „Der Krieg").
amante de las tinieblas	unsern zug zur finsternis (Teppich d. Lebens, 80; ferner 70, 81).
tu dulce aurora	der da kommen wird im morgenrot (D. sieb. Ring, 212; ferner D. Krieg, 6).
el divino clarín extraordinario	klang der wirklichen drommete (D. sieb. Ring, 114; ferner 57).
mi corazón será brasa de tu incensario	und ich bin mit jeder faser, ferner brand, von dir entglommen (D. sieb. Ring, 119; ferner 115, 123).

Hand aufs Herz! Wer würde, hätten die Dichter einander gekannt, da nicht von einer „tiefgehenden Beeinflussung", von einer „deutlich erweisbaren Abhängigkeit" sprechen? Man komme uns auch nicht mit dem Einwand, der Spanier und der Deutsche seien gleichzeitig Schüler der französischen Symbolisten. Erstens würde es in diesem Fall mindestens ebensoviel besagen, wenn beide just dieselben Bestandteile übernommen hätten, und zweitens finden sich

bei Verlaine, der allein als gemeinsames Vorbild in Frage käme, apokalyptische Wendungen in dieser Form gerade nicht. Wir schließen: eine noch so weitgehende Übereinstimmung zweier hervorragender Schriftsteller will für die Erkenntnis ihrer Entwicklung nicht viel bedeuten, sofern beide bereits Zeitgenossen sind, eine solche Untersuchung würde umgekehrt erst dann fruchtbar werden, wenn man gerade bei dem Fehlen direkter Beziehungen versuchen wollte, auf Grund dieser Übereinstimmung das geistige Gepräge der Zeit zu bestimmen.

Frankfurt a. M. H. Petriconi.
Würzburg. F. Rauhut.

APPUNTI HOELDERLINIANI.

Queste mie brevi righe non hanno lo scopo di tracciare le linee secondo cui potrebbe essere costruito uno studio: Hölderlin e l'Italia. Mancherebbe la sostanza; vaghi sono gli accenni all' Italia nell' opera dello Hölderlin e superficiale e riflessa la conoscienza ch'egli ne ebbe.

Ma soltanto perchè a molti, in Germania, parrà strano che questo poeta prettamente tedesco sia studiato anche da stranieri, voglio dare qui un saggio del contributo italiano alla conoscenza dello Hölderlin.

Se ne occupò in modo particolare un poeta: Giousè Carducci. Il Carducci stava di fronte al mondo romano — greco come si sta di fronte ad una grande creazione delle forze dell'uomo operanti in senso sociale e reale. Lo interessavano del mondo classico — romano alcune virtù fondamentali in senso civico, ma non avrebbe mai potuto dividere collo Hölderlin l'entusiasmo per la Grecia come espressione viva di una astratta bellezza. Carducci vede sempre operanti, concreti e reali e non idealizzati gli uomini, vede caduche forze terrene compiere fatti grandiosi, non iddii. C'è nel suo paganesimo molta modernità, egli è in diretta ed intina relazione col nostro risorgimento, il mondo romano gli rinasce in questa cornice e su questo sfondo. La sua anima ha confini terreni, è concreto, reale, posa con saldezza i piedi sulla terra.

Nulla di tutto questo in Hoelderlin, un sognatore-titano con idillico cuore, tutto preso e perduto in questa sua visione della vita antica che per lui continua e continuerà anche per gli altri quando saranno migliori ed avranno superato quel presente che il Carducci vive con tutte le sue passioni e lo avranno pervaso dell' antico spirito che in Carducci è una delle passioni della sua anima rabuffata. Nè sarebbe stato possibile al Carducci costruire un ponte tra paganesimo e cristianesimo ch'egli oppone l'uno all'altro, nè avrebbe potuto pensare, come lo Hölderlin degli ultimi inni ad una fusione tra paganesimo e cristianesimo e ad una rinascita di quello in riti e miti di questo.

Il Carducci tradusse la poesia: „Griecheland[1])". La traduzione non è felice, non rende lo Hoelderlin, sentiamo la prepotente personalità del Carducci sostituirsi a quella dell' altro poeta; dell' idillica dolcezza, della nostalgica malinconia resta ben poco: c'è forza, volontà, desiderio.

Dal «Catalogo dei manoscritti carducciani[2])» si può rilevare: Vol. I pag. 45 n. 56: «Senza titolo. Principio di traduzione da un' ode di Hoelderlin. Ode. Com: Splendido figlio degli dei, tu, quando ...

---

[1]) Vedi: opere, Bologna, 1907, Rime e-ritmi, pag. 343; oppure. Poesie, Bologna 1908, pag. 1055. Pubblicata la prima volta in «Cronache Bizantine» Roma, 16, sett. 1883.

[2]) ... per cura di A. Sorbelli, 2 voll. Bologna, 1921.

Ha la data: settembre 1874. Due foglietti vol. con prose e sulla camicia la traduzione in prosa.»

Senza dubbio si tratta dell' ode «Achill»:

«Herrlicher Göttersohn! da du die Geliebte verloren . . .»

Riscontriamo ancora, nello stesso catalogo; vol. II pag. 215: (accanto ad altre traduzioni dallo Hagedorn, dal Klopstock, dal Ramler, dal Lessing, dallo Herder, dallo Hölty, dallo Schiller, dallo Arndt, dal Chamisso, dal Platen e dallo Schiller ancora „Die Braut von Messina“).

X. Joh. Chr. Fr. Hölderlin:

«Due fogli doppi contenenti le seguenti versioni: La morte per la patria (Der Tod fürs Vaterland), Alle parche (An die Parzen), Ai tedeschi (An die Deutschen), Una volta e adesso (Einst und jetzt).

Oltre a ciò sin dal 1886 (Milano, Biblioteca universale Sonzogno, n. 166) Luigi Parpagliolo traduceva lo Hyperion con una breve prefazione divulgativa. Nel testo veniva riportata una traduzione dello Schicksalslied per cura del Mantica di cui si prometteva una versione di tutte le liriche dello Hoelderlin, versione che non fu mai publicata.

Gina Martegiani pubblicava nel 1911, Lanciano, ina scelta di frammenti dello Hyperion tradotti con una prefazione. E quando già la grande bufera europea infuriava, il 31 Agosto 1915, usciva nella rivista d'Italia, pagg. 205—254 un chiaro saggio di Aldo Oberdorf: L'opera di Federico Hölderlin. Nel numero di gennaio e febbraio del 1924 di Concilio (Foligno) pubblicai io stesso un breve saggio: «Hölderlin e Diotima» ed alla stesura di un volume sullo Hölderlin attendo con lena e spero sia finito entro quest' anno. Nel prossimo anno terrò all' Università di Pisa un corso su: Friedrich Hölderlin e la Grecia nello spirito tedesco». Arturo Farinelli che già svolse all' Università di Torino un corso sullo Hölderlin, tenno a Torino una conferenza su di lui, conferenza che sarà, ci auguriamo, pubblicata.

A porre gli italiani di fronte al poeta tetesco in forma accessibile anche a quelli che ne ignorano la lingua provvede, con riuscitissime traduzioni, (credo sia difficile fare meglio) Lorenzo Bianchi.

Egli ha già pubblicato tradotte: L'arcipelago, (Archipelagus) Achille (Achill), Le quercie (Die Eichbäume), Alle Parche, (An die Parzen[1])); All' Etere (An den Aether[2])), Fantasia di sera (Abendphantasie[3])); Alla mia veneranda nonna (Meiner verehrungswürdigen Großmutter), All' Etere (an den Aether) — altra redazione[4]) —. Del Bianchi sono ancora le traduzioni: A Diotima (Komm und besänftige mir), a Diotima (Götter wandelten einst), Il lamento di Menone per Diotima (Menons Klage um Diotima) Il viandante (Der Wanderer, erste Fassung), Ritorno (Heimkunft), La festa dell' autunno (Die Herbstfeier), Quando un fanciullo io era (Da ich ein Knabe war), Il canto d'Iperione sul destino (Hyperions Schicksalslied[5])). In nessun altra nazione[6]) si è tentato di acconstarsi allo Hölderlin di studiarlo e comprenderlo quanto in Italia ed è questa una delle tante possibili prove di quel ridestato interesse per la letteratura tedesca, interesse

---

[1]) Atene e Roma, 1922.

[2]) Strenna delle colonie scolastiche bolognesi, Bologna 1923.

[3]) Di libro in libro, Bologna, aprile 1923.

[4]) Bologna, 1923.

[5]) Vedi: Lorenzo Bianchi, Versioni da Friedrich Hoelderlin, Bologna 1925.

[6]) Vedi: Hölderlin-Bibliographie von Dr. Friedrich Seebas, München 1922, S. 92—93.

che si concreta in opere critiche, traduzioni, edizioni di testi con note o con traduzione e note[1]), vasto e complesso lavoro che non dovrebbe passare inosservato agli studiosi tedeschi.

Pisa. Giovanni Vittorio Amoretti.

NACHRUF.

Der A. D. N. V. betrauert in dem unlängst verschiedenen Oberstudiendirektor i. R. Dr. Richard Ackermann in Nürnberg den Verlust eines der rührigsten und treuesten Mitglieder. Besondere Verdienste hat sich der Verstorbene als Vorsitzender des Verbandes um die Vorbereitung und den würdigen Verlauf des Deutschen Neuphilologentages vom 6.—9. Juni 1922 in Nürnberg erworben. Die Mitglieder des Verbandes, insbesondere auch die des bayrischen Landesverbandes, werden sein Andenken in Ehren halten.

EXPERIMENTALPHONETIK.

Das von dem Unterzeichneten geleitete Institut für Phonetik hat zunächst die Aufgabe, Gelegenheit zu Forschungen auf dem Gebiet der Experimentalphonteik zu bieten. Vorläufig wird das Hauptgewicht auf die Anwendung der graphischen Methode auf Probleme der Linguistik und der vergleichenden Sprachwissenschaft, sowie auch auf die Sprachneurologie und die Gesangskunst gelegt. Jeder Mitarbeiter erhält einen besonderen Schreibtisch mit Registriertrommel, Schreibkapseln, Meßmikroskop, Mikrometermeßtisch und allem Zubehör. Er hat irgend ein Problem seiner Muttersprache (Lautlehre, Satzmelodie, Metrik usw.) oder des Gesanges oder der Sprachneurologie zu bearbeiten.

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Für Österreicher und andere Deutsche sind die Plätze unentgeltlich. Von Ausländern wird ein Laboratoriumsgeld verlangt; näheres auf Anfrage. Meldungen für das Wintersemester 1925/26 werden jetzt angenommen.

Wien. E. W. Scripture.

---

[1]) Ricordo appena e edizioni di Scusoni a Firenzer, di Paravia a Torino-Milano.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

Band XXXIII. *Juli-August* *Heft 4*

E. Hözel, *Zur Naturlehre der Prosaformen und ihrer Verwendung bei der Anfertigung deutscher Aufsätze.* Eine Handreichung für Unterricht und Selbstbelehrung. 2. Heft. Neupädag. Verlag Annaberg 1923. 102 S.

Wie in einem 1. Heft Erzählung und Beschreibung, so unterzieht Hözel in vorliegender Arbeit Charakteristik und Abhandlung, sowie kürzer auch Betrachtung und Rede einer genauen Untersuchung. Diese erstreckt sich — im Anschluß an reichliche Muster aus 1750—1910 — auf die Abgrenzung und Einteilung dieser Aufsatzformen, auf den äußern und inneren Aufbau und Ausbau. Den verschiedenen Arten der Abhandlung ist besondere Sorgfalt gewidmet. An passender Stelle werden Fingerzeige für unterrichtliche Behandlung und Aufgabenstellung gegeben.

Oskar Weise, *Blicke in das Leben und Wesen unserer deutschen Sprache.* Jena 1923. Frommann. 176 S. Preis 3,60 M.

Die 32 Abschnitte dieses Werkchens wollen als Seitenstück und Ergänzung zu des gleichen Verfassers „Muttersprache" und „Ästhetik" angesehen sein. Manches dort erörterte führen sie, unter Auslassung von Unwesentlichem und Unsicherem, auf den neuesten Stand der Forschung fort. Sie behandeln Sprach- und Kulturgeschichtliches, Sprach- und Stillehre, Bedeutungswandel und Mundartfragen. Mir waren besonders anziehend folgende Einzelaufsätze: Einfluß Klopstocks auf die deutsche Sprache; Einfluß Berlins; der Genetiv; das Gleichnis in der deutschen Dichtung; Sprachvereinsforderungen; der Name der Thüringer; Volksetymologie und -humor. Durchweg ist eine Menge zerstreuten Stoffs ansprechend zusammengestellt, eine Fülle feiner eigener und fremder Beobachtungen in einen bunten anziehenden Strauß vereint. Für den Deutschunterricht ist vieles ohne weiteres verwendbar, manches geradezu darauf zugeschnitten. Ein sehr brauchbares Büchlein, dessen Sachverzeichnis ich nur gern ausführlicher sähe.

H. W. Rutgers, *Märchen und Sage.* Bemerkungen über ihr gegenseitiges Verhältnis mit besonderer Rücksicht auf die Siegfriedsagen. Groninger Doktordissertation. Wolters, Haag 1923. 90 S.

Rutgers gibt zunächst eine Übersicht über die Forschung, soweit sie sich mit der Abgrenzung von Märchen und Sage beschäftigt, indem er uns von den Anschauungen der Brüder Grimm und Uhlands bis zu den ziemlich entgegengesetzten Wundts und Panzers geleitet. War jenen das Märchen eine phantasievolle Umgestaltung alter Mythen, d e treuer sich in der Sage widerspiegeln, so suchen diese dem Märchen Einfluß auf die Gestaltung der Heldensage zuzuschreiben. Die bekannten Forschungen Panzers nimmt R. in den zwei folgenden Abschnitten unter die Lupe und erweist an den Siegfriedsagen von der Werbung und der Erweckung, daß die von Panzer als Ausgangspunkt vorgeschlagenen Märchen vom Brautwerber und vom Bärensohn nicht als die Quellen dieser Sagen gelten können, daß hingegen zwischen Dornröschen und Brunhilds Erweckung nahe Zusammenhänge bestehen, die freilich auch durch isländische, indische, altgriechische und italienische Varianten nicht zu völliger Klarheit zu bringen sind.



Deutschkundliche Bücherei.

O. Lauffer, *Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte.* 45 S. Leipzig 1924. Quelle & Meyer.

Nach ein paar Einleitungsworten über Forschungsmethode und Gebietsabgrenzung gibt das Bändchen in vier Abschnitten einen flüchtigen, doch tiefe Sachkunde verratenden Überblick über das weite Feld deutscher Altertümer von der Frühzeit bis ins 19. Jahrhundert und verfolgt die Entwicklung von Dorf und Stadt, Haus- und Kirchenbau, Tracht, Gerät für Krieg und Frieden. „Freude an der Beschäftigung mit den ehrwürdigen Denkmälern deutscher Vergangenheit zu wecken und die Lust, in die mancherlei aufsteigenden Fragen immer tiefer einzudringen" — das ist dem kundigen Verfasser nach unserer Meinung wohl gelungen.

O. Böckel. *Das deutsche Volkslied.* Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht. Zweite Auflage. 103 S. Preis 80 Pf. Leipzig 1924. Quelle & Meyer.

Der Verfasser des „Handbuchs des deutschen Volkslieds" und der „Psychologie der Volksdichtung" bietet in dem hübschen Bändchen, dessen 2. Auflage für seine Brauchbarkeit spricht, eine Übersicht über Wesen, Werden und Arten des deutschen Volkslieds und über die Vielseitigkeit, mit der sich deutsches Leben im Volksgesang ausprägt. In zahlreichen, gut ausgewählten Beispielen tut sich die ganze Fülle und Tiefe deutscher Empfindung vor uns auf, und der kenntnisreiche und warmherzige Begleittext bringt Belehrung und Genuß.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

G. Wenz, *Die germanische Welt.* Einführung in die germanische Altertumskunde und Geisteswelt. Mit 24 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig, Quelle und Meyer, 1923. 238 S.

Der Deutschkunde soll in unseren Schulen ein breiter Raum gewährt werden. Da ist es an der Zeit, daß auch der germanischen Altertumskunde eine größere Aufmerksamkeit als bisher gewidmet wird. Dem Lehrer kann ich das Werk von Wenz empfehlen, das er dem Unterricht zugrunde legen kann, wenn es auch manches bietet, was über den Rahmen der Schule hinausgeht. Er behandelt in der Einleitung die Quellenkunde und vernachlässigt dabei nicht die Volkskunde und die Ausgrabungswissenschaft. Sodann läßt er die Welt der Erscheinungen an uns vorüberziehen, bespricht das Land und seine ältesten Bewohner, entwickelt die Stammesgeschichte und stellt sehr übersichtlich und sorgfältig die Staats- und Gesellschaftsformen, die Siedlungsweise, das Wirtschaftsleben wie das häusliche Leben dar. Und ebenso gibt er uns ein gutes Bild von der Welt des Geistes, handelt eingehend über Sprache, Dichtung und Kunst, über Lebensäußerungen in Recht, Sitte und Brauch sowie über die Religion.

Bildliche Darstellungen unterstützen die Ausführungen. Außer den Wiedergaben im Text sind noch 24 Tafeln beigegeben, die sehr scharfe Bilder darbieten. Sie bedeuten eine wesentliche Bereicherung des Buches. Gut ist es, daß W. Vermutungen wirklich als solche bezeichnet hat. Gar zu leicht wird sonst gerade bei der Behandlung der ältesten Zeit zuviel behauptet.

Einige Unebenheiten mögen angeführt werden. S. 45 stimmt

wohl nicht die Darstellung des Zuges der Kimbern und Teutonen. Von Böhmen nach dem Osten ziehend, kommt man doch nicht nach Noreja! S. 33. Die Frage, wie die Kelten in der Gegend rechts des Rheins heimisch geworden sind, ist von W. anders beantwortet, als man es gewöhnlich tut: von der keltischen Wanderung ist nicht gesprochen worden. S. 19 wird von der Ancyluszeit gesprochen, während eine Erklärung erst auf S. 32 gegeben wird. Bei der Besprechung des Obstbaus § 212 und 213 hätte auf die verschiedenen Gegenden Germaniens Rücksicht genommen werden müssen. Daß übrigens die Pfirsische und Aprikosen, deren Kerne man in den Brunnen an der Saalburg gefunden hat, in der Zeit der römischen Besetzung an Ort und Stelle gewachsen sein könnten, bezweifle ich. Die Geschichte der Chatten ist in § 124 nicht richtig geschildert. Die Identifizierung von Alemannen und Sweben oder Schwaben in § 138 ist seltsam. Daß die Alemannen um 260 die Römer bis zum Rhein zurücktreiben, hätte gesagt werden müssen.

Ich kann das Werk bestens empfehlen.

K. H. Wels *Die germanische Vorzeit.* Ein Buch von heimischer Art und ihrer Entwicklung. Quelle & Meyer. Leipzig 1923. 206 S.

Vor uns liegt ein Buch, das an seinem Teile mit dazu helfen will, daß der Deutsche aus der großen Vergangenheit seines Volkes Kräfte gewinnt zum Wiederaufbau. Er soll sich aus der Schmach und Not der Gegenwart flüchten können in Zeiten, in denen unsere Vorfahren voll Kraft und Mut Großes geleistet haben. Wels sieht, Kossinnas Spuren folgend, in der deutschen Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. Er setzt sich mit den Berichten der alten Schriftsteller auseinander, indem er sie mit den Ergebnissen der Bodenfunde vergleicht und die Gründe darlegt, welche die fremden Beobachter zu Urteilen geführt haben, denen die „Wissenschaft des Spatens“ nicht beipflichten kann. Er läßt die Werdezeit, Blütezeit, Kampfzeit und Reifezeit der Germanen an uns vorüberziehen und bietet über die verschiedenen Gebiete der materiellen wie der geistig-sittlichen Kultur in sehr ansprechender Darstellung, die durch viele gute Bilder unterstützt und belebt wird, eine klare Übersicht. Von besonderer Bedeutung ist der Stellennachweis zur Germania des Tacitus. Ein gutes Sachverzeichnis bildet einen wertvollen Führer durch das Werk.

Mag auch manchmal der Verfasser in der Erhebung der Eigenschaften und Leistungen der Germanen zu weit gehen, so viel ist doch sicher, daß mit dem Vorurteil vom Kulturverfall der eisenzeitlichen Germanen gründlich aufgeräumt werden muß. Sie haben auf den verschiedensten Gebieten der Technik und Kunst so Bedeutendes geschaffen, daß sie nicht als „Barbaren“ hinter den andern Völkern zurückgestanden haben. Manche Fragen sind freilich m. E. noch nicht endgültig beantwortet, so z. B. die nach der Herkunft der hohen Bronzekultur der Germanen (S. 66 f.) und *nach der Priorität* des Maeanderlinienschmucks (S. 159). Auch die Deutung des Namens „Germanen“ als „echte Arier“ im Gegensatz zu den Kelten bedarf der Nachprüfung. Und wenn W. (S. 61) aus der Sprachentwicklung den Wesenszug germanischer Art ablesen will, „den wir noch heute mit Stolz an unserm Stamm bemerken“, das Gemüt, weil *„der* Überreichtum der Formen, das Fliehende der *Behandlung* zugunsten der wesenhaften, kennzeichnenden Einfachheit abgestreift, nur das schlicht Eindrucksvolle und Gemütvolle, das dem Wesen *innere*

Bewegung verleiht, beibehalten worden sei", so hat er m. E. diesen Vorgang gar zu tiefsinnig gedeutet.

WALTHER CLASSEN *Das Werden des deutschen Volkes.* Heft 6: Das bürgerliche Mittelalter. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. 1922. 111 S.

In anschaulicher und fesselnder Weise läßt C. die Zeiten nach dem Untergange der Hohenstaufen vor uns vorüberziehen. Besonders betont er das Aufkommen neuer sozialer Mächte und widmet sich der Schilderung der Städte, vornehmlich der Hanse. Mit Recht ist hervorgehoben, wie kräftig der deutsche Kaufmann weithin gewirkt, wie der Deutsche für andere Völker Großes geleistet hat und der Bahnbrecher gewesen ist. Gerade in unseren Tagen kann dies unserer Jugend nicht laut genug verkündet werden. Für die Jugend ist dies Werk denn auch sehr geeignet.

Es ist zu begrüßen, daß der Entwicklung im Osten größere Aufmerksamkeit zugewandt worden ist: es werden da Fragen erörtert, die sonst meistens unbeachtet bleiben, trotz ihrer Bedeutung. Wenn man auch in manchen Auffassungen nicht mit C. übereinstimmt, so z. B. mit seiner Beurteilung der städtischen Wirtschaft oder mit der Ansicht, daß die Judenverfolgungen durch den Reichtum der Ebräer heraufbeschworen worden seien, kann ich doch die Arbeit empfehlen. Die Sprache hätte manchmal sorgfältiger gehandhabt werden können.

H. MORF †. *Auswahl aus den Werken des Gregor von Tours.* Sammlung vulgärlateinischer Texte, herausgegeben von W. Heraeus und H. Morf †. Heidelberg 1922. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 67 S.

Morf, der der Wissenschaft viel zu früh entrissen worden ist, hat dies Werk nicht mehr vollenden können, an dem er voll Hingabe gearbeitet hat. Die Sammlung mittelalterlicher Texte ist recht verdienstvoll. Namentlich für den jungen Historiker besitzt sie einen hohen Wert. Auch für den Geschichtsunterricht am Gymnasium kann diese Auswahl gut benutzt werden, als Quellenlektüre, für den Arbeitsunterricht. Vor allem wertvoll sind die Stellen, die der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte dienen, wie z. B. die Äußerungen aus dem Jahre 576 über die Gewinnsucht der Geistlichen, die Acker zu Acker fügen, und die Frage auf der Synode zu Macon vom Jahre 585, ob das Weib ein Mensch sei.

KL. BOJUNGA *Lateinische Lieder fahrender Schüler aus der Stauferzeit.* Für die Schule ausgewählt. G. Freytag. Leipzig 1922. 48 S.

Daß man auf der Schule nicht bei den Erzeugnissen der goldenen Latinität stehen bleiben sollte, ist eine schon seit langem erhobene Forderung. Wenn B., einer der Vorkämpfer der Pflege der Deutschkunde, nun auch das mittelalterliche Latein in die Schullektüre einführen will, so tut er es vornehmlich, um aus diesen Liedern eine bessere Vorstellung von den deutschen Menschen früherer Jahrhunderte gewinnen zu lassen. Schwerterklirren und Becherklang schallen uns aus den frischen Sängen entgegen, kraftvolle deutsche Männer, fröhliche, leidenschaftliche, stark empfindende Seelen erscheinen vor unseren Augen, und der Stolz auf Deutschlands Glanz und Macht tönt aus den Worten wieder. Zumeist sind die Lieder dem Benediktbeurer Liederbuch, dem Lebensbuch eines fahrenden Schülers, entnommen.

Frankfurt a. M. Friedrich Bothe.

Otto Jespersen, *The Philosophy of Grammar.* London, George Allen & Unwin Ltd. 1924. Price 12/6.

Wer Jespersens Schriften kennt, weiß, daß ein Werk, welches die Ansichten dieses dänischen Gelehrten über die Grundfragen der Grammatik darlegen soll, mit Recht eine Fülle von Belehrung und anregenden Gedanken erwarten läßt. Und wirklich erfüllt die Philosophy of Grammar diese Hoffnungen im vollsten Maße. Das Buch will keine systematische Grammatik sein, vielmehr der Entwurf zu einer solchen, auf einer teilweise ganz neuen Grundlage, "a preliminary sketch of a national comparative grammar", wie sich der Verfasser bescheiden ausdrückt. Das Englische steht im Mittelpunkt, die meisten europäischen — auch die klassischen — und viele fernerstehende Sprachen werden herangezogen; sogar Kunstsprachen wie Ido und Esperanto werden nicht ausgeschaltet, wobei Ido vor der Schöpfung des Osteuropäers Dr. Zamenhofs, Esperanto, den Vorzug erhält. Am eingehendsten wird neben dem Englischen das Dänische, Deutsche und Französische behandelt, und da Jespersen diese Sprachen wirklich gut beherrscht, wird jeder Lehrer einer neueren Sprache viel Wissenswertes in diesem Buche finden können. Für die Weite des Ausblicks aber, den es uns tun läßt, ist von großer Bedeutung, daß es sich nicht auf die arische Sprachfamilie beschränkt.

Grundlage des Sprachstudiums, sagt Jespersen, muß in erster Linie die lebende Sprache sein, erst in zweiter Linie kommen geschriebene und gedruckte Denkmäler. Die Bedeutung der historischen Sprachforschung, die oft — aber auch nicht immer — imstande ist, jetzt unregelmäßig erscheinende Sprachformen auf ältere, regelmäßige zurückzuführen, erkennt er zwar an, auch weil sie uns lehrt, daß die Sprache immer im Flusse ist[1]); aber noch wichtiger ist ihm die psychologische Einstellung zu den tatsächlich in Gebrauch stehenden Formen: mögen sie regelmäßig oder unregelmäßig sein; formelhafte Wendungen, die eine untrennbare, sich immer gleichbleibende Einheit bilden; oder freie Ausdrücke, deren Einzelglieder nach einem bestimmten Muster jederzeit neu zusammengesetzt werden können. Er bekämpft jedoch die „nationale Psychologie", die aus der Ausdrucksweise einer Sprache Schlüsse auf den Volkscharakter ziehen will[2]).

Eine systematische Sprachlehre muß auf dem natürlichen Gegensatz zwischen Sprecher und Hörer aufgebaut sein. Während der erstere einen Gedanken ("inner meaning" = I) in sprachliche Form ("outer form" = O) zu kleiden hat, vollzieht sich beim Hörer der entgegengesetzte Vorgang (O → I). Durch diese Auffassung unterscheidet sich Jespersen von der revolutionären Art der Sprachbetrachtung Brunots und Schuchardts, die nur den Weg I → O gelten lassen, außerdem aber auch Grammatik und Wörterbuch vermischen und die Unterschiede zwischen den herkömmlichen Wortarten aufgeben. Freilich wird es auch Jespersen nicht leicht, eine scharfe Grenzlinie zwischen Grammatik und Wörterbuch zu ziehen, und besonders schwer wird es ihm, die Bedeutungslehre (nach einigem Schwanken[3]) zwischen

[1]) "But the historic (or dynamic) way of looking at linguistic phenomena is not the only one". S. 124 Anmerkung.

[2]) Die Anmerkungen auf S. 187 und 314 lehnen diese "fashion in some German university circles" ab.

[3]) Jespersen scheint an manchen Stellen seinen Standpunkt als neutraler Däne stark hervorheben zu wollen. Das kommt auch bei der Ersetzung von Bezeichnungen wie Germanic durch Gothonic, ablaut durch apophony zum Ausdruck.

"semasiology", "sematology", "semolology", "significs" entschließt er sich für "semantics") unterzubringen. Ein Wörterbuch mit der Anlage O → I stellt gleichklingende Formen zusammen; bildet I → O die Grundlage, so ist das Ergebnis ein Synonymenlexikon. Als Grammatik will Jespersen unter Ausschließung der Phonetik nur die Zentralgebiete, die man gewöhnlich als Formenlehre, Wortbildungslehre und Syntax bezeichnet, behandeln, dabei aber jene Systemlosigkeit vermeiden, die den landläufigen Darstellungen anhaftet. Auch hier muß der Gegensatz zwischen Sprecher und Hörer im Auge behalten werden. Geht der Grammatiker den Weg O → I, so betreibt er Formenlehre, deren Unterabteilungen Wortbestandteile, Wörter und Wortgruppen (daher auch Wortstellung) sind. Jespersen begnügt sich mit einer kurzen Skizzierung dieses Teils der Grammatik, verlangt aber an Stelle der üblichen Deklinations- und Konjugationsparadigmen eine Zusammenstellung der Homomorphen ohne Rücksicht auf Wortarten (z. B. im Neuenglischen aller möglichen Wortformen, welche eine Endung -s, -ed, -n, Umlaut usw. aufweisen). Schlägt der Grammatiker den umgekehrten Weg I → O ein, so betreibt er Syntax, die zu untersuchen hat, auf welche Weise Begriffskategorien wie Zeit, Geschlecht, Zahl usw. zum sprachlichen Ausdruck gebracht werden. Diesem Gebiete der Grammatik ist der größte Teil des Buches gewidmet, und zwar strebt Jespersen hier Vollständigkeit an.

Zunächst stellt Jespersen fest, daß es eine Universalgrammatik im Sinne der alten philosophischen Grammatiker nicht geben kann, da nicht jede Sprache für jede Begriffskategorie auch eine klar ausgeprägte grammatische Kategorie entwickelt hat: das Französische z. B. hat keinen eigenen Superlativ, das Englische kein eigenes Futurum. Man darf daher für jede einzelne Sprache nur jene syntaktischen Kategorien anerkennen, für die sie auch grammatische Ausdrucksformen besitzt, darf aber in besonderen Fällen Kategorien nicht verwischen, die im allgemeinen in der gleichen Sprache wohl gemacht werden; obwohl z. B. "I put", Präsens und "I put", Präteritum, gleich sind, darf man nicht sagen, daß hier der Zeitunterschied nicht beachtet werde.

Das erste Kapitel der Syntax beschäftigt sich mit den Wortarten, deren Jespersen fünf unterscheidet: 1. Substantiva, 2. Adjektiva, 3. Pronomina mit Numeralien und Pronominaladverbien, 4. Verba mit Verbiden, deren Stellung aber etwas zweifelhaft ist, 5. Partikeln, umfassend alle jene Wörter, die in den ersten vier Gruppen nicht untergebracht werden können. Unter vorläufigem Ausschluß der sogenannten Abstrakta stellt Jespersen bei den Substantiven den Eigennamen die Gattungsnamen gegenüber und sucht dann ein unterscheidendes Merkmal zwischen diesen Substantiven und den Adjektiven zu finden. Substantiva sind spezieller als Adjektiva, da sie einen Komplex von Eigenschaften in sich enthalten, während Adjektiva nur eine Eigenschaft herausheben; Substantiva sind Kristallisationen von Eigenschaften, die das Adjektiv nur im flüssigen Zustand enthält. Ebensowenig wie bei diesen beiden ersten Wortarten, die Jespersen unter der Bezeichnung Nomina in eine engere Gruppe zusammenfaßt, gibt er eine eigene Definition[1]) für die Pronomina, bei denen er gewisse formelle Eigenarten hervorhebt. Das

---

[1]) Man vergleiche seine Bemerkung: "The best definition of a dog probably is the humoristic one that a dog is that animal which another dog will instinctly recognize as such".

Verbum — aber nur das finite — bezeichnet er als das Leben gebende Element des Satzes. Bei den Partikeln verweist er auf die nahe Verwandtschaft zwischen Präpositionen und Konjunktionen, welch letztere nur Satzpräpositionen sind. Die Scheidung zwischen den einzelnen Wortarten ist keine rein begriffliche, sondern eine grammatische; daher verschieben sich die Grenzen auch bis zu einem gewissen Grade von Sprache zu Sprache. Schließlich ist ja auch das Wort nur eine grammatische, nicht eine begriffliche Einheit: "Armitage" = "the old doctor in the grey suit whom we met on the bridge".

Sehr originell ist die Lehre von den "three ranks", die Lehre von der Unterordnung, und die Unterscheidung zwischen Junction (Attributivverhältnis): "a furiously barking dog" und Nexus (Satzverhältnis): "a dog barking furiously". Den isolierten Wortarten Substantiv, Adjektiv und Adverb entsprechen im Attributiv- und Satzverhältnis primäre, sekundäre und tertiäre Wörter; je nachdem, ob es sich um Junction oder Nexus handelt, spricht Jespersen von 1. (superjunct, supernex), 2. adjunct, adnex, 3. subjunct (subnex), erklärt aber die eingeklammerten Ausdrücke für überflüssig. Mit Ausnahmen der finiten Formen des Verbums, die nur als Adnex auftreten, können alle Wortarten in jeder der drei Stufen verwendet werden. Das Substantiv, das im Nominativ primär ist, wird mit Hilfe seiner Kasus in ein sekundäres (Genitiv) oder tertiäres Wort (Objektiv) verwandelt. Auch Wortgruppen und Teile von Sätzen, welche die Form eines Satzes in sich haben ("clauses")[1]), reihen sich in diese Stufenfolge ein. Als wichtigste Gruppen der Adjuncts erscheinen 1. die einschränkenden, zu denen auch der "defining" oder "determining (besser als definite) article" zu rechnen ist, 2. die schmückenden, bei denen der besonderen Verwendung der Relativpronomina (er zieht "connective" oder "conjunctive pronoun" vor) gedacht wird, 3. die eine Zahl bezeichnenden, denen auch der sogenannte unbestimmte Artikel zuzuzählen ist, dessen Funktion ein ziemlich klares Hervorheben ist. Während Junction eine einheitliche Vorstellung ist, die mehr oder weniger zufällig durch zwei Elemente ausgedrückt wird, enthält ein Nexus zwei Vorstellungen, die notwendigerweise von einander getrennt sein müssen. Als verschiedene Arten des Nexus werden besprochen: 1. solche mit finiten Verben, einfache Hauptsätze, abhängige Nebensätze und Konstruktionen wie "Arthur *whom* they think *is killed*" umfassend, 2. solche mit Infinitiven, 3. solche ohne ein Verb nach dem Muster οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, 4. Nexusobjekte nach der Art von "I found *the cage empty*"; als verwandte Erscheinungen werden "he drank himself drunk", "he slept himself sober" und die eigenartige Verwendung von "with(out)" in "he fell asleep with his candle lit" hingestellt, 5. Nexussubjunct, was man gewöhnlich als absolute Konstruktionen (z. B. der lateinische

[1]) Jespersen verwirft den Begriff eines Nebensatzes und verzichtet somit auch auf eine Behandlung der verschiedenen Arten von Nebensätzen, die gewöhnlich einen breiten Raum in den Grammatiken einnehmen. Sie müssen somit bei den Konjunktionen und in den Kapiteln Tempus und Modus getrennt behandelt werden. Dieses Vorgehen läßt sich im Hinblick auf die englische Sprache rechtfertigen, wo Hauptsatz und Nebensatz die gleiche Form haben; nicht aber z. B. für die deutsche Sprache, wo der Nebensatz durch die Endstellung des finiten Verbums gekennzeichnet wird.

ablativus absolutus) bezeichnet. Eine besondere Art bildet der Nexus der Abweisung "I — love"! "he — a gentleman!" Der und Landvogt[1]). Sehr beachtenswert ist die Lehre von den Nexus-substantiven, zu denen vor allem die abstrakten Substantiva, die verbale Nexuswörter (arrival) oder prädikative Nexuswörter (cleverness) sein können, ferner Infinitive, Verbalsubstantive, darunter auch die englische -ing-Form, u. a. gehören.

Ein weiteres Kapitel der Syntax umfaßt die Begriffe Subjekt, Prädikat und Objekt. Da es sich hier um grammatische Kategorien handelt, läßt Jespersen nur das grammatische Subjekt gelten und kritisiert die Lehre vom logischen und psychologischen Subjekt. Als wesentliches Unterscheidungszeichen zwischen Subjekt und Prädikativ wird hervorgehoben, daß ersteres immer der engere Begriff ist. Formell schwerer definierbar ist der Begriff des Objekts; jedenfalls ist es mit dem Verb verknüpft und das Verhältnis von Subjekt und Objekt ist durch die Natur des jeweiligen Verbs bedingt; auch Adjektiva verbinden sich mit Objektiven; nimmt aber ein Adverb ein Objekt zu sich, so wird ersteres zur Präposition. Mit dem Wesen des Objekts ist das Passivum nahe verwandt. An Stelle von "genus" und "voice" befürwortet Jespersen den Ausdruck "turn" und betont den Unterschied zwischen grammatischem und begrifflichem Aktiv (Passiv). Hier fallen interessante Streiflichter auf aktive und passive Adjektiva, Substantiva ("lover": "lessee") und Nexuswörter, die ursprünglich indifferent sind (vgl. "amor dei" als objektiver und subjektiver Genitiv; ähnlich der Infinitiv).

Der Abschnitt über die Kasus hat größtenteils polemischen Charakter; er bekämpft vor allem die Annahme einer gesonderten Dativ- und Akkusativform im Englischen und die Vorstellung einer inhärenten Bedeutung der Kasusformen. Eigenartig ist der Versuch einer Einteilung der logisch denkbaren Kasus auf Grund der "three ranks": 1. Primary cases (Subjektkasus, Objektkasus, Prädikativkasus), 2. Adjunct case (Genitiv), 3. Subjunct cases (für Zeit, Ort, Ausdehnung, Art, Mittel). Soweit diese Verhältnisse aber durch Umschreibungen ausgedrückt werden, sollten sie von den anderen Präpositionalausdrücken nicht getrennt behandelt werden.

Unter dem Kennwort Number nimmt Jespersen zunächst eine Trennung zwischen zählbaren und nicht zählbaren Begriffen vor. Was zusammengezählt werden kann, hängt von der Ausdrucksweise der Einzelsprache ab; so kann z. B. der Engländer, aber nicht der Deutsche, männliche und weibliche Wesen im Plural "cousins", der Deutsche, aber nicht der Engländer, in dem Wort "Geschwister" vereinigen. Neben dem normalen Plural, der aus einer bloßen Addition gleicher Begriffe besteht, bei dem die Einzelsprachen aber hinsichtlich des Pluralzeichens oft ihre eigenen Wege gehen (1001 Nights: 1001 Nacht), kennt er einen Plural der Annährung (z. B. the sixties = 60 + 61 + 62 . . .; we = ich und andere; the Vincent Crummleses = Mr. Crummles und seine Familie). Hier werden

---

[1]) Viele Beispiele für die eigenartige Verwendung von "with" und "and" wären aus der angloirischen Prosa bei Lady Gregory, J. M. Synge u. a. zu gewinnen, in denen manche Forscher einen keltischen Einfluß sehen wollen. Es wäre wohl am Platze, hier auf das wichtige syntaktische Hilfsmittel der Intonation hinzuweisen, durch das der Satz "I love" von dem Nexus "I — love!" unterschieden wird.



auch Dual-[1]) und Pluralansprachen als Höflichkeitsformen erwähnt. Verschmelzungen mehrerer Begriffe zu einer höheren Einheit führen zu Sammelnamen. Sie sind zu trennen von den nicht zählbaren "mass-words", welche Stoffe, Immaterielles (music) und Nexussubstantiva (safety) umfassen und, da es keine grammatische Gemeinzahl gibt, im Singular oder im Plural auftreten. Auch für den sprachlichen Ausdruck der Gesamtheit einer Gattung fehlt eine eigene Form (Omnial), man bedient sich dazu des generischen Singulars oder Plurals: "the (a) dog is vigilant" oder "dogs are vigilant" u. ä. Verwandt ist der Ausdruck der generischen Person „man". Beachtenswert ist die Bemerkung, daß die Zahlunterscheidung gewöhnlich nur bei primären Wörtern einer Begriffskategorie entspricht, während sie bei sekundären Wörtern (Adjektiv, Verb) eine rein syntaktische Funktion erfüllt. Einen wirklichen Plural des Verbbegriffs enthalten nur die Iterativa; in diesem Sinne weisen auch Adverbia "twice", "thrice", "now and then" Plurale auf. Hier werden auch die Ordinalzahlen und die Brüche besprochen.

Auch die Kategorie der Person kommt logischerweise nur primären Wörtern zu, und es sind zu unterscheiden: 1. Sprecher, 2. Angesprochener, 3. Weder-Sprecher-noch-Angesprochener. In der Sprache macht sich oft das Bedürfnis nach einem grammatischen Ausdruck für eine "common person"[2]) und "generic person" fühlbar. Die indirekte Rede bedingt eine Verschiebung der Personen infolge der Änderung des Standpunkts. In diesen Zusammenhang gehört auch die Darstellung des Reflexiv- und Reziprokverhältnisses.

Treffend ist die Unterscheidung zwischen "sex" (natürliches Geschlecht) und "gender" (eine rein grammatische Klasseneinteilung, der in den einzelnen Sprachen die verschiedensten Prinzipien zugrunde liegen) und die Gegenüberstellung von male: female: sexless — masculine: feminine: neuter. Auch hier ergibt sich öfters das Bedürfnis nach einer common-sex-Form. Die Unterscheidung zwischen Leblosem und Belebtem, die im Deutschen eine viel geringere Rolle spielt als im Dänischen, wird hervorgehoben, auch die oft wegwerfende Bedeutung des Neutrums[3]). Als ein besonderer Fall wird das "conceptional neuter" (es regnet, "to lord it", er treibt es arg, es klopft) besprochen, und dazu kommen noch einigeReste neutralen Gebrauchs in Sprachen, die eine eigene Form für das Neutrum verloren haben.

Den Abschnitt über die Komparation leitet eine Ablehnung des Ausdrucks Positiv ein, da diese Form eigentlich ein Negativ

---

[1]) Eine auffällige Parallele zu Jespersens Anmerkung S. 194 ist mir aus dem seit alten Zeiten deutschen südlichen Randgebiet der jetzigen Tschechoslowakei bekannt, wo die altbayrischen Dualformen „ös" und „eŋk" verheirateten Personen gegenüber gebraucht werden, während ein Junggeselle, mag er noch so alt sein, von Erwachsenen immer mit „du" angesprochen wird.

[2]) Den Ausdruck "common person" halte ich für etwas *anrüchig*. Im Sinne Jespersens könnte man sagen, daß der Engländer für die deutsche common person „Frau" oft Personsunterscheidungen kennt, und zwar das primary "Madame" neben dem adjunct "Mrs." Brown für die angesprochene Person, dagegen das primary "lady" für die 3. Person.

[3]) Das Mensch = „liederliche Frauensperson" wäre ein gutes Beispiel.



des Vergleichs sei[1]). Auch hier stoßen wir auf eine Menge geistreicher Gedanken, auf die ich aber nicht näher eingehen will.

Wie "sex" und "gender" werden auch die Ausdrücke "time" (logisch) und "tense" (grammatisch) auseinander gehalten. Jespersen ordnet 7 Zeiten[2]), nach der Gegenwart orientiert, in einer Reihe an und untersucht dann die Ausdrucksmöglichkeiten der Sprachen für diese Zeitvorstellungen. Für den Namen historisches Präsens schlägt er „dramatisches Präsens" vor und bestreitet, daß das Präsens in Erfahrungssätzen zeitlos sei, er nennt es vielmehr "a generic time" Dagegen weist er einen "non-temporal" Gebrauch bei anderen Zeiten nach (er wird schon schlafen, ebenso Irreal und unerfüllbarer Wunsch u. ä.). Das Perfekt ist in seiner Zeitreihe nicht enthalten, weil es nicht nur Zeit, sondern auch Ergebnis ausdrückt; ferner kennt er ein "inclusive tense" (= Vergangenheit + Gegenwart: "I have known him for two years", ich kenne ihn seit 2 Jahren), sowie das Paar Aorist und Imperfekt, deren Funktionen er mit den beiden Bedeutungen von "then" vergleicht: „darauf" und „damals"; sie drücken nicht Aktionsart, sondern einen Tempounterschied in der Erzählung aus. Schließlich bespricht er noch die "expanded" tenses (he is writing) und die Art, wie auch beim Nomen Zeitbeziehungen gekennzeichnet werden ("ex-king", Partizipien; Nexussubstantiva und Infinitive sind im Englischen zeitlich indifferent). Aktionsart anerkennt er nicht als eine einheitliche logische Kategorie, doch verzeichnet er verschiedene den sog. Aktionsarten entsprechende Erscheinungen, ohne sie in ein System bringen zu wollen.

Einen eigenen Abschnitt widmet Jespersen der direkten und indirekten Rede. Bei letzterer unterscheidet er abhängige und vorgestellte[3]) Rede (in der nur Person und Zeit verändert wird). Die Zeiten, die in der indirekten Rede zur Verwendung gelangen, lassen sich in die im vorhergehenden Kapitel besprochene Zeitreihe nicht einfügen, da sie nach einem anderen Nullpunkt, nicht dem der Gegenwart orientiert sind. Weitere Bemerkungen beziehen sich auf die Verwendung der Modi, die Frage- und Befehlsform.

Es folgt eine Einteilung der sprachlichen Äußerungen. Jespersen vermeidet die Bezeichnung Satz oder will sie nur in der Bedeutung „unabhängiger Nexus" gelten lassen. Seine Definition für Satz wäre „eine (relativ) vollständige und unabhängige menschliche Äußerung". Vom begrifflichen Standpunkt ist nur eine Einteilung möglich: 1. Äußerungen ohne Rücksicht auf einen Hörer, 2. Äußerungen, die den Willen eines Hörers beeinflussen sollen; zu der 2. Art gehören Aufforderungen und Fragen. Für die zwei Gruppen von Fragen empfiehlt er die Ausdrücke "nexus-questions" und "x-questions". Besonders hebt er Fragen zur zweiten Potenz hervor (Frage als Antwort auf eine Frage): sie haben meist die Form der indirekten Frage und sind immer "nexus-questions". Nebensätze sind keine

---

[1]) Der beste Ausdruck dürfte wohl „Grundform des Adjektivs" sein. Sie ist keineswegs ein bloßer Negativ des Vergleichs: „so schön wie".

[2]) Before-past, past, after-past, present, before-future, future, after-future mit den grammatikalischen Entsprechungen ante-preterit, preterit, post-preterit, present, ante-future, post-future. Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft S. 256 sind bessere Ausdrücke als seine Übersetzungen aus dem Dänischen.

[3]) Als Beispiel dafür zitiert Jespersen Pendennis' vorgestellten Monolog in Thackeray's Pendennis S. 206 ff. (in der Ausgabe der Collins' Clear-Type Press).

Sätze. Man könnte höchstens von ungegliederten (thanks), halbgegliederten (thank you) und gegliederten (I thank you) Sätzen sprechen. Bei jeder Sprechtätigkeit ist auf drei Dinge Rücksicht zu nehmen: Ausdruck (was der Sprecher sagt), Unterdrückung (was er nicht sagt), Eindruck (was der Hörer auffaßt)[1]).

Die Modi Indikativ, Konjunktiv, Imperativ sind syntaktische, nicht Begriffskategorien. Das Kapitel über die Modi enthält viel Polemik gegen die unter dem Banne der lateinischen Grammatik stehenden Lehren Sonnenscheins und die metaphysische Syntax Deutschbeins. Wollte man von begrifflichen Modi sprechen, so müßte man nach Jespersen 20 unterscheiden, von denen 11 ein Willenselement enthalten, 9 dagegen keines.

Viel Interessantes enthält das letzte Kapitel über die Negation, in welchem auch Frage und Verneinung in einen eigenartigen Zusammenhang gebracht werden. Jespersen geht davon aus, daß die sprachliche Negierung nicht ohne weiters dem logischen (mathematischen) Begriff des kontradiktorischen Gegensatzes gleichzuwerten ist, und stellt ein Schema auf: A = positiv, B = fraglich, C = negativ. Parallele Reihen sind: Notwendigkeit, Möglichkeit, Unmöglichkeit; Befehl, Erlaubnis, Verbot; all, some, none; must (need), can, cannot; must, may, must not. Die Negation kann je nach ihrer Stellung zu einer Einzelvorstellung oder einem Nexus gehören. Mehrfache Negation ist nicht unlogisch, sondern gewissermaßen ein Überziehen mit negativer Farbe, besonders wenn die Negation an sich ein schwachtoniges Wort ist. An der Hand der Entwicklung der englischen Negation weist Jespersen nach, wie die Sprache an Stelle der abgeschwächten Negationen immer wieder stärkere Formen schuf, die aber auch bald abgebraucht wurden.

Ich habe versucht, den wesentlichen Inhalt der Hauptkapitel dieses geistreichen Buches anzudeuten, das auf Grund einer gesunden Psychologie, einer gesunden Logik und fester Tatsachen der Sprachgeschichte einen Beitrag zur grammatischen Wissenschaft bieten will. Das Werk kann uns auch deshalb willkommen sein, weil hier viele an schwieriger zugänglichen Stellen veröffentlichte Gedanken Jespersens[2]) in ein System gebracht worden sind. Die Grundidee ist auch hier wie in seinem Büchlein Growth and Structure of the English Language die, daß Vereinfachung[3]) des Formenbestandes einer Sprache einen Fortschritt bedeutet.

Wien. Friedrich Wild.

[1]) Die englischen Bezeichnungen sind charakteristischer: expression, suppression, impression.

[2]) Neben dem oben zitierten Werk und den beiden bis jetzt vorliegenden Teilen der Modern English Grammar, sowie dem 1922 in London erschienenen Buche Language, its Nature, Development and Origin sind besonders folgende Veröffentlichungen Jespersens herangezogen worden: Sprogets logik, Kopenhagen 1913 für das V. Kapitel Substantives "and Adjectives"; Tid og tempus, in *Oversigt* over det danske videnskabernes selskabs forhandlinger 1914 für die Kapitel XIX, XX "Time and Tense"; ein Vortrag in der dänischen Akademie der Wissenschaften 1911 für das XIV. Kapitel "Number"; Negations in English and Other Languages, Kopenhagen 1917 für das XXIV. Kapitel Negation.

[3]) Wenn Jespersen gelegentlich auch auf ähnliche Tendenzen im Deutschen hinweist z. B. S. 339, so ist es nicht ausgemacht, daß diese Sprache die gleichen Wege gehen wird wie das Dänische (vgl. auch S. 240).

MAX DEUTSCHBEIN, *Grammatik der englischen Sprache für höhere Schulen auf wissenschaftlicher Grundlage.* Leipzig, Quelle und Meyer, 1924. 165 S.

Dieses Schulbuch will in klarer, den strengsten Forderungen der Wissenschaft entsprechender Fassung der Regeln den modernen Sprachgebrauch des gebildeten Engländers seit dem 18. Jahrhundert darstellen und dabei die Ergebnisse der sprachpsychologischen Forschung im weitesten Maße verwenden. Dabei wird der Stoff nach der Wichtigkeit für Mittel- und Oberstufe dreifach geschieden. Die Erklärungen des sprachlichen Gebrauchs bleiben einer *theoretisch-praktischen Anweisung* vorbehalten, die für die Hand des Lehrers vorbereitet wird.

Die Lautlehre ist sehr gut; aber die Termini „freie und enge Zusammensetzungen" fallen auf; es sollte doch erwähnt werden, daß manches, was nach dem Wortlaute der gegebenen Regeln unter diese letzteren fällt, doch "level-stress" hat, so "head-master, churchyard", (Jones Ph. D.); "eye-witness, bow-window: words in which the second element is felt to be of special importance" (Jones EPh. 641). Für die Satzmelodie, zu der auf Klinghardts Arbeiten gebührend verwiesen ist, scheinen mir die englischen Frage- und Befehlssätze am charakteristischsten; diese würde ich daher vorführen. Beim Zeitwort ist die Formenlehre gut gegeben; bei "builded" S. 15 ist vor (R) ein Kreuz zu setzen, um anzuzeigen, daß es hauptsächlich der Poesie angehört; "burn, learn, spell, spill" werden mit (d) auch *gesprochen*; "spoiled arch. = robbed"; auch "shoe" hat die regelmäßige Form "shoed" wie "weave weaved"; von "beat" findet sich das Partizip "beat" ("dead-beat", "often in sense 'surpassed'" COD). In der Verbsyntax werden die vier Aktionsarten (kursiv, punktuell, intensiv, inchoativ) sehr gut dargestellt. In der Zeitenlehre ist die Regel S. 35 nicht ganz scharf: „Auch die einfache Verbalform (besser Präsens) kann bei den Verben der Bewegung Futurbedeutung gewinnen, wenn der Sprechende den Begriffsinhalt des Verbums besonders stark betonen will und *eine bestimmte Zeitangabe* auf die Zukunft weist." Aus Kruisingas Handbook[3] II, § 85: "The present expresses that an action or state is thought of as present" kann implicite gefolgert werden, was im weiteren nur aus einem Beispiele (§ 93) zu ersehen ist: "Oh!" said the baronet, "he accompanies his father". (Meredith, Feverel); das Präsens, nicht bloß von Verben der Bewegung, und nicht immer mit einer Zeitangabe, dient zur Bezeichnung eines in der Zukunft durchzuführenden Entschlusses, einer Abmachung, oder nach H. E. Palmer, A Grammar of Spoken English § 288e: "The present is used to express (occasionally) a future action considered as part of a programme already fixed". R. E. Zachrisson bringt in den "Studier i modern Sprakvetenskap" VII, 32—33 ähnliches: "He muttered his faith. It comes. It surely comes" und weiter Nr. 3, 11, 12. Ähnliches im Französischen (Strohmeyer, Stil 133 Anm.) und z. B. in: «Venez, fuyons! Je vais avec vous, je retourne dans notre village». Zur Geschichte dieser Erscheinung, die auch im Mittelenglischen (Gowers Confessio Amantis) vorkommt, vgl. Meyer-Lübkes RGr. III, 117/18. Im § 81 stimmen die Beispiele Nr. 3 nicht zu Absatz 3 dieses, sondern zum Abstaz 2b des folgenden Paragraphen; dafür wäre etwa einzusetzen "I like (hate) you to talk about him". Daß ein Verbalsubstantiv im Plural vorkommt (§ 86, Anm. 1), ist schon recht alt. § 88/5 ist aus dem Vorhergehenden nicht zu ersehen, daß die Konstruktion Akkusativ + Gerundium sich findet b) als Objekt nach "to like, to excuse, to pardon, to mind" (nur fragend

und verneint), und überdies heißt es "Excuse my interrupting you", während "I do not like him coming here" nach Sweet (NEG. 2330) "half-gerund" ist. Da Deutschbein im System S. 147 die Arbeit von O. P. Rhyne, "Conjunction Plus Participle Group in English" anführt, könnte er hier § 95 Anm. 1 statt der „Unterdrückung" besser die Kontamination zur Erklärung von "while preparing = while he was preparing × preparing" heranziehen. Beim absoluten Partizipium könnte erwähnt sein, daß es neben Formen wie "strictly speaking, including, allowing" sich im "slipshod English" auch von anderen Verben ohne Subjekt findet. Das ist der Typ "Looking at him, it was difficult to believe = I could not believe"; die Fügung ist nicht selten bei Darwin: "Not being aware of this fact (= as I was not . . .), the insect, more than once, as I cautiously approached with my forceps, shuffled on one side" (32); ähnlich 33, 47, 155 (Voyage of the Beagle, Everyman). Für «þs» und «dz» im Plural wären (nach Jones, EPh. § 284) Wortlisten zu geben. Die Numerussyntax ist sehr gut dargestellt, auch die Kasuslehre; im weiteren ist manches ganz ervorragend. Ich wünsche zur besseren Ausnützung im Unterrichte nur die ja nicht viel Raum erfordernde Beigabe eines genauen Registers, da das Buch auch besonders als Hilfsmittel für die Autorenlektüre anzusehen ist.

Als ich vor einigen Jahren vor Kollegen über Deutschbeins System und seine weiteren Arbeiten sprach, wurde lebhaft gewünscht, daß eine auf der Höhe stehende Schulgrammatik geschaffen werde. Daß Deutschbeins Buch das vorläufig nicht sein kann, muß offen gesagt werden, denn daß man auf Deutschbeins Arbeiten in den Hübnerschen Leitsätzen ausdrücklich hinweisen wollte, deutet doch darauf hin, daß (aus begreiflichen Gründen) seine Auffassung der Syntax in Schulkreisen noch nicht ganz heimisch geworden ist. Ohne die theoretische Anweisung, die ich am liebsten gleich mit dem Buche hätte erscheinen sehen, wird die Schulgrammatik, fürchte ich, da und dort falsch gebraucht werden, und ich hoffe auch für mich, manche Bedenken, die mir außer dem oben Bemerkten noch sonst aufgestiegen sind, durch das baldige Erscheinen dieses Begleitbuches zerstreut zu sehen.

Bruck a. d. Mur. **Fritz Karpf.**

Herbert Schöffler, *Protestantismus und Literatur: Neue Wege zur englischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts* (Englische Bibliothek herausgegeben von Max Förster). VIII und 240 S. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Dieses Buch ist in mehr als einer Beziehung ein Beweis dafür, daß in der anglistischen Wissenschaft neue Kräfte am Werk sind. Von seinen mittelenglischen Studien kommend, wendet sich der Verfasser der neuenglischen Literaturgeschichte zu. Er erkennt bald, daß auf diesem Gebiet die bisherige Forschung „*lediglich* die notwendigen Fundamente geboten hat" (S. VII). Seine *Aufgabe* erblickt er darin, die von Max Weber und Ernst Troeltsch aufgezeigten weitgreifenden religionssoziologischen Zusammenhänge auch in der geschichtlichen Entwicklung der englischen Literatur zu entdecken und zu verfolgen. Es findet also endlich eine Hinwendung zum wesentlichen, zum inneren Gehalt des Schrifttums statt, nachdem man lange genug den eigentlichen Problemen ängstlich aus dem Wege gegangen ist, um seine Kräfte mit krampfhaftem Eifer auf rein sprachliche Studien abzulenken, und sie dort in Untersuchungen der Form-

und Stoffgeschichte oder der biographischen Einzelheiten zu erschöpfen. Allerdings mag es manchem wünschenswerter erscheinen, wenn dieses Neuland durch ein anderes Tor als das theologische betreten worden wäre. Immerhin, indem der Verfasser die religiöse Seite des Volkslebens beachtet, kommt er zu einer neuen Erklärung der Literatur des 18. Jahrhunderts. Die sog. kalvinistische Ethik, mit ihren starken Verdrängungen, bekämpfte jegliche Sinnenkultur und also auch die Pflege einer der reinen Unterhaltung dienenden weltlichen Literatur. So kam es, daß „in frühprotestantischer Zeit ein Publikum für weltlich-schöngeistige Literatur nicht zu finden ist" (S. 19). „Millionen Gläubiger haben von der Reformation bis zur Aufklärung hin aus ethisch-religiösen Gründen nichts Weltlich-Schöngeistiges gelesen" (ebds.). Damit war aber auch die Produktion gehemmt. Gerade jener Stand, der in solchen Zeiten die geistig Regsamsten des Volkes an sich zu ziehen pflegt, der Stand der Geistlichen, wurde hiervon betroffen: „Der Gedanke, daß ein im Amte befindlicher Geistlicher unter seinem Namen eine weltliche Dichtung veröffentlichen könnte, war bis Ende des 17. Jahrhunderts unerhört" (S. 23). Diese Behauptung stellt der Verfasser auf, gestützt auf die systematische Bearbeitung von etwa zweitausend Biographien von Persönlichkeiten der englischen Literaturgeschichte (S. VIII)! Der angedeutete Zustand dauerte von ca. 1550, dem Beginn der Reformation, bis zum Siege der Aufklärung um das Jahr 1700 (S. 38). Mit dem Anbruch der neuen Zeit ändert sich das Wesen des Literaturbetriebs ganz und gar. Neben das „fast völlig auf Adel und Großbürgertum angewiesene Literatentum" (S. 59) tritt nunmehr die zu literarischer Produktion erwachte Geistlichkeit. Aus der Eigenart dieses Standes sucht der Verfasser die Hauptzüge der Literatur des 18. Jahrhunderts zu erklären. Besonders bedeutungsvoll sind die Aufschlüsse, die über die Entstehung des modernen englischen Romans und seine stark im Religiösen und Konfessionellen liegenden Wurzeln gegeben werden. Die Erscheinungen Defoe und Richardson werden in gänzlich neuer Beleuchtung vorgeführt. — Überblickt man das Ganze, so kann man nicht umhin, die Größe der Leistung zu bewundern: der Betrachtung der Literatur des 18. Jahrhunderts, nicht nur Englands, hat Schöffler eine neue, entscheidende Richtung gegeben!

Wie dies in ähnlichen Fällen nur zu natürlich ist, geht der Verfasser allerdings an nicht wenigen Stellen zu weit in der Anwendung des neu gefundenen Erklärungsprinzips. Doch dieses nimmt man gern in Kauf. Bedenklicher erscheint dem Referenten die stark theologische Färbung der Auffassung und Darstellung psychologischer Zusammenhänge. Hauptsächlich durch den Einfluß von Troeltsch kommt in Schöfflers kritisches System ein theologisches Vorurteil hinein, das in der Philologie keinen Platz hat. Für Troeltsch war alles, das sich äußerlich als religiöses Phänomen gab, etwas an sich Gutes. Und so gelangt Schöffler z. B. dazu, den sog. „Puritanismus" und den etwas merkwürdigen Begriff der „puritanischen Askese" zu hypostasieren und als etwas absolut und unbedingt Wertvolles hinzustellen, ohne die politischen und ökonomischen Wurzeln dieser bei Beurteilung des englischen Volkscharakters so bedeutungsvollen Erscheinungen erkennen zu wollen (vgl. das Buch des Referenten *Der andere Milton*, Bonn und Leipzig 1920, S. 15f., 80—83). Indem so das Auge starr in eine Richtung blickt, treten die gegensätzlichen Elemente, der Renaissancegedanke, der Paganismus, mit den Repräsentanten Marlowe, Shakespeare, Milton, nicht

genügend in den Gesichtskreis des Verfassers. Wo er von letzterem spricht, geschieht dies bedauerlicherweise auf Grund der stereotypen, von der „neupuritanischen Propaganda" (s. *Der andere Milton* S. 8) der Welt aufgedrängten Auffassung, die Schöffler mit allen Mitteln verteidigen zu müssen glaubt. Er hätte aber gerade in bezug auf das Miltonproblem Wertvolles leisten können, wenn er sich gründlich mit den Schriften des Referenten, *Der andere Milton* und *Milton und das Licht* (Halle 1820), auseinandergesetzt hätte.

H. Probst, *Short Repetition-Course of English Literature in Dialogue Form.* Breslau 1922. Trewendt & Granier. VIII und 209 Seiten.

Das vorliegende Werkchen gehört anscheinend zu einer Serie von „Repetitorien", die dem Studenten zur Vorbereitung auf das Examen dienen sollen. Es macht also keine Ansprüche darauf, als wissenschaftlich zu gelten. Tatsächlich enthält es denn auch nichts anderes als eine in sehr zweifelhaftem Englisch abgefaßte Darstellung der stereotypen „Literaturgeschichte", die der Verfasser aus einer Reihe mehr oder weniger wertvoller Handbücher (unter denen aber bezeichnenderweise Courthopes *History of English Poetry* fehlt) zusammengestellt hat. Leider gibt das Buch keinen Aufschluß darüber, wo denn eigentlich derartig examiniert wird, um dem Kandidaten jenen vollen Erfolg zu sichern, den der Verfasser den Benutzern verspricht. — Was die Sprache anbelangt, so scheint dem Verfasser u. a. der Gebrauch der Fragewörter *what* und *which* nicht klar zu sein; er schreibt ferner, "What *is* the contents of Macbeth?", und er belehrt den Leser, daß "the English parliament, deaf to Secretary Milton's final 'Plea for a Free Commonwealth', recalled Charles II". Milton war aber kein moderner amerikanischer Staatsmann, noch ist die ihm zugeschriebene Schrift bisher entdeckt worden.

Dorpat i. Estland. H. Mutschmann.

Leonora Speyer, *American Poets. An Anthology of Contemporary Verse.* Kurt Wolf Verlag, München, 1924.

Die im Hinblick „Auf das Land Goethes und Heines" zusammengestellte, in Deutschland gedruckte Auswahl zeitgenössischer amerikanischer Lyrik bietet Dichterproben von 19 Männern und 11 Frauen. Als zwölfte führt sich *Leonora Speyer*, deren Erstlingsband *The Canopic Jar* (*Die menschenhauptförmige Totenurne*) 1921 bildhafte Anschauung, naturfrommes Allgefühl, Phantasie und Erfahrung in ernster und launiger Fassung offenbarte, im Vorwort ein mit Versen voll warmer und gläubiger Begeisterung zum Preise der völkerverbindenden Macht der Poesie.

Ihrer Arbeit, der vor allem das Geschick nachzurühmen ist, bei Dichtern von ungleichmäßiger Qualität des Schaffens (z. B. *Witter Bynner*) Wertvolles herauszuheben, gibt ein zweifaches Augenmerk die Richtlinie: 1. der Wunsch, dem literarischen Deutschland einen Überblick über die führenden Geister des amerikanischen Dichterwaldes zu geben und, 2. die Vorsicht, auszuscheiden, was an radikaler Moderne, an Grellheit des Tons oder im Abkürzungsverfahren des Ausdrucks über die Aufnahmefähigkeit der Alten-Welt-Kultur hinausginge.

Der erste Gesichtspunkt bedingte die Aufnahme maßgebender älterer Persönlichkeiten wie *Robert Frosts*, dieses typischen Vertreters des Neuen England, das den europäischen Einfluß überwunden hat. Frost ist Tatsachenmensch, seine Dichtung Gehirnarbeit.

Gleichwohl prägt er die treffliche Definition des „vollkommenen Gedichtes": „dasjenige, in dem eine Gemütsbewegung ihren Gedanken gefunden hat und der Gedanke die Worte". Seine Sprache ist Wirklichkeitsausdruck. Gleichwohl schwingen in ihr — häufig mehr fühlbar als nachweisbar — die zarten Töne eines romantischen Empfindens mit. Seine einfache Natürlichkeit kann sich ins Dramatische und Pathetische steigern, seine exakte Örtlichkeitsschilderung ins Pittoreske und Universelle, seine waschechte Bodenständigkeit ins Übernationale. Als anerkannte Träger der amerikanischen Dichtung kommen ferner zu Wort *Edwin Arlington Robinson*, der Mann dunkeln Tiefsinns, dessen kräftige Hand jedoch mit scharfem Griffel in charakteristischem Umriß lebendig eindrucksvolle Gestalten hinzuwerfen vermag; *Emily Dickinson*, die Künstlerin, die in wenigen Versen von beherrschter Leidenschaftlichkeit, so zart als sicher, ein Gefühl, eine Idee erschöpft, und *Carl Sandberg*, eine merkwürdige Doppelnatur, Swedenborgschüler und der knochige Sohn der Straße, der Maler von Schattenvisionen wie von brutalen Wirklichkeitsszenen.

Als die eigentlichen Kerntruppen der Sammlung aber marschieren die Jungen und Jüngsten auf. a) Impressionisten: *Adelaide Crapsey*, vertreten durch *Cinquains*, fünfzeilige Strophen, deren jede eine Empfindung, einen Gedanken künstlerisch zum Ganzen zu runden sucht, und der exzentrischere *Wallace Stevens*, der durch das Miniaturbild eines Wirklichkeitseinzelfalles seelische Hintergründe ahnen läßt. b) Expressionisten: *Maxwell Bodenheim*, dem Objekt und Vorfall lediglich Gegenstände sind, an denen er den eigenen Gemütsgehalt abstreifen kann, wobei die psychische Erregung nicht selten durch die Fülle inkongruenter, ineinander verschränkter Bilder, mit übertriebener Kraft aufeinander platzender Gegensätze den Sinn verdunkeln; oder der von der Sucht nach dem Neuen geleitete *William Carlos Williams*, der gleichwohl weniger originell ist, als er selbst mit allem Aufgebot anstrebt; oder *Lola Ridge*, die in der Naturbetrachtung eine Ausdrucksmöglichkeit für ihr eigenes Empfinden sucht. c) Imagisten, die eigentlichen Fanatiker des modernen Lebens, das ihnen in jedweder Äußerung bildhaft konkret künstlerisch darstellbar dünkt, wobei es nur darauf ankommt, den treffendsten Ausdruck zu finden und alles Allgemeine zu vermeiden: *Alfred Kreymborg*, dessen Futurismus bis zur Angst vor dem Mustergültigen geht und Anerkanntes von vornherein mit Überlebtem und Philisterhaftem zusammenwirft; *Amy Lowell*, ein vortreffliches Erzählertalent, das ohne Übertreibung, ohne Banalität einfachste Wirklichkeit in die Höhe des Künstlerischen zu heben weiß; die hochbegabte Schönheitssucherin *H. D.* (*Hilda Dolittle Aldington*) mit ihrem feinen kräftigen Natursinn; *John Gould Fletcher*, dessen schwelgerische Phantasie die exakte Wirklichkeitsschilderung durch rein menschliche Beziehungen erweitert und nicht selten ins effektvoll Farbenprächtige steigert.

Drei Frauen möchte man als Lyriker im vollen Sinn schlechtweg bezeichnen: *Elino Wylie*, deren mitunter etwas lehrhaft angehauchter aber reiner Ton von der Kälte bis zur Extase geht; *Sara Teasdale*, der musikalische Weisen von urwüchsiger Einfachheit und kluger Lebensweisheit ohne besonders originelles Gepräge gelingen und die geniale *Edna St. Vincent*, in der vorliegenden Sammlung vertreten durch ein Gedicht (*The Poet and his Book*), das sich an Formgeschick und Gemütsinnigkeit mit Elisabeth Browning vergleichen läßt.

Übrigens klingen die englischen Dichterahnen wie in leichtem Atavismus bei einer ganzen Reihe starker und eigenartiger Talente an. So entwickelt *Ezra Pound* die Formkunst und *Edgar Lee Masters* die Skepsis und den ironischen Kontrast der ästhetisierenden Dekadenz unter Robert Browningschem Einfluß; *Conrad Aiken*, Lyriker von sentimentaler und hymnischer Melodik und Wortkünstler von bemerkenswerter Virtuosität, steuert zu der Speyerschen Sammlung ein Augenblicksbild bei, das in der ironisch gedankenvollen Untermalung eines nichtigen Alltagsvorgangs in formvollendeter Technik an Wilde geschult erscheint (*Morning Song of Senlin*); *Vachel Lindsay* durchglüht mit einer an Shelley erinnernden Durchdringung des Sinnenbildes mit höchstgesteigerter emotioneller Kraft die realistische Schilderung eines Naturvorganges so, daß sie zur erschütternden Vision wird, die ihrerseits ein nationales Symbol bedeutet (*The Ghosts of the Buffoloes*).

Im ganzen aber interessiert uns diese Anthologie durch das ausgeprägte Yankeetum ihrer Vertreter. Trotz der sorgsamen Auslese der Herausgeberin werden wir, selbst wenn wir unser Geschmacksurteil auf ausgefallenste Moderne einstellen, uns hin und wieder an einem Plus metrischen Ketzertums, dadaistischer Simpelei oder sinnlosen Dunkels stoßen (vgl. *T. S. Eliot*). Aber wir lassen uns gefangen nehmen von dem Rassigen, Selbstgemachten dieser Dichter, die Emerson und Whitman, an die der Durchschnittseuropäer doch immer noch zuerst denkt, wenn er die amerikanische Literatur ins Auge faßt, längst zum alten Schatzgut ihrer Ahnenkammer gelegt haben. Die Dichtung der Gegenwart will als Reaktion gegen die vom kühlen Hauch des alten Europa angewehte vor 1900 aufgefaßt sein. Dann erst wird man ihrem leidenschaftlichen Pochen auf die Unmittelbarkeit der Selbstoffenbarung gerecht, der Schrankenlosigkeit ihres Interesses am Realen, der jugendlich rücksichtslosen Ausschließlichkeit, mit der sie ihre Individualität, *ihr* Leben zum Gegenstand ihrer Kunst machen. Die Mehrzahl der vorgeführten wird dem europäischen Leser bis auf die Namen fremd sein. Er wird ein neues vollgefülltes Gebiet erblicken, in das er sich erst einzuleben hat, ehe er ein Urteil gewinnt. Und zu diesem Zweck sei ihm als Ergänzung und Erläuterung der Speyerschen Sammlung gleich ein zweites Buch empfohlen: *American Poetry since 1900* (New York 1923) von dem auch in der vorliegenden Sammlung als Lyriker nicht unrühmlich vertretenen *Louis Untermeyer*.

Wien. **Helene Richter.**

J. Haas, *Abriß der französischen Syntax.* (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen VIII) Halle, Niemeyer 1922 (II, 210 S. geh. 3,50 M.).

Das hier leider so verspätet zur Anzeige gelangende Buch hat schon so viel begründetes Lob erfahren, daß nicht viel Neues mehr darüber gesagt werden kann. Es ist ein ungemein begrüßenswerter Fortschritt, daß ein Buch für den praktischen Gebrauch auf Grund der psychologischen Beobachtungsmethode angeordnet wurde, und es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser „wegen praktischer Bedenken" (S. 3) nicht alle Neuerungen konsequent durchgeführt hat. Das Buch verliert dadurch an Einheitlichkeit des Charakters; zudem ergeben naturgemäß die Darlegungen, die dem „alten Stil" angepaßt sind, schwächere Teile des Buches. Sind diese Konzessionen begreiflich im Hinblick auf manche Lehrende, die nicht mehr in der Lage sind

umzulernen, so ist es doch herzlich zu wünschen, daß der Lernende recht bald und möglichst vollständig die sprachlichen Probleme nach der neuen Anschauungsweise erfassen lerne, und dies um so mehr, als Haas' Französische Syntax als gute Einführung in die allgemeine Syntax angesehen werden kann. Einige kleine Bemerkungen seien als Anregungen für nächste Auflagen verzeichnet.

Seite 11. Die Darstellung der unpersönlichen Verben wird nach L. Spitzers Studie „Das synthetische und das symbolische Neutralpronomen im Französischen[1]“ manche Veränderung erfahren. Seite 20. Haas berücksichtigt das Verhältnis von logischem und psychologischem Vorgehen, er trachtet, den Leser (wehe dem Neuling!!) durch die Wirrsale von psychologischem und logischem Subjekt und Prädikat, „von psychologischer Umkehrung logischer Tatsachen“ zu steuern. Wäre es wirklich so unmöglich, mit dieser ermüdenden und verwirrenden Ausdrucksweise ein Ende zu machen[2]? In § 23 S. 20ff. wie auch im Kapitel von der Wortstellung (S. 246ff.) ist sowohl der äußere wie der innere (Bedeutungs-)Rhythmus der Sprache ganz außer Acht gelassen. Gewiß hat Haas Recht, Gegenstand der syntaktischen Forschung ist nicht die Eigentümlichkeit der psychischen Vorgänge, sondern die sprachlichen Formen, die durch diese Vorgänge bedingt sind. Eine Trennung ist aber schwer durchzuführen. Die Loslösung eines Satzes, der als grammatikalisches Beispiel dienen soll, aus dem ganzen Mitteilungsvorgang, dessen Teil er ist, veranlaßt den Lernenden nur zu leicht, den Zusammenhang zu übersehen, der zwischen Rede und Gegenrede, zwischen dem Anfang der Mitteilung und ihrer Fortsetzung besteht, vorausgesetzt, daß er überhaupt in der Lage ist, diesen Zusammenhang zu erfühlen. Die „Umkehrung“ des logischen Verhältnisses (log. Subjekt — log. Prädikat) beruht auf dem innerlichen oder Bedeutungsrhythmus, auf dem Bedürfnis da anzuknüpfen, wo die vorhergehende Mitteilung geendigt hat. Der äußere Rhythmus der Sprache, der überlieferte Tonfall, spielt z. B. eine Rolle in Fällen vom Typus *va au magasin, il arrive des étrangers* (S. 20); da für den Franzosen am Satzende die beste Tonstelle liegt, wird das Wichtigste dorthin verlegt. Dasselbe gilt für den Typus «*S'en allaient aussi quelques fermiers à cheval*» usw. (S. 246). Was Haas über „affektivische Betonung“ erwähnt (S. 247), ist nicht ausreichend, besonders wenn es heißt „affektivische Betonung mit vorangestelltem Subjekt ist in alter Zeit auch häufig“, woraus ersichtlich wird, daß ihm „affektivische Betonung“ in erster Reihe die „Umkehrung“ ist. Eine „affektivische Bewußtseinslage“ nimmt Haas an bei *Quant la parole a entendue Cligés, le payen a feru par mi le cors.* Im Zusammenhang der Erzählung liegt aber hier kein „Affekt“ vor, sondern einfache Anknüpfung an das Vorhergehende; *le payen* ist das schon Bekannte, von dem zu dem Neuen, Wichtigen *a feru par mi le cors* fortgeschritten wird[3]. Sehr gut ist hingegen der Bedeutungsrhythmus bei der Behandlung der adjektivischen attributiven oder prädikativen Bestimmung herausgearbeitet (S. 126ff.).

Seite 23. Die Entstehung der Formel *entr' aus dos* „sie zwei“ hätte wohl erklärt werden sollen.

---

[1]) Idealistische Neuphilologie, Festschrift für K. Vossler 1922.

[2]) Vergl. meine Grundlinien der Wortstellungslehre (Z.R.Ph. XL S. 9ff.

[3]) Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich außer auf die „Grundlinien“ auch auf „Zur Klärung der Wortstellungsfragen“ ZRPh. XLII.

Seite 65. Die Wendung *ce fripon de valet, le las de prestre* wird logisch und „nach der Form des apperzeptiven Tatbestandes" erklärt. Man könnte darauf hinweisen, daß eine logische Aufklärung in der im Neufranzösischen so üblichen Formel *le* (*ce*) *grand poète qu' était A. Chénier* liegt: *ce fripon qu' était le valet, ce las qu' estait le prestre,* wobei *las* natürlich nicht der „unselige Mann" sondern die Eigenschaft bedeutet, die im Vordergrund des Bewußtseins steht und daher mit dem Artikel versehen ist.

Seite 88. Haas fragt vorsichtig, ob nicht von *a cui il* zu *a qu'il* [*parloënt*] Zusammenziehung vorliege. Es ist wohl gar kein Zweifel, daß *cui* und *qui* lautlich zusammengefallen sind.

Seite 110. Die Erklärung von *la Saint-Jean* u. ä. fehlt; „die ... Feste haben ... den weiblichen Artikel auch vor Namen von männlichen Heiligen". Die zugehörige Erwähnung des voll lebendigen Demonstrativums fehlt auch Seite 97. Es wird nur der Typus *le jour, à la fois* und der als „betontes Determinativum" vorkommende Artikel besprochen: *ne n'ay soing de l'autrui.*

Seite 133 *menus recercelés* ist wohl nicht „fein und gelockt", sondern dicht (klein) gelockt; Haare, die kleine (und daher viele) Ringe machen. Die Bemerkung über *nouvel levée* u. ä. ist sehr fein; es ist weder Adverb noch Adjektiv; ist es aber „charakterisierendes Glied der Komposition", so ist es eben doch, — wenn man grammatikalische Kategorien aufrecht erhält — ein Adverb; denn es muß ja nicht ein „Adverb der Art und Weise" sein (vgl. S. 134), es kann ja eine Zeitbestimmung oder ein anderer Umstand durch das *Umstands*wort ausgedrückt werden.

Wien. Elise Richter.

Aline Furtmüller, *Notre livre de français.* Wien o. J. (1924), Deutscher Verlag für Jugend und Volk.

Dieses für den Anfangsunterricht an Mittelschulen bestimmte, in seinem ersten Teil vorliegende Lehrbuch wurde zusammengestellt, um dem Schüler das Erlernen des Französischen zu erleichtern und anziehender zu gestalten. Daher wird der Stoff der Lesestücke, die sich, sehr glücklich vom Naheliegenden zum Entfernteren fortschreitend, dem kindlichen Verständnis anpassen, in freiem, natürlichem Ton behandelt. Dieses Verfahren regt die Schüler zu selbständiger Mitarbeit am leicht erfaßten Stoff an; und zwar umsomehr, als in den einzelnen Abschnitten sich die Vokabeln in verschiedenen grammatischen Formen und syntaktischen Verwendungen wiederholen. Die grammatischen Übungen schließen sich ungezwungen dem Text an. Sehr zur Belebung des Unterrichts tragen, neben der Anregung zu einfachen Spielen, vor allem auch die hinzugefügten Lieder bei, deren Texte leider nicht immer vollständig wiedergegeben sind. Ausgezeichnet ist die, bei aller Knappheit sehr klar gehaltene, grammatische Zusammenfassung am Schluß.

Die Illustrationen von Josef Danilowatz fügen sich dem Gesamtcharakter des Lehrbuches trefflich an.

Wien. Elisabeth Küchler.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIII. *September-Oktober 1925.* *Heft 5.*

GESTALTUNGSFRAGEN LYRISCHER ÜBERSETZUNGEN.

Seit dem Verebben der naturalistischen Hochflut häufen sich die Übersetzungen der Gedichte Verlaines. 1902 erschien eine von Stefan Zweig veranstaltete Auswahl bei Schuster & Löffler, 1922 ein Sammelband im Inselverlag. Das 20. Jahrhundert bekennt damit seine Affinität zur Formenwelt Verlaines. Legt man aber das Original einmal neben die deutschen Übersetzungen, so erstaunt man vielfach über die Verschiedenheit der Welten. Fürs erste fast der gleiche Inhalt, aber genau besehen dort und da eine anscheinend geringfügige Verschiebung des ursprünglichen Aufbaus, der Vokalwerte, ein kleiner eingeschobener Satz, ein neuer Titel — und das Gedicht verändert von Grund auf seine Wesenheit.

Dehmel hat beispielsweise das Einleitungsgedicht des Buches Sagesse übersetzt. Da schiebt sich in der neunten Strophe ein Halbvers ein: „und jählings hob er sein schwarz Visier", und dieser eine Vers ist unverkennbar Fremdkörper. Warum? Es liegt in der Gestaltungswelt Verlaines, daß dieser schwarze Ritter für uns ohne menschliches Gesicht bleiben muß. Daß er für uns nur in der gesteilten Linie seiner Gestalt, als ein Wesen von Eisen und Stille in Erscheinung treten kann: als ein *Wesen der Ferne.* Das Heben des Visiers ist zu ritterlich, zu sehr *courtois.* *Das ist Nähe* des abgeschlossenen Turnierplatzes, höfische Geste unter gleichwertigen Gegnern. Und bei Verlaine geht es um den Schatten des Schicksals.

Colloque sentimental (Fêtes galantes) ist in der Übersetzung von Max Fleischer ein Winterausschnitt, vom Fenster aus gesehener Spuk. Park und Menschen sind vereist. Frühling und Winter treten nebeneinander, wie aus dem Bereiche mittel-



hochdeutscher Lebensformen. Verlaines Gedicht ist aber ein Herbstgedicht aus der Zeit der avoines folles. Wem die bauliche Zugehörigkeit der letzten Strophe zu den drei ersten zwingend ins Bewußtsein tritt, für den wird der parc solitaire et glacé ein Park der Herbstsprödigkeit und der Georginenfrostigkeit. Eine Situation wie zu Eingang von Stefan Georges Jahr der Seele. Also Dynamik der letzten leidenschaftlichen Akzente.

Stefan Zweigs Regenlied (Romances Sans Paroles) „zertropft", um mich seiner eigenen Verbalformen zu bedienen, während Verlaines Gedicht von konsequent steigender Schwere des Tropfenfalls ist. Mon rêve familier (Poèmes Saturniens) wird in H. Hesses Bearbeitung ein balladenhafter Bänkelsang, in dem die seelische Verstricktheit des Sonetts fehlt. Und die Pointe von Les Indolents (Fêtes galantes), die Bizarrerie von Sterben und Sinnenrausch — das prominent männliche und weibliche Verhältnis zum Tod hebt Frz. Evers durch die Uniformierung von hi! hi! hi! quel amant bizarre! — und hi! hi! hi! les amants bizarres! — einfach auf. Die Beispiele ließen sich häufen.

Übersetzertätigkeit ist eine reproduzierende Kunst. Die Kunst des Schauspielers ein vorhandenes Werk in seiner *typischen Gebärdensprache* bloßzulegen und seine Struktur in der eigenen zu wiederholen und herauszuarbeiten. Die Kunst vorhandener Formen in kongeniale des eigenen Sprachumfangs zu übertragen. Nicht nur Wort und Satzfolgen sind wiederzugeben, sondern vor allem der *typische Gestaltungsimpuls*.

Ich will an der Hand einiger Verlainegedichte das Übersetzungsverfahren rekonstruieren und die wesentlichen stilprinzipiellen Verschiebungen unterstreichen.

Ich nehme aus den Poèmes Saturniens die Serenade, die in beiden Sammlungen durch die Übersetzung von C. Flaischlen vertreten ist. Die Serenade stammt aus einem Band von Gedichten, die im Zeichen Saturns geschrieben sind, sous l'influence maligne (siehe Motto) eines schweren Gestirns. Die Struktur des Bandes lastet auf jedem Gedicht. Der Veranschaulichung halber setze ich das Bandschema her: Motto, 1. Prologue, 2. Mélancholie (8) 3. Eaux-Fortes (5) 4. Paysages Tristes (7) 5. Caprices (5) 6. Serie von Einzelgedichten (12) 7. Epilogue.

Die stilisierte Bezeichnung von Anfang und Ende als Prolog und Epilog verweist uns von vornherein auf eine tiefere innere Verstricktheit der Teile. Zentral gelegen ist die Serie der

Paysages Tristes, eindeutig gefärbt durch das inliegende Mittelgedicht: Nuit Du Walpurgis Classique — eine faustische Landschaft. Eaux-fortes und Caprices erweitern diesen innersten Kreis durch die gewitterhafte Atmosphäre, die wiederum in den beiden Mittelstücken: Marine und Chanson des ingénus — kulminiert. Mélancholie und die Serie der einzeinen Gedichte variieren das Thema Frau, Liebe, Haß, Herbst und Tod nach der individuellen und universellen Seite. Das Übergewicht der sechsten Gruppe entsteht durch den starken historischen Schlußakkord, der die einleitenden historischen Anklänge zusammenrafft. Der ganze Band beruht architektonisch auf dem Siebenklang der Saturnringe.

Die Serenade selbst ist aus dem sechsten Ring und wird von einem Friedhofgedicht «Sub Urbe» vorbereitet. Was wir zu erwarten haben, ist ein Lied, das aus den sommeils mornes der Toten herkommt. Das siebenstrophige Gedicht steht ganz unverkennbar im Zeichen der beiden Einleitungsstrophen, die sich an bedeutungsvollen Stellen wiederholen. Strophe 1 kehrt als Mittelstrophe in 4 wieder und die 2. als Abschluß in 7. Diese beiden Strophen haben daher ein bauliches Schwergewicht. Die zwei Vorstellungen, die in ihnen stilisiert sind, müssen von tragender Wichtigkeit werden: Die Todesvorstellung (1) und die musikalische Interpretation (2).

Comme la voix d'un mort qui chanterait
Du fond de sa fosse
Maîtresse, entends monter vers ton retrait
Ma voix aigre et fausse.

Ouvre ton âme et ton oreille au son
De la mandoline:
Pour toi j'ai fait, pour toi, cette chanson
Cruelle et câline.

Je chanterai tes yeux d'or et d'onyx
Purs de toutes ombres,
Puis le Léthé de ton sein, puis le Styx
De tes cheveux sombres.

Comme la voix d'un mort qui chanterait
Du fond de sa fosse
Maîtresse, entends monter vers ton retrait
Ma voix aigre et fausse.

Puis je louerai beaucoup, comme il convient.
Cette chair bénie
Dont le parfum opulent me revient
Les nuits d'insomnie.

Et pour finir, je dirai le baiser
De ta lèvre rouge,
Et ta douceur à me martyriser,
Mon ange! — ma gouge!

Ouvre ton âme et ton oreille au son
De ma mandoline:
Pour toi j'ai fait, pour toi, cette chanson
Cruelle et câline.

Das metrische Schema jeder Strophe ist das Abbild dieser zwei Vorgänge. In einem längeren schweren Vers wirkt sich der lange und der tragende Ton der Mandoline aus — inhaltlich gedacht der Schrei des Toten — in einem kürzeren pointierten Vers das begleitende Zirpen der Instrumentsaite — die typische Technik des Spiels. Jede einzelne Strophe enthält daher in ihrer rhythmischen Anlage sozusagen wieder die beiden Urvorstellungen: den Tod und das Spiel, das Ewige und das Gegenwärtige und ist zugleich auf die seelische und physische Eigenart der Mandoline eingestellt.

Unsre Interpretation hat aus Gründen der Buch- und Gedichtgestaltung von der Mittelstrophe, dem seelischen Schwerpunkt auszugehen und hat zugleich bei der augenfälligen Pointierung des Strophenendes einzusetzen.

Wenn ich in der graphischen Darstellung das volle Strophenbild in der Verkürzung der charakteristischen letzten Zeile wiedergebe, erhalte ich folgendes Schema:

◡ ◡ / ◡ ◡ / — / ◡ ◡ / — / ◡ ◡ / ◡ ◡ /

Damit ist bereits ein allgemeines Strukturschema angedeutet, das genau so wie der ganze Band seinen Mittelpunkt in 4 hat und um ihn herum in konzentrischen Kreisen anordnet. Die Interpretation, die von diesem formalen Gerüst aus ansetzt, erhält als durchgreifenden Grundton die Todes*nähe,* den des saturnischen Buches. Band und Gedicht*schwerpunkt fallen* in eine Ebene. Um die 4. Strophe liegt als streng geometrisch gerundeter Kreis der eigentliche Liedinhalt der Serenade, der durch die Gestrecktheit der Schlußverse wie durch Paranthese herausgehoben wird. Und um ihn legt sich der breitere Ring der Evokationen von Leben und Geliebter in 1, 2 und 6, 7.

Dieses Anordnungsprinzig greift bis in den einzelnen Vers hinein und bedingt die Physiognomie des Gedichts.

Die Affinität von Strophe 3 und 5 wird formal einmal durch den gleichen Stropheneinsatz festgehalten: je chanterai $(3,_1)$ und puis je louerai $(5,_1)$. Das puis führt die in 3 angeschlagene Art der Satzverknüpfung zu Ende.

Ein Gleiches geschieht durch den Strophenschluß. Die Vorstellungen vom Dunkel des Todes, die im Verse «de tes cheveux sombres» aufgenommen wird, rundet sich in «les nuits d'insomnie».

Strophe 3 steht unter der Ausstrahlung von pur, 5 unter der von bénie. In beiden Fällen geht es um die Erscheinung der Geliebten. In 3, in dem gewissermaßen nördlicheren Kreisbogen, um die visuell gedachte, kältere Vorstellung des Antlitzes, in 5 um die südlichere und berauschtere des Fleisches. Sie wird durch les parfums opulents unserem animalischesten Sinn, dem Geruchssinn, zugeordnet. Dadurch entsteht ein innerer Kreisring, auf dem himmlische und irdische Liebe in vollständig objektivierten Maßverhältnissen liegen.

Die beiden Initial- und Schlußstrophen des Gedichtes bringen die randenden Begriffe in bordürenhafter Verschlingung. Dem beschwörenden maîtresse $(1,_8)$ folgt das pronominale pour toi $(7,_8)$. Dem befehlenden entends $(1,_3)$ das steigernde ouvre ton âme $(7,_1)$. Dem zweigipfligen adjektivischen cruelle et câline $(2,_4)$ das substantivische mon ange, ma gouge $(6,_4)$.

Die zweigipfelige Diktion ist an sich ein Randphänomen: Das begleitende Zirpen des Instruments, über das sich gewissermaßen die Singstimme des Mittelstücks erhebt, in vokalischer Altlage gegenüber der dünner und höher gehaltenen Randbegleitung[1]).

Der Übersetzer C. Flaischlen nimmt in seine Übertragung zwar den Gleichlaut von 1 und 4 und von 2 und 7 auf, aber ohne daraus eine organische Rand- und Mittellage der Strophen zu entwickeln:

Als ob ein Toter im Grabe müd und wund
  nach Leben riefe,
sucht mein Lied sich zu dir mit klagendem Mund
  aus dunkler Tiefe.

---

[1]) 1: du fond — monter; un mort — maîtresse; 2: ton âme et ton oreille; pour toi — pour toi; cruelle, câline; 6: ta douceur — martyriser; mon ange, ma gouge.

Laß lauschen dein Ohr, deine Seele dem Klang
meiner Zither:
für dich, für dich nur gilt mein Gesang:
so süß, so bitter.

Ich singe von goldlichter Augen Pracht
voll süßem Frohlocken,
von selig vergessendem Traum in der Nacht
schwarz wallender Locken.

Als ob ein Toter im Grabe müd und wund
nach Leben riefe,
sucht mein Lied zu dir mit klagendem Mund
aus dunkler Tiefe.

Und ich sing von der wonnigen Wundergestalt
deiner Glieder,
in schlaflosen Nächten voll Sehnsucht umwallt
ihr Duft mich wieder.

Und ich denke der Glut deiner Küsse dazu,
mich entseelend,
und der Lust, mit der du mich quälst, o du ...
mein Engel, mein Elend.

Laß lauschen dein Ohr, deine Seele dem Klang
meiner Zither:
für dich, für dich nur war, was ich sang ...
so süß, so bitter.

Wenn ich das übersetzte Gedicht nach demselben graphischen Schema wie das Original darstellen wollte, erhielte ich folgendes Bild:

— / ◡ ◡ / — / — / — / ◡ ◡ / ◡ ◡ /

Die Mittelstellung von Strophe 4 ist erschüttert. Die konzentrische Kreisanlage und mit ihr das ursprünglich geometrische Ordnungsprinzip ist gefallen. Das Gedicht ist ein Geranke von relativen Spannungswerten geworden. Liedinhalt und Rahmen treten nicht mehr deutlich getrennt nebeneinander. Das Strophenende hat durch diese Naheinstellung des Blicks sein inhaltliches und musikalisches Schwergewicht verloren.

Die Rückwirkungen dieser fundamentalen Formveränderungen auf den Inhalt sind unvermeidlich starke. Mit der Zerstörung des anscheinend so äußerlichen Baugerüsts zerfällt auch der ursprüngliche Gehalt. Die Todesvorstellung ist nicht mehr fort-

pflanzungsfähiger Kern, denn der innerste Kreis ist gesprengt. Bei Verlaine war sie fruchtbar im Rahmen der Bildhaftigkeit der beiden Schlußverse von Strophe 3 und 5. Diese beiden Strophen hören auf polare Ergänzungen zu sein. Die Kälte der 3. Strophe wird durch das „Frohlocken“ und den „seligen Traum“ sofort in leibliche Süßlichkeit aufgelöst. Vers 3 spinnt schon jene ausgesprochen sexuelle Atmosphäre an, die in Strophe 5 gewissermaßen zerrinnt. Himmlische und irdische Liebe, der volle erotische Komplex ist nicht mehr vorhanden. Der Liedinhalt ist einheitlicher und einförmiger Rausch, ohne Beziehung zum Tode. Inhaltlich verführt und nicht baulich gemeistert, klappert die 6. Strophe als hinkender Nachton dem Serenadenliede nach. Der Stropheneinsatz «et pour finir» wird vernachlässigt zugunsten der trügerischen Analogie von je chanterai.

Flaischlen hat überdies einen Instrumentwechsel durchgeführt. Er ersetzt die Mandoline durch die Zither. Er reißt dadurch das Gedicht gewissermaßen *aus der landschaftlichen Atmosphäre.* Er übersetzt ein Lied der Rheingegenden ins Oberbairische. Der kurzatmige Ton der Zither ist ohne Beziehung zu den Langzeilen des Gedichts, das brüske Reißen der Saite ohne Verhältnis zum Mandolinenzirpen der Kurzzeilen. Ein Grund mehr, daß für ihn die strenge Diktion des Verlainegedichtes so veränderungsfähig war.

Was ist das Fazit dieser Gestaltzertrümmerung? Wir stehen vor einem vierstrophigen Serenadenlied, in dem die Wiederholung der ersten Randstrophe nur mehr Überladenheit ist. Und vor einem Rahmen, der in seinem oberen Randteil ebenso schwer ist, als er im unteren dürftig erscheint. Das ganze Gedicht ist aus seiner gleichgewichtigen Mittellage gedreht und nach der Seite des sinnlichen Lebens gekippt. Verallgemeinert gesprochen: eine Originalform, die unter *absoluten* Maßverhältnissen das Endliche dem Unendlichen verknüpft, wird in ein Gehäuse von *relativen* Endlichkeitswerten übergeführt.

Betrachten wir daneben noch ein andres Verlainegedicht, das von dem gleichen Übersetzer von anderen Gesichtspunkten her erfaßt wurde: Das 6. des dritten Teils aus dem Buche Sagesse. Ein Band, der die Gedichte titellos aneinander reiht, bemüht kein einziges Erlebnis zu einem namentlichen zu machen, nichts aus der Dunkelheit des Seins zu einem Programm des Augenblicks werden zu lassen.

Le ciel est, par dessus le toit,
Si bleu, si calme!
Un arbre, par dessus le toit,
Berce sa palme.

La cloche dans le ciel qu'on voit
Doucement tinte.
Un oiseau sur l'arbre qu'on voit,
Chante sa plainte.

Mon Dieu, mon Dieu, la vie est là,
Simple et tranquille.
Cette paisible rumeur-là
Vient de la ville.

— Qu'as-tu fait, ô toi que voilà
Pleurant sans cesse,
Dis, qu'as-tu fait, toi que voilà
De ta jeunesse?

Im Verlauf von vier Strophen wird in den ersten beiden die physische Landschaft entwickelt, in den letzten beiden die seelische. In beiden Gedichthälften wird die Viergliedrigkeit der Gesamtanlage wiederholt. Vier Gegenstände schaffen sozusagen die Landschaft: le ciel, un arbre, la cloche, un oiseau. Das sind die vier Subjekte, die jede zweite Verszeile in provokanter Weise einleiten. Le ciel und un arbre erschaffen die beiden notwendigen Raumausdehnungen: Die Breite des Horizonts und den Vertikalismus der aufsteigenden Gegenstände. Die Schöpfung der sichtbaren Welt geschieht durch Reduktion aller möglichen Horizontalen und Vertikalen auf eine.

Diese rein optische Welt wird durch die beiden folgenden Begriffe in eine akustische umgesetzt: Die Glocke tönt dans le ciel, der Vogel singt sur l'arbre. Die Horizontale und die Vertikale wird tönend, wird unendlich.

Die nächsten beiden Strophen wandeln diese physische Landschaft in eine Seelenlandschaft. Wieder eröffnet die Weite des Himmels mit «mon Dieu, mon Dieu». Das *plastische* bleu et calme wird seelische Funktion in simple und tranquille. Das Wiegen der Baumkrone kehrt wieder als paisible rumeur der Stadt — Bewegung des Vertikalkomplexes von Schloten und Türmen. Und die Musik von Glocke und Vogel wird Klingen einer verschütteten Jugend. Tinter und chanter erneut sich in pleurer und faire.

Dieser zweiteilige Bau wird auch syntaktisch unterstrichen. Die erste Gedichthälfte baut sich aus Sätzen von gerader Wortfolge mit eingekeiltem Relativsatz auf. Die zweite erwächst aus der gesteigerten Stoßkraft von Ruf und Fragesatz.

Dieses Gedicht hat zur bildhaften Voraussetzung den Ausblick in einen Himmel ohne Grenzen, in dem Dachkante und Baumwipfel nur Raumpunkte sind, durch die Horizontale und Vertikale hindurch ins Uferlose treten. Das ist Weltlandschaft und Weltsorge, die jedes räumliche Gehäuse sprengt und in der Zeit verströmt.

Die Übersetzung von C. Flaischlen wird bereits in der Titelgebung als trügerisch greifbar. Die Überschrift „Das Gefängnis“ geht wie die ganze Diktion der Umarbeitung aus biographischer Zudringlichkeit hervor. Dieses Verlainegedicht stammt aus den Gefängnisjahren. Hat als Urerlebnis die Zuchthauszeit. Jene Enge, die der Künstler mit distanzierender Gestaltungskraft in Weltweite aufgelöst hat, um die der Übersetzer Flaischlen weiß, und die er wieder in das Gedicht hineinträgt. Seine Übersetzung ist ein Schulbeispiel dafür, wo eine Interpretation endet, die nicht bei formalen Erkenntnismöglichkeiten ansetzt, sondern von biographischem Tatsachenmaterial und von der Urbildervergötterung ausgeht.

Der Himmel, drüben über dem Dach
in tiefblauem Schweigen,
ein Baum, drüben über dem Dach
mit wiegenden Zweigen.

In dem Himmel, den man sieht,
klingts wie von Glocken,
ein Vogel auf dem Baum, den man sieht,
singt sein Frohlocken.

Mein Gott, mein Gott, so friedlich und schön!
Das dort ist Leben!
In der Stadt drüben dieses frohe Getön
und Summen und Weben.

Und du, der du hier weinst,
durchs Gitter lugend,
was hast du gemacht, sag, der du hier weinst,
mit deiner Jugend?

Der viergliedrige Parallelismus des Satzbaus der ersten zwei Strophen wird vernachlässigt. Was sozusagen farbige

Lichtscheibe für die Ferne war, wird modulierte Melodie für den engsten Zuhörerkreis. Die Inversion von cloche im fünften Vers ist folgenschwer. Das Substantivum wird pluralisch gebraucht und löst den Reimzwang von Frohlocken aus. Die ganze Strophe schlägt dadurch in eine heitere Tonart um und vernichtet den Parallelismus von plainte und pleurer. Was paarig gebunden erschien, wird antithetisch zerrissen: hier Luftraum des guten Staatsbürgers, dort Luftraum des schlechten Staatsbürgers.

Und damit ist das Gedicht bis in seine Einzelheiten hinein in eine andere Beleuchtung und in eine andre Perspektive gerückt. Was bei Verlaine Weite der Weltlandschaft war, möglich unter dem ganzen abendländischen Himmel, wird zum umzäunten Sonntagshorizont des Spaziergängers von Mons, zum Ausschnitt zwischen dem Dache drüben und der Gefängnismauer hier. Damit ist ein Vordergrund gegeben, den das Original nicht kennt, in dem der zweite Vers der letzten Strophe möglich wird, der bei Verlaine fehlt. Und die Auflösung des Gedichtes treibt immer tiefer hinein in das Vordergrundgestrüpp der Gedanken. Qu'as-tu fait de ta jeunesse? wird eine jugendgerichtliche Schuldfrage.

Was bei Verlaine eine *Schicksalsfrage* war an *jede* erschütterte Jugend, löst sich in einen *Kausalbegriff* auf: Die Welt, so wie sie ist, ist infolge von ... Und damit hat das deutsche Gedicht in seiner biographischen folgernden Zudringlichkeit jede Gemeinsamkeit mit dem Original verloren. *Der Biograph endet dort, wo der Gestaltungswille des Dichters erst beginnt.*

Diese Beispiele sind vorbildlich für viele andere. Der Großteil der Verlaineübersetzungen ist zu sehr in unsre leibliche Nähe gedichtet. Zu sehr mitten hinein in unsre poetisch-realistische Kleinbürgerlichkeit, zu sehr hinein in eine Zeit, der Verlaine als Trinker und Zuchthäusler näher war, denn als Lyriker von abstrahierendem Gestaltungsimpuls.

Es bedarf der Lyriker von wesentlich anders geartetem Willen, um kongeniale deutsche Formen zu entwickeln. Ich streife beispielsweise nur Dehmels Übertragung des fünften Gedichtes aus dem Buche Sagesse. Es ist jenes dreistrophige Wiegenlied, das zugleich wie eine Art Sterbegebet dem Gedichte folgt, das Verlaine Gaspard Hauser chante betitelt hat: Sterbe- und Schlaffrömmigkeit des Heimatlosen.

Un grand sommeil noir
Tombe sur ma vie:
Dormez, tout espoir,
Dormez, toute envie!

Je ne vois plus rien.
Je perds la memoire
Du mal et du bien . .
O la triste histoire!

Je suis un berceau
Qu'une main balance
Au creux d'un caveau . .
Silence, silence!

Das Leben, dieses Wissen um gut und böse, ist kurzfristig. Ist das Märchen — la triste histoire —, das mit „es war einmal" beginnt und in die Ewigkeit von „und wenn sie nicht gestorben sind" ausklingt. Das ist der nur signalhaft angedeutete Inhalt der Mittelstrophe. Dieses Lebensmärchen preßt Verlaine in zwei Vorgänge: Sehen und Gedächtnis, Wahrnehmung und Erinnerungsbild, jene zwei psychischen Tatsachen, die uns der räumlichen Welt verknüpfen. Sie schwinden dahin in der Wiege der Zeit.

Leben ist eine begrenzte Begebenheit. Zwei Randstrophen unternehmen das ringförmige Einkreisen, mit einer würgenden Bewegung (dormez und berceau) nach innen und einer entspannenden nach außen (sommeil, silence). Das Gedicht wird sozusagen in einer spiraligen Bewegung von zentripetalen und zentrifugalen Kräften entwickelt.

Und dieses grundlegende Strukturschema, in dem Dehmel den primären Schöpfungswillen erkennt, legt er seiner Übersetzung zugrunde:

Ein großer schwarzer Traum
legt sich auf mein Leben;
alles wird zu Raum,
alles will entschweben.

Ich kann nichts mehr sehn,
all das Gute, Schlimme;
kann dich nicht verstehn,
o du trübe Stimme.

Eine dunkle Hand
schaukelt meinen Willen;
fernher graut ein Land,
still in Stillem.

Eine Mittelstrophe, eingestellt auf Auge und Ohr, bringt die Stimme des Lebens zum Schweigen. Das Märchen des Lebens wird nicht mehr begriffen, erstarrt, „wird zu Raum".

Zwei Randstrophen würgen wieder das Leben der Mittelstrophe. Und zu gleicher Zeit dehnt sich der Rand ins Uferlose: „alles will entschweben". Länder der Nähe versinken und Länder anderer Perspektiven heben sich aus der Stille.

Dehmel wiederholt in ganz kongruenter Anlage, ohne Gebrauch der gleichen Vorstellungsmotive, den Übergang *vom mikrokosmischen zum makrokosmischen Erlebnis.* Und dadurch wahrt er den repräsentativen Zug des Originalgedichtes, trotz Veränderung der Wortfolgen.

Durch die vorliegende Untersuchung wollen zwei Dinge einmal festgehalten werden: Erstens, daß eine Übersetzung nur dann literarischen Wert besitzt, wenn sie die *repräsentative Linie* des Gestaltungsimpulses rekonstruiert. Das heißt, wenn sie aus verwandtem Formwillen heraus, aus einem verwandten Verhältnis zu Raum und Zeit, zu Mikrokosmos und Makrokosmos hervorgeht, und zweitens, daß die Subtilität, die lyrische Individualität des Übersetzers nicht über Güte und Mängel der Arbeit entscheidet, sondern seine Kulturzugehörigkeit. Erst *der überpersönliche Zug* seiner Erscheinung macht ihn zum guten oder schlechten Interpreten.

Daraus folgt, daß verschiedene Zeiten und Künstlertypen in der Übersetzung ein und desselben Autors nie das gleiche künstlerische Urphänomen aufzeigen. Sie selbst, durch ein Gesetz überpersönlicher Ordnung an Nähe oder Ferne gebunden, ziehen ihn zu sich in die Nähe, oder zu sich in die Ferne. Objektiv wahr kann er nur in seiner Atmosphäre werden. Wahlfreiheit steht uns nicht zu. Die Entscheidung für das, was ein Künstler ist, liegt in der Totenmaskenhaftigkeit der Gestaltungsformen, die das Antlitz des Dichters der Nähe *oder* der Ferne verbinden.

Wien. Marianne Thalmann.

DIE NEUEREN SPRACHEN NACH DEN RICHTLINIEN FÜR DIE LEHRPLÄNE DER HÖHEREN SCHULEN PREUSSENS VOM JAHRE 1925.

Es ist unsere Aufgabe, zu den von der preußischen Unterrichtsverwaltung herausgegebenen Richtlinien Stellung zu nehmen, die die Grundlage für die von den einzelnen Schulen aufzustellenden Lehrpläne bilden sollen.

Für zwei Dinge in diesen Richtlinien schulden wir besonderen Dank: einmal dafür, daß unserer Arbeit ein außerordentliches Vertrauen entgegengebracht wird, zum andern dafür, daß uns nicht dürre Vorschriften gegeben werden, sondern eine von hohem Geist erfüllte Synthese des neusprachlichen Unterrichts. Wir Lehrer sollen wählen, sichten, unserer Arbeit feste Richtung geben, allerdings nicht jeder Lehrer als Einzelpersönlichkeit, sondern die Arbeitsgemeinschaft der Fachlehrer einer Schule, der eine neue Bedeutung zukommt. Die Freiheit, die uns gegeben wird, ist natürlich beschränkt, denn die Richtlinien bringen auch ganz bestimmte Forderungen zum Ausdruck, die hier herauszustellen meine besondere Aufgabe sein soll.

Die Anregungen, die gegeben werden, sind so zahlreich — scheint doch alles, was im letzten Menschenalter über den Unterricht in den neueren Sprachen ausgesprochen worden ist, in die Richtlinien aufgenommen zu sein — daß die Auswahl sehr schwer ist, aber auch das wirklich geforderte Ziel ist ein so hohes, daß wir offen aussprechen müssen, daß es ein ideales Ziel ist, so lange ein ideales Ziel bleiben muß, bis eine Lehrergeneration herangereift ist, die ihm gewachsen ist, bis durch die Erfahrungen, die wir machen müssen, der rechte Weg, zu diesem Ziel zu gelangen, klar erkannt ist.

In den „Vorbemerkungen" (S. 28 der amtlichen Ausgabe) ist das Ziel des neusprachlichen Unterrichts klar ausgesprochen: Einführung in die Kultur- und Geisteswelt des fremden Volkes auf Grund einer allseitig gefestigten Sprachkenntnis. Dazu wird gerechnet, daß der Schüler im Gebrauch der Sprache so weit gefördert wird, daß er imstande ist, einen ihm geläufigen einfachen Sach- oder Gedankenzusammenhang in einer seiner Altersstufe entsprechenden Art mündlich oder schriftlich auszudrücken.

Was hier verlangt wird, ist fast Sprachbeherrschung. Können wir doch für unsere Schüler im Deutschen nur wünschen, daß sie das leisten! Und wir wissen alle, daß die Klagen über mangelnde Sprachbeherrschung und Ausdrucksfähigkeit nicht verstummen wollen. Was wir allerdings auch in den modernen Fremdsprachen erstreben, ist, das Können neben dem Kennen in all seiner Bedeutung für die vielseitige Bildung des deutschen Schülers so weit und so kräftig zu pflegen, als nur möglich ist. Was uns dabei Sorge macht, ist, ob wir dies Ziel tatsächlich schon auf der Schule in beiden Sprachen so erreichen, daß wir von einem wirklichen Erfolg sprechen können. Wir Lehrer sehen immer mehr ein, daß wir uns auf eine neuere Fremdsprache beschränken müssen, der Schüler aber soll — außer auf dem Gymnasium — zwei lebende Sprachen sprechen und schreiben können. Dabei darf nicht vergessen werden, daß es sich nicht nur um ein Sprechenlernen handelt, sondern daß ein geistiger Inhalt geboten und aufgenommen werden soll, der eine außerordentliche Erweiterung (mit Recht!) gegen früher darstellt und der in seinem Umfang, auch in der Muttersprache betrieben, schon eine ansehnliche Leistung wäre. Und dies Ziel soll auch da richtunggebend sein, wo nach dem Unterrichtsplan einer Fremdsprache nur geringere Stundenzahl zufällt. Es ist eine der wesentlichsten Aufgaben der Lehrplanarbeit der einzelnen Schularten, festzustellen, inwieweit sie dies Ziel für sich glauben gelten lassen zu können. Eins darf nicht vergessen werden, daß zu nichts so viel Übung, also Zeit, nötig ist, als um Gewandtheit im Sprechen und Schreiben zu erzielen. Daran aber fehlt es in oft überfüllten Klassen bei der ach so geringen Stundenzahl, die dem neusprachlichen Unterricht zugewiesen ist; kommen doch auch auf dem neusprachlichen Gymnasium die Stundenzahlen, die für Französisch und Englisch angesetzt sind, nicht an die heran, die auf dem altsprachlichen Gymnasium für Lateinisch und Griechisch vorgesehen sind.

Bei der Erziehung zum Können darf auch nicht der jugendkundliche Gesichtspunkt außer acht gelassen werden, daß Schüler in den Entwicklungsjahren nicht leicht zum Sprechen zu bringen sind; es muß also der Unterricht so angelegt werden, daß die Schüler in den unteren Klassen gerade durch Sprechen lernen, damit sie eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, ehe sie sich verschließen, sodaß in diesen Jahren andere Aufgaben in den Vordergrund treten können. Wir wollen auch nicht vergessen,

daß nicht alle gleißmäßig für das Sprechen der Sprache begabt sind, wir daher gerade hier der individuellen Begabung Rechnung tragen müssen. Dagegen dürften die Schüler der Arbeitsgemeinschaften für neuere Sprachen, die auf keinen Schulen fehlen sollten, hierfür eine besondere Veranlagung mitbringen. Hier ist uns wenigstens eine Möglichkeit gegeben, einem Ziel näher zu kommen, das uns — leider — für die Allgemeinheit zu erreichen vorläufig noch versagt bleiben muß.

Die methodischen Grundsätze enthalten eine kurze Methodik des neusprachlichen Unterrichts, die so recht zeigt, wie der Geist der neusprachlichen Reform lebendig geworden zu sein scheint. Wir können uns nicht genug darüber freuen und möchten nur wünschen, daß die gegebenen Anregungen auch dahin führen, den neusprachlichen Unterricht allgemein auf den gleichen Boden zu stellen. Daß dazu die schönsten Ansätze vorhanden sind, zeigen fast alle neuen Lehrbücher, die jetzt erscheinen.

1. Aussprache.

Rückhaltlos anzuerkennen ist, was hier in bezug auf Ziel und Weg gesagt ist. Wenn von der Beachtung der Eigenheiten der Mundart des Schülers gesprochen wird, so ist das gewiß richtig, ich fordere nur mehr: Vorbedingung für die sichere Aneignung einer guten Aussprache ist — zumal bei dem für uns gekürzten Unterricht, worauf garnicht oft genug hingewiesen werden kann — daß der deutsche Unterricht die Grundlage schafft, auf der der fremdsprachliche Unterricht aufbauen kann. Dort muß über Lautbildung das Nötige gesagt sein, dort müssen die mundartlichen Eigenheiten bewußt gemacht werden, dort muß der Schüler sie überwinden. Es ist zu hoffen, daß darin die Anregungen der Richtlinien allgemein aufgenommen werden und zu einer bewußten Erziehung zu einer guten Aussprache des Deutschen führen. Wir haben dann im neusprachlichen Unterricht genügend Zeit gewonnen, um auf eine richtige Intonation zu achten, deren Pflege mit Recht betont wird. Die Forderung, daß an der gleichen Anstalt in allem Sprachunterricht die gleiche Lautschrift, am besten die der Association phonétique, verwandt werde, bleibt so lange Theorie, als die Verfasser von Lehrbüchern sich nicht entschlossen haben, sie allgemein einzuführen. Ich hoffe, daß dazu eben durch diese Empfehlung der Weg nicht mehr so weit ist wie nach früheren

Beschlüssen. Sehr erfreulich ist, daß bei den Lehraufgaben in bezug auf Aussprache kein Unterschied für die einzelnen Schularten gemacht wird; bei dem Reformrealgymnasium ist alles Nötige in klarer Weise ausgesprochen.

2. Sprechübungen.

Der Weg, der für die Sprechübungen empfohlen wird, ist gut. Noch einmal hervorheben möchte ich hier die Bedeutung der Schülerfrage. Von unten an müssen die Schüler in die Technik der Frage eingeführt werden, deren Beherrschung auch ein großes Maß von grammatischer Sicherheit verrät. Sie gibt dem Unterricht Frische und Lebendigkeit. Sie ist ja auch das Mittel, den Arbeitsunterricht zu verwirklichen, der durch die Art, wie Max Walter den neusprachlichen Unterricht nun über 40 Jahre in Praxis und Theorie gestaltet hat, längst Wirklichkeit geworden war. Mit Recht hat neuerdings Krüper in seinem Buche über den Arbeitsunterricht in den neueren Sprachen (Diesterweg, Frankfurt a. M.) auf ihn Bezug genommen; auch in den Richtlinien hätte das, was gefordert wird, sehr treffend mit seinem Namen charakterisiert werden können. Was einem gewissenhaften Lehrer am meisten Sorge macht, ist die Frage, wie sich Geläufigkeit und Sprachrichtigkeit vereinigen lassen. Die Sprechübungen in den oberen Klassen werden gewiß wertlos, wenn ihr Inhalt nicht dem geistigen Fassungsvermögen der Schüler angepaßt wird. Andererseits kann, soviel auch an Erlebnisse und bedeutende Ereignisse angeknüpft werden sollte (Zeitungsberichte!), doch die Heranziehung der „jeweils im Vordergrunde stehenden Gebiete der Heimatkunde, Länderkunde, Geschichte, Technik usw." zu weit führen, sofern dies nicht überhaupt daran scheitert, daß den Schülern die nötigen Wörter fehlen. Und zur Erweiterung des Wortschatzes auf technische und ähnliche Gebiete, wenn man von dem Oberflächlichen absieht, ist wirklich keine Zeit. Die verständig gewählte Lektüre bietet schon so viel Gelegenheit, durch sie und durch Anknüpfung an sie das Sprechen zu üben, daß genügend Stoff geboten ist. Die Lektüre soll durch die Verarbeitung in Sprechübungen ja recht eigentlich zum geistigen Besitz der Schüler werden, viel mehr als dies durch bloßes Übersetzen ins Deutsche erreicht wurde. Dadurch soll der Schüler in seinem Innersten gepackt werden, er soll miterleben. M. E. hätte die

erzieherische Bedeutung der Sprechübungen für Zögernde und Zaudernde noch stärker hervorgehoben werden dürfen.

3. Grammatik.

Besonders wertvoll ist der ausführliche Absatz über die Behandlung der Grammatik. In der Tat war der Hinweis nötig, daß nicht, wie vielfach bisher, Übersetzungsregeln gegeben werden sollen. Noch immer kann man bei der Behandlung des Gerundiums lesen, daß Nebensätze verkürzt werden! Als ob wir bei dem deutschen Verbalsubstantiv auf -ung an einen Nebensatz dächten! Die Muttersprache möge am Anfang der grammatischen Behandlung einer Erscheinung stehen, können wir doch dem Schüler dadurch meist zeigen, daß die Erscheinung auch der Muttersprache eigen ist; der Deutschunterricht muß allerdings so aufgebaut sein, daß nicht etwa der Konjunktiv im Französischen behandelt wird, ehe die Schüler seine Bedeutung und Verwendung in der Muttersprache begriffen haben. Man behandle dann an Hand des im Arbeitsunterricht gefundenen Materials die Spracherscheinung induktiv, ohne stets die Muttersprache daneben zu stellen, um am Schluß zu einem bewußten Vergleich zu kommen. Daß Maßhalten bei der Heranziehung von psychologischen und historischen Erklärungen empfohlen wird, habe ich mit Befriedigung festgestellt. Wo solche Erklärungen fördern, sind sie ebenso unentbehrlich, wie sie schädlich werden, wenn sie nicht weiterführen, sondern vom eigensten Ziel ablenken. Schon Quartanern soll man z. B. die Regeln über die Bildung des Adverbs im Französischen wissenschaftlich beibringen, und wie leicht ist es, wenn man glücklich*erweise* neben heureu*sement* stellt! Aber immer noch kann man von der Endung m-e-n-t hören, die an das weibliche Adjektiv (warum wird nicht gesagt) angehängt wird. Und dann kommen die Ausnahmen, wo nt zum m verwandelt wird, weil man an die Schrift denkt, anstatt daß man vom Laut ausgeht und [kõst*ãmã*] von [kõst*ã*] ableitet und bei der Schrift zum Vergleich empfehlen aus ‚entfehlen' heranzieht und bei der alten weiblichen Form constant an grand errinnert, wie es uns in grand'mère, grand' place usw. entgegentritt. Wie tief führt uns allein die Erklärung des Apostrophs in diesen Wörtern in französische Kultur ein! Es sei besonders darauf hingewiesen, daß die Einführung in die Geisteswelt des fremden Volkes

durchaus nicht bloß durch das Schrifttum erfolgen kann, sondern einmal durch die Sprache, das hat uns insbesondere Vossler gelehrt, anderseits durch das Sprechen. Artikulation und Intonation, recht gepflegt und recht gedeutet, können ebenso zu einer bewußten Kulturkunde werden wie die Betrachtung der grammatischen Erscheinungen und des Wortschatzes.

Der Hinweis auf die Notwendigkeit eines einheitlichen Aufbaues, der „außerdem kostbare Zeit erspart," wird geknüpft an die Forderung einer einheitlichen Fachbezeichnung. Das könnte denen, die sich seit langen Jahren dafür einsetzen, wie eine Erfüllung alter Wünsche erscheinen. Aber leider wird hinzugefügt: „die wenigstens für jede einzelne Anstalt festzulegen ist." Dies aber ist eine Aufgabe, die über das hinausgeht, was einer einzelnen Schule zugemutet werden sollte. Wird es möglich sein, daß die Schule, die sich für gewisse Bezeichnungen entscheidet, nun auch Lehrbücher für drei oder gar vier Sprachen findet, in denen die von der Schule gewählten Bezeichnungen gleichmäßig angewandt werden? Ich weiß aus Erfahrung, daß das unmöglich ist. Die Neuphilologentage haben uns bewiesen, daß sie nicht der rechte Ort sind, solche Fragen zur Entscheidung zu bringen. Mir scheint, daß eine amtliche Regelung hier ebenso angängig ist wie bei der Rechtschreibung. Diese stellt auch nichts Endgültiges dar, hindert auch die Wissenschaft nicht, sie zu bekämpfen, sie zu verbessern, ja, sie nicht anzuwenden. Haben wir doch alle wohl früher einmal die Substantive klein geschrieben, die keine Eigennamen waren! Aber in der Schule ist es schlechterdings eine Notwendigkeit, zu einer Vereinheitlichung der grammatischen Fachbezeichnungen zu kommen. Für die höhere Schule wird in den Richtlinien bei den allgemeinen Bemerkungen über den fremdsprachlichen Unterricht die Verwendung der lateinischen Bezeichnungen in den gebräuchlichen Formen (Substantiv, Verb, Perfekt) empfohlen. Das genügt m. E. nicht. Einmal brauchen wir für die Volksschule deutsche Bezeichnungen, die schon um der Volkseinheit willen jeder höhere Schüler, jeder Gebildete kennen sollte. Es genügt auch nicht, die üblichen lateinischen Ausdrücke einfach auf andere Sprachen zu übertragen. Dann kommt es weiter vor, daß im Englischen von einem *Im*perfekt gesprochen wird, um die *abgeschlossene* Handlung der Vergangenheit zu bezeichnen. Über eins muß man sich allerdings klar sein bei der Festsetzung der Fachbezeichnungen, daß die Schwierigkeiten unüberwindlich

sind, wenn man in jedes Wort den ganzen Gedankeninhalt der Form aufnehmen will; das hat Brunot schon vor Jahren dadurch gekennzeichnet, als er sagte, daß die Fachbezeichnungen mehr oder weniger Etiketten bleiben müssen. Wenn wenigstens von der Unterrichtsverwaltung ein Vorschlag herausgegeben würde, wäre mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß sich die Verfasser von grammatischen Lehrbüchern danach richten würden, und damit wäre schon das Wesentliche getan.

Im Widerspruch zu der übrigen Tendenz der Richtlinien, die durchaus darauf ausgeht, die fremde Sprache zur Unterrichtssprache zu machen, steht das ausdrückliche Verbot über den Gebrauch der fremden Sprache im grammatischen Unterricht. Das geht so weit, daß auch Fachausdrücke aus den modernen Fremdsprachen, soweit sie nicht etwa einmal eine für die besondere Sprache charakteristische Erscheinung bezeichnen, unzulässig sind. Es wird also dem Lateinischen zugebilligt, was dem Französischen und Englischen versagt wird. Und doch sind die fremden Bezeichnungen oft äußerst wertvoll, ich erinnere für das Englische an *Past* und *Present Perfect*, die, richtig erklärt, vielleicht das sicherste Mittel sind, dem Schüler die Unterscheidung beider Zeiten klar zu machen. M. E. muß der Schüler der höheren Schule die fremden Fachbezeichnungen kennen, sie gehören zu dem unbedingt notwendigen Wortschatz; denn wie ungeschickt wird er sich anstellen, wenn er einmal eine in der fremden Sprache geschriebene Grammatik oder Stilistik nach seiner Schulzeit in die Hände nimmt! Er braucht sie auch unbedingt bei der Benutzung eines einsprachigen Wörterbuches; und hierzu anzuhalten sollte eine unserer allerwichtigsten Aufgaben sein, wenn wir anders wirklich in die fremde Sprache einführen wollen. Und dann: wie leicht sind die fremden Ausdrücke zu lernen und anzuwenden! Schon in den Unterklassen, wo selten ein so lebendiger Arbeitsunterricht möglich ist in der fremden Sprache wie gerade bei leichten grammatischen Übungen. Es ist eine selbstverständliche Forderung, daß Klarheit, Tiefe nicht darunter leiden dürfen. Man erkläre also deutsch, wo es nötig ist, und benutze die deutsch geschriebene Grammatik, aber bei der Verarbeitung und Einübung wenigstens gestatte man die fremde Sprache. Die Übungsmöglichkeiten in der fremden Sprache sind an sich so gering, daß man sie nicht unnötig verringern sollte. Für sprachvergleichende und philosophische Durchdringung des grammatischen

Lehrstoffes, Aufsuchen des Prinzips aus den Regeln wird wohl stets die fremde Sprache ausgeschlossen bleiben.

Ein Wort noch zum grammatischen Lehrbuch, worüber nichts in den Richtlinien gesagt wird. Mir scheint bei dem Grundsatz des Arbeitsunterrichts, der eines der wichtigsten Prinzipien bei der Neuordnung des Schulwesens ist, es richtig, daß die Grammatik nicht schon alles, was in der Schule an historischen und psychologischen Erklärungen erarbeitet werden soll, enthalten darf. Umso wichtiger bleibt die Herausarbeitung eines systematischen Gesamtbildes der Sprache, damit das Lehrbuch nicht bloß eine Aneinanderreihung wichtiger Kapitel aus der Grammatik der fremden Sprache darstellt.

Bei den Lehraufgaben werden Vorschläge gemacht, nicht Vorschriften gegeben für die Verteilung des grammatischen Stoffes, die mir, von Einzelheiten abgesehen, im ganzen einen durchaus gangbaren Weg darzustellen scheinen. Bei Englisch als erster Fremdsprache kann man nach meinen Erfahrungen am Ende der IV. d. h. bevor die zweite neuere Fremdsprache am Reformrealgymnasium und der Oberrealschule einsetzt, die Grammatik in einem propädeutischen Kursus erledigt haben, die Formenlehre in ihren wichtigsten Erscheinungen, die Satzlehre in ihren Grundbegriffen. Wenn diese dann ausgebaut wird in den nächsten Klassen, wäre es wünschenswert, daß die Betrachtung in den beiden neueren Fremdsprachen gleichlaufend weiterginge. Liegen dann beide Sprachen auch noch in einer Hand, so müßte viel von der Zeit, die uns genommen ist, durch „Planwirtschaft“ sich einsparen lassen. Andererseits empfiehlt sich vielleicht dann im Französischen als zweite Fremdsprache — abgesehen vom Anfang — ein stärkeres Verknüpfen der Formenlehre mit der Satzlehre, z. B. bei der Durchnahme des Partizip Perfekt die Betonung seines adjektivischen Charakters und die damit in Verbindung stehende Veränderlichkeit, bei der Durchnahme des Futurs die Behandlung des *Futur prochain* (je vais écrire) ebenso wie beim Perfekt die des *Passé récent* (je viens d'écrire). Die Richtlinien geben als *Beispiel* für die gleichzeitige Behandlung die Einprägung der persönlichen Fürwörter in Verbindung mit Verben. Bei den Lehraufgaben *für* die Oberklassen wird dem Lehrer eine schöne und reizvolle Aufgabe gestellt. Leider zeigt die praktische Erfahrung, daß darüber die dem Grammatikunterricht das Gymnasiums zugewiesene Aufgabe, Befestigung des auf der Mittelstufe

erworbenen Wissens und Könnens, **durchaus nicht vernachlässigt werden darf.**

4. Mündliche und schriftliche Übungen.

Es handelt sich der Hauptsache nach um die schriftlichen Übungen und ihre mit Recht geforderte mündliche Vorbereitung. Ich bedaure, daß die Richtlinien nicht — wie das beim Lateinischen jetzt geschehen ist — gleichzeitig die Abschlußarbeiten in der Reifeprüfung neu festgelegt haben. Sie müssen die schriftlichen Übungen in anderen Klassen mitbestimmen, und zwar aus dem Grunde, weil wir bei der geringeren Stundenzahl einerseits und der erweiterten Zielsetzung anderseits unmöglich Übersetzungen in die Muttersprache und aus ihr, Nacherzählungen nach deutsch und fremdsprachlich vorgelesenen Texten, freie Übertragung deutscher Originaltexte sowie Aufsätze in gleicher Weise wirklich zu pflegen in der Lage sind. Hier muß m. E. eine entscheidende Beschränkung eintreten, wenn man Ersprießliches erreichen will. Wenn ich den Geist, der aus dem neusprachlichen Teil der Richtlinien spricht, recht verstanden habe, so sollen die Schüler sich in der fremden Sprache bewegen lernen; dazu gehört Verstehen und freies Niederschreiben. Mir scheint keine Übung dazu vorteilhafter als der allmähliche Übergang vom Diktat mit unbekanntem Stoff zur freien Wiedergabe eines in der fremden Sprache erzählten oder vorgelesenen Textes. Übergangsarbeiten vom Diktat zur freien Niederschrift sind Übungen, wo die Schüler sich nach der mehr oder weniger langsamen Vorlesung oder Erzählung des Lehres Notizen machen, die sie zu Hause und später in der Schule und da zuerst mit Benutzung des Wörterbuchs, dann ganz selbständig ausarbeiten. Diese Übungen haben gegenüber den Nacherzählungen nach deutschen Stücken den großen Vorteil, daß sie gleichzeitig eine Übung im Verstehen darstellen. Wird der gesamte Unterricht darauf eingestellt, so wird er von Anfang an nicht am Buch kleben können und im modernen Geiste gegeben werden. Das hindert nicht, daß zur Übung neben den bewährten einsprachigen Übungen Übersetzungen in allerdings bescheidenem Maße gepflegt werden, nur darf man damit nicht beginnen, sondern muß sie erst vornehmen, wenn die Schüler sich in die fremde Sprache eingelebt haben.

Die Übersetzungen aus der fremden Sprache werden um so besser ausfallen, je größer die Gewandtheit des Schülers im deutschen Ausdruck ist. Diesen zu pflegen kann nicht ein Hauptziel des fremdsprachlichen Unterrichtes sein. Ist aber — worin ich mich Hellpach gern und freudig anschließe — das Hauptziel des deutschen Unterrichts nicht die Stoffülle, sondern die Erziehung zur Lebendigmachung der sprachlichen Kräfte des Schülers, dann wird die Übertragung ins Deutsche, in gutes Deutsch, nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, auch wenn die Übung darin nicht so im Vordergrund steht wie im altsprachlichen Unterricht. Zu empfehlen ist, daß gelegentlich Texte oder Teile eines Buches zunächst auf die Weise behandelt werden, daß die einzelnen Schüler verschiedene Aufgaben zur schriftlichen Übersetzung ins Deutsche erhalten, die dann in der Schule unter Mitarbeit der Klasse verlesen werden. Zu den für die Unterklassen erwähnten Arbeiten möchte ich noch hinzugefügt wissen: Stellung von Fragen, eine Übung, deren Bedeutung oben schon gekennzeichnet ist. Da eine Durchschnittsklasse in ihrer Gesamtheit alle Übungen, die für die Oberklassen vorgesehen sind, nicht wird leisten können, wenn nicht auf die Vorbereitung ungewöhnlich viel Zeit verwandt wird, schlage ich vor, der individuellen Begabung Rechnung zu tragen und einer Klasse nicht eine Aufgabe zu stellen, sondern verschiedene, woraus der einzelne Schüler die Aufgabe wählen könnte, die er nach seiner Veranlagung zu leisten imstande ist, also neben freier Übertragung eines deutschen Textes eine Inhaltsangabe des Gelesenen (die Arbeit also, die ganz aus dem mündlichen Unterricht herausgewachsen ist) oder eine Übertragung eines unbekannten fremdsprachlichen Textes. Für alle verbindlich muß dagegen sein die Wiedergabe eines fremdsprachlich vorgelesenen Tertes, sie sei das Rückgrat der Schularbeit.

In bezug auf die Zahl der Arbeiten werden keine bestimmten Forderungen aufgestellt. Es ist zu wünschen, daß sie nicht zu klein ist, dagegen brauchen die Arbeiten *selbst nicht* sehr lang zu sein. Auch Hausaufgaben können von unten an sehr gute Dienste leisten, vor allem, wenn sie korrigiert werden. Nur müßte diese Mehrbelastung des Lehrers — und das ist sie in außerordentlichem Maße, wenn es sich um freie Arbeiten handelt — den Neuphilologen bei der Stundenzumessung auch wirklich in Rechnung gestellt werden.

5. Wortschatz.

Die Frage der Erwerbung eines ausreichenden Wortschatzes ist eine der wichtigsten, über die man sich nicht genügend Gedanken machen kann. Die Anregung der Überprüfung des Besitzes und die systematische Erweiterung in jedem Jahr bedürfen eingehender Beachtung. Ich nehme nicht an, daß dazu systematische Verzeichnisse gebraucht werden sollen. Ich glaube, das Wichtigste ist hier wie für den Kulturunterricht die rechte Auswahl der Lektüre. Die besten Dienste leistet die Verwendung eines einsprachigen Wörterbuches, das wie wenig andere Hilfsmittel geeignet sein dürfte, den Wortschatz vielseitig zu gebrauchen. Daneben muß die in den Lehraufgaben geforderte Behandlung des Wortschatzes in bezug auf Sachgruppen, Wortbildung, Wortfamilien und Bedeutungswandel in enger Verbindung mit anderen Sprachen, besonders der Muttersprache, durchaus zu ihrem Rechte kommen.

6. Lektüre.

Die alte Forderung, daß die Lektüre im Mittelpunkt des neusprachlichen Unterrichts stehen soll, wird auch hier an die Spitze gestellt. Sie wird jetzt auch ihre Erfüllung finden, einmal dadurch, daß das zusammenhängende Lesen bei der grundständigen Sprache im 3. oder 4., bei der zweiten Sprache im 2. Jahre des Sprachbetriebs einzusetzen hat, zum andern dadurch, daß nach Durchnahme des Grundbuches die Benutzung eines besonderen Übungsbuches, in dem zur Durchnahme der grammatischen Erscheinung früher oft innerlich unzusammenhängende Stücke fast die tägliche Kost des Schülers bildeten, nun nicht mehr zugelassen sind. Ganz einverstanden muß man sich mit der Forderung erklären, daß nur solche Bücher gelesen werden, die nach Form und Inhalt wertvoll und dem jugendlichen Geist angemessen sind, die auch wirklich dem Ziel dienen, in das fremde Geistesleben in seiner Bedeutung für die deutsche Kultur einzuführen. Ob bei der Auswahl der durch die besondere Schulart gebotenen Sonderrichtung ausschlaggebend Rechnung getragen werden kann, erscheint mir zweifelhaft. Entscheidende Hinweise finden sich fast nur beim Gymnasium (von Shakespeare Stellen aus den Römerdramen u. a. m.). Es kann das auch, da die Zahl der gelesenen Bücher nur gering ist, zu einer Einseitigkeit führen; denn es gilt, unseren Schülern, auch denen des Gymnasiums, ein Bild von der Kultur des

heutigen Frankreichs und des heutigen Englands zu geben, und daß darin das klassische Altertum nicht mehr die entscheidende Rolle spielt wie früher einmal, das beweist uns die Schulreform in Frankreich, das zeigt uns auch Spies in seinem neuen Buch über die Sprache im neuen England. Auf der Oberrealschule dagegen müssen gerade die neueren Sprachen die stärkste Stütze der sogenannten Kernfächer bilden. Alle die Dinge, die etwa der Sonderrichtung der Schulart dienen, können am ehesten wohl in dem kulturkundlichen Lesebuch enthalten sein, dessen Benutzung als Ergänzung der zusammenhängenden Lektüre empfohlen wird.

Es wird kein fester Kanon gegeben, sondern es werden bei den Lehraufgaben des Reformrealgymnasiums alle nur irgend in Betracht kommenden Schriftsteller in einer so großen Zahl zusammengetragen, daß man fast beunruhigt sein könnte, wenn einem nicht der bedeutungsvolle Satz der methodischen Bemerkungen den rechten Weg zeigte: Wichtiger als vielfältige Anregung ist die Klärung des jugendlichen Geistes. So lebhaft ich dem zustimme, so fürchte ich doch, daß das Mahnen zur Vorsicht gegenüber den Erscheinungen des neuesten Schrifttums vielleicht weniger am Platze ist als ein Hinweis darauf, daß die Erscheinungen des neueren Schrifttums nicht vernachlässigt werden dürfen; denn hierzu neigen wir naturgemäß viel mehr als zu dem ersteren. In den Richtlinien allerdings finden sich bei den Lehraufgaben eine ganze Reihe von neueren Schriftstellern neben denen, die für die Schule immer Gültigkeit behalten werden. In Deutsch und Geschichte wird das Verständnis der Gegenwart hauptsächlich betont, und auch zur Kenntnis des Auslandes darf man sich nicht darauf verlassen, daß die Grundzüge des Volkscharakters sich auch in den Werken finden, die als Meisterwerke in die Literatur Aufnahme gefunden haben. Vor 30 Jahren schon haben wir als Schüler Taine gelesen, so müssen unsere Schüler heute zu Schriftstellern geführt werden, die von bestimmendem Einfluß auf ihr Volk *sind.*

Aus der Zusammenstellung bei den Lehraufgaben des *Reform*realgymnasiums wird wohl jeder von uns entscheidende Anregungen für seine Lehrplanarbeit erhalten. Ohne im einzelnen Kritik zu üben, — die sich ja auch deshalb verbietet, weil ausdrücklich gesagt ist, daß nur Hinweise gegeben werden, wie von einzelnen Höhepunkten aus gewisse geistesgeschichtliche und kulturelle Zusammenhänge über-

blickt werden können — möchte ich doch sagen, daß eine ganze Reihe von Namen in der Praxis wohl wegfallen müssen, wenn für die Hauptaufgabe noch Zeit bleiben soll. Denn wie soll es möglich sein, bei der geringen Zeit, die uns zur Verfügung steht, im Französischen Malebranche, ja Pascal, Proudhon, Saint-Simon, Sillon, Maine de Biran an die Schüler so heranzubringen, daß sie einen geistigen Gewinn davon haben? Ebensowenig ist Zeit für Schriftsteller wie de Maistre, Constant und Bonald, während A. de Vigny als Gegner der Revolution nicht erwähnt ist.

Daß Shakespeare im Englischen den Schülern im Urtext bekannt wird, halte ich für selbstverständlich. Es muß jedoch so geschehen, daß mit der Lektüre eines Werkes nicht ein halbes Jahr oder mehr vergeht. Aber Milton — außer einem Hinweis auf seine Bedeutung und die Entwicklung der Kirche in England in einem Lesebuch oder einem Leseheft? Wie schön wäre es, wenn genügend Muße vorhanden wäre, die großen Dichter der Romantik ausführlich zu behandeln! Aber es heißt sich beschränken, um der Forderung zu genügen, vor allem solche Werke zu lesen, die größere Durchblicke besonders nach der kulturgeschichtlichen Seite eröffnen und den historisch-politischen Sinn schulen — und zwar nicht nur aus der englischen Literatur, sondern auch aus der amerikanischen. Das Wichtigste bleibt bei der Lektüre, daß für ihre Auswahl das kulturkundliche Gesamtziel des Unterrichtes bestimmend sein muß.

In den folgenden methodischen Bemerkungen werden philosophische Vertiefung, Kunstbetrachtung, staatsbürgerliche Erziehung und Konzentration behandelt. Sie bilden den Höhepunkt und enthalten recht eigentlich die Grundsätze der gesamten Neuordnung des preußischen Schulwesens. Sie stellen die wesentlichen Aufgaben dar, die uns Lehrern der neueren Sprachen in der höheren Schule gestellt werden. Die Gedanken, die darin ausgesprochen werden, waren auch schon früher die Ideale der Lehrer, die ihren Unterricht als Bildungsaufgabe auffaßten, hoffen wir, daß sie es jetzt allgemein werden. Dazu ist nötig, daß sie in den Mittelpunkt auch unserer theoretischen Betrachtungen treten insofern, als die Erfahrungen im praktischen Schulleben veröffentlicht und zur Erörterung gestellt werden. Erfreuliche Ansätze bringen ja schon die Arbeiten von Ehrke, Hübner, Krüper und Schön.

Den Abschluß bildet ein Hinweis auf die freien Arbeitsgemeinschaften, wobei mit Recht gesagt ist, daß manche der in den früheren Abschnitten bezeichneten Lehraufgaben dort weiter verfolgt werden können. Für vieles muß sich in den Arbeitsgemeinschaften überhaupt erst der rechte Boden finden, da hier sowohl den Interesserichtungen der Schüler am schönsten Rechnung getragen werden wie die Lehrerpersönlichkeit sich am freiesten entfalten kann.

Was nun nötig ist für die Folgezeit, ist ruhige Arbeitsmöglichkeit. Wir müssen neue Erfahrungen sammeln, damit nach einigen Jahren die Erfolge an den Forderungen gemessen werden können. Aber schon jetzt muß gesagt werden, daß der Lehrer auf seine Aufgabe anders vorgebildet werden muß als bisher; daß er die Zeit und Möglichkeit haben muß, sich anders fortzubilden als jetzt; daß die Klassen, die er zu unterrichten hat, nicht Gebilde seien, wo der moderne Sprachunterricht versagen muß. Auch die Lehrmittelsammlung (Sprechapparat!) und Klasseneinrichtung (Tafeln!) der Schulen müssen auf die Bedürfnisse des neusprachlichen Unterrichts Rücksicht nehmen.

Jetzt ist es auch die Aufgabe des Staates, an eine Neuordnung in der Ausbildung der Neuphilologen zu denken, die von der Universität in den höheren Schuldienst eintreten. Die Zeit, wo dafür wegen des Kriegsdienstes nur ein Jahr zur Verfügung stand, wird wohl vorüber sein; daher ist es möglich, die praktische Sprechbeherrschung der Referendare in die Ausbildung einzubeziehen. Dazu gehört ein halbjähriger Aufenthalt im Ausland, dessen Kosten der Staat zu tragen hätte; er würde wohl am besten in das erste Halbjahr des zweiten Ausbildungsjahres fallen, und die Ausbildung im ersten Jahre hätte es sich angelegen sein zu lassen, diesen Aufenthalt so vorzubereiten, daß er auch wirklich gewinnbringend wäre und die Kosten lohnte.

Frankfurt a. M. Th. Zeiger.

VERMISCHTES.

ZU HAMLET II, 2, 156.

In seiner Hamletausgabe (Lo. 1899) wirft Edward Dowden die Frage auf, ob die bisherige Auffassung der Zeile *richtig* sei, und trägt eine neue Auslegung vor, der sich Verity (Cambridge 1904), vermutlich auch mancher andere neuere Kommentar, angeschlossen hat. Da

diese Deutung eine ganz abweichende Geste des Polonius-Darstellers bedingen würde, hat ihre Erörterung vielleicht ein weiterreichendes Interesse als sonst Textkonjekturen außerhalb des philologischen Fachkreises für sich beanspruchen können.

Polonius hat dem Königspaar mit großer Selbstgefälligkeit seine Entdeckung vorgetragen, daß Hamlet den Verstand aus verschmähter Liebe verloren habe. Die zweifelnde Antwort des Königs trifft Polonius, der auf seine Spioniermethode besonders stolz ist (s. sein Gespräch mit Reynaldo II 1), an seiner empfindlichsten Stelle: „Ist es je vorgekommen, daß ich positiv sagte ‚So ist es', und es sich nachher anders erwies?" Und auf die begütigende Antwort des Königs: „Nicht daß ich wüßte," steigert er den Ausdruck seines Unfehlbarkeitsbewußtseins zu der Aufforderung: *Take this from this, if this be otherwise.* Die alten Ausgaben bieten, wie in so vielen Fällen, keine Bühnenweisung; die übliche, „auf Kopf und Schultern deutend", wurde zuerst von Theobald gegeben und von Pope 1728 in die zweite Auflage seiner Ausgabe aufgenommen (Furness, Variorum Edition, zur Stelle; darnach wohl schon in Theobalds Shakespeare restored, 1726, da seine Ausgabe erst 1733 erschien).

Dowden fragt, ob damit nicht der Kammerherrenstab und die Hand, die ihn hält, gemeint sein könne, und vergleicht Zeile 166—167, wo Polonius erklärt: Beobachtet Hamlet und Ophelia bei ihrer Begegnung: wenn er sie nicht liebt und nicht aus diesem Grunde den Verstand verloren hat, so laßt mich nicht mehr Staatsbeamten sein, sondern den Acker baun und Kärrner halten.

Die Argumentation wirkt auf den ersten Blick bestechend, erweist sich aber bei näherem Zusehen als nicht haltbar. Ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, muß doch bemerkt werden, daß schon die Voraussetzung, Sh. habe sich Polonius als Lord Chamberlain gedacht und ihn mit dem Kammerherrenstab ausgestattet, nicht strikt beweisbar ist. Weder in Quarto 1 und 2 noch in der Folio wird Polonius so genannt; das Personenverzeichnis, das ihm diesen Titel gibt, stammt erst von Rowe 1709, was natürlich Dowden bekannt war, der das wohl als selbstverständliche Folgerung aus der Stellung und Funktion des Polonius im Drama ansah. Vielleicht folgte Rowe sogar einer Theatertradition; man könnte dafür anführen, daß auch im „Bestraften Brudermord" (Handschrift 1710, also schwerlich von Rowe beeinflußt) Corambus (= Corambis Q. 1, Polonius Q. 2) im Texte selbst Hofmarschall genannt wird (S. 170 des Abdrucks bei Creizenach, Schauspiele der engl. Comoedianten), und ebenso im Personenverzeichnis („Kgl. Hofmarschall").

Was jedoch m. E. entscheidend gegen die neue Auslegung spricht, sind zwei andere Gründe, ein stilistischer und ein mimischer.

Die Parallele, auf die D. hinweist, schwächt seine Argumentation eher als sie zu stärken. Zweimal fast unmittelbar hintereinander wird Sh. schwerlich Polonius dasselbe sagen lassen. Das zweite Mal, wo Pol. durch die entgegenkommende Antwort des Königs bereits besänftigt ist, kann er sich mit dem schwächern Einsatz seiner Autorität als Staatsminister begnügen und erwartet man auch nicht mehr; die Nüance ist hier eine andere (Überzeugt Euch selbst — habe ich geirrt, so verdiene ich meine Stellung nicht). Anders das erste Mal; hier muß in seinen Worten die Klimax seiner Selbstsicherheit Ausdruck finden, und die Aufforderung, ihm den Kammerherrnstab zu entziehen, würde matt wirken, wo man erwartet: ich setze meinen Kopf zum Pfand dafür (zur Dynamik der Stelle vergleiche man dieselbe extreme Steigerung in den anschließenden Worten: wenn mich Umstände

leiten, will ich die Wahrheit herausfinden, selbst wenn sie im Mittelpunkte der Erde verborgen wäre).

Ebenso unbefriedigend bliebe bei Dowdens Auffassung die Wirkung der Geste. Was Richard Wagner, selbst ein Plastiker des Bühnenbildes und stummen Spieles, von Shakespeares Dramatik sagt: „Sh. ist einzig aus dem reinen Wesen der mimisch-dramatischen Kunst überhaupt zu begreifen," gilt auch im engeren Sinne. Die Geste ist bei Sh. immer mit dem Auge des Schauspielers und Bühnenkenners auf Deutlichkeit und Wirkung bemessen.

Es ist sehr zu bezweifeln, ob ein Hinweis mit der einen Hand auf die andere dem Zuschauer den von Dowden vermuteten Sinn eindeutig vermitteln kann, zumal die Symbolik der Amtsenthebung durch die Entziehung des Stabes den wenigsten Zuschauern als die nächstliegende Assoziation sofort gewärtig wäre. Dem Publikum des Zeitalters Shakespeares, das an öffentliche Hinrichtungen und eine barbarische Strafjustiz gewöhnt war, würde diese Geste eher das Abhacken der Hand auf dem Richtblock suggeriert haben.

Die furchtbare Ironie, die darin liegt, daß Polonius seinen Irrtum über die Natur vom Hamlets Wahnsinn wirklich mit dem Tode büßt, ist vermutlich ein unbewußter Zug genialischen Schaffens, und kann daher nicht a priori zur Entscheidung angerufen werden, die gleichwohl kaum zweifelhaft sein kann.

Würzburg. O. L. Jiriczek.

DAS EINSILBIGE WORT IM ENGLISCHEN VERS.

Die Anwendung der statistischen Methode auf das Wortmaterial des Englischen und besonders der englischen jambischen Dichtung zeigt, daß dem einsilbigen Wort in dieser Sprache eine ganz besondere Bedeutung zukommt.

Die kleinen flexionslosen Wörter, wie Artikel, Präpositionen, Hilfszeitwörter, Pronomina, Konjunktionen und viele selbständige Adverbia, sind mit wenigen Ausnahmen einsilbig.

Da diese Wörter einen großen Bestandteil des Satzes ausmachen, und da andrerseits auch zahlreiche Substantiva, Verba und Adjektiva einsilbig sind — man denke an ae: hagol (der Hagel) > ne: hail, ae: nama (der Name) > ne: name etc. —, ist eine größere Zahl der Einsilber in der englischen Poesie gegenüber der der anderen Sprachen (Französisch, Deutsch usw.) zu bemerken, obzwar auch in diesen dem einsilbigen Wort eine große Rolle zugewiesen erscheint.

So finden sich z. B. bei

Racine: *Phèdre:*
 Acte I, Scène I: ca. 59 % Einsilber, ca. 41 % Mehrsilber.
 Am Versende (im Reime) 83 % Mehrsilber!
 Acte III, Scène II: ca. 57 % Einsilber, ca. 43% Mehrsilber.
 Am Versende 83 % Mehrsilber!

Molière: *Les Précieuses Ridicules* (Prosa!):
 Scène V: ca. 60 % Einsilber, 40 % Mehrsilber (davon ca. 14 % unechte Einsilber auf stumme Endsilbe, wie père usw., ca. 8 % echte Zweisilber, ca. 18 % echte Mehrsilber).

V. Hugo: Hernani:
 Acte Premier, Scène I: ca. 59 % Einsilber, ca. 41 % Mehrsilber.
 Am Versende (Reim) ca. 92 % Mehrsilber!
 Acte IV: Scène I: ca. 60 % Einsilber, ca. 40 % Mehrsilber.
 Am Versende (Reim) ca. 94 % Mehrsilber!

Schiller: Geleitgedicht „*Wilhelm Tell*" (gereimte jambische Fünftakter):
ca. 61 % Einsilber, ca. 39 % Mehrsilber.
Von den Wörtern im Versanfang sind 100 % Einsilber.
Von den Wörtern am Versende sind 25 % Einsilber.

Goethe: *Zueignung* (gereimte jambische Fünftakter):
ca. 64 % Einsilber, va. 36 % Mehrsilber.
Von den Wörtern im Versanfang sind 100 % Einsilber.
Von den Wörtern am Versende sind ca. 29 % Einsilber.

Es machen daher in den besprochenen französischen Werken die Einsilber durchschnittlich ca. 60 % aus. Besonders fällt auf, daß die Reimwörter am Versende 83 bis 94 % Mehrsilber aufweisen. Außer der Verwendung vieler klingender Endungen, die in dem Verlangen der klassischen französischen Poesie nach dem regelmäßigen Wechsel von je zwei klingenden Reimen mit zwei vorausgehenden stumpfen begründet ist, ist besonders die Mehrsilbigkeit zahlreicher französischer Wörter denen im Englischen einsilbige Wörter entsprechen, namentlich der Infinitive und Partizipien der Vergangenheit Ursache dieser hohen Zahl Mehrsilber in den Endungen der französischen Verse.

Im Deutschen ist die allgemeine perzentuelle Anzahl der Einsilber so ziemlich gleich der des Französischen.

In den englischen Dichtungen übersteigt die Zahl der Einsilber das in den französischen Dichtungen vorhandene Maß ganz beträchtlich.

So finden sich bei

Shakespeare, *Julius Caesar* (Mark Antony's Funeral Oration):
1. Beginn der ersten 20 Verse: 95 % Einsilber.
2. Ende der ersten 20 Verse: 75 % Einsilber.
3. Vom Versinnern umfassen die:
   Einsilber 52 % des ges. Wortmateriales der untersuchten Verse,
   Mehrsilber 20,9 % aller Wörter der unters. Verse.
4. Im ganzen sind:
   Einsilber 75 % aller Wörter der unters. Verse,
   Mehrsilber 25 % aller Wörter der unters. Verse.

Shakespeare, Sonnet "*Shall I compare thee to a summer's day?*":
1. Beginn der Verse: Bei 92 % aller Verse Einsilber.
2. Ende der Verse: Bei 64,3 % aller Verse Einsilber.
3. Das Versinnere weist auf:
   Einsilber: 61,4 % des ges. Wortmaterials der Verse.
   Mehrsilber: 14,0 % des ges. Wortmaterials der Verse.
4. Im ganzen sind:
   Einsilber 80,7 % des ges. Wortmaterials der Verse.
   Mehrsilber 19,3 % des ges. Wortmaterials der Verse.

Shakespeare, *Hamlet's Monologue*:
1. Beginn der Verse: Bei 94,3 % aller Verse Einsilber.
2. Ende der Verse: Bei 62,9 % aller Verse Einsilber.
3. Das Versinnere weist auf:
   Einsilber: 59,7 % aller Wörter des Monologs,
   Mehrsilber: 15,1 % aller Wörter des Monologs.
4. Im ganzen sind:
   Einsilber 79,5 % aller Wörter des Monologs,
   Mehrsilber 20,5 % aller Wörter des Monologs.

Milton, *Paradise Lost*, Book III (The Angelic Worship):
1. Beginn der Verse: Bei 78,6 % aller Verse Einsilber.
2. Ende der Verse: Bei 78,6 % aller Verse Einsilber.

3. Das Versinnere weist auf:
   Einsilber: 47,3 % aller Wörter der unters. Verse,
   Mehrsilber: 25,6 % aller Wörter der unters. Verse.
4. Im ganzen sind:
   Einsilber 68,6 % aller Wörter der unters. Verse,
   Mehrsilber 31,4 % aller Wörter der unters. Verse.

Tennyson, *Enoch Arden*, Vers 61—79:
ca. 73 % Einsilber, ca. 27 % Mehrsilber,
am Versende ca. 79 % Einsilber.
An *anderer Stelle* in 60 Versen:
ca. 81 % Einsilber, ca. 19 % Mehrsilber;
am Versende ca. 83 % Einsilber,
am Versbeginn ca. 83 % Einsilber.
An *anderer Stelle* in 146 Versen:
am Versende ca. 82 % Einsilber.
Im Gedichte "*The Poet*":
ca. 77,6 % Einsilber, ca. 22,4 % Mehrsilber.
am Versende (Reimwörter) ca. 79 % Einsilber,
am Versbeginn ca. 83,9 % Einsilber.

Vergleichshalber mögen hier noch folgende Analysen englischer Prosa Platz finden:

Disraeli, *Sybil* (Tauchnitz p. 102ff.):
1. 90 % der Sätze beginnen mit Einsilbern.
2. 35 % der Sätze enden mit Einsilbern.
3. Das Satzinnere enthält:
   Einsilber: 61,9 % aller Wörter der untersuchten Sätze,
   Mehrsilber: 26,1 % aller Wörter der untersuchten Sätze.
4. Die Sätze enthalten im ganzen: 69,4 % Einsilber, 30,6 % Mehrsilber.

Dickens, *David Copperfield* (Youth, Ch. IX):
1. 84,6 % der Sätze beginnen mit Einsilbern.
2. 46,2 % der Sätze enden mit Einsilbern.
3. Dem Satzinnern gehören an:
   Einsilber: 67,3 % aller Wörter der unters. Sätze,
   Mehrsilber: 24,5 % aller Wörter der unters. Sätze.
4. Sie Sätze enthalten im ganzen:
   72,6 % Einsilber, 27,4 % Mehrsilber.

Zeitungsartikel der Times, Literary Supplement, April 12, 1923, "*For and against Tennyson*":
1. 85 % der Sätze beginnen mit Einsilbern.
2. 30 % der Sätze enden mit Einsilbern.
3. Dem Innern der Sätze gehören an:
   Einsilber: 58,5 % des gesamten Wortmaterials,
   Mehrsilber: 30,6 % des gesamten Wortmaterials.
4. Die untersuchten Sätze enthalten im ganzen:
   64,8 % Einsilber, 35,2 % Mehrsilber.

Man sieht, daß in der Sprache der englischen Iambendichtung zwei Züge auffallend hervortreten:

1. daß die Einsilber den anderen Sprachen gegenüber bedeutend überwiegen,

2. daß sie in den Versen am Versbeginn und am Versende im Verhältnis zu den mehrsilbigen Wörtern in größerer Zahl erscheinen als im Versinnern. Das ergibt sich einerseits aus der Verwendung des einsilbigen Wortes als Auftakt vor einem fallend rhythmischen Wort zur Herstellung des jambischen Gesamtrhythmus des Verses, andrerseits aus der bequemen Verwendbarkeit eines einsilbigen Wortes mit

vorausgehendem dazugehörigen Artikel, Hilfszeitwort, Bindewort oder einer Präposition oder einem anderen unbetonten Worte als Abschlußjambus im jambischmetrischen Vers. (In der zum Vergleich herangezogenen englischen Prosa dagegen ist die große Mehrzahl der die Sätze schließenden Wörter mehrsilbig).

Daß sich in der Mitte der Verszeile mehr Mehrsilber vorfinden als am Anfang und Ende, läßt sich auch teilweise aus dem künstlerischen Bestreben erklären, eine innige Verzahnung zwischen der metrischen und syntaktischen Ausdrucksreihe herzustellen. Auch das Streben nach Abwechslung überhaupt mag für die Wahl längerer und kürzerer Wörter maßgebend sein. Die Anwendung bloß einsilbiger Wörter wird sehr leicht als Folge Eintönigkeit ergeben, aber auch oft kontrastreichere Darstellung und größere Kraftwirkung durch die stoßweise Form des Ausdrucks erzielen. Auch wäre in Betracht zu ziehen, daß die in einem Verse ausgedrückte logische Gedankenreihe eine Bindung der einzelnen Wörter des Satzes zu syntaktischen Gruppen bedingt, die die bei Mehrsilbigkeit der Wörter durch diese gegebenen Silbengruppen oft vollkommen zu ersetzen imstande sind. So z. B. in dem folgenden Verse aus Tennysons Guinevere:

Clung to the dead earth, and the land was still,

in dem der logische Akzent auf der vor der klingenden Zäsur stehenden Senkung liegt und so die beiden Wörter dead und earth, zwischen denen genau genommen (Zusammenfall von Wortende mit Versfußende) eine Diärese des jambischen Metrums eintreten würde, logisch aneinander gebunden sind, wodurch die unvorteilhafte Wirkung ihrer Einsilbigkeit aufgehoben wird.

Die durch die zahlreiche Verwendung der Einsilber hervorgerufene besondere Wirkung der Verse erscheint dann in der Regel noch weiter verstärkt dadurch, daß die übergroße Mehrzahl aller Einsilber gemanische Wörter sind, die zwar gewöhnlich minder geschliffener und härterer Art sind als ihre romanischen Schwesterwörter, aber dafür auch umso unmittelbarer und eindringlicher ins Zentrum des Fühlens des Aufnehmenden gelangen.

So ist es wohl nicht als Zufall zu erklären, daß in der englischen Bibelübersetzung ganze Verse bloß aus Einsilbern bestehen und daß viele der kraftvollsten Stellen bei Shakespeare in Einsilbern geschrieben sind.

Wien. Leo Hannauer.

DAS DIALEKTWÖRTERBUCH DER ROMANISCHEN SCHWEIZ[1]).

Das Schweizer Volk hat sich in diesem monumentalen Werke selbst ein Denkmal gesetzt, nicht so affektisch gewaltsam wie der Altdorfer Tell, nicht so äußerlich wirkend wie die Berner Bundeshäuser, — aber dem, der die Schweiz kennt, vielleicht sympathischer. Das Glossaire des patois ist ein Selbstkonterfei des westschweizerischen Volkes. Gewiß haben sich die drei Meister, die hierbei den Pinsel führten, unsterbliches Verdienst um die Wissenschaft ebenso wie um ihre Heimat erworben. Aber gemalt hat sich darin das Schweizer Volk selbst. Ohne die unermüdliche Mitarbeit der zahllosen Korrespondenten aller Orte und aller Stände hätte das Riesenwerk nie

---

1) *Glossaire des patois de la Suisse romande*, redigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet E. Tappolet avec col. de E. Muret.



zustande kommen können. Aus hundert Zügen, aus tausend Kleinigkeiten tritt uns die Wesenheit des Schweizervolkes entgegen. In jeden intimen Winkel seines Denkens und Fühlens wird hineingeleuchtet. Es liegt auf der Hand, daß die Bedeutung eines solchen Werkes über die eines „Dialektwörterbuches", wie wir deren so viele besitzen, in denen der Etymologe ein paar Formen zusammenlegt, um seine linguistischen Ziele zu fördern, weit hinausreicht. Das Glossaire des patois ist nicht bloß ein Vokabular für Lernende und Lehrende, es ist eine Enzyklopädie der schweizer Volkskunde, aus der eine ganze Fakultät von Wissenschaften lernen kann.

Mir obliegt es allerdings, die Leser dieser Zeitschrift auf die reiche Fundgrube sprachlicher Auskünfte, die wir ja in einem so groß angelegten lexikalen Werke vor allem vermuten, aufmerksam zu machen. Und ein solches Aufmerksammachen ist vielleicht berechtigt, da das Werk in der Hand des Romanisten vielleicht zu mancher Arbeit nutzbar gemacht werden könnte, bei der unsereins die Möglichkeit übersehen könnte, gerade aus dem Glossaire des patois wichtige Materialien zu holen.

Überflüssig, auf die lautgeschichtliche Bedeutung der zahlreichen sorgsam transkribierten und an Ort und Stelle kontrollierten Dialektformen aufmerksam zu machen: die von Gauchat und Fankhamer beobachtete Längung des *d* in *abadą* (Ob auch in *abäde* ?) die analogen Wechselwirkungen von *aval* und *abattre* (*a l'abā* und wal. *avątre*) unter Einfluß der beiden Ausdrücke der langue commune *bas* und *val*, die beiden Akzentstellen in *abāyį* und *abąye*, das Unterbleiben der Synkope in den heutigen Dialektformen zu *abenevis*, umgekehrt die synkopierte Form *abelną* neben *belanq*.

Auch morphologisch ist natürlich viel zu lernen. *Abelą* legt von dem in der Schweiz so häufigen Konjugationswechsel der I. u. III. Kjklasse Zeugnis ab (vgl. *ableti* zu *bleta*, *abondin* neben *abondant* usw.). Gauchat will sogar die Form *abindon* neben *abandon* nach *tsantin* = chantant usw. morphologisch erklären. Ich muß gestehen, daß ich die Ratio dieser Übertragung nicht zu erkennen vermag.

Was aber vor allem hervorzuheben ist, das ist die überraschende, reiche Ausbeute, die für die Syntax abfällt. Daß unsere Kenntnisse von der dialektischen Syntax im ganzen romanischen Sprachgebiete so lückenhaft und unzureichend sind, rührt ja in erster Linie von den Schwierigkeiten diesbezüglicher Beobachtung her. Die gedruckten Dialekttexte sind größtenteils Nachbildungen oder geradezu Abklatsche schriftsprachlicher Dichtungs- und Erzählungsformen, die in ihrer syntaktischen Struktur viel stärker den geschlossenen Satzbau der „geschriebenen" Sprache, als den beweglichen, unendlich variablen Umgangston des intimen Familienverkehrs verraten. Die von den Dialektforschern selbst gelegentlich aufgenommenen Texte sind in der Regel nicht viel besser, da die wenigen Tage oder Wochen die irgendein aus der Stadt oder gar aus der Fremde zugereister Gelehrter anzuwenden pflegt, um an irgend einem Ort dialektisches Material zu sammeln, zwar in Wort- und Formenschatz, Lautgebung usw. Einblick gewähren können, jedoch über die Art der Verwendung der einzelnen Redeteile so gut wie nichts lehren können. Erst eine Jahrzehnte anhaltende, eindringende Beschäftigung mit der dialektischen Ausdrucksweise eines Landes, wie sich die Schweizer Gelehrten einer solchen rühmen dürfen, gibt jene Vertrautheit mit den spontanen, aus der Situation selbst wachsenden Sätzen und Wendungen, deren sich die patoissprechende Bevölkerung bedienen kann, welche die speziellen

Charakterzüge der dialektischen Syntax enthüllen. Ein paar herausgegriffene Beispiele mögen zeigen, welch reichen Schatz die zur Illustration angeführten Dialektsätze in dieser Hinsicht enthalten: *Ėl ə d'abò mòr* (il *sera* bientôt mort). *Su arrivâ a la citâ d'abó apri midzo* (je suis arrivé à la Cité *peu après* midi) *i me vin abi* (= à beau, des envies) *də rèmètre* (vomir). *Dzozet, le-z-avelle l'au pekâ pere* ... (Joseph, les abeilles ont piqué père ... Artikelgebr.) *l'izé s'aba* (*tombe*) *a mon pya* usw. Die Präposition *à* gibt reichen Aufschluß über den Dativgebrauch: der dat. possessivus *i tsapé a mè* (mon chapeau), *Lo grand Napoleion* (*pas ce a l'Ugénie, mâ ce a la Joséphine*), *Djan ào Fifre* (Jean, fils du joueur de fifre) *la bonueba à Samiotel* (la fille de Samuel). Besonders interessant erscheinen mir die Wendungen *Nə te katsə pâ mé, nò t'in yu, a té* (ne te cache plus longtemps, nous t'avons vu, toi) *le brui mə fatig vit, a me* (le bruit me fatigue vite, moi) usw. also ethische Dative die wohl vom präpositionalen Transitivobjekt der Spanier und Süditaliener nicht zu trennen sind. Sodann bemerkt man die mit *ad* konstr. Infinitive nach *pouvoir, savoir, falloir, vouloir, aller, être, laisser*, das *atso* (ad κατà) und *atsacon* (=chacun) usw.

Daß in einem solchen Wörterbuch über alles, was mit der Wortkunde zusammenhängt (Wortgeschichte, Wortgeographie, Wortgebrauch und Wortbedeutungen, Wechselwirkungen von Dialekt und Schriftsprache, Wortentlehnungen usw.) soviel enthalten ist, daß des Besprechens kein Ende wäre, brauche ich nicht zu sagen, und wenn ich ein paar Wortbildungen wie *abayssant* für Mitglied einer Schützengesellschaft (*abbaye*), *aberi*, das Gauchat glücklich an „Labyrinth" anknüpft, *nabe* und *babəlon*, die er als infantile Nebenformen für *Abel* zitiert, herausgreife, so ist das wie ein Griff in eine reichblühende Wiese, in der die Hand nur ein paar der nächststehenden Blumen erfaßt.

Ungemein instruktiv sind die Kärtchen, durch welche die örtliche Verbreitung einzelner Wörter (abadą, abeille, aboklya) illustriert wird, wobei es die Herausgeber nicht verabsäumen durch allgemeine Bemerkungen über Gebräuchlichkeit der Ausdrücke das zu ergänzen, was die Karten nicht mehr sagen können. Ich möchte mir erlauben, wenn etwas mehr solcher kartographischer Darstellungen vorliegen, darauf zurückzukommen.

Wie etwas Selbstverständliches nehmen wir heute die reichhaltigen bildlichen Darstellungen hin, um die so heiße Schlachten geschlagen worden sind. Wie ein *abigan* aussieht (eigenartige Lampe, deren sich die Spitzenklöpplerinnen bedienten, es soll aus dem Eigennamen *Rabiqueau* [Mitte des XVIII. Jh.] entstellt sein), die wulstige Radnabe (*abo*) eines alten Wagens, die primitive Schleuder welche *aberti* (gewissermaßen *arbalet-ier*) genannt wird, die Festtracht eines *abbé de fête*, das sind Dinge, die keine Definition ausreichend beschreiben könnte, — das kann nur das Bild zeigen.

Mit besonderer Liebe sind die volkskundlichen Artikel behandelt, wobei jedesmal in dankenswertester Weise die einschlägige Fachliteratur zitiert wird. Jn zehn Spalten werden die bis ins XIII. Jh zurückzuverfolgenden *abbayes* (Laiengesellschaften verschiedenster Art) in der Westschweiz besprochen, sechs Spalten behandeln das *àberger* („Fensterln") der jungen Leute. Der romantische Geist des vergangenen Jahrhunderts, der alles was an Volksgebräuchen beobachtet werden kann, mit umgekehrtem Fernglas, gern in die graueste Vorzeit zurückrückte, hat das Tatsächliche m. E. öfter verschleiert als aufgeklärt, und so möchte ich auch in diesem Falle

die Ableitung des schweizerischen *oberdzi* (dtschschw. „Kiltgang") aus altgermanischen Bräuchen nicht allzu apodiktisch nehmen. Es mag sein, daß Erinnerungen an den alten indogermanischen Brauch des Frauenraubs in der vom Volk geduldeten Sitte des Fensterlns fortleben mögen. Wenn man aber durch spanische „Heimatsdichter" wie Arturo Reyes, Domingo Miral u. a. erfährt, daß das *andar en ronda* in ganz Spanien von Asturien bis Málaga heute noch ausgiebig geübt wird, wobei der Liebhaber sich nicht etwa allein zu seiner Erkorenen schleicht, sondern von einer Art Leibwache seiner Freunde geschützt wird, wenn man weiter sieht, daß in Spanien bei diesem Volksbrauch lauter rein romanische „Fachausdrücke", wenn ich so sagen darf, verwendet werden, so wird man den Ursprung der Sitte eher im Mittelalter oder noch später (vielleicht bei den Studenten des XV.—XVI. Jh.) suchen, als bis in die Zeiten der Thusnelda zurückzusteigen.

Die erste Lieferung, so überreich ihr Inhalt ist, bietet noch nicht viel Gelegenheit, auf die vielen angeschnittenen Probleme weiter einzugehen. Doch möchte ich gerne, je mehr sich unser Gesichtsfeld durch die fortschreitende Publikation erweitert, desto gründlicher auf einzelne Artikel zu sprechen kommen.

Wien. Karl Ettmayer.

GRISELDA UND GRÍSHILDUR.

In dem Aufsatz „Über Herkunft und Sinn von Boccaccios Griselda-Novelle"[1]) war die Frage erörtert worden, ob die von R. Köhler zusammengestellten, in neuerer Zeit nach mündlicher Erzählung aufgezeichneten vier Volksmärchen von Griselda auf Boccaccios Novelle zurückzuführen oder in uralte, aus indogermanischer Vorzeit stammende Überlieferung einzugliedern seien.

Diese Frage könnte wohl auch dadurch geklärt werden, daß man die einzelnen Volksmärchen auf ihren logischen Verlauf prüfte, um festzustellen, ob und inwieweit sie den Sinn der ursprünglichen Griseldaerzählung, wie man sie auf Grund des in ihr behandelten Themas sich vorzustellen hat, bewahrt haben.

Wenn man z. B., was im folgenden kurz unternommen werden soll, das isländische Märchen unter diesem Gesichtspunkt untersucht, so findet man, daß es an einzelnen Stellen Unklarheiten und Unstimmigkeiten aufweist, die nur aus dem Mißverstehen einer ursprünglichen Fassung zu erklären sind.

Während in den drei anderen Fassungen, wie auch bei Boccaccio-Petrarca, ganz logischerweise die Hofleute mit ihren Sympathien auf Seiten der Griselda stehen und der Gatte sie nur vorschiebt, um der zu prüfenden Gattin gegenüber sein Verhalten zu begründen, sind hier sie es, die damit unzufrieden sind, daß ihr König sich eine Frau aus so niederem Stande genommen hat. Daher suchen sie den König von seiner Gemahlin abspenstig zu machen, und tatsächlich wird denn auch der König, durch ihre Redereien bestimmt, zurückhaltender gegen die geliebte Gattin.

Diese Änderung ist sicher nach dem Schema solcher Märchen eingeführt, in denen die Feindschaft dritter Personen gegen die Gattin das Verhalten des Gatten bestimmt.

---

[1]) Im diesjährigen Bande dieser Zeitschrift S. 241ff.

In die ursprüngliche Griseldaerzählung aber gehört dieser Zug ganz und gar nicht hinein. In der Griseldaerzählung muß der Gatte aus eigenem Antrieb gegen seine Gattin vorgehen. Er muß aus sich heraus, aus seinem Zweck heraus die Probe ersinnen und zur Ausführung bringen. Die niedrige Herkunft der Gattin hat dabei für ihn keine Bedeutung. Er hatte ja absichtlich das arme Mädchen geheiratet, um sicherer zu gehen. Er quält sie nur, um der Richtigkeit seiner Wahl um so sicherer zu sein. Das Murren der Höflinge also über die niedrige Abstammung der Gríshildur und ihr Drängen, sie wieder zu entfernen, ist als eine Entstellung des entsprechenden Teiles der Urerzählung aufzufassen.

Dieser erste Verstoß gegen die Logik der Griseldaerzählung findet seine Fortsetzung in dem Verhalten des Königs nach der Geburt der Kinder und in der Aufführung der Gríshildur angesichts der unerhörten Zumutungen ihres Gatten.

Der König nämlich bestimmt zunächst, daß die Königin ihr Kind bei sich behalten solle. Dann aber schickt er einen Günstling zu ihr mit dem Auftrag, das Kind der Mutter wegzunehmen und dabei aufzupassen, ob sie bei der Wegnahme irgendwie aus der Fassung gerate. Warum der Bote darauf achtgeben soll, bleibt unverständlich, da von einem Versprechen der Gríshildur, gehorsam sein zu wollen, bisher ebensowenig die Rede war, wie von der Absicht des Königs, die Ergebenheit seiner Gemahlin in seinen Willen zu erproben.

Der Auftrag, achtzugeben, hat aber einen Sinn nur dann, wenn es dem König um die Erprobung der Gesinnung seiner Gattin zu tun ist. Er hat keinen Sinn im Munde eines Königs, der, wie es scheint, zu seinem Vorgehen nur durch die Einflüsterungen seiner unwilligen Hofleute bestimmt wird. Wie nebenhin übrigens dieser Auftrag erteilt wird, geht auch daraus hervor, daß der König den zurückgekehrten Diener zwar fragt, wie die Königin sich verhalten habe, daß man aber nicht erfährt, wie er die Antwort auf seine Frage aufgenommen hat. Eigentlich hätte er aber irgendwie reagieren müssen; denn die Königin verhält sich so, wie sie es im Sinn der Griseldageschichte nicht tun dürfte. Sie fleht nämlich erst den Diener an, ihr das Kind zu lassen und bricht dann in lautes Schluchzen aus. Bei der Wegnahme des zweiten Kindes fühlt sie noch stärkeren Schmerz und weint bitterlich. Bei Petrarca heißt es beide Male ausdrücklich, daß sie weder klagt noch seufzt noch eine Träne vergießt, obwohl der Schmerz ihr das Herz durchbohrt.

Der isländische Erzähler entstellt und vergröbert die Geschichte noch mehr. Er läßt den König die Königin auffordern, ihm ihre Kinder zu zeigen. Da weint sie und jammert und entgegnet, auf sein Geheiß seien ihr doch die Kinder weggenommen worden, und er müsse am besten wissen, was aus ihnen geworden sei. Darauf klagt er sie des Mordes an ihren Kindern an, behauptet voller Zorn, daß sie durch Leugnen ihre Kühnheit nur vergrößere und jagt sie davon.

Diese Ausgestaltung ist offenbar ganz gegen den Sinn der ursprünglichen Griseldaerzählung. Das Weinen und Jammern, die entrüstete Entgegnung der Frau im Gefühl ihrer Unschuld, alles das fällt deutlich aus dem Stil. Denn durch dieses Verhalten beweist sie gerade das nicht, was sie beweisen soll: ihren Gehorsam und ihre Geduld. Sie lehnt sich vielmehr beständig auf durch Weinen, Jammern und empörte Gegenrede. Sie weicht nur der Gewalt, weil sie ohnmächtig ist gegen die Brutalität. Sie überwindet nicht den grausamen Zwang durch ihre innere Festigkeit und die erhabene Geduld.

So ist unversehens und unbeabsichtigt eine ganz andere Griseldaerzählung entstanden, eben weil der Erzähler eine heimlich und fast offen widerspenstige, nur zu wirksamem Widerstande unfähige Gríshildur aus der echten Griselda gemacht hat.

Trostlos vor Kummer und Schmerz kehrt Gríshildur zu ihrem Vater zurück. Nach sechzehn Jahren wird sie vom König gerufen, geht erst — was in dieser Erzählung begreiflich erscheint, aber wieder nicht im Sinne der Urerzählung ist — nach langem Zaudern und führt aus, was der König von ihr verlangt, die Bewirtung der Gäste.

Nun wird die Geschichte äußerlich sehr geschickt, aber innerlich doch recht unangebracht zu Ende geführt. Der König, als er sich mit der neuen Braut zu Bett legen will, befiehlt der Gríshildur, ein kleines Licht anzuzünden und ihnen damit zu leuchten. So geschieht es. Die neue Königin hat sich niedergelegt, der König will auch zu Bett gehen, da ist das Licht so weit herabgebrannt, daß es der Gríshildur an den Fingern brennt. Auf die Frage des Königs, ob sie sich nicht brenne, antwortet sie: „Es schmerzen die brennenden Finger, aber noch mehr schmerzt das brennende Herz" und bricht in Tränen aus. Da erträgt es der König nicht länger. Er hat sie nun genügend erforscht und nimmt sie zurück.

Dieses Motiv ist, wie bereits R. Köhler bemerkt hat, aus der Syrith-Sage in die isländische Gríshildurgeschichte gekommen. Saxo Grammaticus erzählt — wie nach Castle zitiert sei — die Sage von Othar und Syrith, der schönen Königstochter, welche die Augen nicht aufschlagen will. Bei einer von Othar zum Schein veranstalteten Hochzeit muß Syrith als Magd zum Beilager leuchten. Das Licht brennt bis auf die Finger herab, sie erträgt es aber geduldig. «Externum quippe aestum cohibebat interior, et puritantis animi fervor adustae cutis incendium temperabat». Othar ermahnt sie, für ihre Hand zu sorgen, da schlägt sie auf einmal die Augen auf und blickt ihn sanft und schamhaft an. Sofort hält er den erdichteten Brautgang an, und Syrith tritt an die Stelle der Scheinbraut[1]).

Diese Wiedergabe des glücklichen Endes der Erzählung läßt den eigentlichen Sinn der Syrithsage nicht erkennen.

Warum will Syrith die Augen nicht aufschlagen? Deswegen, weil sie sich gelobt hatte, nur dem Manne als Frau zu folgen, dem es gelänge, sie zu bewegen die Augen aufzuschlagen. Keinem Freier war es gelungen. Auch Othar versuchte es lange ohne Erfolg. Sie sieht ihn nicht an trotz aller seiner Bitten. Da erfindet er als letztes Mittel die Scheinheirat und — vielleicht erschüttert durch das freundliche Mahnen des bei aller Zurückhaltung Geliebten in diesem Augenblick — es offenbart und verliert sich zugleich die ängstliche Schamhaftigkeit im liebenden Blick. So gewinnt sich der Mann die jungfräulich Widerstrebende.

Rein äußerlich ist, wie bemerkt, das Motiv nicht ungeschickt in die Gríshildurerzählung aufgenommen. Aber wenn man seine wahre Natur erkannt hat, wie es in Schönheit *blüht in seinem* Garten, so sieht man, daß es mit der Geschichte, in *die es* da hineingeriet, doch nicht organisch zusammengewachsen *ist.* Gleich das fehlende Niederschlagen der Augen bewirkt, daß ihm seine Seele geraubt und sein feinster Reiz zerstört ist. Völlig verändert erscheint das Motiv aber deshalb, weil man der gemißhandelten, einst in Empörung gegangenen, nach sechszehn Jahren dem Befehl des Gatten nur zaudernd und widerstrebend folgenden Frau die innige Liebesempfindung nicht glauben kann, die sich darin äußert, daß das trauernde

[1]) Archivum romanicum VIII, S. 282.

Herz mehr schmerzt als die von der Flamme versengten Finger. Die Grishildur des isländischen Märchens ist kein in ängstlich-keuscher Scham liebeglühendes Mädchen, sondern ein gedemütigtes, der Liebe zu ihrem Peiniger nicht mehr fähiges Weib.

Diese kurzen Erwägungen haben wohl wahrscheinlich gemacht, daß die isländische Grishildurgeschichte eine alte Fassung der Griseldaerzählung nicht wohl bewahrt haben kann. Natürlich wäre es möglich, daß auf dem langen Wege einer seit Urzeiten weitergetragenen mündlichen Überlieferung Einheit und Logik der ursprünglichen Fassung verloren gegangen wäre.

Aber gerade bei der isländischen Grishildurerzählung liegt es doch wohl näher, anzunehmen, daß die Kunsterzählung Boccaccio-Petrarcas bei ihrem allmählichen Übergang in die Kreise des Volkes ihren Sinn und ihre Form nicht ganz rein und ungetrübt bewahrt hat.

Für ein rechtes Volksmärchen ist die Griseldaerzählung zu fein, zu tief, wurzelt das Verhalten der Heldin allzusehr im Geheimnis seelisch-schweigender Verborgenheiten. Die Griseldageschichte stammt nicht aus volkstümlich märchenhaften Gründen, aus denen sie aufgestiegen wäre zur Höhe der seelisch durchleuchteten Novelle, sondern die populär gewordene Novelle ist in volkstümlichem Märchenstil, dem man aber die vornehme Herkunft anmerkt, hier und dort in Raum und Zeit weitererzählt worden.

Wien. Walther Küchler.

ZUM PROBLEM UND ZUR KÜNSTLERISCHEN FORM DES „TARTUFFE".

I.

Molières „Tartuffe" ist die Komödie des bußfertig-gewalttätigen Heuchlers und die des gutartig-cholerischen Einfaltspinsels, der auf jeden ethischen Schwindel hineinfällt. Ohne Orgon kein Tartuffe, ohne Tartuffe kein Orgon. Ohne gläubigen Lauscher kein predigender Schwindler, ohne überlegenen Bekehrer kein aus dem Alltag zum Seelenheil Bekehrter. Denn ein bewußter Täuscher ist Tartuffe[1]). Aus dem Wortlaut seiner Reden läßt sich das nicht beweisen — was gegen ihn gesagt wird, sagen seine Gegner — aber aus seiner Physiognomie im weitesten Sinne. Wer „gros et gras" im Bett liegt, „le teint frais et la bouche vermeille", und sich mästen läßt, dem glauben wir nicht die Inbrunst des Beters[2]). Die Selbsttäuschung von geringer Intensität, die vielleicht ihn umhüllend, ihm so viel und so brauchbare Sicherheit gibt, ist die Selbsttäuschung und

---

[1]) Wir sagen das gegen Max J. Wolff, dessen Molière uns nun in zweiter Auflage (München o. J. [= 1923]) vorliegt; Wolff billigt Tartuffe die Möglichkeit des guten Glaubens zu; „zugleich religiöser Fanatiker und sinnlicher Genußmensch" könne Tartuffe als religiöser Schwärmer gesehen werden, als „Verkünder einer Irrlehre, der sich aus Mystik, Sinnlichkeit, Rabulistik und Demut ein eigenes System bereitet hat".

[2]) Wie ich nachträglich sehe, wandte sich schon Schneegans in seiner Rezension der ersten Auflage (Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1910, Sp. 238) mit ähnlicher Begründung gegen Wolffs Auffassung. Wolff antwortet nun im Anhang (S. 460), Tartuffes Zeichnung durch Dorine sei nicht objektiv. Es ist jedoch klar, daß Molière hier eine physiognomische Charakteristik geben will, und nicht eine subjektive Entstellung.

Sicherheit des Schauspielers auf der Bühne der Welt, des Hochstaplers auch auf ethischem oder religiösem Gebiet; sie folgt seiner intensiven Täuschung der Anderen, geht ihr nicht voraus. Da Tartuffe nicht Prediger mit einem Schuß Schwindel ist, sondern wesentlich Schwindler, der zufällig predigt, hat seine Existenzform mit dem Tag zu sein aufgehört, da sie ihm nicht geglaubt wird, und er muß eine andere suchen, die die des Almosenbettlers, des Geschäftemachers, des Poeten oder irgend eine andere sein könnte.

Doch sie wird ihm geglaubt: Orgon auf seiner dürftigen Seinsstufe, der Intelligenz und des erfahrenen Blicks für Gestalten entbehrend, fühlt sich durch die neue Bekanntschaft hingerissen in eine neue Welt. Und so geht die eigentliche, innere Handlung, neben und mit der eine zweite, äußere da ist, nicht zwischen Tartuffe und seinen Gegnern vor sich, sondern zwischen Tartuffe und Orgon, in Orgon selbst. Die Aktion der beiden Parteien auf sein Inneres und seine jeweilige Reaktion machen sie aus. Er ist am Ende des Stücks der einzig Gewandelte, wenngleich seine Wandlung keineswegs tief geht; das von seiner Natur und von ihm als Figur einer Molièreschen Komödie zu verlangen, wäre unbillig: Tartuffe bleibt der Schwindler, der er war, wenn auch ein machtloser, Madame Pernelle die düpierte herrische und deshalb komische Alte, die sie war, und die jüngere Generation des Stückes hat die Befriedigung, das anerkannt zu sehen, was sie ja stets gewußt hat.

Äußere Handlungen (bestehend in einer Abfolge von Plänen, Intrigen, Willensstrebungen auf ein Ziel hin: Ereignissen, nicht seelischen Wandlungen) sind zwei da: Die eine mit der „inneren" eng verwachsen, die andere nur locker herumgefügt. Jene zentralere der äußeren Handlungen ist die wesentlichere; sie soll den Helden zum Wanken bringen, stürzen und vernichten. Vernichtet wird er dann sein, wenn die Meinung, die man von ihm hat, vernichtet ist. Ihm selbst, unmittelbar, brauchte kein Leid und kein Schaden zugefügt zu werden, nur sein An-sehn, sein Schein, muß zerstört werden; diese Zerstörung bedeutet und bewirkt die Zerstörung seiner selbst. Denn bar der respektvollen Meinung, die man von ihm hat, ist diese substanzlose Figur ein klägliches Nichts, ungeeignet, den seelischen Situationen des Stückes beizutreten oder solche überhaupt zu erzeugen. Nicht die Sorge um Religiosität ist der Antrieb für Molière gewesen, nicht der Ärger über die geheuchelte Religiosität um der Religion willen, sondern der Abscheu vor der Maske überhaupt. Der ist an zahlreichen Stellen ausgesprochen, z. B. eindringlichst in Cléantes Reden in II, 6. (Auch ein kompositioneller Mangel läßt sich so erklären: die Erörterungen über die Nachbarfrau, für deren Keuschheit der Schwund ihrer Reize der Grund ist [I, 1], haben den Zweck, das Thema des Ganzen im voraus anklingen zu lassen.) Die Versuche, Tartuffe zu entlarven, haben erst in der von Elmire veranstalteten Szene (IV, 5) Erfolg, in der sie ihn verführt, sie zu verführen. Orgons Wahn schwindet, er wird aus Tartuffes Sekundanten zum Gegenspieler. Die von der jungen Generation durchgeführte äußere Handlung, die bisher am abwehrenden Orgon abglitt, bricht hier endlich zu seinem Innern durch. — Im hastigen fünften Akt gibt es nur mehr äußere Handlung und unruhige Spannung; er läuft leerer und ist aufgeschlossener, ärmer an Anmut und Folgerichtigkeit zugleich; selbst der Heiterkeit über Herrn Loyal ist Beklemmung gesellt, da sie von dem unmotiviert ins Tragische aufwachsenden Geschick Orgons überragt wird. Der geistige und der szenische Prospekt sind nun aus der Familie hinaus in die Gesellschaft, auf König und Straße, *gerichtet*:

Verkörpert durch die Gerichtsdiener unter Loyals Führung dringen sie ein. Doch als Tartuffe von der Straße in seinen früheren Machtbereich zurückkehrt, ist es auch mit ihm vorbei. Diese Bestrafung durch den König ist ein an sich nicht nötiges Zugeständnis an das natürliche Gerechtigkeitsgefühl des Zuschauers und ein Anlaß, jenem zu danken. Ganz weit tut sich hier die Szene zu einer Huldigung Frankreichs vor seinem König auf. — Von jeher wurde das unmotivierte Eingreifen dieser maschinengöttlichen Hand in die privaten Familiengeschicke getadelt und erstaunt erfahren wir Goethes Worte: „Der Tartuffe des Molière erregt Haß, es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zugrunde zu richten; deshalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheint[1])".

Freien Blickes erhob sich hier Goethe über die nur ästhetische Betrachtung, mit der Weitsicht des Alters auf fernere Horizonte weisend.

Wir haben im Bezirk des Ästhetischen zu verbleiben und in der vorgestellten Haltung des Zuschauers bei einer Theateraufführung bleiben wir dabei, daß der dramatische Autor es nie so weit kommen lassen dürfe, daß man über ihn lächle; und das geschieht bei der jede Motivierung abtuenden Handbewegung des Gerichtsbeamten (V, 7):

Et c'est un long détail d'actions toutes noires
Dont on pourrait former des volumes d'histoire.

Auch die zweite, vom Kern des Stücks entferntere, der äußeren Handlungen hat hier ihren Abschluß gefunden: Die traditionelle Handlung vom Liebespaar, das nach Beseitigung großer äußerer Hindernisse (des vom Vater erwählten unwerten Freiers) zueinander kommt. Als großer Techniker des Dramas verwertet Molière diese Episodenhandlung als Stütze des Hauptthemas: Der Abscheu vor Tartuffe und die Spannung werden durch sie verstärkt.

II.

In den guten Stücken und Szenen des Schauspielers Molière wird Begriffliches durch szenische Situationen, Mimik und Gesten vermittelt; nebstbei haben die ihren Eigenwert. Ganz aus dem Bildhaften begreifen sich Figuren, wie die Valères und Marianens. Sie sind Subjekte der Liebeshandlung, doch das Kammermädchen Dorine ist es, die rasche Bewegung hineinbringt. Sie, die an geistiger Behendigkeit, Flinkheit der Auffassung und des Handelns den beiden überlegen ist, huscht durch das Stück, zum Vorteil der Sympathischen intrigierend, neckend und schadend, ärgernd und ratend. Symbolisch, sinnfällig, wird ihre Funktion in der reizendsten (das soll eine ästhetische Art-, keine Stufen-Bezeichnung sein) in der reizendsten Szene des Stücks (II, 4), der des schmollenden und wiederversöhnten Liebespaars. Charakteren, wie denen des galant-anmutigen Paars Mariane-Valère, deren mäßige Lebensfülle und Temperament sich mit Selbstverständlichkeit in gesittete Konvention einfügen, eignet auch nur eine mäßig ausdrucksvolle Gebärdung und so werden ihre inneren Vorgänge in Bewegungen des ganzen Leibes umgesetzt, in ein mehr von außen als von innen bedingtes Hin und Her auf der Bühne. Ballettbaft wird so die Szene; das Bild eines graziösen Menuetts steigt auf, mit der viermaligen Abwendung Valères von Mariane und der viermaligen Rückkehr, mit der Dirigentin Dorine im Hintergrund, die erst der Dinge, die da kommen, harrt, bald aber ihm, bald ihr nacheilen und sie zurückführen muß, die beiden bei den Händen nimmt,

[1]) Sophienausgabe 41, II, 336f.

bis sie lächelnd-versöhnt sich einander wieder zuwenden. Nie in dieser Szene ruht das Interesse auf einer Person als Seele oder als Gestalt, sondern stets auf den wechselnden Tableaux der drei Figuren. Sehr glücklich ist hier die Funktion Dorinens, die Intrige zu führen, mit dem ein wenig marionettenhaften und doch natürlichen Schäfertum Valères und Marianens zur Bühnengestalt vereinigt: Marionetten agieren eben stets von einer Hand über ihnen gelenkt. Ganz eindeutig, anschaulich, ergibt sich beim Lesen der Regieplan — man ist versucht zu sagen: die Choreographie — dieser Szene, und das trotz ganz weniger Regiebemerkungen. Sprachliche Anschaulichkeit gibt hier die szenischen Weisungen. Beides ist wichtig: die Tatsache des Tableauhaften, und daß den Eindruck hiervon der Dialog gibt, da durch jenes das Denken und darum das Sprechen der Figuren bestimmt wird. Gerade im „Tartuffe" ist die Sprache zu hoher Gestaltigkeit ausgebildet, nicht nur zu Wohllaut, Klarheit und Anmut, wobei unter Sprachgestalt alles das zu verstehen ist, was über den Zweck der Vermittlung von Begriffsinhalten, Strebungen, Gefühlen hinausgehend physiognomisch zu charakterisieren sucht: Alle die Unterschiede im Tempo und der Stärke der sprachlichen Atemzüge, in der Straffheit der Syntax, in der gesellschaftlichen oder seelischen Schicht, aus der die Wörter stammen, gehören dazu, Grammatik und Reim, Klang und Wortschatz gleichermaßen.

Die Szene Valère-Mariane (II, 4) ist ganz architektonisch aufgebaut aus der Symmetrie und Parallelität der Sprache, die hier wichtiger ist als der begriffliche Inhalt. Der Begriffs-Inhalt des Gesprächs zwischen einem galanten Paar ist an sich ja wirklich nicht allzu belangvoll[1]).

Mariane, à part:
Il souffre à me voir, ma présence *le chasse;*
Et je ferai bien **mieux,** de lui quitter la place.
Dorine, quittant Valère et courant après Mariane:
. . . .
Valère, à part:
Je vois bien que ma vue *est pour elle un supplice;*
Et sans doute il vaut **mieux** que je l'en affranchisse.
Dorine, quittant Mariane et courant après Valère:
. . . .

Vollkommene Symmetrie in den Bewegungen des Trios Dorine-Valère-Mariane ist da: Dorine als „Symmetrieachse", die Beiden als symmetrische Glieder; auch ihr Denken ist inhaltlich wie formal vollständig gleich, die einzelnen Glieder des Gedankens haben den gleichen Platz in den auch nach der syntaktischen Form (Frage- oder Behauptungssatz) einander entsprechenden Vershälften und äußern sich selbst in den gleichen Wörtern. Wenn z. B. der rechts auf der Bühne stehende Valère Dorine, die Mittelfigur, anspricht, gibt es nur die Möglichkeit, daß sogleich auch die links stehende Mariane Dorine anspricht, worauf diese beiden zugleich antwortet, so daß symmetrische Harmonie[2]) im Ablauf der Bühnenbewegungen entsteht; oder Dorine antwortet sogleich Valère: Hierauf erfüllt sich die vorausgesehne Notwendigkeit, daß die links stehende Mariane sich gleichfalls an Dorine wendet und nun von ihr Antwort empfängt. Daß aber Dorine

---

[1]) Einige der Entsprechungen im Inhalt, der Wortwahl und der Syntax sind durch Entsprechungen im Druck wiedergegeben.

[2]) Diese in ihrer Strenge in einer graphischen Darstellung wiederzugeben, war aus drucktechnischen Gründen leider nicht möglich.

etwa sich an beide wenden und nur einer antworten, daß zwischen zweien ein Gespräch sich entspinnen und der dritte eine Weile nur lauschen würde, daß auf eine zweizeilige Rede Marianens eine vierzeilige Valères folgen könnte, solche Fälle sind hier ausgeschlossen.

Valère, à Dorine:
Mais quel est ton dessein?
Mariane, à Dorine:
Qu'est-ce que tu veux faire?
Dorine:
Vous bien remettre ensemble, et vous tirer d'affaire.
(A Valère)
Êtes-vous fou, d'avoir un pareil démêlé?
Valère:
N'as-tu pas entendu *comme elle m'a parlé?*
Dorine:
(à Mariane)
Êtes-vous folle,, vous, de vous être emportée?
Mariane:
N'as-tu pas vu la chose, et *comme il m'a traitée?*
Dorine, à Valère:
Sottise des deux parts. Elle n'a d'autre soin
Que de se conserver à vous, *j'en suis témoin.*
(A Mariane)
Il n' aime que vous seule, et n'a point d'autre envie
Que d'être votre époux; *j'en réponds sur ma vie.*

Und ähnlich weiter. Auch die gliedernde Wirkung des Reims sei nicht vergessen!

So triumphiert hier französischer Geist des 17. Jahrhunderts: Regel, Maß und Ordnung. Um ihrer willen wird das Individuum seiner Freiheit beraubt; geringes Sein empfängt da Leben von der Form und wird zu Anmut.

Sprachphysiognomisch am stärksten bemüht ist Molière um Elmire. Sie ist die sympathischste Gestalt des Stückes, wohl die einzige, der Molière das gleiche Niveau wie sich selbst zuerkannt hätte. Auf alle andern scheint er wohlwollend herabzusehn, das Liebespaar und den Hitzkopf Damis väterlich zu belächeln, an Dorinens verstandesheller Lustigkeit sich zu freuen und den blaß geratenen Cléante als Sprecher seiner Gedanken zu benützen. Elmire in ihrer bescheidenüberlegenen Haltung, in der ruhig-heiteren Sicherheit ihres Lebensrhythmus, in ihrer vornehmen Herzlichkeit, ist die anmutigste Ausbildung einer schönen, von Exaltiertheiten und Überspanntheiten fernen gesellschaftlichen Menschlichkeit, wie Molière sie so liebte. Daß sie so lebendig dasteht, ist zumindest ebenso ihrer sehr individuellen Sprache zu danken, wie den Sachverhalten ihrer Reden und Taten.

Sie hat Damis, ihm seinen Übereifer vorhaltend, ihre ruhige Haltung gegenüber Tartuffes Liebesanträgen erklärt. Wie spitzig wäre der Vorwurf der jungen, der Kindesliebe entsagenden Stiefmutter, wäre nicht das eindringlich-herzliche „Damis“ eingeschoben (III, 5):

Ce sont mes sentiments, et vous n'auriez rien dit,
Damis, [— —] si j'avais eu sur vous quelque crédit.

Mit der ruhigsten Sachlichkeit beantwortet sie die Tiraden Tartuffes (III, 3):

J'en suis ravi de même; et sans doute il m'est doux,
Madame, de me voir seul à seul avec vous.
C'est une occasion qu'au ciel j'ai demandée,

Sans que, jusqu'à cette heure, il me l'ait accordée.
Elm.
Pour moi, ce que je veux, c'est un mot d'entretien...

Vorher auf die salbungsvolle Begrüßung Tartuffes, der mit dem himmlisch-irdischen Doppelsinn des Worts „amour" wohl umzugehn weiß, ihr ironisch-höflicher Dank, der alsbald in die Alltagsatmosphäre überlenkt:

Je suis fort obligée à ce souhait pieux.
Mais prenons une chaise, afin d'être un peu mieux.

Oder:

Tart. (prenant la main d'Elmire et lui pressant les doigts)
Oui, Madame, sans doute, et ma ferveur est telle...
Elm.
Ouf! vous me serrez trop.
Tart.
C'est par excès de zêle.

Auch dies sprachlicher Ausdruck tiefer geistiger Komik: Dem Aufeinanderstoßen zweier Sphären, einerseits jener seelischer Ergriffenheit, wenn auch nur vorgeblicher, im bewegten Händedruck, und anderseits jener des körperlichen Unbehagens, das dieser allzu heftige Händedruck beim Gedrückten erzeugt, entspricht das Aufeinanderstoßen der ferveur atmenden Rede Tartuffes und des aus der trivialen Umgangssprache stammenden „Ouf!" Elmirens. Charakteristisch auch die Antwort Tartuffes, der seiner „Ergriffenheit" nun logisch erklärend ein Maß setzt: „C'est par excès de zêle".

Überhaupt ist Tartuffes Verhältnis zu Elmiren und den Frauen weniger Ergriffenheit als Ehrgeiz zu ergreifen, weniger elementarische Gier des Naturwesens Mann als ungesunde Begehrlichkeit des Gesellschaftswesens Herr. Durch jenes würde er zu einer tragischeren Gestalt, durch dieses wird er zu einer peinlichen. Seine Begrüßung ist sprachlich wie inhaltlich eine Mischung aus Frommheit und Galanterie (III, 3):

Que le ciel à jamais par sa toute-bonté,
Et de l'âme et du corps vous donne la santé,
Et bénisse vos jours autant que le désire
Le plus humble de ceux que son amour inspire.

Diese letzten zwei in einen Kratzfuß endigenden unpersönlichen Verse könnten die Schlußformel einer galanten Versepistel sein. — Umgekehrt sind in die Liebeserklärung termini der Liturgie und Mystik eingesprengt:

En vous est mon espoir, mon bien, ma quiétude,
De vous dépend ma peine et ma béatitude
. . . .
J'aurai toujours pour vous, ô suave merveille
Une dévotion à nulle autre pareille.

Sprachliche Situationskomik könnte man es nennen, *wenn ein Sprechakt* im seltsamsten, bittern oder heitern, Kontrast *zu der* Situation steht, aus der er entspringt, oder die er schildern *soll:* Von der über den Räumungsbefehl verzweifelten Familie Orgons verabschiedet sich harmlos Monsieur Loyal mit den Worten (V, 4):

Jusqu'au revoir: Le ciel vous tienne tous en joie.

Von dem künftigen Zusammenleben der lieblichen Mariane mit dem auch körperlich scheusäligen Tartuffe hat Orgon die Vorstellung (*II*, 2):

Ensemble vous vivrez, dans vos ardeurs fidèles,
Comme deux vrais enfants, comme deux tourterelles...

Ist der düpierende Tartuffe geschickt in der Mischung der Stilsphären, so verrät der düpierte Orgon unbewußt die Zweideutigkeit von Tartuffes Verhältnis zu ihm und seiner Frau durch die Wiederholung eines und desselben Wortes, das — sonst harmlos — eben dadurch mehrdeutig zu schillern beginnt: Orgon hatte sich geweigert, die dem Tartuffe erwiesenen Wohltaten zurückzunehmen (I, 6):

Et quand je refusais de vouloir le reprendre,
Aux pauvres, à mes yeux, il allait le répandre.

Jetzt aber:

Je vois qu'il reprend tout, et qu'à ma femme même
Il prend, pour mon honneur, — — — un intérêt extrême...

Beim zweiten „reprend" in der Bedeutung „tadelt" schwingt durch die Nachbarschaft des ersten die ursprüngliche kompositionelle Bedeutung mit, und wenn von der Bühne der Satz erklingt ... qu'à ma femme même il prend ... erwartet der Hörer irgend etwas viel Stärkeres als das „intérêt". Wie Orgon Tartuffes Neigung für Elmire sehr metaphorisch sieht, so wird ihm auch das „prendre" Tartuffes zu einem bloß metaphorischen und zur Belustigung des Hörers gesellt er noch seinen eigenen „honneur" dazu.

In dem Augenblick aber, da Orgon hellsichtig wird, enthüllt sich ihm das wahre Wesen von Tartuffes himmlischem „amour" und „passion" und er rafft sich (wie bezüglich „amour" schon einmal Elmire) zu einem bewußten Wortspiel auf, mit dem er dem entgeisterten Tartuffe an den Kragen fährt (IV, 7):

Tout doux! vous suivez trop votre amoureuse envie,
Et vous ne devez pas vous tant passionner[1]).

III.

Über unsprachliche, szenische und begriffliche Komik bei Molière wurde schon viel geschrieben, doch auch abseits der berühmten Szenen, wie etwa der ersten Heimkehr Orgons, (I, 5: Et Tartuffe? — Le pauvre homme!) gibt es Stellen konzentriertester Komik. — Es ist von großer Komik, wenn ein Dummkopf vor dem ihn betrügenden Spitzbuben gerührt in die Knie fällt. Es ist von großer Komik, wenn ein Spitzbube vor dem von ihm betrogenen Dummkopf heuchlerischer Weise in die Knie fällt, damit einen neuen Betrug begehend. Es ist — unabhängig von den Beziehungen der Personen zu einander — komisch, wenn zwei Personen vor einander in die Knie fallen. Alle Komik übertrumpft sich selbst, wenn die Partner dieses a tempo — Kniefalls heuchlerischer Spitzbube und betrogener Dummkopf sind (III, 6).

Die Vereinigung einer Fülle von szenischen Wirkungsmöglichkeiten bietet der Auftritt, in dem Tartuffe Elmiren in Gegenwart des von ihr unter dem Tisch verborgenen Orgon zu gewinnen glaubt (IV, 5). Der Zuschauer ahnt, was kommt, und das verhindert nicht, sondern erhöht die Wirkung. Es wirken hier zusammen und unterstützen einander:

1. Die niedrige Komik des unter dem Tisch Verborgenseins Orgons,
2. die Spannung Orgons, die einfühlend miterlebt wird,
3. die intellektuelle Freude des über der Situation-Stehens, die Beobachtung Tartuffes,

---

[1]) Zu „passionner" vgl. auch E. R. Curtius, Wegbereiter, 3. Aufl., 179 oben.

4. die Spannung des Zuschauers: nach den bisherigen Erfahrungen könnte Orgons Verhaltungsweise von zweierlei Art sein (Unerschütterlicher Glaube an Tartuffe oder Erkenntnis).

Erregende Bedeutung bekommt diese Szene im Bewußtsein des Zuschauers durch das Ahnen ihrer wichtigen Stellung im Bau des Dramas: Die Peripatie ist unausbleiblich.

Molière ist gleich groß in der Erstellung von Szenen stärkster Komik wie in der richtigen Abschätzung der Dauer ihrer Wirksamkeit und der ökonomischesten Verwendung für die Handlung. Wenn die Lachlust des Zuschauers befriedigt ist, wird wieder die Aufmerksamkeit für den Fortgang der Begebenheiten rege, muß Spannung bereitet werden. Und so breiten sich die heitersten und wirksamsten Szenen meist knapp vor dem Aktschluß aus, und unmittelbar vor ihm wird ein erregendes Motiv eingesetzt: das erweckt von neuem das vom Lachen betäubte Interesse und verwandelt die Ruhe der lustigen Situation in Bewegung der Handlung. So ist nach Aktschluß der Zuhörer vergnügt und gespannt zugleich.

Hätte Molière nicht den psychologischen Blick für Art, Wert und Schwäche der lebendigen Vorbilder für seine Bühnenfiguren, sein menschlich-geistiger Rang wäre tiefer. Besäße er nicht das Vermögen, das im Leben Geschaute zur sprachlichen Bühnengestalt wachsen zu lassen, sein künstlerischer Rang wäre tiefer. Besäße Molière nicht die Fähigkeit, eine Handlung technisch exakt und wirksam zur klassischen Komödie aufzubauen, sein Ruhm unter den Franzosen wäre geringer. Durch das Nebeneinander, Miteinander und Füreinander dieser drei Fähigkeiten wurde Molière der große zeitlos lebendige Künstler: der Fähigkeiten des Blicks, des Meißelns und des Bauens.

Wien. Franz Heinrich Mautner.

NEUERE PORTUGIESISCHE LITERATURGESCHICHTEN.

Portugiesen haben Europa den fernen Osten: Indien, China und Japan erschlossen, was „die Götter nicht Rom, nicht Macedonien gönnten". Dem größten Staatenbund Südamerikas gaben sie Sprache, Sitte und Religion. Ihre Heldentaten fanden begeisterte Erzähler und Dichter. Von Söhnen eines wenig zahlreichen Volkes in engen Grenzen wurden Bau- und Literaturwerke geschaffen, die aus übernommenen Elementen national fortentwickelt sind, ebenbürtig an der Seite ihrer Vorbilder stehen und selbst anregend durch Spanien bis Frankreich, England und Deutschland rückgewirkt haben. Die Beschaffenheit des Landes, der Volkscharakter, die Sprache, begünstigten in Portugal die Pflege sentimentaler Dichtungsformen und machten sie zum Ausdruck ureigensten portugiesischen Wesens. In keinem anderen romanischen Volke ist eine derartige Verschmelzung von Liebesdichtung und allgemein gelebter Wirklichkeit anzutreffen. Enttäuschte oder hoffende Liebe weckte den Ehrgeiz, trieb zu Taten und Werken, die oft der ganzen Welt zugute kamen.

Das rege geistige Leben in der portugiesischen Nation ist dem Ausland zu wenig bekannt — nicht ohne ihr eigenes Verschulden. Die portugiesische Literaturgeschichte ist von der zünftigen Romanistik bisher als Stiefkind behandelt worden. Man geht soweit, sie fast als mundartliche im Rahmen der spanischen (nicht iberischen!) Literatur[1])

---

[1]) Vgl. Fidelino de Figueiredo, Estudos de Litteratura, Terceira Serie-Lisboa (Teixeira) 1921, S. 20f.

zu betrachten, in völliger Unkenntnis des staatlichen und völkischen Eigenlebens Portugals, das literarisch nur vorübergehend unter spanischem Einfluß stand.

Zu Gesamtdarstellungen, die über den Rahmen der Schullehrbücher hinausgehen und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen möchten, brachten es in der Neuzeit nur drei Portugiesen: Theophilo Braga, im vorigen Jahr verstorben, Joaquim Mendes dos Remedios, Fidelino de Figueiredo, beide auf der Höhe ihrer Leistungskraft.

Obwohl Frankreich vor allen übrigen Ländern seit 1700 kulturell den stärksten Einfluß auf Portugal ausübt, erwiderte es die Liebe der kleineren Schwester mit der Tat wenig. Die französische Mitarbeit in der portugiesischen Literatur- und Sprachforschung oder -darstellung wurde nach Jean Ferdinand Denis in den letzten 100 Jahren seinem inneren Wert nach immer unbedeutender und seltener. Spanien gab vereinzelte Beiträge, Italien noch weniger. Deutsche leisteten methodisch und systematisch die Hauptarbeit, Engländer wollen ihnen jetzt zur Seite treten.

Die erste quellenmäßig erarbeitete Gesamtdarstellung in englischer Sprache liegt seit 1922 in der würdigen Ausstattung der Oxford University Press vor: Aubrey F. G. Bell, Portuguese Literature (375 S), ein Seitenstück zu Fitzmaurice-Kellys spanischer Literaturgeschichte. Der Verfasser hat sich bereits durch eine Reihe von Veröffentlichungen zur portugiesischen und spanischen Literatur bekannt gemacht. Im knappen Vorwort des Oktober 1916 vollendeten Buches gibt er als dessen Ziel an: its object is not to expatiate upon schools and theories but to give with as much accuracy as possible the main facts concerning the work and life of each individual author.

Bells Werk, in der vom Verfasser gewählten Selbstbeschränkung gewertet, ist als eine kritisch gesichtete Materialsammlung in biobibliographischer Betrachtung zu bezeichnen. Es erweist sich im Gebrauch als ein zuverlässiges, auf den Stand der heutigen — leider noch sehr unvollkommenen — Quellenforschung gebrachtes Handbuch, das mit einem sehr dankenswerten Bande „Portuguese Bibliography (Oxford University Press—Humphrey Milford 1922, 381 S.) vom gleichen Verfasser in Zukunft neben dem unübertroffenen Kompendium „Geschichte der Portugiesischen Literatur“ von C. Michaëlis de Vasconcellos und Theophilo Braga vom Jahre 1893 in Gröbers Grundriß die unentbehrliche Grundlage für künftige Studien bilden wird. Leider decken sich die Buch- und Zahlenzitate beider Werke nicht immer ganz genau. Bells Stoffkenntnisse liegen vorwiegend im 16. Jahrhundert, bieten mehr über die historische und religiös-mystische Literatur, während Carolina Michaëlis sich im Mittelalter verbreitet, ohne die Blütezeit zu vernachlässigen.

Mit kurzer Analyse der literarischen Haupterscheinungen verbindet Bell knappe, oft scharf treffende Charakterisierung: Cossantes (Michaëlis nennt sie Parallelstrophenlieder), Cancioneiros, Chroniken, Gil Vicente's Spiele, Luis de Camões' Werke, Bukolik, See- und Überseeliteratur, Schriften religiös-mystischen Inhalts bilden neben anderen ihr besonderes Kapitel. Naheliegende Vergleiche oder Hinweise auf Beziehungen untereinander und zu fremdsprachigen Literaturen zeigen die große Belesenheit des Verfassers. Das in portugiesischen Büchern gewöhnlich fehlende Namensverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit seines Nachschlagewerkes, das anhangsweise dankenswerte Überblicke über die Literatur des Volkes und die wiedererwachende galizische Literatur — nach Eugenio Carré Aldao, Literatura Gallega Barcelona (Maucci 1911) — vermittelt.

Geneigt, den Stand portugiesischer Literaturforschung und ihrer erschwerten Möglichkeiten weitgehend zu berücksichtigen, wird man dennoch Bells Verzicht auf ein synthetisches Bild keinenfalls billigen können. In dieser Beziehung bedeutet sein Buch einen offensichtlichen Rückschritt gegenüber C. Michaëlis' Handbuch.

Die stoffliche Anordnung und zeitliche Aufreihung unter umfassenden Kapitelüberschriften läßt oft seitenweise den datengefüllten, gut geführten Sachkatalog des Verfassers sehen. Die Ansetzung der Zeitabschnitte ist zumeist sehr äußerlich gewählt. Thronbesteigungen sind die Merksteine, ohne ihre Wahl näher zu begründen. Abschnitt II (ohne Überschrift!) läuft von 1325—15*21* (i. e. from the accession of Sancho IV [Druck- oder Schreibfehler für Alfonso IV] to the death of Manuel I.) und III. The Sixteenth Century von 1502—80. Severim de Faria, Manuel de Faria, Frei Antonio de Chagas, Frei João da Fonseca, Alexandre Gusmão, Manuel Bernardes werden in diesem Zeitraum abgehandelt. Abschnitt VI. 1816—1910 (i. e. from the accession of João VI to the fall of the Monarchy) wird eingeleitet (S. 287): „In Portugal the first quarter of the nineteenth century was filled with violence and unrest", während Johann VI., der bis 1821 nicht nach Portugal zurückkehren wollte, im Text von Bell nie erwähnt wird. Die portugiesische Romantik vor 1825 anfangen zu lassen, bleibt schwer verständlich.

Luis de Camões wird als Menschen, Epiker und Lyriker in liebevoller Zeichnung ein besonderes Kapitel gewidmet, seine drei Theaterstücke werden schon vorher besprochen (S. 166f.). — Portugiesen, die spanisch schreiben, werden erwähnt, die sich lateinisch mit Geschick versuchen, meist übergangen, das gepflegte Jesuitendrama (S. 156) bespricht Bell nicht, ohne jene Massenerscheinungen (S. 58) näher zu beleuchten und erklären. In der Einleitung (S. 18) bezeichnet er trotzdem ihre Behandlung im Gegensatz zu C. Michaëlis als Aufgabe der portugiesischen Literarhistoriker. — Große Vorkenntnisse traut der Verfasser seinen Landsleuten nicht zu (S. 14), Namen und Wesen portugiesischer Dichtgattungen z. B. autos, trovas läßt er trotzdem unerklärt. — In der Darstellung des „Crisfalproblems" (S. 136ff.) zitiert er Carolina Michaëlis, so daß man glauben könnte, daß sie seinem Standpunkt, der einer Identifikation von Bernardim Ribeiro und Cristovão Falcão stark zuneigt, entgegenkommt. Wie schon im Grundriß hat sie sich zuletzt in Bernardim Bibeiro e Cristovão Falcão, Obras, nova edicão... p. A. Braamcamp Freire, Coimbra 1923, Bd. I, S. 256ff. mit aller Entschiedenheit dagegen ausgesprochen. — Mangel an Entschluß zeigt sich auch in der Annahme von Gil Vicente's Lebensdaten. — Die Geburtsjahre der lebenden portugiesischen Gelehrten (S. 308) wären leichter festzustellen gewesen als so viele andere, die Bell sicherlich mühsam suchen mußte. — Einzelheiten wären noch verschiedene zu erwähnen.

Viele peinlichst genau in Anmerkungen oder Text gegebene Titel und Namen hätte die Bbliographie abnehmen können. Andererseits findet man dort erfreut manchen Hinweis, der im Lehrbuch fehlt. Es empfiehlt sich, die Gruppe General Works in bibliographische und literarhistorische zu zerlegen, die Zeitschriften zusammenzustellen. Unter den Wörterbüchern vermißt man Meyer-Lübke, Romanisches Etymologisches Wörterbuch. Diez' Grammatik der romanischen Sprachen wird nach der 3. Auflage zitiert, sein Etymologisches Wörterbuch, Meyer-Lübkes Grammatik der romanischen Sprachen übergangen, ebenso die Werke von Luise Ey, von deren

Sammlung Neuere portugiesische Schriftsteller nur das 3. Bändchen in die Bibliographie aufgenommen ist. — Johannes Albrecht, Vier portugiesische Historiker des XVI. Jahrhunderts (Castanheda, Barros, D'Albuquerque und Goes), Diss. Halle (Saale) 1915 dürfte Bell interessieren.

Trotz aller Beanstandungen bleibt dem Verfasser der Benediktinerfleiß zu danken, den er auf die Ausarbeit seines unentbehrlichen Handbuches verwandte. Wohltuend berührt das warme Lob, daß er während des Weltkrieges oder bald danach Carolina Michaëlis zollt. (S. 15).

Bell widmet fast die Hälfte seines Buches der Behandlung des Jahrhunderts von Gil Vicente und Luis de Camoes. Als beste kritische Leistung in der Beurteilung der Literatur des 19. Jahrhunderts wird die Historia da Litteratura Romantica Portuguesa (Lisboa 1913, 1923²) und Historia da Litteratura Realista (Lisboa 1914, 1924²) von Fidelino de Figueiredo erwähnt (S. 16).

Fidelino de Figueiredo, ein unermüdlicher Arbeiter, philosophisch und historisch gebildet, steht in der ersten Reihe geistig bedeutender Männer des heutigen Portugal. Über die Grenzen seines Landes hinaus ist er in Südamerika, Spanien und England durch seine zahlreichen Veröffentlichungen vor allem als Literarkritiker bekannt geworden, der in den erwähnten Geschichten und in der Historia da Litteratura Classica (3 Bde., 1.a Epocha 1502—1530, Lisboa 1917, 1922²; 2.a Epocha 1580—1756, L. 1921; 2.a Epocha [continuação], 3.a Epocha 1756—1825, L. 1924) Einzelstudien mit kurzen Überleitungen aneinanderreiht und in Einleitung und Schluß der Erscheinungen Gesamtheit in ihren Grundzügen zu bestimmen sucht. Seine Entwicklung ist leicht zu verfolgen: In A Critica Litteraria como sciencia (L. 1910, 1920³) sieht man das Suchen und Ringen des 22jährigen um eine grundlegende objektiv-wissenschaftliche Methode vor Beginn eigener Forschung. Sainte-Beuve und Brunetière sind die erwählten großen Meister. Den Positivismus, wie ihn Theophilo Braga in Portugal vertritt, bekämpft er aufs schärfste. Die praktischen Erfahrungen aus der Behandlung des 19. Jahrhunderts treten zu den theoretischen Erwägungen. Croce erscheint (1914) in seinem Gesichtskreis, entfernte Ähnlichkeiten mit dem Verfasser der Historia de las Ideas Estéticas en España ergeben sich nach Betätigung und Weltanschauung. Figueiredo nimmt in Portugal eine geistig unabhängige Stellung ein: Os methodos valem o que valem os espiritos que os empregam erklärt er 1917 (Estudos de Litteratura. Segunda Serie — Lisboa 1918, S. 196). Nicht nur Methode und Gelehrsamkeit, innere Berufung (vocação) und Schöpferkraft (creação) sind unerläßliche Eignungsbedingungen des Literarkritikers, der nicht nur erklären und bewerten, sondern selbst die zukünftige Entwicklung im Sinne von Neuerungen (innovação) bestimmen muß. Seine Aufgabe ist dadurch sehr verschieden von der des journalistischen Tageskritikers und des akademischen Gelehrten. Gegenwart und jüngste Vergangenheit nehmen deshalb das leidenschaftliche Hauptinteresse in Anspruch. Ehrlich bemüht er sich um das hohe Ziel „de orientar, drenar para certo sentido as correntes de idéas dominantes ou de crear novas correntes, fomentando e fecundando o pensamento e o sentimento esthetico dos seus contemporaneos“ S. 176.

In der Historia da Litteratura Romantica (1825—70) und der Historia da Litteratura Realista (1871—1900) tritt dies Bestreben noch nicht bewußt gewollt in Erscheinung.

Am gelungensten ist die Behandlung des mit starker persönlicher Anteilnahme geschilderten Zeitraumes von 1871 bis 1900, den Figueiredo den realistischen nennt. Naturalismus und Realismus trennt er nicht von einander, ebensowenig Bell, der auf derselben Seite (317) Eça de Queiroz als „the greatest Portuguese novelist of the realistic school" und „the introducer of the naturalistic novel into Portugal" bezeichnet.

Figueiredo will keine bibliographische Aufzählung geben, „mas sim analysar e avaliar as representações principaes da litteratura .. pelo significado esthetico e pelo significado historico", in gerechter Auswahl. Er betrachtet nicht nur Lyrik, Novellistik und Dramatik mit ihren Hauptvertretern, sondern schenkt auch Geschichtsschreibung, Journalismus und Beredsamkeit seine kritische Beachtung. Ursprung, Entwicklung, Auswirkungen der literarischen Bewegung werden jeweils gewürdigt, vergleichende Quellenforschung und Verskunst dagegen vernachlässigt. Die Beobachtung, wie sich französischer oder deutscher Geist (z. B. in Alexandre Herculano und Anthero de Quental) in portugiesischer Auffassung auswirken, dürfte grade für Ausländer am reizvollsten sein und nicht länger hinten angesetzt werden. Namenverzeichnisse fehlen in Figueiredos Werken, die Jahreszahlen stimmen verschiedentlich nicht mit den von Bell gegebenen überein. Die Behandlung der literarischen Größen erfolgt zu oft im Dreitakt: A vida — o homem — a obra. Grundzüge und Grundlagen der Romantik verdienen ausführlichere Darlegung. Der Charakter der Einzelstudien dürfte nicht so unvermittelt hervortreten. Eine bessere Bekanntschaft mit deutscher Literaturgeschichtsschreibung in unserem Jahrhundert würde Fidelino de Figueiredo voraussichtlich fruchtbare Anregungen geben.

Die Frage nach dem Stand der deutschen Lusophilie liegt nahe. Ein Umblick zeigt betrüblichen Tatbestand. Zwei Frauen sind die letzten Träger und Pfleger einer jahrhundertalten Tradition: Carolina Michaëlis de Vasconcellos und Luise Ey. Den übrigen hat der Tod die Augen geschlossen. Hier und dort regen sich schüchtern junge Kräfte. Mögen sie bald mit Leistungen kommen, die des deutschen wissenschaftlichen Rufes würdig sind, nicht nur auf linguistischem Gebiet. Die ruhmvolle Geschichte des portugiesischen Volkes, der reiche Stimmungsgehalt der portugiesischen Literatur wird stets auf deutsche Gemüter eine starke Anziehungskraft ausüben.

Madrid. Gerhard Moldenhauer.

ZUR REDENSART: DIE SCHWARZE KUH HAT IHN GEDRÜCKT (GETRETEN).

In Ostpreußen heißt es von einem, der viel Ungemach hat ausstehen müssen: Die schwarze Kuh hat ihn *gedrückt*[1]). (*Mannhardt*, Germanische Mythen, S. 79; *H. Bertsch*, Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch, S. 312; *Tettau* und *Timme*, *Die Volkssagen* Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, S. 273ff. zitiert bei *O. Tobler*, Die Epiphanie der Seele in der Volkssage, S. 50). In Schlesien, wo schwarze Kühe überhaupt für koboldartig gelten und ungern geschlachtet werden, heißt es: Die schwarze Kuh hat ihn getreten (*P. Drechsler*, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien II,

[1]) Nach *Grimm*, Deutsche Mythologie III, S. 191 bedeutet die Redensart: Er fühlt Mangel, schwere Sorge.

S. 107). Es ist kein Zweifel, daß mit dieser schwarzen Kuh ein Alpdämon gemeint ist. Drücken und Treten sind die zwei charakteristischen Betätigungen des Alps, was auch in der Mehrzahl der Alpnamen zum Ausdruck kommt (Vgl. *Verf.* in Arch. rom. IV, S. 491, Anm. 1). Die schwarze Farbe deutet auf Unglück oder Tod. Die Kuh als Alpdämon scheint nicht sehr verbreitet zu sein, wohl aber kommt in Kärnten die Trud (= Alp) gern in plumper Menschengestalt ähnlich einem „Kuhwampen". (Vgl. *Wuttke-Meyer*, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Aufl., S. 273). Auch als Winddämon gilt die Kuh in Kärnten. So heißt es, wie mir Herr cand. phil. *Eberhard Kranzmayer* aus dem reichen Schatze seiner volkskundlichen Kenntnisse mitteilt, das vom Märzwind erkrankte Kind sei von der Märzenkuh oder dem Märzenkalb gestoßen worden. Kinder, die zu später Stunde aus dem Hause wollen, warnt man mit den Worten: „Daß dich die Märzenkuh nicht stößt!" In England tritt an Stelle der schwarzen Kuh der schwarze Ochse[1]): *the black ox has trod on his foot*, wobei zu bemerken ist, daß es sich hier allerdings nicht um einen Alpdämon handeln dürfte[2]). Die Redensart setzt die Vorstellung voraus, daß der Dämon in Ochsengestalt seinem Opfer im Vorbeigehen einen Fußtritt versetzt[3]). Dieser dämonische Ochse ist wohl wesensgleich mit dem Viehschelm der Alpenländer, der als schwarzer, hinten verwester Stier erscheint und durch sein Brüllen Viehsterben andeutet. (*F. Liebrecht*, Zur Volkskunde, S. 354). Ähnliche Dämonen sind der Kuhtod in Schleswig, der die Gestalt eines ungeheuren, langgehörnten Stieres hat (*Bertsch*, op. cit. S. 312) sowie der Thorgeirsbullen in Island (*L. Laistner*, Nebelsagen, S. 91).

Fatalistische Bedeutung haben auch die schwarzen Ochsen[4]) in bretonischen und normannischen Mythen. Wer nächtlicher Weile einen von solchen Tieren gezogenen Leichenwagen erblickt, hat seinen baldigen Tod zu erwarten (*Sébillot*, Folklore de France, I, S. 151, 157). Diese Mythen führen uns unmittelbar zum altnordischen Fylgjenglauben (fylgjen = animistische Doppelgänger). So wird in der Ljosvetninga Sage, Kap. 21 von Einar erzählt, er habe geträumt, ein mächtiger Ochse falle vor dem Hochsitz seines Bruders Gudmund nieder. Bald darauf wird dieser von demselben Geschick ereilt wie das Tier. (*Hoops*, Reallexikon II, S. 108).

Nach dem Vorgebrachten dürfte es nicht zu gewagt sein, auch die neapolitanische Redensart *passa (l)a vacca* hierherzuziehen. Nach *Panzini*, Dizionario moderno, S. 460 begleitet der Neapolitaner

---

[1]) Auf der Knochenwiese bei Schlaupitz (Kreis Reichenbach in Preuß. Schlesien) gehen feuerspeiende Ochsen um, die den Wanderern übel mitspielen (*R. Kühnau*, Schlesische Sagen I, S. 378).

[2]) Man müßte dann annehmen, "*on his foot*" sei erst später mißverständlich hinzugetreten.

[3]) Eine umgekehrte Auffassung liegt vor in der ungarischen Redensart: „Er ist noch nicht auf die Ferse der schwarzen Kuh getreten," d. h. er hat noch nicht viel ausgestanden (*Wolfs* Zf. f. Deutsche Mythologie u. Sittenkunde 1, 271f.). Im ungarischen Volksglauben erscheint als Gegenstück zur schwarzen Unglückskuh die scheckige Glückskuh. „Er ist der Sohn der scheckigen Kuh" heißt soviel als Er ist ein Glückskind (vgl. franz.: *c'est le fils de la poule blanche)*. Auch schützt die scheckige Kuh vor der Hexe.

[4]) Vgl. als Gegenstück zum schwarzen Ochsen das weiße Roß, dessen Anblick auch Unglück und Tod bedeutet. (*L. Spitzer*, Die Umschreibungen des Begriffes „Hunger" im Italienischen, S. 184 ff.)

diese Redewendung mit einer charakteristischen Gebärde: er fährt mit ausgestrecktem Daumen und Zeigefinger vor dem Kinne hin und her. Ob zu *vacca* ein elliptisches *nera* zu ergänzen ist, bleibe dahingestellt. Sicher ist, daß die Redensart dasselbe bedeutet wie das deutsche und englische Analogon. (Die schwarze Kuh hat ihn gedrückt — *the black ox has trod on his foot*). Eine mythische Deutung dieses Ausdrucks ist umso wahrscheinlicher als ein zweifellos mythisches *pecora bianca* für „Armut" bezeugt ist (*G. Pitrè*, Usi e costumi, IV, S. 270, zit. bei *L. Spitzer*, op. cit., S. 185). — Wenn es in den meisten italienischen Kriegsgefangenenbriefen (vgl. *L. Spitzer* a. a. O.) heißt anstatt passa la vacca *qui si passa la vacca*, so beruht diese Umdeutung des Sinnes — die intransitive Redensart wird zu einer transitiven — auf einem Vergessen der ursprünglich mythischen Bedeutung. „*vacca*" wird geradezu als Symbol von „Elend", „Hunger" gefühlt und die Redensart besagt kurzweg: hier leidet man Hunger. Ob die vulgärfranz. Wendung *tomber dans le bœuf, se mettre dans le bœuf* = ins Elend geraten (*Delesalle*, Dict. argot-français et français-argot, s. v. *bœuf*) hierher gehört, wage ich nicht zu entscheiden.

Klagenfurt. R. Riegler.

ZUM STUDIENAUFENTHALT IN ENGLAND.

In den letzten Monaten mehrt sich — erfreulicher Weise — die Zahl der Kollegen und Kolleginnen, die mich um Nachweis von englischen Familien und *boarding-houses* bitten, in denen Deutsche Aufnahme finden. Die Auskunft, die ich geben konnte, war leider recht unbefriedigend, da ich die alten persönlichen Beziehungen erst jetzt wieder anknüpfen kann. Um aber schon vorher etwas in dieser wichtigen Sache zu tun, wandte ich mich auf Anraten des verdienten holländischen Gelehrten Dr. Kruisinga an die *English Association in Holland*, die Anschriften für ihre Mitglieder vermittelt. Und die Sekretärin, Fräulein Frederika Quanjer (30, Ivan van Hoornstraat. Haag), teilt mir jetzt mit, daß folgende Damen gern Deutsche bei sich sehen und ihnen in jeder Weise entgegenkommen werden:

Miß Kate Holder, 18 Nottingham Place, London W I, ferner Miss Ethel Fox, 20 Lancaster Road, South Norwood Park, London S. E. 25 (nur Damen). Sie wird die Liste in nächster Zeit vergrößern können, zumal da sie Prof. Walter Ripman (London University) für die Sache gewonnen hat.

Göttingen. Fritz Roeder

Wir bitten alle Kollegen, die uns weitere Anschriften mitteilen können, um kurze Mitteilung, wir werden sie gerne veröffentlichen.

Die Herausgeber.

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

Band XXXIII. *September-Oktober* *Heft 5*

FRANZ SCHNABEL, *Eine Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit.* Zweite Auflage, mit Karten und Diagrammen. 8° IV u. 198 S. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1924. Preis geb. 4 M.

Ein ausgezeichnetes Werk, das in kurzen Zügen die Entwicklung der Geschichte Europas von der französischen Revolution bis zur Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 behandelt. Der Verfasser versteht mit klarem Blick das Wesentliche aus der Fülle der Probleme herauszuheben und das als wichtig Erkannte in kurzer, aber eindringender Darstellung zu gestalten. Kein Wort zu viel, aber alle Worte wohl bedacht, mit ruhiger Sachlichkeit, tiefem Ernst und dem Verantwortlichkeitsbewußtsein des Geschichtslehrers aneinandergereiht, der die Phrase verschmäht, die Wahrheit sagt und helfen will, das Schicksal zu überwinden. Ein Buch von hohem Nutzen für Lernende und Lehrer.

CARL BRINKMANN, *Die bewegenden Kräfte in der deutschen Volksgeschichte.* 8°. 76 S. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1922. Kart. 1,60 M.

Auf knappem Raum, in den Kapiteln: Die antiken und die germanischen Grundlagen; Königtum und Stämme; Lehnsstaat und Geldwirtschaft; Ständestaat und Reformationsgedanke; Absolutismus und Kapitalismus; Revolution und Weltzusammenhänge, gestützt auf fremde und eigene Sonderforschungen, versucht in diesem „Beitrag zur politischen Soziologie" der Verfasser den Gang des deutschen Volkes aus seinen eigensten Kräften aus den Einflüssen und Bedingungen seiner Lage, aus seiner schicksalhaften Verbindung mit der europäischen Tatsachen- und Gedankenwelt heraus darzustellen. Ohne Voreingenommenheit abwägend, was Tugend und was Not, was Tat und was Zwang war, unser Glück und unser Unglück, wie wir strebten und irrten.

Bücher der Bildung. Albert Langen, Verlag. München.

Von dieser in schöner gediegener Ausstattung sich darbietenden Sammlung sind bisher folgende Bände erschienen: 1. Bd. Ur-Goethe; 2. Bd. Viktor Hehn, Italienische Reise; 3. Bd. Ignaz von Döllinger, Geschichte und Kirche; 4. Bd. Wilhelm Scherer, Von Wolfram bis Goethe; 5. Bd. Die schönsten Essays von Goethe; 6./7. Bd. Ferdinand Gregorovius, Rom im Mittelalter; 8. Bd. Karl Hildebrand, Abendländische Bildung; 9. Bd. Rudolf von Ihering, Recht und Sitte; 10. Bd. Die schönsten Essays von Taine. Hervorragenden Anteil an dem Zustandekommen dieser vornehmen Sammlung hat wohl der Münchener Gelehrte und Schulmann Josef Hofmiller, der neben anderen als Herausgeber einzelner Bände erscheint. Seine Auffassung von Bildung liegt dieser Sammlung der *Bücher der Bildung* zugrunde: „Es gibt keine allgemeine Bildung! Bildung ist ihrem Wesen nach Wille zum Besonderen, Hingabe an ein Besonderes ... Andererseits ist Bildung nichts anderes als die Sehnsucht nach geistigen Zusammenhängen und das Bewußtsein geistiger Zusammenhänge" (K. Hillebrand, Abendländische Bildung, Nachwort von J. Hofmiller, S. 186). Bildung, so möchte ich hinzufügen, ist Bildungsstreben, Wille zum Besonderen und Sehnsucht nach dem Allgemeinen aus den Bedürfnissen der eigenen, auszubildenden Besonderheit willen; Verlangen die Zusammenhänge des Eigenen mit den Voraussetzungen und Be-

dingungen des eigenen Werdens und Wachsens zu begreifen. Zur Befriedigung solchen Bildungsstrebens vermögen gewiß diese *Bücher der Bildung* beizutragen, und daher seien sie zur Anschaffung für Lehrer- und Schülerbibliotheken wärmstens empfohlen.

August Wilhelm v. Schlegel, *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur.* Kritische Ausgabe, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Giovanni Vittorio Amoretti. 2 Bde. Kurt Schroeder, Verlag. Bonn und Leipzig 1923.

Auf Grund der zweiten Ausgabe, Heidelberg 1817, hat G. V. Amoretti, früher Lektor in Bonn, jetzt Professor der deutschen Literatur an der Universität Pisa, diese für die romantische Kritik und Kunstauffassung wichtigen Vorlesungen in einer schönen und sorgfältigen Veröffentlichung neu herausgegeben. In einer ausführlichen, 114 Seiten langen Einleitung bespricht er das zwischen Dogmatismus und Freiheit, zwischen klassischer Gebundenheit und modernem Subjektivismus noch schwankende, aber doch einen Fortschritt bedeutende Wesen der Literaturbetrachtung Schlegels, ihre Vorzüge und Schwäche, ihre Beifall und Widerspruch auslösende Wirkung, ihre das Kunstwerk nicht so sehr als Form, sondern mehr als Träger von Weltanschauung und Philosophie wertende Einseitigkeit. Wenn er einmal, als er über die Einheit von Leben und Schaffen des Künstlers spricht, Hamlet, Macbeth, King Lear als Charaktere und Charakterentwicklungen bezeichnet, die selbst Shakespeare gegenüber ein eigenes Leben führen, daß sie „mit einem Anfang und eignem Ende eine in sich geschlossene Welt" bleiben, im Gegensatz etwa zu Don Carlos, Tasso, Iphigenie, so ist der Unterschied von dichterischer Objektivität und Subjektivität sicher allzu schroff formuliert. — Dankenswert sind die zahlreichen bibliographischen Angaben. Doch muß es S. XCIII Lasserre statt Lasserie und S. XCV Estève statt Estine heißen.

Wien. Walther Küchler.

Dr. G. Wendt, *Grammatik des heutigen Englisch.* Heidelberg, Carl Winter, 1922. 309 S. — *Englische Grammatik für Oberklassen.* Ebenda 1923. 152 S. Grundpreis 2 M.

Das „uneingeschränkte Lob", das nach Klinghardt (20, 377) dem ersten Bande des „großen" Wendt gebührte, ist auch diesen beiden Büchern zu zollen. Nur empfinde ich es als schweren Mangel, daß die Grammatik (G) nur ein Register von 2½ Seiten, die Schulgrammatik (E.G.) aber überhaupt keines hat, was bei der für mich nicht ganz bequemen typographischen Anordnung des Stoffes doppelt ins Gewicht fällt. Im Begleitwort zur E. G. sagt der geschätzte Verfasser, daß die Schulgrammatik „möglichst vom Schüler selbst erarbeitet" werden sollte, also nicht bloß als Lernbuch, sondern ganz wesentlich als Nachschlagewerk gedacht ist. Und dieser Eigenschaft wird sie durch das Fehlen eines Registers leider sehr stark beraubt; schon die ebenso unzulänglich mit Registern versehene Syntax (S.) läßt mich trotz langjährigen Gebrauches oft nicht das Nötige finden, um eine mir aufstoßende Eigentümlichkeit gleich zu beurteilen.

Die G. soll „aus dem in der S. gebotenen Beobachtungsmaterial das herausarbeiten, was zurzeit als grammatisch feststehend angesehen werden kann oder muß". Die E. G. „ist eine knappere Zusammenfassung des dort (in der G.) Gebotenen; das Theoretische ist wesentlich gekürzt, die Beispielsätze zum Teil durch dem Schüler näher gelegene ersetzt" (wie auch die G. gegenüber der S. vielfach neues

Beispielmaterial bringt), mit Berücksichtigung der Realien. Dabei sind allerdings fast durchweg die Quellenangaben für die Beispiele weggelassen. Überall hat Wendt gebessert, auch Neues hinzugefügt, so die Tatsache, daß sich das Perfekt auf Kosten des Past ausbreitet; die neuen Präpositionen "bating, failing, minus, plus"; mehreres zum Adjektiv; die Berücksichtigung der Aktionsarten; neben der S. ist also unbedingt die G. immer heranzuziehen. Die Versehen und Änderungswünsche führe ich für G. und E.G. (letztere Seitenzahlen in Klammer) unter einem an. S. 1 (1) ist -ez [ez] als Endung der 3. Person Singular nach Zischlauten gegeben, dasselbe S. 44 (27) für den Plural: Die Endung ist aber [iz], ich finde z. B. bei H. E. Palmer [des] in *Verbindungen*: "this morning, afternoon, evening," [e] in der ersten Silbe von "directly", aber nur [wiʃiz, feisiz] und in seiner "Grammar of Spoken English" (§ 82, 84, 213) nur [iz] als Endung. Nur eine Kleinigkeit: Wendt sagt S. 2, daß der Akzent, der die aus rhythmischen Gründen eintretende Silbigkeit anzeigt, bei "beloved" wegbleibt; gerade in diesem Wort druckt aber die "Oxford Edition" der E. B Browning und Jiriczeks Viktorianische Anthologie einen Gravis! Da die Angabe der Verbformen in A-B-C-Ordnung eigentlich Wörterbucharbeit ist, sollte S. 4 (3) besonders im Schulbuch die Bedeutung nicht fehlen, auch wären zu den Doppelformen ganz knappe Bemerkungen ("beat: dead-beat, bit: the biter bit") erwünscht. Verweisungen mangeln S. 3 (3), wo ein Verweis auf S. 17 (14) notwendig ist, S. 17 (14) könnte zu „ausgenommen den beim Fragesatz erörterten Fall" doch die Seitenzahl 296 (151) beigesetzt sein und das „im Anhange abgedruckte Gespräch" S. 24 kann ich nirgends finden. Das Vollverb "to have" erscheint im Passiv im Slang "you have been had = cheated"; unscharf ist (wie in der S. S. 17) hier 13 (12), weil der 2. Absatz der Erklärung vor die Beispiele ("the German Emperors had themselves crowned") geraten ist, der Gegensatz von "he has-is gone" (Handlung-Zustand); dazu gehört eine Bemerkung. Über den Unterschied von „would" und "used to", das S. 15 fehlt, hat Kruisinga (Handbook[3], II § 452—456) einige sehr gute Bemerkungen. Genauer zu fassen ist das Unterbleiben der Umschreibung in Fällen wie "I know not" usw.; insbesondere ist der archaische Gebrauch herauszuheben. "Must" ist als Past üblich (S. 20/16) hauptsächlich "reporting reflection made at the time or with reference to perverse destiny" (COD.). Beim Infinitiv des Perfekts S. 24 ist das Beispiel "some family secrets they wouldn't care to have told" anders zu deuten, mit "have" wie in "I had my leg broken"; übrigens kann hier zwischen abhängigem und Hauptverb oder umgekehrt Attraktion der Zeit eintreten; besonders in Fällen mit "happen", in Wendts Beispiel "I should have liked to have been by" (wo die Unwirklichkeit schon im Hauptverb ausgedrückt ist) und andrerseits in "he seemed (= seems) to have taken this as applying only to the first question he asked me". Unrichtig ist es, den Satz "Any one second that'? S. 28 (22) als unabhängigen Infinitiv zu fassen; ich halte diesen Satz für eine verstümmelte Frage, die Erweiterung einer Erscheinung (Entbehrlichkeit des persönlichen Fürworts als Subjekt), die S. 102 (57) nicht scharf genug umschrieben ist. Das persönliche Fürwort wird als Subjekt im Zusammenhange zwangloser Rede weit öfter entbehrlich, als Wendts Regeln andeuten. — Don't know (etwas kurz angebunden). — (Is that) For me, Gray? Looks like it' (bei Überreichung eines Weihnachtsgeschenks). Auch 'do' oder ähnliche Hilfszeitwörter können wegbleiben: "Sorry, Mother. — (Do you) Like it? You willing to stand? — (I will) Dine in my own room in future (Clemence Dane,

Galsworthy). So ist auch der obige Satz zu beurteilen. Der reine Infinitiv findet sich gelegentlich als Subjekt: "Swim or sink, live or die, survive or perish with my country is my unalterable determination". S. 35 (24) sind drei Abschnitte über das verbundene und unverbundene Partizip zusammenzuziehen. Nur in älterer Zeit wurde ein *Fürwort* als Subjekt des Partizips beigesetzt: "Which eminence by nature and industry made his worthy father style Sir Philip in my hearing, though I unseen, lumen familiae suae" (Fulke Greville). "It obtained, would advance him in deede, and would do us much good" (Abraham Sturley, 24. 1. 1598). Heute bleibt das Pronomen weg, wird unter Umständen aus dem Vorhergehenden oder Folgenden ergänzt: "But though philosophically in the wrong, we cannot but believe (etwa gleich doubtless) he was practically in the right. — Walking in the Park yesterday with my young friend Tagg . . . at the very nick of time who should pass us but two very good specimens of Military Snobs. — Bei "one" leitet die Auslassung des Pronomens über zu Präposition-Konjunktion wie "considering": "But watching that red-cheeked, white-haired, somnolent figure, his smile was not so contemptuous as might have been expected (= if one watched)". — Remembering Tirol as I do... it is impossible ... — In manchen Fällen geht die Konstruktion ins Gerundium über: "Speaking of comic songs and parties, reminds me of a rather curious incident" (beachte den Beistrich). An der Grenze steht "rather an amusing thing happened while (we were) dressing that morning". Oft ist auch Anakoluth anzunehmen: "Walking down from the hill, there was" (etwa = "we had) a splendid view of the manor". So etwa wären die Grenzfälle zum "slip-shod English" hinüber anzuordnen, in dem der Ersatz des richtigen Hauptsatzes durch einen anders gefügten tatsächlich dazu führt, daß man stutzt und die einzelnen Personen erst auseinanderwirrt. Der Abschnitt S. 40 (26)ff. bedarf insbesondere in der Schulgrammatik einer weit genaueren Neubearbeitung. In "Mussulman" ist der s-Plural häufiger, "births" mit [đ] ist falsch, hier ist es wohl das beste, nach Jones (EPh. § 284) Listen für [þ] und [đ] zu geben. Für den Nachweis, woher "children-players" (S. 46) zu belegen ist, wäre man Wendt dankbar, da "the childer wymmen" nur bei Wyclif belegt ist, sonst aber das Adjunkt "child" nicht im Plural vorkommt; zu "aborigines" (S. 47) gehört als Singular "aboriginal". Es wäre S. 48 ein Hinweis wohl angebracht, daß die Spitzenstellung des sächsischen Genetivs: "Shakespeare's was evidently an uneducated mind" die schwerfälligere Fügung "Sh. m. w. e. an uneducated one" vermeiden hilft. Welches sind die wenigen Ausnahmen beim Stoffnamenplural S. 49 (30)? Der Plural von "fish" schwankt, doch ist "fish" eher der Sprache der Händler und Sportsleute, "fishes" der der Naturforscher zuzuweisen. S. 60 (35) fehlen einige adjektivisch gebrauchte Adverbia: "the thither side of life, the still *Member* for Mickleton; that quondam Queen of Hearts; her after-acceptance of the situation (der Bindestrich ist beachtenswert!), the after *lovely* moonlight scene, the sometime Mayor". Beim Ersatz des Adjektivs durch Substantiva handelt es sich nun um Schwierigkeiten, denen Wendt so wohl nicht ganz beikommt. Jespersen sagt einmal: „Ein Adjektiv ist, was ein anderes Adjektiv oder ein Substantiv instinktiv als solches erkennt". So kann man zwar, wenn man die glückliche Bezeichnung "adjunct" vermeiden will, von adjektivischem Gebrauch des Substantivs sprechen, doch ist für die Überführung ins Adjektiv besonders der prädikative Gebrauch maßgebend, der bei Wendt nach den etwas durcheinandergewürfelten Beispielen S. 62 (37) nicht

recht deutlich wird. Ich führe an: "Mr. Hardy is anxious to show how jolly country he is. — What can be more pudding than the language of Mr. Hardy? — All is as mist and as evanescent. — As dark as a raven and as gold as a sunflower. — Tunnels, some of which are corkscrew in form. — His . . . eyes shone, reddish-brown, eager and animal." In "three-cornered" (S. 60/36 im Beispiel) ist "-ed" keine Partizipialendung, sondern adjektivbildendes Suffix; hier ist Jespersens Erklärung (MEG. II 15. 34) am Platze: ("different colour) + ed" gegenüber etwa dem als Einzelwort oder Partizip eher denkbaren "proportioned, whiskered", daher "elegantly proportioned, beautifully whiskered". Sehr gut ist bei den Völkernamen (S. 64/37) das Beispiel "the Manchester Irish"; beim substantivischen Gebrauch des Adjektivs wäre etwa zu scheiden: "the (a) white man (white), the white of the eye, the whites: a mortal-mortals". Bei der Pluralbildung ist auf Kürzungen zu verweisen wie "undesirables" für "undesirable aliens", ähnlich "unseen (translation)s, two evening (dresse)s, rational (garment)s, public(house)s, wozu N. Spr. 29, 286 zu vergleichen wäre und die mir ganz ähnlich sind der Kurzformbildung math(ematic)s (Schulslang). Sehr schön ist die Stellung des Adjektivs behandelt. Historisch nicht genau ist die gemischte unvollständige Steigerung, hier liegt kein Superlativ "most" vor, sondern ein Doppelsuffix "-uma + ista". Ohne Artikel werden neben "cook, boots" S. 83 auch "baby, nurse" gebraucht. Der Gebrauch von "Reverend" ohne Taufnamen ist vulgär; es muß heißen "the Reverent John Smith, the Very Reverend the Chief Rabbi". Einzelne Grundsätze für die Setzung des Artikels wären herauszuheben, so die Monatsnamen S. 92 (51) ohne Artikel (wenn sie nicht durch Zusätze herausgehoben werden, was schon früher bei den Personennamen S. 83 (46) erscheint). Beim bestimmten Artikel fehlt "the book you mention; the impudence of the fellow" (diese U.); "of the kind"; was von der S. 82 (45) durch Beispiele belegten Verwendungsart: "Thucydides is the great historian" abweicht und zu dem angeführten "at a time" als Parallelerscheinung S. 81, 110 (45, 60) erwähnt werden sollte. Beim unbestimmten Artikel vermisse ich die idiomatische Ausdrucksweise "a death (ein Todesfall); he was flung into prison for a contempt; the king's youngest brother . . . is dead of a dropsy and consumption". Hängt das irgendwie mit den von Meyer-Lübke Rom. Gramm. III/226 beigebrachten Fällen aus dem Französischen des XV. und XVI. Jahrhunderts oder mit Erscheinungen wie nfrz. "elle fut condamnée à une prison perpetuelle" zusammen? Bei der Wiederholung des Artikels S. 97 (53) ist das über "the English and French fleet (fleets)" gesagte (vgl. N. Spr. 29, 339) nicht ganz streng zu nehmen; ich füge zu den Belegen dort noch "the Irish and English House of Commons successively . . .", wo durch "successively" der gegen die Regel sprechende Singular (jeweils nur ein Haus!) begreiflich wird. In der E.G. sind die Erklärungen manchmal zu knapp, auch die Fassung unklar; so S. 9: Ist das Objekt zugleich das Subjekt des Satzes (gleich dem), ebenda sollen die Funktionen der Hilfsverba dazu dienen, die logischen Beziehungen der Vollverba innerhalb des Satzes klarzustellen. S. 17 ist "ought" als Konditionalis bezeichnet, S. 22 ist der letzte Absatz über den Akkusativ mit Infinitiv bei den Verben des Wollens, Meinens usw. zu unbestimmt. Bei der Pluralbildung auf "-ves", den Doppelformen des Plurals von Fremdwörtern mit verschiedener Bedeutung, den besonderen Bedeutungen des Plurals (S. 28/9), bei der Geschlechtsgebung durch Personifikation (S. 33) scheint mir größere Ausführlichkeit nötig.

Für "Ours is a constructive policy" S. 108 (60) gilt das zur Voranstellung des sächsischen Genetivs oben Bemerkte. Wenig klar ist S. 123 (66) die Abgrenzung von "every-each"; ich meine, die Angabe des N.E.D.: "every directs attention chiefly to the totality, *each* chiefly to the individuals composing it" bietet eine bessere Erklärung. Gewiß ist der Unterschied zwischen "every" und "each" manchmal belanglos, aber das dürfte auf Wendts Beispiele 5 und 6 kaum zutreffen. Doppelpräpositionen gehören in die allgemeine Einleitung S. 132 (70); beim Subjekt S. 182 (96) fehlt eine eigentümliche Form des Subjekts: From the moment when the tailor had bowed his farewell to the moment when G. found himself in the lift, was altogether barely five minntes. — From the alp to the Colle del Chiapous should take about two hours' steady walking". — In der Lehre von der Übereinstimmung im Satz S. 194 fehlt "More than one (woman was willing to venture her few hundreds") und nur gelegentlich angedeutet, so S. 211, 215 ist die lockere Anreihung oder fehlende Kongruenz gleichartiger Satzteile, die irgendwo zusammengefaßt werden sollte: "Their lot was the same as the enormous majority of their countrymen in the Northern colonies" (Trevelyan). — "His father's head, my old lord's, that grey fox of the mountains" (Stevenson). — "These words are Pascal's, the great light of the Catholic Church" (G. Moore). — "With Harris at the sculls and I at the tiller-lines" (Jerome). — Ich möchte zusammenfassend sagen, daß diese Bücher, allerdings nicht bis ins kleinste durchgearbeitet, was da und dort empfindlich stört, den heutigen englischen Sprachgebrauch sehr gut darstellen. Die E.G. kann ich mir freilich nur in einem besonders angelegten Unterrichtsverfahren denken, das mit sehr fein durchgebildeten Schülern, im Sinne auch der Ottoschen Methodik und der Hübnerschen Leitsätze, auf Eigenarbeit hinzielt und beherzigt, was Kruisinga kürzlich wieder betonte: "Students are apt to think that they can learn their grammar by learning the rules, without troubling about the examples". Gerade in den sehr reichhaltigen Beispielen auch der E.G. liegt ein großer Wert und nur die Ausnützung dieser *Beispiele* wird den Schülern die Feinheiten des Englischen auch ins Gefühl bringen.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Joseph Hergesheimer, *Balisand*. Leipzig 1924. Bernhard Tauchnitz, 327 S. Tauchnitz Edition vol. 4661.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Anregung zu diesem jüngsten Romane Hergesheimers in der Feier der 125. Wiederkehr von Washingtons Todestag († 14. Dezember 1799) erblickt. Demgemäß ist der geschichtliche Hintergrund der Erzählung breiter ausgemalt als es in seinen früheren Werken der Fall war, und diese selbst stellt sich dadurch den langen Reihe historischer Romane an die Seite, die um die Jahrhundertwende in den Vereinigten Staaten besonders beliebt waren. Aber während diese älteren Werke sich in romantischer, idealistischer Schönfärberei der historischen Geschehnisse und Zustände nicht genugtun konnten, zeichnet sich Hergesheimers Behandlung der geschichtlichen Vorgänge durch eine bewußt objektive, realistisch erfaßte und psychologisch vertiefte Darstellung aus. Es handelt sich um die in Europa weniger gekannten innerpolitischen Entwicklungen, die während der zwei Präsidentschaften Washingtons

(1789—1793, 1793—1798) sich anbahnten, vor allem um die Erstarkung der von Jefferson geleiteten Oppositionspartei der "democratic republicans", der heutigen Demokraten, die den konservativen „federalists", den heutigen Republikanern, besonders im Süden den Rang abliefen, und um die Umtriebe des französischen Gesandten Genêt, der während der französisch-englischen Kriege die junge amerikanische Republik aus ihrer eben proklamierten Neutralität locken sollte. Der Roman selbst, die Erfindung und Führung der Handlung mit ihren psychologischen und philosophischen Auswertungen, stellt kaum einen Fortschritt in Hergesheimers künstlerischer Entwicklung dar. Der Held, Richard Bale, Besitzer der virginischen Pflanzung Balisand, Anhänger Washingtons und verabschiedeter Offizier, wird von plötzlicher, leidenschaftlicher Liebe zur Braut eines Freundes erfaßt, der ihn dann später im Duell tötet; die Geliebte stirbt nach einigen Stunden beglückenden Beisammenseins durch einen Unglücksfall. Aber diese kurzen Stunden sind das große Ereignis in Richards nüchterner, banaler und brutaler Existenz; geheime Fäden spinnen sich von der toten Geliebten zu Richard, dem sie sich in lebendigen Visionen immer wieder vor Augen stellt, Visionen, die ihm schließlich zur Qual werden, sodaß er seinen Tod als Erlösung empfindet. Richards Lebensauffassung ist völlig diesseitig, materialistisch; auch seine Visionen entbehren der transzendenten Geistigkeit; jegliche Jenseitshoffnung wird von ihm ausdrücklich abgelehnt. Hergesheimers grundsätzlicher Pessimismus und Agnostizismus tritt hier somit deutlicher und ungemischter zu Tage als in irgendeinem seiner früheren Werke; die Frage nach dem Sinn des Lebens wird mit einer schonungslosen, absoluten Negation beantwortet. — Die gelegentlich der Anzeige von Hergesheimers früheren Romanen an dieser Stelle (*N. Spr.* 32, S. 202) angekündigte zusammenfassende Studie über seine schriftstellerische Eigenart ist inzwischen 1925 in Klemperer-Lerchs „Jahrbuch der Philologie" (1. Band) erschienen.

A. C. Paues, *Annual Bibliography of English Language and Literature*, Volume IV, 1923. Cambridge (Bowes u. Bowes), 1924. IV u. 235 S. Preis geh. 6 sh. net.

Die von Miss Paues im Auftrag der „Modern Humanities Research Association" herausgegebene jährliche Bibliographie gestaltet sich mehr und mehr zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jede wissenschaftliche anglistische Arbeit. Vergleicht man den nun vorliegenden vierten Band mit dem von K. Brunner und mir hier angezeigten zweiten Jahrgang (siehe *N. Spr.*: 32, S. 164 und 199), so fällt ein bedeutender Fortschritt sogleich in die Augen. Statt der früher rund 2000 Nummern ist die Zahl der Einträge jetzt auf über 3000 angewachsen; das praktische System der Hin- und Rückverweise erscheint bedeutend erweitert; die Übersichtsgruppen sind um drei vermehrt (Academies, Learned Societies, Miscellanies; Synonyms; Comparative Literature). Vor allem aber ist ein umfassendes alphabetisches Autorenverzeichnis hinzugefügt, das zur schnellsten Orientierung über jeden gesuchten Verfassernamen dient. Zahlreiche Stichproben ergaben auch diesmal wieder die große Verläßlichkeit des gebotenen Materials; die wiederum von Privatdozentin Else von Schaubert (Breslau) besorgten Angaben über deutsche Veröffentlichungen (einschließlich wichtiger Rezensionen) sind von erfreulicher Vollständigkeit. Die von mir (a. a. O.) im Interesse der Übersichtlichkeit vermißte Abtrennung der amerikanischen und kolonialen schönen

Literatur von der englischen wird offenbar aus prinzipiellen Gründen, zwecks Betonung der angelsächsischen Kultur- und Sprachgemeinschaft, nicht durchgeführt.

Dresden. W. Fischer.

Tauchnitz-Ausgaben.

1. 4569: *Hall Caine,* The Master of Man. Vol. I. 1922.
2. 4616: *Hugh Walpole,* Jeremy and Hamlet. 1923.
3. 4640: *Eden Phillpots,* Cheat-the-Boys. 1924.

1. Verf. betritt hier die ihm wohlvertrauten Gefilde der Insel Man. Der mir vorliegende 1. Band dieser in gepflegtem Englisch spannend erzählten „Geschichte einer Sünde", die unten dem Einfluß von Franzos und Tolstoi („Auferstehung") steht, läßt den weiteren Verlauf ahnen. Victor Stowell, der Sohn des Oberrichters (deemster) von Man, und nach dessen Tod selbst zum deemster ernannt, muß als solcher über einen Fehltritt seiner Jugend selbst zu Gericht sitzen. Das richterliche Ansehen, das er sich als Rächer beleidigter Frauenehre erworben hat, kann ihm nur einen Weg weisen. — Die Schilderung der Charaktere wie der einsamen Insellandschaften ist vortrefflich.

2. Die Geschichten von dem 10—11jährigen Jeremy und seinem Hund Hamlet stehen nur teilweise miteinander in Verbindung. Es sind hübsch beobachtete und nett erzählte Beiträge zur Kinder- (und Hunde-)Psychologie. Mit einer Mischung von Groll und Wehmut betrachtet der Verf. seine Jugend in den neunziger Jahren und läßt uns Blicke in die Enge eines pastoralen Stadthaushalts und das Schulleben vor 30 Jahren tun. — Eine Schulausgabe des flüssig und angenehm geschriebenen Buchs würde sich lohnen.

3. In die englische Apfelweingegend führt uns der anmutig-oberflächliche Erzähler, und eine Apfelsorte hat er sich als Namen für seine leichtfertig-unglückliche Heldin gewählt. Die Tragödie entwickelt sich fast unmerklich unter der Oberfläche endloser Unterhaltungen von erklecklicher, aber manchmal recht nachdenklicher Geschwätzigkeit. — Ein Stück englischer Heimatkunst, das einen wenig gekannten, abseitigen Winkel vor dem Leser erstehen läßt.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Arthur Salz: „*Das ewige Frankreich*" („Einzelschriften zur Politik und Geschichte," 3., hg.v. H. Roeseler), Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte, Berlin 1923. 89 S.

Der Verf. stellt sich die Frage, ob „das, was Frankreich heute tut", also seine Nachkriegspolitik mit dem Gipfel der Ruhrbesetzung, Aufschwung oder Entartung der Nation bedeute. Die Antwort darauf sei nicht ohne weiteres zu geben, denn es fehle an einer zuverlässigen „transzendenten Norm". Er will daher die Franzosen selber antworten lassen und, A. Fouillée: „Esquisse psychologique des peuples européens," Paris 1903, zitierend, feststellen, welches Ideal das französische Volk „über sich selbst sich gebildet, was es als seine eigenste Aufgabe und Sendung erfaßt, an welche bestimmten herrschenden Ideen es glaubt" (S. 9)[1]. Das sind vor allem ein überaus stark

---

[1]) Vergl. die „Götter und Götzen des Franzosentums" in dem Aufsatze von Wechssler, N. Spr. 30, 1ff.

entwickeltes Staatsgefühl, eine ebenso starke Solidarität, ferner das Gefühl für Ehre und das für Pflicht. In den beiden erstgenannten besonders zeigt sich die eigentliche Entwicklungslosigkeit, Unveränderlichkeit der französischen Nation, das „ewige Frankreich". Staatsgefühl und Solidarität in Frankreich sind von jeher vom Staate in seinen Bürgern künstlich gezüchtet worden und zwar mit größtem Geschick und größtem Erfolg, derart, daß es der Staat verstand, sein materielles Interesse mit dem seiner Bürger oder wenigstens mit dem der besitzenden Bürger unzerreißbar zu verketten und in ihnen sytematisch jene Gesinnung großzuziehen, die Salz „Rentenhaftigkeit" im weitesten Sinne nennt: Im Mittelalter durch „die Vergebung von wirtschaftlich wertvollen Hoheitsrechten", im 17. Jhdt. durch den Ämter- und Würdenverkauf, die Steuerverpachtung, den Verkauf der Staatsdomänen, in neuerer Zeit durch die „Schaffung eines nationalen Schuldenwesens", d. h. der Staatsrente. Hierbei suchte der Staat, drei Prinzipien zu verfolgen: das nationale, dadurch, daß die Schuld im Lande aufgenommen wurde und verblieb, das demokratische, dadurch, daß „jeder Bürger, auch der kleinste, gleichsam ein Stück Staat zu eigen hat", wenn er Staatsrente übernimmt, das soziale, dadurch, daß der Staat dem Rentner kein Kapital schuldet, sondern nur einen garantierten Jahresbetrag, eben die „rente", die allerdings später wieder zu einer Kapitalsschuld umgeformt werden mußte. Diese „Rentnerzüchtungspolitik" zog die verhängnisvollsten Folgen nach sich: die im Vergleich zu andern Ländern ganz unverhältnismäßig große und niemals ernstlich abzutragen versuchte Staatsschuld, der viel zu geringe Staatseinnahmen gegenüberstehen, ferner den Mangel an Kapital für Industrie und Landwirtschaft, aber auch eine gewisse „Lebensangst", mit der letzten Endes die Sterilität der Nation zusammenhängt — Ursache und Wirkung zugleich —, denn der französische Familienvater „betrachtet es als seine Pflicht, so viele Vermögen zu bilden, als er Kinder hat", und „die Selbstregulierung der Geburtenziffer wirkt wie ein Sicherheitsventil gegen die Spannungen der wirtschaftlichen Maschinerie". Diese „Lebensangst" der Eltern bringt es aber auch mit sich, daß sie ihre wenigen Kinder wieder nur zu „Obligationären", nicht zu „Aktionären" des Lebens erziehen (nach einer Unterscheidung von D'Avenel in „Découvertes de l'histoire sociale", Paris 1905), d. h. zu Rentnern und Lohnempfängern jeglicher Art, nicht zu Berufen, die eigene Initiative und Daseinskampfbereitschaft erfordern. Weitere Merkmale der französischen Wirtschaftsverfassung oder, wie Salz sagt, Wirtschaftsgesinnung sind, daß Frankreich in unverhältnismäßig großem Umfange Gläubiger finanzschwacher Staaten ist und daß daher sein Finanzinteresse im Dienste seiner auswärtigen Politik stand, und ferner, daß in Frankreich eine enge Verquickung von geschäftlichem und politischem Interesse bei manchen hohen staatlichen Funktionären besteht.

Für das Meiste, was der Verf. in diesem Zusammenhange vorbringt, dokumentiert er sich aus französischen Quellen, und vieles, besonders die Charakterisierung der Hypertrophie des Rentenwesens, erscheint sehr einleuchtend. Die große Majorität der „Obligationäre" gegenüber den „Aktionären" des Lebens halte ich allerdings nicht für ein spezifisch französisches, sondern für ein — übrigens leicht erklärliches — allgemein europäisches Phänomen.

Nicht bedingungslos dem Verf. zu folgen vermag ich dort, wo er neben und aus den volkswirtschaftlichen und politischen Ableitungen sich auf ethisches Gebiet begibt. Da hat ihm — und das wird ihm

jeder Deutsche, der die Wilsonschen Waffenstillstandspunkte mit dem Versailler „Vertrag“ konfrontierte, der Oberschlesien und Ruhr erlebte, zugute halten müssen — ungeheure Erbitterung die Feder geführt; die Broschüre ist ja 1923 geschrieben[1]). Dennoch kann man, meine ich — obwohl Salz sich gleich eingangs gegen das „Gerede“ verwahrt, „daß es nur das offizielle Frankreich sei, das die Welt beunruhige, daß es neben der „France publique“ noch eine anders gesinnte ‚France privée‘ gebe“ —, niemals ein ganzes Volk sittlich verantwortlich machen für das, was seine Führer verbrechen. Der großen Masse — und weit mehr gehören zu ihr, als je zugegeben wird, viele, die, einzelne befragt, sich entrüstet dagegen verwahren würden — können Politiker und Presse füglich jede Dummheit als geniale Tat, jede Niedrigkeit als Heroismus plausibel machen. Das war und ist so, wird immer so sein. Salz sagt ja selber, indem er die heutigen Franzosen mit den alten Athenern bei Thukydides vergleicht (S. 12), „wie wenig sich das Denken und Fühlen der Menschheit in all den Jahrhunderten geändert hat und wie gleich sich die menschliche Natur in allen Lebenslagen geblieben ist“. So kann man denn manchen Äußerungen des Verf., wenn man sich bemüht, gerecht zu bleiben, unmöglich zustimmen; wie etwa dieser: „Versteht man jetzt besser, was der französische Patriotismus eigentlich ist und was er bedeutet, wenn das partikulare Interesse das einzige Motiv der nationalen Solidarität ist? Ein rentierliches Geschäft. Die Liebe zum Vaterlande ist die Sorge um den Kurs der Staatspapiere. Der französische Soldat „kämpft“ um die Ehre des „süßen Frankreich“, jawohl, wenn Ehre soviel heißt wie Rente.“ (S. 53.) Gerecht zu sein ist dem Individuum und noch viel mehr einer ganzen Nation gegenüber allerdings eine ungeheuer schwere Sache, mitunter fast gar nicht zu verlangen, und die Franzosen sind es uns gegenüber allermeistens auch nicht. Das Glück oder Unglück, Zeitgenosse zu sein, schafft eben nur Machtgeblendete oder Notverbitterte, aber keine Historiker.

Wien. Gustav Rieder.

S. Eringa, *La proposition infinitive simple et subjective dans la prose française depuis Malherbe.* Paris 1924. E. Champion.

Ein Buch, das jeden, der das Suchen der heutigen Wissenschaft nach einer psychologisch fundierten Syntax begreift und billigt, mit hohem Interesse erfüllen wird. Bréal, Vendryes, Meillet, Bally sind die Sterne, die ihm leuchten, und nach denen Eringa seinen Kurs nimmt. Bally würde sagen, es sei keine syntaktische, sondern eine stilistische Untersuchung, welche der Verfasser durchgeführt hat; denn das Ziel, das er auf langen Wegen und unter Vorlegen eines reichen Materials von Autorenstellen erreicht, ist die Erkenntnis, daß der Infinitiv (angeblich) vornehmlich affcetiven Wert habe. «Le sentiment se concentre dans certaines parties de la phrase, notamment dans le verbe et le substantif. Le sens affectif du verbe est modifié par l'adverbe et par ses compléments; celui du substantif, par le qualificatif où les termes équivalents qui l'accompagnent. L'infinitif tient du substantif et du verbe (p. 239) u. später: L'infinitif se place aux endroits où la sensibilité va atteindre son point culminant.» Das alles ist nun freilich, — leider Gottes, — Zukunftsmusik. Es sind Behauptungen, denen vorläufig noch jeder Schatten eines Beweises fehlt und die vor allem m. W. die moderne Psychologie,

[1]) Vgl. besonders das Nachwort, S. 84ff.

sofern sie selbst nicht bloß Behauptungen aufstellt, sondern zu deren Erhärtung zum Experiment schreitet, auch nicht entfernt zu verifizieren vermag. Aber der Autor hat sich etwas gedacht, und es lohnt die Mühe, seinen Gedankengängen zu folgen.

Schon im einfachen, selbständigen Infinitivsatz, den E. in seinen verschiedenen Spielarten mit guten Beispielen belegt (Infinitiv als Ersatz des Verb. finit. bei primitivem Sprechen, Inf. im Notizenstil, volitive Infinitivsätze, à savoir, à commencer usw., erzählender Inf., Infin. des Ausrufs, der Frage) stellt er seine These auf: Il est curieux de constater que l'infinitif se place justement aux endroits où le sentiment va atteindre son point culminant. Die Stellen aus Vigny, Loti, Zola, Bourget, aus denen er diese Lehre zieht, scheinen mir aber keineswegs evident: *Avoir gardé* au fond de soi, vingt années durant, le regret endormi, mais toujours vivant, du roman brisé de sa jeunesse, *avoir suivi*, d'un intérêt toujours grandissant, à travers la vie, le héros de ce roman, *avoir désiré* follement le *retrouver* sans rien oser pour cela, le *retrouver* par un de ces hasards qui donnent la sensation, le frisson d'une destinée, — il est assez jeune, elle est assez jeune encore pour qu'ils puissent s'aimer! Ich finde hier — rein „stilistisch", nicht „syntaktisch" gesprochen, — drei Partizipien mit affektisch ganz farb- und belanglosen Infinitiven des Auxiliars verbunden, während der affektische Nachdruck in den drei ersten Teilsätzen doch wohl auf *regret, héros* u. *follement* liegt, dann einen allerdings affektisch stärker hervortretenden Inf.: *le retrouver*, der aber, obwohl zweimal ausgesprochen, doch nur der Auftakt zum eigentlichen Gefühlsausbruch ist, *il est jeune, elle est jeune . . . qu'ils puissent s'aimer*! gerade dieses *aimer* kommt aber an bewußter Stelle nicht in Frage. Stilistische Konzeptionen sind eben glatt wie ein Aal und entschlüpfen unsern Händen, wenn wir sie am sichersten zu fassen meinen.

Das Fallenlassen aller scholastischer Hemmnisse der traditionellen Syntax hat für Untersuchungen, die den syntaktischen Funktionen bestimmter Wortformen gewidmet sind, gewiß seine Vorteile. Zusammenhänge sind leichter zu schaffen, und man gerät nicht so leicht in die Gefahr jenes Formalismus, gegen den vor allem die junge Generation französischer Syntaktiker mit Erfolg sturmläuft. Es hat aber auch seine Nachteile. Wenn wir vom „logischen Subjekt" unpersönlicher Sätze im Sinne Toblers lesen, so mutet dies wie ein Anachronismus an, seitdem Strohmeyer (Der frz. Stil) ihm ein „logisches Prädikat" zur Seite stellte, womit er gerade der stilistischen Konzeption vom Wesen des Satzes neue, wenn auch vorläufig noch nicht recht gangbare Pfade eröffnete, die ein Neuerer wie Eringa erschließen helfen könnte. Oder was sollen wir dazu sagen, daß ein ganzer Abschnitt den Infin. als Subjekt behandelt, wo *errare humanum est — li retorners, che dist Gifflès, seroit folie — Car vouloir contrefaire un comédien . . . ce n'est pas le peindre lui-même* unter einen Hut gebracht werden? Oder die auffällige Nichtbeachtung der accusat. c. inf. Konstruktion, die für das Latein ebenso ignoriert wird wie für das Französische. Ein Wort der Begründung wäre in diesen Fällen wohl notwendig gewesen, um auch jene Leser zu überzeugen, die den bisherigen langsamen Schritt der Wissenschaft gewöhnt, dem vorwärtsstürmenden Autor gerne folgen möchten, ohne fortwährend über Einwürfe, die sie sich selbst machen müßten, zu stolpern. Aber auch wenn man den Gedankengang und die Resultate des Verfassers nach unserem jetzigen Wissensstand nicht immer zu billigen und als dauernden Gewinn der Wissenschaft anzuerkennen

vermag, so bleiben doch seine Ausführungen anregend, und selbst der Andersdenkende wird anerkennen müssen, daß ein reiches Füllhorn interessanter Belegstellen, aus den verschiedensten frz. Schriftstellern älterer und neuerer Zeit, unsere Kenntnis über die Verwendung des Infinitivs wesentlich bereichert, die in diesem Sinne gefördert zu haben ein bleibendes Verdienst des Autors ist.

Wien. Karl Ettmayer.

René Lalou, *Histoire de la littérature française contemporaine* (1870 à nos jours) Paris, Crès. 1924 (756 S.).

Ein objektives französisches Buch über französische Literatur wird vor einem deutschen immer eines voraus haben: es wird nicht am Beginn der Darstellung eine Formel für das Wesen des französischen Geistes suchen und nun die Fülle der Erscheinungen nach dem Prinzip französisch-unfranzösisch zu klassifizieren suchen. Das Bild wird bei solcher Fragestellung unbedingt ein schiefes werden. Die Frage: was ist französisch? ist für literarhistorische Betrachtung verkehrt und überflüssig. Begriffsbestimmungen des französischen Wesens im allgemeinen, aus irgend einer Epoche heraus, ob sie nun Zeitalter Ludwigs XIV. oder Aufklärung heißt, sind zu nichts nütze, wenn man sie auf eine andere Epoche anwenden will. Die Tatsache, daß für Descartes, für Corneille, für Labruyère der Mensch mit dem Franzosen seiner Zeit zusammenfiel, genügt noch nicht, um einen Zola, einen Rolland, einen Duhamel als unfranzösisch zu charakterisieren. Der Ausländer sollte die Aufstellung solcher Maximen politischen Sektierern wie Lasserre oder Maurras überlassen und selbst die Wertung nach rein ästhetischen und nicht nach politischen Gesichtspunkten vornehmen. Es ist sonderbar, daß die meisten deutschen Autoren, die sich in der letzten Zeit mit moderner französischer Literatur befaßten, gerade eine gewisse Neigung zeigen, den französischen politischen Polemisten nationalistischer Färbung zu folgen. Curtius' „Wegebereiter" müssen hier ausgenommen werden. Man mag über Einzelheiten in seinen Wertungen anderer Meinung sein als Curtius — ich selbst habe ihm an dieser Stelle den Vorwurf gemacht, er hätte den Kreis der Wegebereiter zu eng gezogen — es bleibt aber sein Verdienst, den Begriff des *modernen* Frankreichs richtig gedacht und erkannt zu haben, daß es ein modernes Frankreich gibt, das nicht minder französisch ist als das Frankreich Racines, Pascals, Voltaires. Gerade die Entwicklung der Literatur seit dem Erscheinen seines Buchs gibt ihm recht. *Französisch* sein heißt heute — hier kommt nur der literarische Ausdruck der französischen Psyche in Betracht — in *gewissem* Sinne kosmopolitisch sein.

Lalous Buch ist politisch durchaus parteilos. Deshalb kann es einer Erscheinung wie der Claudels oder Barrès ebenso gerecht werden wie der eines Apollinaire oder eines Duhamel. Die Spannung, die in diesen Namen liegt, ist groß genug, um das Buch als tendenzlos zu kennzeichnen. Es ist nötig, dies hervorzuheben. Denn bei einem französischen Buch über zeitgenössische Literatur, das wertend verstehen lehren möchte, kann es leicht vorkommen, eben weil das Buch *alle* Strömungen zu werten sich bemüht, daß man ihm ästhetische Parteinahme vorwirft. Lalous Buch ist denn auch diesem Vorwurf — völlig zu unrecht — nicht entgangen. Es handelt sich bei diesen Angriffen aber mehr um eine lokale französische Angelegenheit, die den Ausländer nichts angeht.

Lalous Werk ist im ganzen eine ausgezeichnete Leistung, von allergrößtem Wert für jeden, der sich mit der französischen Literatur der Gegenwart beschäftigt. Freilich wird man nicht jedem seiner Urteile beistimmen. Der französische und der deutsche Kritiker werden naturgemäß in ihren Wertungen oft auseinandergehen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit Victor Hugos Alterswerken, um dann Leconte und Banville als letzte Vertreter der Romantik zu behandeln. Mit Baudelaire beginnen die *Influences nouvelles*. Ich kann hier mit Lalou nicht übereinstimmen, wenn er die „*inégalités*" bei Baudelaire hervorhebt und gar „*Correspondances*" als charakteristisch für den „*manque de souffle*" bezeichnet.

Man mag überrascht sein, wenn bei den „influences nouvelles" auf Baudelaire Stendhal folgt. Und dennoch hat Lalou recht. Das ist ja eben das Wunderbare an der Literaturentwicklung des 8. und 9. Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts, daß die neue *sensibilité* gewissermaßen allen Blütenstaub, den der Wind mit sich führt, aufnimmt. — Bei der Wertung Flauberts scheiden sich die Wege des deutschen und des französischen Kritikers. Für den Franzosen ist Flaubert der Realist *par excellence*, für den Deutschen aber ist sein Realismus eher Idealismus im platonischen Sinn[1]). Zu Renan möchte man den französischen Kritiker auf Küchlers Studie verweisen, die unter allen Renanmonographien den Vorzug nationaler und zeitlicher Distanz besitzt. Die Seiten über Taine sind vorzüglich, wenn Lalou auch den *Graindorge*, der doch für die Gesamtwürdigung der Persönlichkeit ausschlaggebend zu sein scheint, vernachlässigt hat.

Die besten Teile des Buches sind die über die Lyrik, sowohl die ältere wie die zeitgenössische. Dagegen befriedigt der Abschnitt *Le Réalisme* weniger. Man spürt gegenüber dem Impressionismus der Goncourts einen gewissen inneren Widerstand in Lalou, der zum Widerspruch reizt, bei Daudet ein leises Belächeln, bei Zola die Ablehnung, bei Maupassant einen Nachhall der Maupassant ablehnenden Stimmen der Gegenwart. Besonders bei Zola fällt das auf. Gewiß wird man heute seinen „*scientifisme*" ablehnen, an einzelnen Unebenheiten des Stils Anstoß nehmen, aber die gigantische Vision der zeitgenössischen Gesellschaft bleibt wohl bestehen, und es ist ein Irrtum Lalous *l'Œuvre* anzusehen als „*celui des livres de Zola qui rebute le moins le lecteur actuel.*" Es ist gerade bei Zola sonderbar, wie Irrtümer der Kritik sich jahrzehntelang halten können und selbst bei sonst selbständigen Kritikern vom Schlage Lalous sich einnisten. Es handelt sich hier — und nicht minder bei der Maupassant-Dämmerung — um einen Protest der geistigen Menschen gegen die Auswahl der Personen in den Werken des Naturalismus; aber auch um einen Protest einer antiintellektualistischen Generation gegen eine intellektualistische künstlerische Methode, als deren Träger nicht etwa Taine, sondern eben Zola und Maupassant angesehen werden. Dieses Kapitel über den Realismus ist das einzige, bei dem man mit dem Autor streiten möchte, ausgenommen die Würdigung des mit Recht im Zusammenhang mit den Naturalisten behandelten Jules Renard.

Gewiß ist bei dem Umfang des Werkes mancher Fehler unterlaufen. Verdiente das Theater von Porto-Riche eine so ausführliche

[1]) Man könnte von Flauberts Menschen sagen, was Rigal von Molières Menschen schrieb: Sie sind Menschen der Wahrheit mehr als der Wirklichkeit.



Behandlung? Ist er Hervieu wirklich überlegen, oder sind nicht beide gleich unbedeutend? Tut Lalou Tristan Bernard nicht unrecht, wenn er ihn lediglich als Situationskomiker bezeichnet? Warum lehnt er den katholischen Roman eines Emile Baumann so schroff ab? Auf der anderen Seite enthält das Buch glänzende Essays über einzelne Literaturrichtungen wie den Unanimismus, die Abbaye, über Gide, Claudel, Péguy, Barrès, Maurras, denen gerecht zu werden dem Deutschen immer schwer fällt. Die Belesenheit Lalous versetzt in Erstaunen. Hier rivalisiert er mit den größten Kritikern. Das Buch ist ein ausgezeichneter Führer durch das Labyrinth der zeitgenössischen Literatur, freilich mehr für den Franzosen als — infolge des Fehlens der Inhaltsanalysen — für den Deutschen. Es ist eine bedeutende Leistung und entspricht einem Bedürfnis, wie sein großer Absatz beweist.

Leipzig. Wilhelm Friedmann.

P. Hilarin Felder, „*Die Ideale des hl. Franziskus von Assisi*". 2. Auflage, 445 S. Paderborn 1924. Ferdinand Schöningh. Geb. 10 M.

Der Verfasser bringt weder eine chronologische Darstellung des Lebens des hl. Franz, noch läßt er sich auf eine Diskussion der von ihm zwar nicht kritisch, aber ausgiebig und sorgfältig verwendeten Quellen ein, wie dies z. B. in den hervorragenden Werken von P. Sabatier und J. Jörgensen der Fall ist; er begnügt sich vielmehr damit, eine zusammenfassende, von inniger Liebe und Begeisterung für die Persönlichkeit des Poverello erfüllte Darstellung seiner Ideale zu geben.

Felder führt die Ideale des hl. Franz auf ein Grundprinzip zurück, nämlich auf die Notwendigkeit, das Leben streng nach den Vorschriften des Evangeliums zu führen. Dieses Prinzip begreift alle weiteren Überzeugungen und Ideale, die Franz gelebt und gelehrt hat, in sich: die glühende Liebe zu Christus, denn er ist das Evangelium; die Verehrung der Eucharistie und der Kirche, denn sie verkörpern Christus. Nach dem Evangelium leben heißt in Armut, Demut, Gehorsam, Einfalt, Keuschheit, Bußfertigkeit leben. Seine freudige Gottesliebe ist es, die ihn dazu bringt alle Menschen als Brüder in werktätiger Liebe zu umfassen. Daher geht die Tätigkeit des hl. Franz auf in Krankenpflege, Armenfürsorge, vor allem im Apostolat; letzteres ausgeübt im Anfang durch die Bußpredigt. Erst später, im Laufe der Entwicklung des Ordens, tritt auch die Schriftpredigt hinzu. Diese Entwicklung führt zur Frage der franziskanischen Wissenschaft, die der Verfasser nach seiner früheren ausführlichen Darstellung (*Geschichte der wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts*, Freiburg i.Br. 1904), kurz zusammenfaßt, indem er, sicher mit Recht, betont, daß Franz der Wissenschaft als solcher nicht feindlich gegenüberstand, sie allerdings nur vom Standpunkt der Theologie gelten ließ, zum Zweck des apostolischen Wirkens, betrieben nur von Klerikern, nicht von Laienbrüdern, im Geiste der Frömmigkeit.

Wien. Elisabeth Küchler.

Arturo Farinelli, *Petrarca, Manzoni, Leopardi*. Torino, Bocca, 1925. pagg. 148 (Letterature moderne vol. X).

Derselbe, *Divagazioni erudite* (*Inghilterra e Italia, Germania e Italia, Italia e Spagna, Spagna e Germania*) Torino, Bocca, 1925, pagg. 479 (Letterature moderne, vol. XI).

Derselbe, ***Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur, mit dem Bildnis des Verfassers und einem literarischen Vorwort von Prof. Max Koch, Breslau.*** **Kurt Schroeder Verlag. Bonn-Leipzig 1925, 423 S.**

Senza ancor avere raggiunti i sessant' anni il Farinelli[1]) ha dietro di sè tale ricchezza d'attività spirituale quale non sempre un' intera, lunghissima vita può accumulare. Ignoti gli sono i confini alla ricerca ed alla creazione e se quella ferrea, interiore disciplina che regna sovrana sul tumultuante e passionale fermento della sua anima non avesse imposti sacrifici, noi potremmo avere di lui non soltanto una produzione critica, ma anche una poetica. Soffocato per forza di volontà, il poeta rispunta in tutte le pagine del Farinelli là dove il critico, superata quasi incosciamente la distanza che lo separa dallo artista studiato, si immedesima con lui, rivive in sè la vita di quello e ce lo ridà in critico-poetica visione. Un finissimo intuito, una meravigliosa capacità di penetrare entro il cuore dell' uomo cui egli si accosta, il dono felicissimo di accogliere in sè dell' uomo studiato gli atti, i pensieri, la lingua, il carattere, le attitudini; una solidissima preparazione filologica e storica, un' amplissima conoscenza di tutte le letterature, una felicità d'intuizione pari alla sicurezza analitica, una fecondità quasi senza confronto lo rendono uno dei più elevati e nobili critici dell' Italia contemporanea.

Nè sia dimenticato di lui l'uomo e l'educatore. Dalla cattedra egli non spezza soltanto il pane della scienza ai suoi uditori, ma insegna loro a ritrovare se stessi, a scendere nella propria coscienza, a vivere il proprio interiore sviluppo per uscire alla vita non macchine, ma uomini.

A poca distanza di tempo, questo critico inesauribile ci ha dato tre opere di carattere e d'argomento diverso.

Due saggi sul Petrarca nei quali il Farinelli ci da una sintesi dello spirito del grande lirico e dove, ripigliando la tradizione del De Sanctis, vede in lui non soltanto un abilissimo artista, ma un uomo, un poeta con un' unità tutta sua, con delle caratteristiche che lo rendono una delle figure, anche psicologicamente, più interessanti della nostra letteratura. Ed appunto tenendo l'occhio fisso nel cuore del poeta, il Farinelli, stende il secondo dei suoi saggi: «La malinconia del Petrarca». Essa è il leitmotiv della creazione del Petrarca, ne è il fulcro centrale. Soltanto comprendendo e risentendo in noi una eco di questa malinconia (ed il Farinelli non ne è del tutto immune), possiamo spiegarci non come gioco rettorico o concettosa, esterna raffinatezza, ma come realtà poetica tutto quel dolorare, quell' ondeggiare quel desiderare e non apprezzare, quella volontaria e quasi dispettosa zinunzia e quel rimpianto, quella tristezza cosi insistenti anche quando la vita e gli uomini cooperavano a dare al poeta onori e gloria.

Segue un saggio sul Leopardi, una caratteristica chiara nutrita, viva di questo poeta ed un discorso commemorativo sul Manzoni dove il Farinelli anche se non ci dà nulla di soverchiamente nuovo sul poeta stesso dimostra un equilibrio ed una misura nella comprensione di esso quale non ci si poteva aspettare.

Non meno importante, quantunque diverso per carattere e mole l'altro volume: «Divagazioni erudite». Ritroviamo il Farinelli giovane, quello che percorse l'Europa, avido di sapere, covando tempeste in cuore, sorretto non soltanto dal desiderio di sapere, ma pervaso da una passione che varcava i limiti della ricerca scien-

[1]) Nato a Intra nel 1867.

tifica ed andava verso qualchecosa di più alto, verso quell' ideale di umanità che sempre guida il Farinelli nella sua operosa vita. Tutta la scienza, assorbita e riplasmata in sè stesso, non calmò l'irrequieta ed insaziabile sete del suo spirito: conoscere vuol dire rivivere, ogni notizia, ogni fatto diventa nuovo elemento alla sua multiforme attività. Queste sue quattro «divagazioni erudite», così le chiama, modestamente, l'autore, costituiscono anche per il profano una piacevole lettura. Esse non sono una fredda e pacata esposizione di fatti isolati ed a sè, ma la vivace riproduzione di un' età. Questi dotti, questi ricercatori dell' Italia, questi umanisti involuti, serrati alle loro regole ed ai loro preconcetti, si muovono, nel libro del Farinelli, come personaggi di un dramma. Non le loro cose, ma il loro cuore ed il loro spirito viene qui aperto al lettore. «Dall' ora presente appena son tochi i vati cantori delle memorie italiche. Solo il passato ha vita. Evocano, intemperanti, i ricordi delle antichità romane, con velleità di archeologi taluni, come il Fabricius, e con dottrina e perizia di storici. Nè un fremito corre per le rovine e le ombre ridestate dal languido verso. Fuori di patria, sotto l'ampio cielo che si distende sulle rovine italiche, traggono i più, stretta al cuore, la patria ancora. Gli entusiasmi si spengono, o illanguidiscono. Tendono le braccia alla natia terra, e quando ci giungono forti del nuovo sapere, hanno l'Italia in disdegno. La Circe allettatrice solo per pochissimi serba il suo incanto. Il Sabinus, nell' elegia in cui toglie commiato da Luigi Beccadelli, ... ha un rimpianto al paese in cui il mirto fiorisce e olezza il cedro» (pag. 192, segg.).

Eccoli vivi innanzi ai nostri occhi. Tutta la poderosa documentazione, esattissima, coscienziosissima completa l'opera del critico: questi riposi, questi sguardi d'insieme nel paesaggio letterario coi suoi uomini ad agirvi dentro vivi ed interi facilitano la comprensione del periodo studiato: le relazioni tra uomo e uomo, popolo e popolo, letteratura e letteratura diventano vita innanzi agli occhi del lettore. Tutte queste quattro divagazioni ci dimostrano quella capacità del Farinelli di passare dal particolare al generale, di cogliere le minime cose tenendo fermo l'occhio al punto dove egli deve arrivare. Sentiamo in tutta questa erudizione un' unità, una passione che fonde il tutto con la vita del Farinelli. Di lui si può dire, come di pochi, che la sua critica è la sua vita (e non soltanto la critica ma la sua missione educatrice, la scienza). Qui è il segreto della sua meravigliosa attività accompagnata sempre da un unica, larga melodia, ricca di sbalzi e di lirico impeto, pervasa da una pessimistica malinconia senza amarezza e da un patos costante e sicuro. Come questa unità centrale, questa chiara determinatezza danno ordine e forma anche alla sua produzione d'indole erudita, così una forte volontà, un senso eroico d'interiore disciplina regolano il divenire del suo spirito sempre rinnovantesi e sempre giovane, multiforme, irrequieto, senza confine.

La quarta appunto di queste «divagazioni» è *quella che maggiormente* ci prova come il Farinelli anche quando studia un problema come in questo caso particolarissimo «I tedeschi nel giudizio degli spagnoli sino all' alba del romanticismo» non possa accostarsi soltanto alla superficie delle cose, ma che, coi dati di fatto ch' egli raccoglie, costruisce solidamente così che questa sua «divagazione» si allarga ad uno studio sulla conoscenza della Germania e della letteratura tedesca in Spagna spiegandoci i perchè della poca conoscenza e facendoci osservare, man mano, come, pure in questa negativa attitudine, si venisse preparando quella maggiore comprensione che

l'età di Goethe trovò in Spagna cui seguì, all' epoca del Romanticismo, un vivo desiderio di conoscere e di imitare, per la propria nazione, quanto quel movimento aveva fatto in Germania.

Unica e per la varietà degli argomenti e per la sua importanza non soltanto in sè, ma rispetto all' autore per il quale diventa quasi una storia della propria attività è l'opera testè uscita: *Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur.*

In essa sono raccolti, con alcune critiche e recenzioni, quindici saggi d'argomento diverso, scritti e pubblicati nel periodo dal 1895 al 1915. Alcuni di essi ci ricordanno il Farinelli giovane, allora ad Innsbruck, da dove si allontanò in seguito ad incidenti di cui un anima meno nobile avrebbe serbato rancore per sempre mentre egli superò la piccolezza altrui e rispose alle insofferenze nazionalistiche con quella sua singolarissima prolusione: *L'«umanità» di Herder e il concetto della «razza» nella storia dello spirito*[1]).

Altri saggi appartengono all' epoca più recente. L'autore che, al solito, mette al corrente le cose sue ha lasciato questi saggi intatti aggiungendovi appena qualche breve nota dove indica l'anno in cui il saggio fu scritto. Qui non si tratta di una pubblicazione come quella «divagazioni erudite» e pertanto il criterio del Farinelli fu il più logico. Così come essi sono, questi saggi mantengono la temperie in cui furono scritti, hanno la patina del tempo. Il saggio sullo Schubert, originalissimo negli intendimenti e nell' esposizione bisogna appunto pensarlo così come fu letto, nel 1897, ad Innsbruck, un Festvortrag ed ecco che la forma di esso ci appare naturalmente viva. Il «Kleist's Prinz von Homburg» è una lezione di un corso universitario tenuto nel 1915, ed ha di esse tutte quelle caratteristiche che rendono il Farinelli un meriglioso suscitatore d'energie nei giovani.

Varii per argomento[2]), sorti in epoca diversa, questi saggi sono fusi insieme da un pensiero centrale. Lungi dal Farinelli l'idea di volerci dar un tentativo di letteratura universale: questo libro è a prova più palese di come il Farinelli intenda la creazione poetica lequindi la critica. Egli va diritto al cuore della creazione stessa, la centro del poeta. Compito del critico non può essere altro se non che questo intimo colloquio col poeta studiato. Questo libro sta a dimostrare per l'appunto come per il Farinelli la differenza della lingua, della forma, della nazionalità e della razza non sono affatto un impedimento alla conoscenza della produzione dello spirito; all' indipendente affermazione dell' individuo-poeta corrisponde quella del critico anche se l'uno e l'altro vengono da mondi apparentemente opposti. Solo in questo senso egli intende la Weltliteratur. Non per predominio di una nazione, di una razza, di una letteratura, ma affermazioni individuali della vita spirituale che si allarga man mano per grado da individuale ad universale. Egli vede nella «letteratura» un unità spirituale e quindi un' universalità che ben difficilmente possiamo trovare in un' altra espressione dell' attività spirituale degli uomini, ma il punto di partenza è individuale: plasmata nei segreti abissi della coscienza del poeta, l'arte va alla nazione

---

[1]) Vedi in «*Franche parole alla mia nazione* Torino, Bocca 1919, II. edizione 1923 e «*Umanità*» Milano 1925.

[2]) Cervantes, J. J. Rousseau, Vittorio Alfieri, H. v. Kleists „Der Prinz von Homburg", Grillparzers Welt- und Lebensanschauung, Ferdinand Raimunds Liebes- und Leidensgeschichte, Über Leopardis und Lenaus Pessimismus, Franz Schubert, J. J. Davids Kunst, Marcelino Menéndez y Pelayo, Arturo Graf usw.

e va al mondo. Nulla di più idealistico di questa concezione. Alla arte sono aperte tutte le strade, sono tolti tutti gli impedimenti: sull' ampie vie del mondo, al disopra dei confini che attanagliano uomini e popoli, essa compie, libera, multiforme ed una, i suoi luminosi destini.

Pisa. Giovanni Vittorio Amoretti.

Romanische Texte. Zum Gebrauch für Vorlesungen u. Übungen herausg. von Dr. E. Lommatzsch u. Dr. M. L. Wagner. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung.

6. *Le Lai de Guingamor. Le Lai de Tydorel.* (12. Jhdt.). Herausg. v. E. Lommatzsch. 1922. 8⁰. 84 S.
7. Jean Lemaire de Belges (um 1473 bis um 1515). *Dichtungen.* Hsg. von E. Lommatzsch. 1924. 8⁰. 159 S.

Die beiden immer wieder lesenswerten altfranzös. Lais, die da zum Gebrauch für Vorlesungen und Seminarübungen zu Nutz u. Frommen der Professoren und der Studierenden vorgelegt werden, hat Prof. Lommatzsch mit einer konzisen „bibliographischen Notiz" versehen, die über Ausgaben und Übersetzungen, Textkritik und Motivgeschichte der veröffentlichten Texte handelt. Besondere Erwähnung verdienen vom folkloristischen Standpunkte die wertvollen Anmerkungen, die der anerkannte Beherrscher der Volkskunde, Johannes Bolte in Berlin, zur Motivgeschichte der beiden Lais beigesteuert hat. Das genau gearbeitete Glossar macht die Lektüre dieser altfrz. Texte jedem Anfänger zu einem Vergnügen.

Bd. 7 enthält 1. Kapitel 24—27 aus dem 1. Buch der *«Illustrations de Gaule et Singularitez de Troye»* über Paris und Oenone — 2. *Les epistres de l'Amant vert* — 3. *La concorde des deux langaiges* u. 4 *Les deux contes de Cupido et d'Atropos* von Jean Lemaire de Belges, dem ersten humanistischen Dichter Frankreichs, über dessen Leben und Werke unser Altmeister französischer Literaturforschung Ph. Aug. Becker schon 1893 ein ausgezeichnetes Buch geschrieben hat, auf das — gerade durch diesen Neudruck — das wohlverdiente Interesse der Romanisten wieder gelenkt wird. Die Einleitung handelt zunächst über die Überlieferung der Texte und bringt bisher nicht bekannte Nachrichten über einen Druck aus dem Jahre 1512, der sich in der Preuß. Staatsbibliothek in Berlin befindet. Auf vier Seiten werden Urteile von Zeitgenossen und zum Schlusse die neuere Literatur über Lemaire zusammengestellt. Ein Glossar erleichtert die Lektüre der anmutigen Dichtungen.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke: Spanisch. Herausgegeben von A. Hämel.

1. Cervantes, *La Gitanilla.* Herausg. von A. Günther. Wien 1923. 8⁰. 106 S.
2. Agustin de Zárate, *Die Entdeckung und Eroberung Perus.* Herausg. von H. Petriconi. Wien 1923. 8⁰. 87 S.
3. D. Ramón de Mesonero-Romanos, *Szenen aus dem span. Befreiungskampf.* Auswahl aus *«Memorias de un setentón».* Herausg. von Angela Hämel. Wien 1923. 8⁰. 100 S.
4. D. Pedro de Alarcón, *El capitán veneno.* Herausg. von Arno Fernbach. Leipzig 1923. 8⁰. 105 S.

Verschiedene Sammlungen spanischer Textausgaben mit und ohne Einleitungen und Anmerkungen suchen dem zweifellos wieder

in stärkerem Maße erwachten Interesse des spanisch lesenden Publikums in Deutschland zu dienen. Ob dieses vorwiegend wohl Gegenwartsfragen zugewendete Interesse wirklich dauernd anhält oder früher oder später wieder nachläßt, das hängt nicht zuletzt von dem ab, was die verschiedenen Herausgeber den interessierten Lesern zu bieten vermögen. Die Herausgeber sollten sich — zur Richtschnur bei ihrer Auswahl der Texte — immer auch die umgekehrte Frage stellen: Was müßte heute dem Spanier aus dem deutschen Schrifttum geboten werden, um ihn heute für die Deutschen zu interessieren?

Zu den vorhandenen span. Textsammlungen ist nun auch die durch ihre englischen und französischen Ausgaben bereits wohlbekannte Freytagsche Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke hinzugekommen, die unter der Leitung von Prof. A. Hämel seit 1923 auch span. Lesestoffe herausgibt. Die vorliegenden Bändchen sowie die Ankündigung der „in Vorbereitung befindlichen" Bändchen lassen allerdings noch kein deutlich bestimmtes Programm erkennen.

Die sprachlich und sachlich ausreichenden Erklärungen in den Anmerkungen erleichtern das Verständnis der Texte für jeden Anfänger. In der Einleitung zum 1. Bändchen die über „Cervantes als Mensch u. Dichter" handelt, stören leider zwei Sätze: 1. Cervantes „holt sich durch Büchsenschüsse ehrenvolle Wunden, die seine Brust treffen und seine linke Hand verstümmeln" und 2. „Cervantes besaß keine höhere Bildung". Verf. wollte wahrscheinlich nur sagen, daß Cervantes keine höhere Schulbildung genoß — was auf jeden Fall anders ausgedrückt werden mußte.

A. W. Munthe, *Kortfattad spansk språklära.* I. Uttalslära-Formlära-Allmän syntax. (2. durchgesehene u. verbesserte Auflage.) Uppsala u. Stockholm 1923. 8°. 74 S.

Diese kurzgefaßte span. Sprachlehre, die der seit den 80er Jahren rühmlich bekannte schwedische Hispanist für seine Landsleute geschrieben, ist ein Muster- und Meisterstück in ihrer Art, was klare Anordnung und dadurch erzielte Übersichtlichkeit, gedrängte Kürze und dabei doch Fülle des Stoffes anbelangt. Auch ohne Zuhilfenahme phonetischer Zeichen ist in dem Kapitel „Aussprache und Schrift" doch hinreichende Deutlichkeit erzielt und außerdem alles Wesentliche angeführt worden. Im II. Kapitel über „Wortklassen und Biegungsformen" sind leider — nach althergebrachter Sitte oder vielmehr Unsitte — auch die Interjektionen untergebracht worden, statt sie an die Spitze der Syntax zu stellen, wohin sie seit jeher schon gehört hätten und gehören: das Einzige, was ich an dem ganzen Buche auszusetzen finde. Das III. Kapitel handelt in übersichtlicher Zusammenstellung über „Wortbildung", und der relativ größte Raum ist erfreulicherweise dem IV. Kapitel gewidmet, in dem die neuspan. Syntax in besonders lobenswerter Form zur Darstellung gelangt, nachdem bereits gelegentlich im II. Kapitel eine ganze Menge syntaktischer Erscheinungen zur Sprache gebracht worden sind. Dem angekündigten II. Teil dieser Sprachlehre darf man also mit wirklich berechtigtem Interesse entgegensehen.

A. Scanferlato, *Lezioni italiane.* Seconda parte. Kurze prakt. Anleitung zur Vervollkommnung in der ital. Sprache. Mit grammatischem Anhang. 4. Aufl. Leipzig 1924. Teubner. Kl. 8°. 175 S.

Wer den 1. Teil dieser Lezioni oder irgendeine ital. Elementargrammatik durchgearbeitet hat, wird mit Vorteil in unterhaltender

Weise seine ital. Sprachkenntnisse erweitern können. Wer aber gleichzeitig seine Kenntnisse über Italien und die Italiener erweitern will, wird nicht nach diesem Buche greifen dürfen. Die ausgewählten Texte sind leider gar nicht auf ital. Verhältnisse zugeschnitten und lassen auch sonst weder ein bestimmtes Programm noch eine gewisse Systematik erkennen. Die darin enthaltenen ital. Texte — vorwiegend kleine, wirklich reizende Gedichte ital. Dichter des 19. Jahrh., die nicht bloß gelesen, sondern von jedem Italienischlernenden auswendig gelernt zu werden verdienen — werden entschieden von jedem den z. T. zusammenhanglosen deutschen Lesestoffen vorgezogen werden, die als Übungstexte zur Übersetzung ins Italienische beigegeben sind. Hinter jedem Lesestück befindliche Wörterverzeichnisse und reichliche Fußnoten erleichtern jedem Leser das Lernen und ersparen ihm fast jedes Nachschlagen. Obwohl weder an das Übungsbuch noch an die beigefügte Grammatik ein streng pädagogischer, geschweige denn ein wissenschaftlicher Maßstab angelegt werden darf, so wird dieses, ja nicht für bestimmte Schulen zusammengestellte Büchlein, ohne irgendwie Schaden anzurichten, vielen Lesern Nutzen bringen können, weil sich daraus gar manches auf bequeme Art lernen läßt.

ADALBERT HÄMEL, *Studien zu Lope de Vegas Jugenddramen* nebst chronologischem Verzeichnis der *comedias* von Lope de Vega. (*Studien über Amerika und Spanien*. Herausg. von K. Sapper, A. Franz, A. Hämel. Philologisch-literarische Reihe. Herausg. von Franz u. Hämel. 1. Heft.) Halle a. S. 1925. M. Niemeyer. 8⁰. 74 S.

Wie Verf. in diesen Studien ausführt, müßte es „die Hauptaufgabe einer modernen Lope-Biographie sein, Lopes Persönlichkeit zu erforschen und vor allem ihren Entwicklungsgang klarzulegen" (S. 4) und „eine der nächsten Aufgaben der Lope-Forschung sein, Lopes Entwicklungsgang als Dramatiker im einzelnen zu verfolgen" (S. 7). Die Vorarbeiten zu solchen Studien hätten sich „in erster Linie mit einer chronologischen Festlegung von Lope de Vegas Dramen zu befassen". Im Anhang gibt Verf. daher eine „chronologische Ordnung" von 356 datierbaren comedias des Lope de Vega, selbstverständlich auf Grund der bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete. Über den eigentlichen Wert dieser Zusammenstellung urteilt der Verf. selber im Vorwort folgendermaßen: „Überdies ist es ja auch für die Forschung zur Aufhellung der Entwicklung von Lope de Vegas Kunst gar nicht notwendig, stets die genaue Jahreszahl der Abfassung eines Dramas zu kennen. Die Hauptsache ist zu wissen, in welche Perioden Lopescher Tätigkeit die einzelnen Dramen fallen." Wenn Verf. aber daran anschließend sagt: „Erst auf Grund dieser Feststellungen wird eine moderne Lope-Biographie, die Lope den Dichter in den Mittelpunkt stellt, möglich sein" und an verschiedenen Stellen seiner Arbeit Leben und Dichten Lope de Vegas in Wechselbeziehungen setzt, so möchte ich dazu nur bemerken, daß für eine Lope-*Biographie* dasselbe gilt, was Max J. Wolff in NS 33 (1925) S. 192—195 so treffend über „*Goethe-Biographik*" ausgeführt hat.

Um den „Entwicklungsgang seiner Kunst" besonders anschaulich darzulegen, untersucht Verf. zwei Dramen, in denen Lope de Vega zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Perioden seines Schaffens den gleichen bzw. einen ähnlichen Stoff behandelt hat: es sind dies „*El Hijo Venturoso*" (vor 1604, wahrscheinlich 1588—95 entstanden) und „*La Esclava de su hijo*" (zwischen 1604—1618, wahrscheinlich 1616—18 entstanden). Durch die verschiedenartige Bearbeitung und

Durchführung des Themas werden die beiden Stücke — wie Verf. überzeugend nachweist — sogar typische Beispiele für zwei verschiedene Schaffensperioden des Dichters.

Verf. untersucht nach allen Richtungen die Ideen und den Aufbau der beiden Dramen und weist in allen Einzelheiten nach, wie das ungefähr 20 Jahre später entstandene Drama „*La Esclava de su hijo*" in der Erfassung und Herausarbeitung der seelischen Konflikte, in der technischen Durchführung und in der sprachlichen und metrischen Gestaltung bedeutende Fortschritte gegenüber „*El Hijo Venturoso*" aufweist. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist also eigentlich gar nicht überraschend — nur das Gegenteil müßte einen wundernehmen; aber die Art, wie die Untersuchung im einzelnen durchgeführt wird, ist interessant und belehrend.

Ob es aber wirklich eine innere Berechtigung hat und nicht eher eine äußerliche Angelegenheit ist, Lopes dramatisches Schaffen nach der Verwendung der sog. *figura del donaire* (*gracioso-graciosa*) in zwei Perioden einzuteilen (1. vor 1598 ohne *donaire* 2. nach 1598 mit *donaire*), das müßte doch wohl erst noch gründlich untersucht und bewiesen werden. Aufgefallen ist mir übrigens, daß in dem chronolog. Verzeichnis S. 58 das Jahr 1598 mit einem Fragezeichen versehen ist, obwohl auf S. 6 zweimal hervorgehoben wird, daß M. A. Buchanan in Modern Language Notes 1917 S. 305 „nachgewiesen" hat, daß die Komödie „*La Francesilla*" im Jahre 1598 geschrieben wurde.

Wien. Joseph Huber.

J. Schmidt, *Spanische Grammatik für sprachlich Vorgebildete.* Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 8⁰. 93 S.

Auf sehr beschränktem Raum versucht der Verfasser, die wesentlichen Erscheinungen der spanischen Grammatik kurz und klar darzustellen. Dabei werden Wortlehre, Satzlehre und stilistische Bemerkungen bei jeder Wortart behandelt. Die übersichtliche Darstellung, genaue Einteilung und die sorgfältige Auswahl von Beispielen verraten den praktischen und erfahrenen Schulmann. Reiches Material bieten die Abschnitte über die Wiedergabe deutscher Adverbien durch Verben (§ 45 B, 46), Verbindungen mit „nicht" (§ 49), Gebrauch der „völlig unregelmäßigen" Verben (§ 108—110), die Modalverben (§ 118). Die Liste der diphtongierenden Verben (§ 95—99) ist fast erschöpfend. Dazu bietet die Rektionsliste im Anhang eine große Anzahl von Verben und Adjektiven in ihren gebräuchlichsten Verbindungen mit Präpositionen. Der stete Hinweis auf die Übereinstimmung mit den verwandten Erscheinungen in der französischen Grammatik, bezw. auf die Abweichung wird ein klares Erfassen sehr erleichtern. So ist denn auf den wenigen Seiten eine Fülle von Material gut geordnet zur Darstellung gelangt, das wohl geeignet ist, die Kenntnis der spanischen Sprache fördern zu helfen. — Im folgenden mögen einige Bemerkungen ihren Platz finden.

§ 5. 1. Wünschenswert wäre ein Hinweis darauf, wie einerseits die Aussprache der Endkonsonanten von dem Anfangskonsonanten des folgenden Wortes beeinflußt wird, andererseits die Aussprache mancher Anfangskonsonanten wieder abfängt vom vorhergehenden Endkonsonanten. *n* assimiliert sich an folgendes *p, b, v* und an *q, j, ge, gi*; (vgl. T. Navarro Tomás, Handbuch der spanischen Aussprache, § 149 u. § 133) ähnlich *s* an *b, m, a, hue-, hie-*; (ibid. § 109) *v* wird

bilabialer Verschlußlaut nach *-n* = Ausgang, *b* bleibt in gleicher Stellung bilabialer Verschlußlaut (§ 82).

§ 15, D. Hier könnte der Gleitlaut erwähnt werden, der sich einstellt, wenn durch Ausfall von Vokalen oder durch Metathese Konsonanten zusammentreten, die in dieser Zusammenstellung der Aussprache Schwierigkeiten bieten. In diesem Falle vermittelt bekanntlich: *b* zwischen *m/l* und *m/r*, und *d* zwischen *l/r* und *n/r*, d. h. der Verschlußlaut des Artikulationsgebietes des ersten der beiden Konsonanten.

§ 39, 2. Zur Erklärung von *Qué vidas mas miserables*! vergl. Ebeling, Probleme der romanischen Syntax, S. 38—51!

§ 43, 2. *aquí, ahí* und *allí*; *acá, allá* und *acullá* wären passend in Verbindung zu bringen mit der 1.—3. Person, wobei jedoch zu beachten ist, daß der Unterschied zwischen *allá* und *acullá* nicht beachtet wird. Vergl. Hansen, Gramática hist. d. l. lengua castellana, § 623.

§ 66, 2. Die Beispiele für den dativus ethicus sind nicht glücklich gewählt, da wohl nur das erste einwandfrei ist; in *se me llenan los ojos de lagrimas* ist *me* gewiß ein Dativ, der „das Besitzverhältnis ausdrücken soll. Vergl. Meyer-Lübke, Rom. Grammatik III § 371, woselbst auch erklärt wird, warum man sagt: *mes yeux se remplirent de larmes*, dagegen *il lui prit les deux mains.* Vergl. noch Diez, Grammatik der rom. Sprachen, III S. 71.

§ 119ff. Beim Gebrauch der Zeiten dürfte hingewiesen werden auf den, dem Spanischen (und Portugiesischen) eigenen Gebrauch des Konditionalis zum Ausdruck der Vermutung. *Uno a otro se preguntan*: — *¿ Pero qué le pasa hoy ?* (= dem Direktor). *Uno dice*: *Perdería anoche en el juego. Otro*: *Le habrá hecho traición sú querida.* (= Vermutung von der Gegenwart aus) Cansinos-Assens, La huelga de los poetas, 112; und *Serían las nueve de aquella misma noche cuando el tío Lucas y la señá Frasquita . . . se cenaron una fuente de ensalada de escarola . . .* P. de Alarcón, El sombrero de tres picos, 111. Vergl. Tobler, Vermischte Beiträge II² 151. — Auch die verschiedenen Verwendungen der Form auf — *ra* sind nicht erwähnt. Vergl. Weigand, Spanische Grammatik, Halle, Niemeyer 1922, S. 49. § 121, 3, 2 Abs. wäre dem frz. Bsp. *s'il t'avait offensé, je le tuais* passend die spanische Übersetzung beizugeben: *si él te hubiese ofendido yo le mataba.* Aber auch für einfachen Konditional steht imp. ind. *¿ Qué harías tú por mandar en tautas tierras ? — Yo . . . me echaba de cabeza de esta torre abajo.* A. de Trueba, La bien aventura, I. Kap.; und auch in beiden Sätzen: Daniel hat schon so viel getrunken, daß seine Augen glänzen und Isabel, die ihn zu einer Erklärung veranlassen will: *no lo hizo beber más porqué si pasaba de la primera fase a la segunda, en que se traba la lengua, el día era perdido.* Lopez de Haro, Un hombre solo, 56.

§ 160, D wird gesagt, daß „alle Präpositionen natürlich auch im Spanischen den Akkusativ regieren"; auf derselben Seite (92) steht aber oben ein Beispiel für die gebräuchliche Verbindung von *entre* mit dem Nominativ: *entre ella y tú.*

§ 124. Hier wird die Erscheinung erwähnt, daß Nebensätze, eingeleitet mit *que*, anderen Konjunktionen und Fragepronomen, manchmal eine „verbindende" Präposition vor sich haben, „ohne daß diese den Modus beeinflußte, wie etwa frz.: *je suis heureux de ce que tu es arrivé*!" Zunächst beeinflußt auch im Französischen eine Präposition nicht den Modus; der richtet sich immer nach dem zugrunde liegenden Gedanken (vom Standpunkt des Redenden aus!). Das *ce* in *de ce que* hebt heraus, weist hin auf etwas Bestimmtes, daher

im *que*-Satz der Indikativ, denn der *que*-Satz ist der Inhalt dieses *ce*. Tritt nun aber das Moment, daß dieses *ce* auf eine Tatsache hinweist, zurück, dominiert die Gemütsbewegung, dann wird *de ce que* ein Synonym zu *que* und es steht dann auch wohl mal der Konjunktiv! Doch zum Spanischen! Mit dem Ausdruck „verbindende Präposition wird der Sachverhalt rein äußerlich bezeichnet. Im Spanischen werden Nebensätze oft als Substantiv empfunden. Es ist, als wenn der Spanier den Nebensatz gleich übersähe, als ein Ganzes erfasse, das eigentlich nur ein Substantiv im Hauptsatze ersetzt, und wie er einem solchen Substantivum einmal den Artikel geben, ein andermal es einer Präposition als ihre Rektion beigeben würde, so gibt er nun den Artikel dem Nebensatz als Ganzes und macht ihn auch als Ganzes zum Kasus einer Präposition. Daher folgende Erscheinungen:

1. Subjektssätze, als Substantiv empfunden, bekommen den (männlichen) Artikel vor *que*. *Pero más natural era aún el que yo me avergonzase* ... Alareón, El escandalo, 123. Vergl. Meyer-Lübke, Rom. Gram. III S. 260, Bello-Cuervo, Gram. cast. § 319, F. Krüger, Einführung in das Neuspanische, S. 90.

P. Foerster, Spanische Sprachlehre, gibt an (§ 507), daß der Artikel u. a. stehen müsse bei *de aquí el que* ..., daher der Umstand, daß ... Man liest aber bei M. de Unamuno, Andanzas y visiones españoles S. 79 *De aquí que a la ligereza y esbeltez del interio corresponda una robusta y complicada fábrica luterior.*

2. Objektssätze erhalten in demselben Falle den Artikel. *No podía yo mirar con indiferencia el que se infamase mi doctrina* (zit. aus Bello-Cuervo § 326) *Quieren imposibilitar el que se hagan periódieos.* Cansinos-Assens, La huelga de los poetas, 113.

3. Objektssätze und Umstandssätze haben dieselbe Form wie einfache Substantiva (Vergl. Meyer-Lübke, Rom. Gr. III 629), nehmen daher auch die Präposition vor sich, die das einfache Substantiv erhalten müßte. *He pensado ayer todo el dia en que debiera haber aquí una torre muy alta* ... P. Galdós, La familia de Léon Roch, I 11. *Soy partidaria de que haya reparto y de que los ricos den a los pobres todo lo que tengan de sobra* ... P. Galdós, Marianela, 144.

4. Besonders zu beachten sind die indirekten Fragesätze, die wie Objektssätze behandelt werden und daher einerseits wie diese eine Präposition vor sich nehmen: vergl. Meyer-Lübke, Rom. Gr. 626) ... *hubo una ligera polémica sobre si debía abrir o no* ... Julia de Asensi, La gota de agua in Novelas cortas. *Antes de entrar en esta casa, que pertenecia al anciano jinete, es preciso deseribirla y dar cuenta de quiénes eran sus moradores.* Fernan Caballero, Probre Dolores, II. Kap., anderseits aber auch wie diese ein que vor sich nehmen, „auch wenn ein anderes Fragewort da ist" (Meyer-Lübke III 626) und zwar nach decir und preguntar, wie Bello-Cuervo, § 1154 angibt. (Daselbst auch Beispiele.)

Die Gleichstellung des indirekten Fragesatzes mit dem Objektssatz scheint jedoch nicht soweit zu gehen, daß er, wie dieser, einen Artikel vor sich nehmen kann. Ob neben einem: *El reportero, sin darse cuenta del por qué de la pregunta, le repuso: Sí, sí, Señor.* nicht auch möglich ist: *El reportero, sin darse cuenta del por qué le preguntaban que si lo decia en serio, ... ?*

Köln-Klettenberg. W. Koning.

Julius Schmidt, *Spanisches Lesebuch mit Übungen; Auswahl spanischer Gedichte* (Bd. 12 von Diesterwegs neusprachlichen Reformausgaben) Frankfurt a. M. 1924. Moritz Diesterweg.

Das *Lesebuch* ist in zwei Teile zerlegt. Teil I enthält ein Übungsebuch mit 12 Lektionen (S. 1 bis 31) und einen Anhang (Briefe, Anzeigen, ein längeres deutsches Übersetzungsstück), Teil II 8 Lesestücke (S. 42 bis 63). S. 64 bis 81 sind Anmerkungen und Wörterbuch.

Das Lesebuch hat also einen geringeren Umfang als die Grammatik, und es ist anzunehmen, daß Verf. und Verlag von dem Gedanken ausgehen, daß der Schüler möglichst schnell zur Lektüre von Einzeltexten kommen soll. Bei der dem Spanischen einstweilen zur Verfügung stehenden geringen Stundenzahl ist eine Beschränkung sicherlich geboten, aber ein Lesebuch in dieser Form ist denn doch nicht ausreichend. Welche Forderungen sind an ein solches Lesebuch zu stellen? Es soll 1. dem Schüler einen gewissen abgerundeten Wortschatz vermitteln, 2. sollen die Einzelstücke Beispiele zu den im gleichen Abschnitt behandelten grammatischen Erscheinungen liefern, 3. sollen die Lesestücke eine Einführung in spanische Geschichte und Kultur, in Sitte und Charakter des Spaniers bilden. Es ist sicher außerordentlich schwierig, alle diese Forderungen zu erfüllen, umsomehr als auch noch die Anordnung der Lesestücke im Aufstieg vom Leichteren zum Schwereren geboten ist. Aber darin zeigt sich eben die Kunst des Herausgebers. Früher war es Sitte, die Lesestücke für ihren besonderen Zweck umzumodeln, resp. selbst anzufertigen, um möglichst viele Beispiele als Anschauungsmaterial für die Grammatik in sie hineinzubringen (Ploetz, Dubislav & Boeck). Davon ist man glücklicherweise abgekommen. Aber die Schwierigkeiten sind dadurch für den Herausgeber größer geworden. Dennoch ist es unumgänglich notwendig, daß wir sie überwinden. Wir befinden uns mit der Einführung des Spanischen als zweiter Fremdsprache mit geringer Stundenzahl in einer ganz neuen Lage. Wenn der Schüler den Lehrgang beendet hat, muß er einen so großen Wortschatz besitzen und eine solche Kenntnis vom Bau der Sprache, daß er sich in einem kleinen Gedankenkreis sicher bewegen kann. Namentlich die Aneignung eines ausreichenden Wortschatzes in der kurzen Zeit verlangt die größte Aufmerksamkeit. Bei einem neun- oder siebenjährigen Lehrgang mit großer Wochenstundenzahl kann man sich darauf verlassen, daß im Laufe der Jahre so ziemlich alle Gebiete der Begriffe und Ideen einmal im Unterricht behandelt werden und daß Lücken, die nach der einen oder anderen Seite hin entstanden sind, später ausgefüllt werden. In dem spanischen Unterricht in seiner gegenwärtigen Gestalt müssen wir systematisch vorgehen und die Lesestücke so auswählen, daß der Wortschatz eine gewisse Vollständigkeit erlangt. Wer den vorliegenden Lehrgang durchgearbeitet hat, wird bald merken, daß ihm Wörter für die einfachsten Begriffe fehlen.

Ebensowenig wird der zweiten Forderung, Veranschaulichung der Grammatik durch die Lesestücke, genügt. Und durchaus nicht immer sind „die Lesestücke so gewählt, daß sie zu den grammatischen Erscheinungen zahlreiche (!) Beispiele liefern". Das hat Verf. auch selbst gefühlt und deswegen verschiedenen Lektionen *Frases sueltas* beigegeben, die (nebenbei bemerkt) recht gut ausgewählt sind.

Die dritte Forderung, Einführung in die Geschichte und Kultur, kann natürlich im Rahmen des kleinen Büchleins nicht erfüllt werden, und so hören wir auch nichts, um nur die Geschichte zu erwähnen, von der Maurenzeit, vom Mittelalter, von Karl V. Das ist auch nicht zu verwundern. Verf. hat Vollständigkeit auf diesem Gebiet nicht

angestrebt, und m. E. tut man auch gut, die wirkliche Einführung in die „Kultur“ einem besonderen Lesebuch für fortgeschrittene Schüler zu überlassen.

Gegen die Lesestücke selbst sowohl des ersten wie des zweiten Teiles ließe sich allerlei einwenden. Es sei aber anerkannt, daß Verf. sich bemüht hat, nur moderne Sachen zu bringen, ob auch immer gute, ist eine andere Frage. So würde ich die Corrida de Toros auf alle Fälle weggelassen haben, denn dieses caló der taurófilos kann unsern Schülern wenig Nutzen bringen, außerdem ist das Stück nicht genügend kommentiert. Ebensowenig scheint mir der Brief Olea's zu dem Zweck geschrieben zu sein, daß er als Musterstück in einem Lesebuch dienen soll. Die ersten Lesestücke des Übungsbuches halte ich für zu schwer. Wenn auf den Schüler, auch wenn er Obersekundaner ist, gleich zuviel Schwierigkeiten einstürmen, dann verliert er leicht die Lust an der Sache. Aus der Unterrichtserfahrung kann ich mitteilen, daß die aus Galdós gewählten Stücke, die sich ja auch in dem Ruppertschen Lesebuch befinden, dem Schüler der Prima nach mehr als einjährigem Unterricht noch allerlei Schwierigkeiten bereiten.

Die Anmerkungen (Wörterbuch) sind ziemlich vollständig und ziehen die Etymologie soweit wie möglich zur Hilfe.

Es ist also nicht zu verkennen, daß dieses Lesebuch im Vergleich zu den bisherigen Vorzüge aufzuweisen hat. Dennoch halte ich es in der vorliegenden Form noch für ungenügend, jedenfalls für Spanisch als zweite Fremdsprache. Ein gutes Lehrbuch kann erst aus dem Unterricht heraus erwachsen. Erst wenn wir größere Erfahrungen gesammelt haben und wissen, wo der Schüler auf Schwierigkeiten stößt, können wir eine richtige Verteilung des Unterrichtsstoffes vornehmen. Wir müssen auch erst wissen, welchen Umfang der spanische Unterricht in Zukunft haben wird. Verf. sagt im Vorwort: Das Buch ist auf Spanisch als zweite *oder* dritte Fremdsprache eingestellt. Das soll doch wohl für die Gegenwart heißen, daß es sowohl an den Anstalten, wo Spanisch sog. Wahlpflichtfach ist, als an den Schulen, wo es fakultativ neben Französisch und Englisch gelehrt wird, gebraucht werden soll. Und da muß ich sagen, daß ich es für ganz unmöglich halte, daß ein Buch für beide Fälle geeignet sein soll.

Die Auswahl spanischer Gedichte bringt auf 103 Seiten Proben von Gedichten von der ältesten Zeit bis heute in vier Abschnitten: Bis zum 15. Jahrh., 16. Jahrh., 17. bis 18. Jahrh. und 20. Jahrh. In einem Anhang von 10 Seiten folgen einige Fabeln und Volkslieder.

Eine solche Gedichtsammlung entspricht einem dringenden Bedürfnis, denn die frühere von Brockhaus ist vergriffen und in den bislang herausgegebenen Lehr- und Lesebüchern ist die Lyrik kaum beachtet. Verf. war also ganz ohne Vorbild und mußte die Auswahl auf gut Glück treffen, denn auch die in Spanien meist gebrauchte Auswahl von Menéndez y Pelayo (Las cien mejores poesías de la lengua castellana) ist durchaus ungenügend. Es ist gewiß nicht leicht, auf einem so kleinen Raum, wie er dem Verf. zur Verfügung stand, von der ungeheuren Lyrik der Spanier eine Auswahl zu bieten, die uns einen Überblick über das Ganze verschafft. Wäre es da nicht richtiger gewesen, Verf. hätte Teil I und II viel kürzer abgetan und dafür die Neuzeit ausführlicher gestaltet? Es geht doch nicht an, daß man Espronceda mit der Canción del Pirata abtut, Campoamor mit ¡ Quién supie raescribir! und Bécquer mit 2 Rimas auf einer Seite. In einer solchen Sammlung muß die Bedeutung des einzelnen Dichters schon rein äußerlich an der Zahl der von ihm vertretenen Gedichte

erkennbar sein. Die Sammlung soll anscheinend nicht nur Schulzwecken dienen. Aber für die Universität ist das Büchlein denn doch zu dürftig. Mit Rücksicht darauf scheinen mir die Proben aus dem Cantar del mío Cid, dem Arcipreste de Hita und López de Ayala gegeben zu sein. Ein Studierender muß aber den Cantar, das Libro de buen amor und den Rimado de Palacio nach meiner Meinung in extenso lesen, wenn er sich auch im übrigen für das Studium des Altspanischen auf die im Zauner oder Keller gegebenen Proben beschränken mag. Wenn für Schulzwecke aus der älteren Zeit Proben aus dem Romancero, aus Jorge Manrique (fehlt ganz), Boscán, Garcilaso de la Vega, Fernando de Herrera, Luis de León, Lope de Vega und Góngora gegeben wären, so würde das m. E. genügen. Dafür wäre dann für die neuere Zeit neben den nicht vertretenen Moratín der Ältere, Quintana, Núñez de Arce, Jovellanos, Gertrudis Gómer de Avellaneda, López de Ayala Platz genug gewesen für eine Erweiterung der Romantiker, Modernisten usw. Auch hierin muß sich erst im Laufe der Zeit ein gewisser Standard herausarbeiten. Einstweilen gibt es bei uns in Deutschland noch nicht genug Leute, die das Gebiet beherrschen. Wir wollen aber froh sein, daß der Verlag uns erst mal dieses Büchlein geschenkt hat.

Die Bearbeitung dieses Bändchens ist sehr viel weniger sorgfältig als die des vorher besprochenen Werker. So ist Zorrillas: A buen juez mejor testigo (S. 68 bis 83) ganz in der alten Akzentuation abgedruckt und auch sonst wegen der vielen Fehler fast ungenießbar. Die Anmerkungen sind meist ungenügend, und aus der vorausgeschickten Verslehre ist nicht viel zu entnehmen. Aus dem Bestreben, durchweg kurze Gedichte bei den einzelnenDichtern zu bringen, um für möglichst viele Platz zu finden, ist wohl zu erklären, daß unter den Gedichten des zweiten und dritten Teiles (16. u. 17. Jahrh.) fast die Hälfte, nämlich 17, Sonette sind. Das gibt doch eine falsche Auffassung von der spanischen Lyrik der klassischen Zeit.

Hamburg. G. Haack.

James-Fitzmaurice-Kelly, *Geschichte der spanischen Literatur*, übers. von E. Vischer, herausg. von A. Hämel (Carl Winter Heidelberg 1925).

Die Wintersche „Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher“ ist durch die deutsche Ausgabe dieser spanischen Literaturgeschichte aufs glücklichste bereichert worden, und wir stehen nicht an, dies Ereignis freudig zu begrüßen, mit dem einzigen Bedauern, daß diese Ausgabe in deutscher Sprache nicht wie geplant schon vor mehr als einem Jahrzehnt erfolgt ist. Das Werk Fitzmaurice-Kellys selbst ist ja durch seine Übersetzung ins Französische und Spanische längst rühmlich bekannt und hat bei allen Berufenen die Beachtung und Anerkennung gefunden, die es verdiente, zumal es bei seinem Erscheinen eine brauchbare originalspanische Literaturgeschichte überhaupt nicht gab. Jenen ersten Auflagen gegenüber bedeutet die vorliegende deutsche wie die letzte spanische Ausgabe eine Umarbeitung und Ergänzung, insofern das Werk jetzt bis auf die Gegenwart fortgeführt ist. „Es ist das nicht gerade der leichteste Teil meiner Arbeit gewesen,“ bemerkt der Verfasser, was wir ihm gern glauben wollen, denn begreiflicherweise hat er sich in der zeitgenössischen Literatur nicht mehr so recht ausgekannt. Um so lobenswerter und vorbildlich ist seine unvoreingenommene Betrachtung

auch der modernsten Geisteserzeugnisse, die ihn, soweit ihm seine bewährte Sachkenntnis zur Seite steht, auch hier das Richtige treffen läßt. Wie bekannt, hält Fitzmaurice-Kelly sich grundsätzlich an die Chronologie und löst die Literaturgeschichte sozusagen in lauter Einzeldarstellungen auf, wenn man auch dank der geschmackvollen Ausdrucksweise, die einen nicht nur gelehrten, sondern wirklich gebildeten Menschen verrät, gern mehrere Abschnitte hintereinander lesen wird.

Der deutschen Übersetzung merkt man das englische Orignial an, freilich nicht in der sprachlichen Wiedergabe, die vielmehr im Ganzen wohl gelungen ist, sondern bei gelegentlichen Hinweisen auf dem Deutschen nicht immer vertraute englische Dichter, auf die der Verfasser mit Recht keinen allzugroßen Wert gelegt wissen wollte. Es sind in der Tat mehr Digressionen, denn daß das eine oder andere spanische Werk dem oder jenem Autor vorgelegen habe oder einmal übersetzt worden ist, das will an sich noch nichts besagen und trägt weder zum Verständnis des einen noch des anderen bei. Daß solche Bemerkungen von der Übersetzerin und vom Herausgeber entsprechend ergänzt und erweitert wurden, wahrt immerhin den Charakter des Buches.

Einen besonderen Wert erhält die vorliegende Ausgabe als Nachschlagewerk durch die bis auf den Tag fortgeführte Bibliographie, deren Zusätze in erster Linie das Verdienst des Herausgebers sind und ihm sicher von jedem Benutzer werden gedankt werden. Nur um die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen, möchten wir uns erlauben noch einige Ergänzungen in Vorschlag zu bringen, die uns gerade einfallen. Nachdem Fitzmaurice-Kelly im Gegensatz zu Hurtado-Palencia in richtiger Einsicht auch neuere spanisch-amerikanische Autoren aufgenommen hat, wäre vielleicht manchem der Hinweis, wo nicht auf weitere Einzeluntersuchungen, so doch auf eine Gesamtdarstellung spanisch-amerikanischer Literatur erwünscht, zumal solche Werke eben auch bei Hurtado-Palencia fehlen. Wir denken etwa an A. Coesters "Literary History of Spanish America' (New-York 1916), M. L. Wagners knappen Abriß „Die spanisch-amerikanische Literatur" (Leipzig 1924) oder vor allem an I. Goldbergs ausgezeichnete "Literatura hispano-americana" (Versión castellana de R. Cansinos-Assens, Madrid s. a.), die gerade die Autoren behandelt, die auch in Spanien Geltung besitzen und darum von Fitzmaurice-Kelly berücksichtigt wurden. Um im 19. Jahrhundert zu bleiben, so vermißt man ungern Valeras klassische Studien "La poesía lírica ye épica en la España del siglo XIX", auf die wir persönlich sogar im einzelnen verwiesen hätten, wiegt doch, was der neben Menéndez-Pelayo bedeutendste Kritiker seiner Zeit etwa über Alarcóns "Sombrero de tres picos" zu sagen weiß, schwerer als die Meinung aller übrigen Beurteiler. Endlich hätten in dieser deutschen Ausgabe vielleicht bei Galdós auch der leicht zugängliche Aufsatz von H. Heiß „Spanien in den Episodios nacionales" („Spanien", Zeitschr. f. Auslandskunde I, 1) sowie die deutsche Abhandlung über José Enrique Rodó von F. de Figueiredo („Iberica" Bd. I, Heft 2, 3ff.) Erwähnung finden können.

Dr. M. V. Depta, *Pedro Calderón de la Barca* (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1925).

Der Verfasser beabsichtigt in vorliegendem Werk weder eine Gesamtdarstellung der Persönlichkeit noch eine Gesamtwürdigung des poetischen Schaffens Calderóns zu geben. Er macht zunächst

auf nur 16 Seiten die notwendigsten Mitteilungen über den Dichter und seine Vorgänger und gibt dann kurz den Inhalt von nicht weniger als 150 Dramen an. Diese Inhaltsangaben, die jeweils ein Urteil einschließen, werden ergänzt durch Bemerkungen zur Stoffgeschichte des betreffenden Werkes und am Schluß durch eine alphabetische Zusammenstellung der besprochenen Stücke mit ihren Erscheinungsjahren sowie durch ein Literaturverzeichnis, das sich im wesentlichen auf die angeführten Bibliographien von Breymann u. a. stützt. Auch der letzte, „Calderóns Bedeutung" überschriebene Abschnitt befaßt sich auf noch nicht 6 Seiten bloß mit den Dramatikern, „die, ohne sich in ihren Werken an bestimmte Komödien von ihm anzulehnen, seiner Manier und Diktion gefolgt sind ..." Die Hauptsache sind also die 150 Inhaltsangaben, und die sind, soweit wir sie nachgeprüft haben, richtig und wohl geeignet, einem bekannte Werke schnell ins Gedächtnis zurückzurufen — aber auch nicht mehr. Wo es gilt, zu analysieren statt nachzuerzählen, auf die Bedeutung statt auf den Verlauf der Handlung einzugehen, weicht der Verfasser aus oder versagt. So nennt er zwar „La vida es sueño" ein „symbolisches" Schauspiel, sagt aber nicht, wieso? und was denn eigentlich im Stück symbolisch zum Ausdruck gebracht wird, und teilt auch den Inhalt in einer Weise mit, daß man daraus die Absicht und Meinung des Dichters gar nicht entnehmen kann. Dazu wäre vor allem nötig gewesen, die astrologische Voraussage im 1. Akt genau anzugeben und im 3. auf ihre buchstübliche Erfüllung einzugehen, denn eben das ist der Sinn des Dramas: im äußeren Verlauf unseres Lebens sind wir gebunden, in unserer sittlichen Stellungnahme zu den Ereignissen aber frei. Auch über den berühmten Monolog Segismundos (II, 19), vielleicht das Schönste, was Calderón geschrieben hat, worin im Hinblick auf die Liebe und das Gute das wirkliche Geschehen seinerseits als bedeutungsloser Traum erscheint, fällt kein Wort. Alles in allem ist Deptas Buch ein immerhin brauchbares Nachschlagewerk, aus dem sicherlich viele ihre Weisheit schöpfen werden — hoffentlich indes nur, um danach den Dichter selber kennen zu lernen. Daß die Akzentuierung der spanischen Eigennamen übrigens ein wahres Chaos darstellt, darf man dem Verfasser kaum zum Vorwurf machen, ist das doch leider bei in Deutschland erscheinenden Werken mehr Regel als Ausnahme: nicht einmal der Titelheld bekommt den vorgeschriebenen Akzent, der dem des Spanischen unkundigen Leser andeuten könnte, daß der Name des Dichters auf der letzten Silbe betont wird.

Neuere spanische Schriftsteller, Julius Groos, Heidelberg.

Auch der Verlag Groos hat sich entschlossen, eine Sammlung spanischer Texte für den Schulgebrauch erscheinen zu lassen, deren vier erste Bändchen — Alarcón, Moratín, Mesonero-Romanos, Samaniego — Dr. R. Ruppert, der Bearbeiter der bekannten Sauerschen Lehrbücher, herausgegeben hat. Man kann dem Herausgeber besondere Originalitätshascherei nicht vorwerfen, es sind bewährte Autoren, von Mesonero-Romanos ist eine weitere Auswahl auch bei Freytag, von Alarcón Verschiedenes bei Freytag und Velhagen u. Klasing erschienen. Über die Eignung der Fabeln Samaniegos zur Schullektüre läßt sich streiten, gewiß, ihre literarischen Vorzüge stehen außer Zweifel — wenn unsere Schüler auch bereits durch Lafontaine verwöhnt sind —, aber das stoffliche Interesse scheint uns da denn doch zu gering; daß man einzelne in ein Lesebuch einschiebt, warum nicht, aber ein ganzes Buch solcher Fabeln! Sonst

ist wenig über die Bändchen zu sagen, vorn ist eine Einleitung, und hinten kommen die Anmerkungen, die erfreulicherweise nur wenig Sprachkenntnisse voraussetzen, aber auch selbst nicht immer richtig sind. Wir haben die zu der Alarcón-Auswahl durchgesehen und merken an: „piropo" heißt nicht „Kosewort", sondern „Kompliment", „Schmeichelei"; „troglodita" nicht „Menschenfresser" oder „Vielfraß", sondern „Höhlenbewohner" (hier stimmt auch die Zeilenangabe nicht); „estrambótico" nicht „albern", „närrisch", sondern „extravagant", „ungewöhnlich"; „apagado" nicht „schlaff", sondern „erloschen". Auch zu den Sacherklärungen wäre einiges zu sagen: so wird zwar bei Karl V. und Ludwig XIV. erwähnt, sie hätten 1516—1558 und 1643—1715 regiert, bei Espartero aber heißt es: „berühmter spanischer General des 19. Jahrhunderts, war eine Zeitlang Regent Spaniens." Sieh mal an! Wann denn? Daß endlich der Ursprung des Don Juan-Typus auf Zorilla zurückgeführt wird, verrät eine geradezu bewunderungswürdige literarische Unkenntnis. Ausgerechnet Zorilla — nach Lenau, Grabbe, Dumas, Byron, Mozart-da Ponte, Molière, und nachdem die Tirso de Molina zugeschriebene „Comedia del Burlador" aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die den Verführer eben als Don Juan Tenorio auf die Bühne bringt, zu den Meisterwerken der spanischen Dichtung gehört!

Bernard Fay, *Panorama de la littérature contemporaine* (Simon Kra, Paris).

„In diesem Buch ist es Bernard Fay gelungen, zum ersten Mal ein zusammenhängendes Gesamtbild zu geben ...", verkündet der Waschzettel, und daß er das versucht hat, scheint uns in der Tat das besondere Verdienst des Verfassers. Im Gegensatz zu Lalou etwa, dessen Literaturgeschichte mit den Vorzügen die Nachteile eines Nachschlagewerks, die vollständige Unübersichtlichkeit, gemein hat, bietet Fay also eine Auswahl, eine Auswahl solcher Schriftsteller natürlich, die nach seiner Ansicht in der Literatur der letzten fünfzig Jahre eine repräsentative Stellung einnehmen. Das sind immerhin ein Dutzend, die jeweils in einem eigenen Kapitel behandelt werden, und es scheint fraglich, ob eine spätere Zeit einer größeren Anzahl endgültige Aufnahme in die Literaturgeschichte gewähren wird. Sehr richtig bemerkt Fay, daß die, welche wir Schriftsteller einer bestimmten Epoche nennen, keineswegs zu jener Zeit immer wirklich bekannt und gelesen sind, sondern häufig einen kleinen oppositionellen Kreis bilden, dem erst später maßgebende Bedeutung zuerkannt wird: «Ce qui, pour les siècles à venir, sera «aujourd' hui», ne vit que dans quelques maisons d'une immense ville, incapable de jeter son reflet bien loin, en état seulement d'illuminer quelques autres à Londres, New-York et Pékin, en attendant qu'il parvienne à Gap et à Quimperlé.» Im übrigen gibt der Verfasser in der Tat einen recht guten Überblick über die Bestrebungen insbesondere der modernen Lyrik, deren künstlerische Anschauungen er durchaus teilt, woraus sich seine etwas unzulängliche Würdigung etwa des Parnass erklärt. Sehr berechtigt scheint uns dabei der Hinweis auf die verhängnisvolle Wirkung Hugos, dessen robuste Persönlichkeit und lauter Ruhm die französische Dichtung jahrzehntelang auf dem Stand von 1830 hielt und nicht nur die Parnassier in den Schatten stellte, sondern noch einen Baudelaire nicht aufkommen ließ. Nicht zustimmen können wir dagegen einer grundsätzlichen Scheidung von Lyrik und Prosa in einer vorwiegend geschichtlichen Darstellung:

zugegeben daß die Prosa breitere Wirkungen erzielt und somit in gewissem Sinne stärker sozial gebunden ist, so scheint uns doch das, was sie als Ausdruck der Zeit mit der Lyrik gemein hat, das Trennende zu überwiegen, am deutlichsten in den zahlreichen Fällen, wo ein Autor zugleich in Versen und Prosa schreibt. Es geht nicht an, in Zola einfach den literarischen Triumpf der «petite bourgeoisie» zu erblicken, er hat seine Theorien, an die Fay sich vorwiegend hält, von den hocharistokratischen Goncourts übernommen und ist eben dieser «petite bourgeoisie» auch erst von einer Elite aufgezwungen worden. Diese Abneigung des Verfassers gegen das "profanum vulgus", wozu in seinen Augen natürlich die Académie und die offiziellen Kreise gehören, findet ihren krassesten Ausdruck in der Ablehnung und Verkennung Anatole Frances, und obwohl er sich dabei auf Gide und die Modernen überhaupt berufen könnte, so geht er sicherlich fehl, wenn er ihn als «maître de la littérature officielle» erledigen zu können glaubt. Er vergißt dabei, daß diese offizielle Geltung Frances nur auf Grund seiner unbedingten Skepsis und grenzenlosen Toleranz möglich war, und wenn er auch selber wahrscheinlich nicht einmal gegen die militärische Ehrenwache bei seinem Begräbnis protestiert hätte, so dürfte man ihn darum noch nicht als Militaristen ansprechen. Das wäre es etwa, was wir gegen die Darstellung Fays einzuwenden wüßten, im übrigen dünken uns, wie gesagt, seine Charakteristiken — insbesondere Rimbauds, Mallarmés, Bourgets und Valérys — fein und zutreffend, soweit wir selber urteilen können. Wir sagen ausdrücklich: soweit wir urteilen können, denn er begründet seine Ausführungen weiter nicht und bezieht sich nur ausnahmsweise auf wirkliche Zitate, so daß er leicht in den Verdacht gerät, einer hübschen Formulierung zuliebe ein wenig konstruktiv zu verfahren. Andererseits wird man eben diese knappe und elegante Schreibweise als Vorzug empfinden und als eine Art Gewähr betrachten, denn man wird ungern dem ein Urteil in literarischen Dingen zutrauen, der nicht selber ein bißchen schreiben kann.

Frankfurt a. M. H. Petriconi.

Rider Haggard, *Heu-Heu or the Monstu.* Tauchnitz Ed. vol. 4627. 272 S.

'A wonderful yarn' nennt einer der Zuhörer dies neuste Erzeugnis von Haggards aufs Abenteuerliche gerichteten Fantasie. Wie in 'She' führt der Verfasser uns ins unerforschte Afrika und läßt uns den Zusammenstoß einer uralten Fetischkultur und Priesterherrschaft mit den Mächten der Zivilisation — und dem Aufwallen der Elemente erleben. Prächtige Naturschilderungen und humoristische Züge (besonders in der Gestalt des findigen und sarkastischen Hottentotten Hans) beleben den schon etwas abgenutzten Stoff.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

Druck von C. Schulze & Co. G. m. b. H. Gräfenhainichen

DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIII. *November-Dezember 1925.* *Heft 6.*

DAS PASSIVUM, EINE FORM DES LEIDENS ODER DES ZUSTANDES?

In einer gelehrten und weit ausholenden Studie vertritt Meyer-Lübke[1]) die Auffassung, daß das Passivum in den romanischen und wohl in allen indogermanischen Sprachen einen Zustand oder auch einen Vorgang, keineswegs aber ein Leiden bezeichne. *Leiden* als Gegensatz zu *Handeln*, sagt er, sei philosophische Auffassung Platons, beruhe auf philosophischem Denken, und dieses sei vom allgemein menschlichen Denken oft ebenso weit entfernt wie das juristische. Der wahre Gegensatz zu Tätigkeit und Handeln sei die Ruhe, die Willenlosigkeit und Bewegungslosigkeit, manchmal auch der unpersönliche Vorgang, das Geschehen, aber nicht das Leiden. Man müsse dem etymologistischen Märchen vom Passivum als der Leideform ein Ende machen und die Fesseln der auf „diesem Gebiete sehr engen Griechen" abstreifen.

Um Platon und den in dieses „Märchen" noch tiefer verstrickten Aristoteles gegen Meyer-Lübke zu verteidigen, fühle ich mich zu klein und fühle auch jene ewigen Riesen des Gedankens nicht hinlänglich bedroht.

Nur eine uralt logische Tatsache, die dem allgemein menschlichen Denken so gut wie dem „philosophischen" angehört, möchte ich in Erinnerung bringen, nämlich daß ein Begriff wie „Tätigkeit" zweierlei gegen sich hat: 1. seinen sachlichen Gegensatz, seinen Gegenwert, und 2. seinen formalen Unterschied, seine andere Seite: menschlich gesprochen: 1. seinen Feind, 2. seinen

[1]) Vom Passivum, in der Festgabe für Karl Luick, 6. Beiheft der Neueren Sprachen, 1925. S. 158—171.

Nachbarn; philosophisch ausgedrückt: 1. seine Antithesis, 2. seine Heterothesis. Der sachliche Gegensatz und Feind, die Antithese des Tätigkeitsbegriffes ist der Begriff des Leidens. Das Leiden steht zu der Tätigkeit wie das Böse zum Guten, oder das Häßliche zum Schönen. Es ist der Tätigkeit so unmittelbar und innerlich entgegengesetzt, daß es *in* ihr steckt wie der Tod im Leben, wie das Laster im Neste der Tugend. Dieses Leiden kann man auch Untätigkeit oder unechte Tätigkeit nennen, weil es die Tätigkeit stört und auf gegnerische Weise selbst eine Tätigkeit ist. In diesem antithetischen Verstand wäre das Passivum als ein Aktivum mit Gegensinn zu bestimmen. Die Sprache veranschaulicht solche Gegensinne in Ausdrücken wie: *Verstand* und *Unverstand*, *Mensch* und *Unmensch*, *Eid* und *Meineid*, *Weg* und *Abweg*, *fare* und *disfare*, *intelligent* und *inintelligent*. Aber die Sprache läßt sich in diesen Dingen niemals beim Wort nehmen; sie ist jederzeit bereit, aus der wertbetonten Antithese in die rein formale Heterothese abzugleiten. *Abwesenheit* hat mit *Wesenheit*, *Abkommen* mit *Kommen*, *unabsichtlich* mit *absichtlich* in der Regel keine feindlichen, keine werthaften Wechselbeziehungen, so wenig wie *inattendu* mit *attendu*, *démêler* mit *mêler*, *sfiammante* mit *fiammante*. Nur etwas anderes, etwas Nachbarliches zum Stammwort wird jetzt durch das Präfix noch bezeichnet, eine Abart, keine Unart davon. In diesem heterothetischen Sinn wäre das Passivum als ein Nicht-Aktivum, als eine dem Aktiv zwar nahestehende, aber ihm abgewandte Sprachform zu bestimmen. Wenn das Aktiv für die Tätigkeit steht, so würde in diesem zweiten Verstand das Passiv nun alles mögliche andere bezeichnen können, also Zustände und Vorgänge, die zwar Abarten von Tätigkeit, nur eben keine Gegentätigkeit, nur kein Leiden, keine tätigkeitsfeindliche Tätigkeit sein dürften. Wenn ich Meyer-Lübke recht verstehe, so meint er, um es nun mit aller Strenge zu formulieren, daß das Passivum seiner logischen Stellung nach die Heterothesis, nicht die Antithesis des Aktivums sein soll. Denn, wenn das Passivum nicht dazu da ist, ein Leiden zu bezeichnen, so bleibt ihm in der Tat nur diejenige Art von Untätigkeit übrig, die etwas anderes als Tätigkeit ist, also: Zustand, Regungslosigkeit, Ruhe oder auch willensfremder Vorgang, Geschehnis, Naturverlauf und dgl.

Wie aber, wenn ich sage: „Er hat nicht geheiratet, er ist geheiratet *worden*; er ist gegangen *worden*; er ist besiegt *worden* — — —?“ Kann man wirklich behaupten, daß der arme

Mensch, dem dies alles widerfuhr, etwa nicht gelitten habe am Heiraten, am Gehen, am Siegen, daß er willenlos, ruhig und zuständlich unbewegt dabei gewesen sei, wie das Kornfeld, in das der Hagel fährt? Ich möchte für wahrscheinlicher halten, daß er ein wenig mitgeheiratet hat, aber ungern, daß er die Beine bei seinem Gegangenwerden geregt hat, aber ungern, daß er sogar ein bißchen gesiegt hat, aber unvollkommen, halb und halb, wie die meisten Besiegten.

Ein anderer Fall. Mein Begleiter, auf belebter Straße neben mir hergehend, sagt zu mir: „Sie werden gegrüßt; warum danken Sie nicht?“ Das heißt doch wohl: ich werde gemeint, ich bin betroffen von einem Gruß, und dies ist, wenn ich es auch nicht sofort empfinde, ein Leiden. (Ehren und Huldigungen, die man einem antut, können bekanntlich zu unerträglichen Qualen werden.) Mein Begleiter macht mich auf die Ehrung als auf eine unbemerkte Verwundung oder, wenn's beliebt, Auszeichnung aufmerksam, auf die ich reagieren, gegen die ich mich wehren, für die ich danken, quittieren, zurückgrüßen soll. Ein regungsloser Zustand, ein selbstverständlicher Vorgang ist das Gegrüßtwerden vielleicht für abgestumpfte Berühmtheiten, für den gewöhnlichen Menschen ist es, wie der Kitzel, ein mehr oder weniger unangenehmes Leiden. Die Romanen pflegen diese Art Leiden freilich nicht wie wir durch das syntaktische Passivum zu bezeichnen, sie sagen eher: «on vous salue» oder «il y a là quelqu'un qui vous salue» oder «vi salutano», nicht wohl: «vous êtes salué». Doch ist ihnen für andere, sehr ähnlich gelagerte Fälle das Passivum keineswegs ungeläufig, z. B.: «je suis attendu; il faut que je me dépêche» — was zweifellos heißen soll: ich leide am Warten der anderen und muß mich beeilen. Unter gewissen Umständen könnte sogar ein Satz wie: «les chevaux sont attelés» heißen: die Pferde *werden* angespannt, wenn sie nämlich das Aspannen wirklich erleiden, wenn ihr Widerstand oder ihre Ungeduld oder auch die Spannung eines Zuschauers dabei zu überwinden und der Erfolg im schwebenden Augenblick durchzudrücken ist. z. B. S'ils sont vaincus, c'est par un ange très puissant (Mallarmé) = sie lassen sich nur durch einen Engel besiegen. Wenn der Mädchenchor in Racines Athalie singt:

D'un père et d'un aïeul contre toi révoltés,
Grand Dieu, les attentats lui sont-ils imputés?

so liegt zweifellos ein echtes Passiv als Leideform vor, und man darf nicht übersetzen: *sind* dem jungen Joas die Anschläge seiner

Vorfahren angerechnet? sondern: *werden* sie ihm angerechnet? soll er darunter zu leiden haben? Denn es ist hier noch alles in der Schwebe, wie aus dem unmittelbar folgenden Vers hervorgeht.

Est-ce que sans retour ta pitié l'abandonne?

Athalie, um ihr Leben bangend und sich bedroht fühlend, sagt:

Lasse enfin des horreurs dont j'étois poursuivie,
J'allois prier Baal

und:

J'ai vu ce même enfant dont je suis menacée.

Kann hier, wo die bleiche Angst der gequälten Frau nach Auswegen tastet, von einem Passivum der Zuständlichkeit oder des Vorgangs im Ernste die Rede sein, springt uns nicht aus dem ganzen seelischen Zusammenhang die sprachliche Leidensform entgegen? Müßte ich ein dickes Buch mit Beispielen füllen, um diese Auffassung zu belegen, die Meyer-Lübke (Seite 163) als „eine vollständige Verkennung nicht nur des Sprachgebrauchs, sondern auch des Wesens der romanischen wie der deutschen Ausdrucksweise" verwirft — mir wäre nicht bange. Mag sein, daß mein Beispiel: «les chevaux sont attelés» nicht glücklich gewählt war. Ohne Zusammenhang in die Luft konstruiert, wirkt es freilich nicht überzeugend. (Bei selbstgemachten Beispielen kann den gewiegtesten Sprachforschern ein Mißgriff begegnen, wie man sogar an Meyer-Lübke sieht, wenn er «questa cosa va fatto» sagt — Seite 165 — wo der Gebrauch «fatta» verlangt, oder «non posso darti i libri, perchè vengono legati» — 164 — wo jeder gebildete Italiener «perchè si stanno legando» oder «stanno per essere legati» vorziehen wird. Dies sind Kleinigkeiten, an denen wir uns nicht stoßen wollen.)

Die Hauptsache bleibt, daß das Passivum als Leideform anerkannt wird. Und nicht nur in den romanischen Sprachen und im Deutschen, auch im Schriftlatein findet man sie reichlich vertreten. Ich schlage Catull auf und lese, ohne viel zu suchen: «maculae . . . impressae resident nec eluentur» (Nr. 57). Die Flecken sind hier als böse Dingerchen gedacht, die das Wegwaschen sich nicht gefallen lassen, es nicht *leiden*; ähnlich wie jene Dirne, über die sich Catull in Nr. 42 ärgert, «nihil movetur», sich nicht bewegen läßt, das geraubte Büchlein zurückzuerstatten. «Quis huic Deo compararier ausit?» (Nr. 61) heißt: wer möchte

es wagen, mit diesem Gott den Vergleich auszuhalten? wer hat den Mut, sich solche Erhebung gefallen zu lassen? — Sogar das passive *dicitur* mit Infinitiv kann die Bedeutung des Leidens annehmen, je nachdem das Subjekt sich dies oder das muß nachsagen lassen. «Quem nunc amabis? cuius esse diceris? — At tu dolebis, cum rogaberis nulla!» (Nr 8). Wie wird das Mädchen leiden unter Nachfragen und Liebesworten, auf die sie vergeblich wartet!

Noch heller beleuchtet erscheint die Leideform, als zur Tätigkeitsform gehörend, ihr entgegensetzt und an sie gebunden wie Hall und Widerhall, Stoß und Gegenstoß, in einem Beispiel wie «mutuis animis amant amantur» (Nr. 45). Die Widerwilligkeit eines besessenen Gemütes, das sich im Taumel auf Wege gerissen fühlt, die es in der Klarheit vermeiden möchte, erscheint in den Worten des selbstentmannten Attis: «Egone a mea remota haec ferar in nemora domo?» und «Ego nunc deum ministra et Cybeles famula ferar?» (Nr. 63) — Das wehrlose, nur mit Worten noch widerstrebende Dulden klingt aus der Klage der verlassenen Ariadne:

Pro quo dilaceranda feris dabor alitibusque
Praeda neque iniecta tumulabor mortua terra . . .

oder aus dem Abschied des Aegeus, der seinen Sohn Theseus muß hinwegziehen sehen:

Gnate, ego quem in dubios cogor dimittere casus.
(Nr. 64).

Ob im Passivum ein wirkliches Leiden vorliegt, oder etwa nur ein regungsloser Zustand oder seelenloser Vorgang, das hängt wesentlich davon ab, ob das Subjekt des jeweiligen Passivs als Persönlichkeit, als etwas Menschliches oder Menschenähnliches vorgestellt wird, oder nicht. Die Sprache, besonders die dichterische und mythische Sprechart der Antike kann selbstverständlich alles Mögliche vermenschlichen, kann Steine zu Menschen machen, wie der Catullvers beweist:

Quis angusta malis cum moenia vexarentur (Nr. 64), wo von der Bedrängnis der Stadt des Cecrops, der «moenia,» d. h. der Einwohner die Rede ist. Darum habe ich, wie mir noch immer scheint, mit Recht, die Form- und Bedeutungsgeschichte des lateinischen Passivums im Zusammenhang mit dem antiken Anthropomorphismus zu betrachten und zu begreifen ver-

sucht[1]). Durch Meyer-Lübkes Auffassung des Passivums kann diese Betrachtungsweise nicht widerlegt werden. Denn, daß das Passivum neben dem wirklichen Leiden auch abstraktere Zustände und Vorgänge bezeichnen *kann*, wird niemand in Abrede stellen. Ja, es versteht sich sogar von selbst für jeden, der weiß, wie die Sprache das Abstrakte durch Übertragung, Verallgemeinerung und Grammatisierung des Konkreten zu bezeichnen pflegt. Zustände und Vorgänge werden von der Sprache als entseelte und des Gefühlswertes beraubte Leidensformen dargestellt. Da dem Menschen die Haut näher sitzt als das Hemd, so dürfte die Bedeutungsfunktion des seelischen Leidens die primitivere Dienstleistung des Passivums sein, die Bezeichnung von Zuständen und Vorgängen dagegen die abgeleitete und sekundäre.

Freilich kann man einwenden, daß alle meine Beispiele, ja das ganze „Märchen" vom Passivum als Passionsform aus der Betrachtung des stilistischen, emphatischen, dichterischen und individuellen Sprachgebrauches stammen. Um so schlimmer für die Grammatik, wenn sie so ursprüngliche und blutvolle Erscheinungen des sprachlichen Lebens vernachlässigt.

Wenn das Passivum wesentlich und ausschließlich Zustände und Vorgänge bezeichnete, so ließe sich kaum verstehen, warum und wieso es so selten und sparsam in der täglichen Rede sämtlicher Sprachen gebraucht wird. Denn die Notwendigkeit, Zustände und Vorgänge anzuzeigen und mitzuteilen, begegnet uns im gewöhnlichen Leben auf Schritt und Tritt, und die Umgangssprachen müßten wimmeln von passivischen Konstruktionen. Demgegenüber gehört es zu den schwierigsten und heikelsten Aufgaben, den Schmerz, das Leid, das Dulden aufzudecken, zu verstehen und sprachlich geltend zu machen. Ärzte und Seelsorger wissen davon ein Lied zu singen. Jede Art von Scham, Ehrgefühl und gesellschaftlichem Anstand, die tiefsten Instinkte und die ältesten Gebräuche stellen sich der Enthüllung und Schaustellung des Leidens bei Menschen und Tieren in den Weg. Kein Wunder, daß auch die Sprache Bedenken trägt, ein leidendes Wesen als Subjekt anzuerkennen, kein Wunder, daß sie den Nominativ so weit es nur geht für tätige Träger des Zeitworts reserviert und ihn nur ausnahmsweise den Leidenden einräumt.

---

[1]) „Neue Denkformen im Vulgärlatein" in der Festschrift für Ph. A. Becker und in meinem Buch: Geist und Kultur in der Sprache, Heidelberg 1925, S. 61 ff.

Eigentlich sind nur die Dichter berufen, dem Schmerz des Menschen eine sprachliche Stimme zu leihen.

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Dies ist, wie mir scheint, der tiefere Grund für die stilistische Seltenheit und Verhaltenheit und für die grammatische Blaßheit des Passivums, durch die sich Meyer-Lübke hat irreführen lassen.

Lebendige Wesen und Persönlichkeiten denkt man sich am natürlichsten und liebsten als tätig. Darum verstehen wir die Form- und Bedeutungsgeschichte des Passivums wie auch der sonstigen Genera Verbi am besten, wenn wir sie mit den Phasen des Ich-Begriffes, mit der Entwicklung des Persönlichkeitsgedankens, mit der Herausarbeitung der Subjektivität im sprachlichen Ausdruck und mit dem Anthropomorphismus in Verbindung bringen. Es hilft nichts, ohne Kenntnis der Weltanschauungen gibt es keine sinnvolle Sprachgeschichte. Hier liegt der springende Punkt. Doch würde uns diese Betrachtung zu weit führen, und ich begnüge mich, auf die treffliche Darstellung des Wechselverhältnisses von Subjektivität und Genera Verbi in Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen I, Berlin 1923, Seite 214 ff. zu verweisen.

München Karl Vossler.

DIE NEUEN WEGE UND AUFGABEN DER STILISTIK[1]).

Als Eduard Castle heute vor 12 Jahren in der germanistischen Abteilung der 52. Philologenversammlung über die Entwicklungsgeschichte des Wortbegriffes Stil sprach, gab er zum Schlusse froher Zuversicht Ausdruck[2]): die Arbeiten an der Wissenschaft vom Sprachstile seien so glücklich vorgeschritten, daß eigentlich nur die Ernte noch einzubringen sei.

Castles Optimismus war nicht ganz berechtigt. Eine *Ernte*, als Abschluß, ist auch heute nicht eingebracht. Aber *eines* steht fest: das Feld, das die Frucht tragen soll, ist ungeahnt im Werte gestiegen. Ein deutlicher Wandel in den Anschauungen von

---

[1]) Vortrag, gehalten am 1. Oktober 1925 in Erlangen, in der vereinigten germanistisch-romanistisch-anglistischen Abteilung der 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

[2]) S. Germ.-Rom. Monatsschrift 1914, S. 153 ff.



Wesen und Aufgabe der Stilistik hat sich vollzogen. Die Stilistik will nicht mehr, wie ehedem, ein Anhängsel der Grammatik sein, sondern geradezu in den Mittelpunkt der Sprachwissenschaft rücken. Sie will sich nicht mehr damit begnügen, zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft heimatlos hin und herzuirren oder Anweisung für die idiomatische Handhabung einer Sprache zu sein. Ihr Ehrgeiz ist Sprach- und Literaturwissenschaft neu zu befruchten.

Das Gebäude der neuen Stilistik ist zwar noch weit von seiner Vollendung entfernt; nur vorläufige Bauten stehen neben allerhand Plänen und Entwürfen und neben ausgezeichnetem Baumaterial. Aber so viel sieht man bereits: mit Polypenarmen greift das Gebäude aus; weite Gebiete, bisher sichere Domänen der Grammatik, zieht es an sich. Die Grammatik ist in Verteidigungsstellung gedrängt. In Meyer-Lübkes grundlegender „Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft" (1. Auflage 1901) kommt das Wort Stilistik kaum noch vor[1]); K. v. Ettmayers bisher zu wenig gewürdigtes „Vademecum für Studierende der romanischen Philologie" von 1919 aber widmet dem neu erblühenden Wissenschaftszweige bereits ein großes (sehr interessantes) Kapitel. Und Ettmayer zählt zu den Themen der stilistischen Forschung z. B. die *Dialekt*kunde, ganz ebenso wie neulich erst Vossler über die „Nationalsprachen als Stile" schrieb[2]).

Nationalsprachen und Mundarten, ja jede einzelne Spracherscheinung, gehören natürlich in die Grammatik *und* in die Stilistik. Der Grammatiker ist wie jemand, der den Mechanismus, die Mechanik eines Spieles, etwa des Schachspieles, studieren würde, der Stilistiker wie jemand, dessen Interesse der *lebendigen*, wirklich gespielten Schach*partie* mit ihren Wollungen, Wünschen, Spannungen, Leidenschaften, Kunstgriffen und Schlichen gehörte. Und insofern das lebendige Spiel des Sprechens es ist, das die Sprachwissenschaft immer von neuem speist, ist die Stilistik wirklich die Mutter der anderen sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen.

Unsere Sprache aber ist wesentlich eine Laut- und eine Begriffssprache; ihr Mechanismus ruht wesentlich in Lautungen,

---

[1]) Natürlich aber hat Meyer-Lübke das Recht stilistischer Fragestellungen nie verkannt. Vgl. Romanische Grammatik III, p. VIII.

[2]) Zuletzt gedruckt in „Geist und Kultur in der Sprache" von *K. Vossler*, Heidelberg 1925, S. 148ff.

in Begriffen und in begrifflichen Operationen. Daher schenkt der Grammatiker *diesen* vor allem seine Aufmerksamkeit: den Spracherscheinungen als lautphysiologischen Tatsachen und als Korrelaten gedanklicher, begrifflicher Operationen, Beziehungen und Verhältnisse. Die Stilistik ihrerseits blickt nach allem aus, was an Werten, Gefühlen, Wollungen, Wünschen, Kräften, Gemütsdispositionen und Seelenhaltungen in den jeweiligen Spracherscheinungen, Lauten, Worten, Sätzen schläft.

Ich wähle das Wort „schläft" bewußt so unbestimmt, so zweideutig. Denn entsprechend dem Doppelcharakter der Sprache als Mitteilung und als Ausdruck kann auch der Stilistiker seine Aufgabe prinzipiell zweifach auffassen[1]): er kann *wecken*, was in der Spracherscheinung ruht, die seelischen *Wirkungen* untersuchen, die vom Stilistikum ausgehen, das Leben zu erforschen trachten, das von den Lautungen, den Begriffen und ihren wechselnden Verbindungen im Aufnehmenden hervorgezaubert wird. Er kann sich aber auch fragen, welche Seelenkräfte im Stilistikum *Ausdruck* gefunden, er kann sich fragen, welche Seelenkräfte die Begriffe und ihre besonderen Verbindungen hervorgetrieben, den Mechanismus in bestimmter Weise in Bewegung gesetzt, möglicherweise auch beeinflußt oder gestört haben, welche Seelenhaltungen in der Spracherscheinung zu ihrem Dornröschenschlaf eingeschlafen sind: er kann aus dem Sprachdenkmal die tiefsten seelischen Geheimnisse des Autors erschließen wollen.

Beide Wege sind bereits gegangen worden; auch der zweite, heute nur besonders laut gepriesen, ist nicht neu.

Das Ziel, das er sich steckt, erscheint auf den ersten Blick sicher verlockend. Die Schwierigkeiten und die Bedenken, die ihn beengen, sind aber leicht zu erkennen und natürlich auch bald erkannt worden.

Die Literaturwissenschaft rechnet sich die Überwindung eines indiskreten, früher allzu beliebten äußeren Erlebnisdeutens aus dem Werke als Fortschritt an. Ist aber jene *Seelen*deutung wertvoller und fruchtbarer, die einem Henri Barbusse aus schmutzigen Episoden seiner Romane noch schmutzigere Sexualträume nachweist?[2]) Und was die Hauptsache ist: sind diese

[1]) Vgl. z. B. *Ch. Bally*, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 128, S. 94/95.

[2]) Leo Spitzer, Studien zu Henri Barbusse, Bonn 1920.

Nachweise verläßlich, tun sie dem Autor nicht vielleicht Unrecht? – M. Dessoir erzählte einmal eine ergötzliche Geschichte[1]): ein Literaturwissenschaftler hatte aus lyrischen Gedichten allerhand Erlebnisse des Dichters rekonstruiert. Der Dichter erklärte die Rekonstruktion für falsch vom Anfang bis zum Ende. Der Literaturwissenschaftler aber ließ sich nicht einschüchtern noch beirren: der Dichter hätte sich eben klarer ausdrücken sollen. Auf so trockene Antworten sind unsere sprachlichen Psycho-Analytiker nun freilich nicht angewiesen: als Anhänger Siegmund Freuds wollen sie ja ganz besonders jene „verdrängten" Seelenzustände ans Licht ziehen, von denen der literarische Patient selbst nichts ahnt.

Die ganze Schwierigkeit der Methode, die die sprachlichen Psycho-Analytiker pflegen, liegt in dem Dichterworte beschlossen:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die *Seele* nicht mehr.
(Schiller, „Sprache".)

Unsere Sprache ist eine Begriffssprache. Nur auf dem Umwege über den Begriff kann sie sagen, was die Seele erfüllt und bewegt. Außerbegriffliches geht in die Sprache — vom Lautlichen abgesehen — nur als *Ober-* oder *Unter*ton von *Begriffen* und Begriffsoperationen ein. „Die Sprache ist nur für den Verstand da und verwandelt alles in allgemeine Begriffe" — erkannte einst schon W. v. Humboldt. Das heftigste Wollen, die heißeste Leidenschaft, das tiefste Gefühl, die schmerzlichste Sehnsucht — jedes und alles muß irgendwie durch den Mechanismus der Begriffe und des Denkens hindurch, will es als Sprache zum Nächsten reden. – Nehmen wir an, ich empfände im Augenblicke Sehnsucht nach meinen Kinderjahren. Diese Sehnsucht kann rein gefühlsmäßig sein, unter der Schwelle der Begriffe liegen. Sie *muß* aber in Begriffe, z. B. in die Begriffe der Wonne, der Fülle, der Kindheit sich umsetzen, ehe sie im Mitmenschen verwandtes Sehnen zum Klingen bringen kann. „O wonnevolle Kindheit!" rufe ich dann z. B. aus. Wie aber will jemand hinter dem *Begriffe* Wonne meine *wirkliche* Wonne ermessen? Es ist mit unserer Sprache wie mit gewissen Signaleinrichtungen in

[1]) E. Utitz, Aesthetik, S. 196 (Quellenhandbücher der Philosophie Berlin 1923).

Gasthöfen und Hotels: drückt der Gast in seinem Zimmer auf einen Knopf, dann springt im Signalapparate des Vorhauses eine Nummer vor. Ob der Gast in Leidenschaft oder in Gleichmut sein Signal gab, kann das Zimmermädchen höchstens erraten. Der Nummern, d. h. unserer Begriffe, sind eben viel weniger als der Nuancen unserer Leidenschaften, Wollungen, Wünsche, Gemütszustände. Der Begriff *vernichtet* die Seelennuance.

Aus Begriffen und Begriffsverwendungen kann man — etwa wie Vossler öfters tut — auf Denkweisen des Sprechenden, und, wenn die betreffenden Begriffsoperationen in einer Sprachgemeinschaft geläufig, konventionell geworden sind, auf kulturell fundierte Denk*gewohnheiten* dieser *Gemeinschaft* schließen — tiefersitzende Seelenzustände aber kann man aus ihnen nur in dem Maße erschließen, als die Begriffe nicht erworben und angelernt, sondern aus der Tiefe der Seele hervorgetrieben sind. Wie nun will man das unterscheiden? Begriffe sind eine Münze, die gar leicht von Hand zu Hand geht, oft von sehr oberflächlich, gar nicht tief in der Seele sitzenden Kräften gelenkt:

Allen gehört, was Du denkst; dein *eigen* ist nur, was du *fühlest.*
(Schiller, „Das eigene Ideal").

Die sogenannte „Motiv- und Wortforschung", die aus den Begriffen, die der Sprecher setzt, seine Seelenmotive eruieren will, ist entweder keine oder eine recht magere Wissenschaft. Soweit sie sich damit begnügt — was sie oft genug tut — hinter den Worten die entsprechenden Vorstellungs- und Begriffskomplexe festzustellen, liefert sie im besten Falle Beschreibung oder, wie sie selbst das neuestens nennt, „Zerebralatlanten" (besser wäre zu sagen: Denk- und Vorstellungsatlanten) der zu erforschenden Persönlichkeiten[1]), aber keine Erklärung. Oder *ist* es eine Erklärung, wenn der Motiv- und Wortforscher, auf den ich anspiele, etwa gewisse Toblersche Deutungen französischer partizia wie «toilette voyante», „eine auffallende Kleidung" ablehnt und seinerseits sieghaft verkündet: „*Ich* analysiere die einzelnen Wendungen und finde, daß ... die stilistisch-psychologische Radix, die (etwa) den Schneider zur *toilette voyante* trieb, das wenig sorgsame Umgehen mit der Sprache, die Nachlässigkeit im grammatischen Konstruieren ist"[2]). Wer denkt

[1]) Leo Spitzer, Germ.-Rom. Monatsschrift 1925, S. 178.
[2]) Leo Spitzer, Die neueren Sprachen, Bd. 26, S. 335.



da nicht an Sganarelle, den Arzt wider Willen, der die Stummheit Lucindens deutet: das Stummsein Lucindens, «*cela vient de ce qu'elle a perdu la parole*» (Le médecin malgré lui, II/6). Wenig sorgsames Umgehen mit der Sprache, Nachlässigkeit im grammatischen Konstruieren sind keine psychischen Wurzeln, sondern Tatsachen, für die solche Wurzeln eben zu *finden* wären. Und daß den Sexualworten eines Barbusse sexuelle Vorstellungen entsprechen, daß diese Vorstellungen, wenn die Worte nur oft genug vorkommen, Lieblingsvorstellungen sind — das heiße ich auch recht simple Erkenntnisse. Ob die sexuellen Vorstellungen des Barbusse dem inneren Bedürfnis eines Sadisten, den Geschäftsinteressen eines Schundliteraten oder snobistischer Sensationslust entspringen, das, d. h. die *wahren* Motive, auf die es ankommt, wird aus den Worten als aus Begriffen *niemand* erweisen.

Selbst gewisse verfeinerte Begriffe und Denkoperationen lassen sich psycho-analytisch — ich meine das Wort in weiterem als dem eingeschränkten Sinne Freuds — nicht ausdeuten. Auch hierfür bloß ein Beispiel. Flaubert schreibt in seiner Korrespondenz einmal *il ne faut pas s'écrire,* man soll sich nicht beschreiben; also „*sich beschreiben*" etwa für „sein Inneres, seine Empfindungen beschreiben". Dazu lehrt nun die Psycho-Analyse: nur Flaubert, der Vertreter der literarischen Impassibilité, könne dieses sparsame Reflexiv *erfunden* haben, das heute in *s'expliquer, se commenter, se raconter* weiterwuchere[1]). Ein Blick in den Dictionnaire général lehrt aber, daß z. B. schon Vauvenargues im 18. Jahrhundert «il se raconte lui-même» sagt. Und da Vauvenargues alles eher als ein Impassible war, ist der psychoanalytische Schluß aus dem Reflexivum als haltlos erkannt.

Wo die Methode so an der Wurzel krankt, kann sie durch keine Hilfsmethoden gerettet werden. Im übrigen erklärt die Motiv- und Wortforschung selbst sehr einleuchtend, daß dieselben Worte bei verschiedenen Schriftstellern keinesfalls seelisch dasselbe ausdrücken, daß z. B. das Wort „speien" bei Heinrich Mann einer anderen seelischen Haltung entspringe als bei Jules Romain[2]). D. h. aber doch, daß das seelische Motiv offenbar nicht aus dem Worte, dem Begriffe, sondern anderswoher erschlossen ist.

---

[1]) Leo Spitzer, Germ.-Rom. Monatsschrift 1925, S. 175.
[2]) Ebda., S. 180.

Schlüsse aus der Sprache auf wirklich tiefersitzende seelische Vorgänge und Eigenschaften erscheinen nur insofern — wenigstens prinzipiell — berechtigt, als der Sprechende unbewußt für Seelenhaltungen, die gewissermaßen unter der Schwelle seines begrifflichen Denkens liegen, eigene Ausdrucksnuancen setzt. Selbstverständlich tut jeder Sprecher das in jedem Augenblicke. Aber da *kein* Sprecher von der Mechanik der Begriffe *ganz* loskommt, alles *Außer*begriffliche an *Begriffe* geheftet erscheint, bedarf es besonders günstiger Beobachtungsmöglichkeiten, sollen die seelendeutenden Schlüsse einiges Vertrauen erwecken. Hätten die romanischen Sprachen z. B. nur *ein* Tempus der Vergangenheit, etwa das Imperfektum, dann könnten hinter jedem Imperfektum ebensoviele seelische Haltungen stecken wie hinter dem „Speien" Heinrich Manns oder Jules Romains'. Erst dadurch, daß die romanischen Sprachen noch zwei *andere* Vergangenheitszeiten haben, erhält der Beobachter das Recht und die Möglichkeit zu näherer Deutung. Die jahrhundertealten Bemühungen, die Unterschiede zwischen Imperfektum und z. B. dem einfachen Perfektum im Gedanklichen aufzuspüren, also etwa das Imperfektum als Tempus der Dauer, das Perfektum als Tempus der Momentaneität in der Vergangenheit zu erklären, waren methodisch gar nicht so unberechtigt. Erst das hartnäckige Mißlingen dieser Versuche mußte die Aufmerksamkeit in andere Richtung lenken: dank der *Vielfalt* der Verwendungen des Imperfektums kommt man nun in die glückliche Lage, den Wesenskern der Sache, d. h. den gemeinsamen Nenner in der Vielfältigkeit zu erkennen. Und dieser Nenner ist in der Tat etwas Außer- und Überbegriffliches: er heißt seelisches Sich-Versenken, Sich-Einfühlen in die Vergangenheit gegenüber kühler Distanzhaltung[1]). — Wenn nun ein Autor das Imperfektum oder das Perfektum sichtlich bevorzugt, so ist daraus immerhin bis zu einem gewissen Grade ein psycho-analytischer Schluß möglich — bis zu dem Punkte nämlich, wo die deutlich fortschreitende Verbegrifflichung, d. h. Grammatikalisierung, die Todfeinde der Stilwerte, den tieferen seelischen Gehalt des Stilistikums vernichtet. Nun aber gar kompliziertere Fälle. Ich spreche den Satz: Si j'étais riche! Wenn ich doch reich wäre! — und die Grammatik reiht ihn unter die Ausdrucks-

---

1) Vgl. Germ.-Rom. Monatsschrift 1924, S. 233 ff.



möglichkeiten eines Wunsches ein[1]). Aber mein Wunsch kann bedenklich modifiziert sein durch mein Wissen, daß er nicht oder nur bedingt realisierbar ist — und nur dieses Wissen um seine *Bedingtheit* findet in der grammatischen Kategorie des Si-Satzes seinen Ausdruck. Der Wunsch oder, besser, die Sehnsucht wird allein von der Intonation und eben dem *Imperfektum* als Tempus der Einfühlung, der Versenkung in die Annahme getragen. Wie soll man, besonders wenn der Satz nicht gesprochen, sondern etwa geschrieben wäre, erraten, ob mein *Wunsch* reich zu sein größer ist, meine Befähigung, diese schöne Annahme durch Einfühlung auszukosten — oder aber mein ärgerliches Wissen, daß ich *nicht* reich bin? Ob ich ein sehnsüchtiger Schwärmer bin, der das bedingte Reichsein im Geiste wonnetrunken erlebt, oder ein verbissener Nörgler, dem der Bedingungssatz der richtige Ausdruck für seine ständigen Wenn und Aber ist?

Wollte jemand sein tiefstes Seelenleben wirklich adaequat und eindeutig ausdrücken, er müßte sich eine ganz neue Sprache, Begriffe für sich und Begriffsverbindungen für sich schaffen. Unsere Expressionisten machen bekanntlich das Experiment — soweit es geht. Aber das Ergebnis heißt Unverständlichkeit, nicht nur tiefere seelische, sondern auch begriffliche, heißt erst recht Unmöglichkeit der Seelendeutung für den Sprachforscher, weil in unseren, der Nichteingeweihten Seelen diesen Ballungen, begrifflichen und sonstigen Verrenkungen und Verzerrungen nichts entspricht. In Georg Kaisers Drama „Der Brand im Opernhause" ist die Heldin Sylvette der Feuersbrunst in der Pariser Oper entronnen. Mit dem Rufe „ich lebe" stürzt sie nach Hause, ihrem Gatten entgegen. Der weiß nun, daß seine Frau eine Dirne ist und daß sie ihn eben erst wieder betrogen hat. „Wer hat dich gebraucht?" ist seine erste Frage, eine Frage, die seine Gattin nicht eben demütig beantwortet: „Ich *lebe* und Du fragst danach?" Darauf der Gatte: „Das sperrt sich im Munde, das beult die Backen, mit der Zunge pendelt es, die kollert gedunsen, heraus rollt die Frage, die ins Haus poltert." Unsere Seelendeuter könnten aus solcher Rede wohl nur auf Paranoia des Helden schließen. Und doch wäre die Diagnose falsch, weil *alle* Personen in Kaisers Drama, auch die, die *gewiß* nicht ver-

[1]) Vgl. *Ch. Bally*, Traité de stilistique française, Heidelberg 1909, I, S. 260. — Die neue Auflage, 1919—1921, war mir nicht erreichbar.

rückt sind, ungefähr im gleichen Stil reden. — Um aber bei der Psycho-Analyse zu bleiben: muß man nicht die schwersten Bedenken gegen eine Methode haben, die gelegentlich etwa erklärt, Ch. Péguy habe den Stil, den Bergson haben *sollte* und nicht hat? [1]) Wenn der Bergsonismus nicht einmal Bergsons eigenen Stil bergsonistisch zu gestalten vermag, dann ist der Stil eines Menschen offenbar doch nicht ganz „biologische Notwendigkeit" und der Zusammenhang zwischen Seelenerlebnis und Ausdrucksnüance doch nicht so eng, daß man aus dieser auf jenes so leicht schließen könnte.

Am tiefsten in der menschlichen Seele ankern, verhältnismäßig am wenigsten der Erlernung, der Konvention und der Handfertigkeit des Sprachschöpfers gefügig sind zweifellos Melodie, Stimmton, Rhythmus. Daher dürfte die Zukunft einer tieferen Erforschung der menschlichen Seelen aus der menschlichen Sprache einzig auf einigen der neueren Sieversschen Wege liegen.

Aber die letzten Geheimnisse der menschlichen Seele werden uns auch jene musikalischen Sprachelemente nicht erschließen. Menschenseele bleibt der Menschenseele auf ewig fern, auf ewig unverständlich. O, wie sind

. . . . à plaindre les âmes!
Elles ne se touchent jamais;
Elles ressemblent à des flammes
Ardentes sous un verre épais.

De leurs prisons mal transparentes
Ces flammes ont beau s'appeler,
Elles se sentent bien parentes,
Mais ne peuvent pas se mêler.

(Sully Prudhomme, „Corps et Ames.")

. . . sie können sich nicht berühren, aber auch nicht verstehen.

Einzig meine *eigene Seele lege ich* dem Sprechen des Mitmenschen unter, fühle ich in den Sprechenden ein. Das, was man „Reproduktion des sprachschöpferischen Vorganges" nennt, ist nichts anderes als Vollzug der psychischen

---

[1]) Leo Spitzer in der Walzel-Festschrift („Vom Geiste neuer Literaturforschung"), Wildpark-Potsdam, 1924, S. 165; vgl. ebenda S. 183 Fußnote.

Operationen, zu denen die Sprachzeichen *den Anlaß geben*, nichts anderes als Apperzeption der *Wirkung*. Es ist zwar ein stolzes, aber auch ein oberflächliches Wort zu sagen: „Ich brauche mich nur in die Seele des großen Sprechers, des Dichters hineinzuversetzen, um dem sprachlichen Schöpfungsakte beizuwohnen“[1]. Der Psycho-Analytiker kann nicht anders als das seelische Movens eines Stilistikums aus der seelischen Wirkung zu erschließen, die dieses in ihm hervorruft, nicht anders als beide gleichzusetzen. Die *Gleichung* birgt die Gefahr und die Unsicherheit. Gefahr und Unsicherheit, die nur durch ein sehr vorsichtiges und umsichtiges Vorgehen des Psycho-Analytikers gemildert, nie ganz gebannt werden können. Und da die Gleichung jederzeit ohne erheblichen geistigen Aufwand vollzogen werden kann, ist es methodisch das Richtigste, sich zunächst bescheiden an die Wirkungen zu halten, hier die Forschung zu vertiefen und *dadurch* erst die Grundlage für weitere Forschung, meinetwegen, wo es möglich ist, auch psycho-analytische zu schaffen.

Zu wecken, was an seelischen Wirkungen und Werten in den Lauten und Lautungen, in den Worten und Sätzen, in den Begriffen und Begriffsoperationen, kurz in den sprachlichen *Werken* ruht, sich dieser Wirkungen bewußt zu werden, aber auch, und vor allem, sie in ihren sprachlichen Korrelaten zu ergründen, ist die Mühe des Sprachwissenschaftlers wert und — vom Standpunkte des Literaturwissenschaftlers aus gesprochen — eine wichtigere, dem Wesen aller Kunst und der Würde des Kunstwerks angemessenere Aufgabe, als das Werk aus imaginären Erlebnissen und Seelenzuständen seines Schöpfers zu deuten[2].

Eine historische Wissenschaft ist ja die Stilistik weder so noch so. Denn sie untersucht per definitionem nicht die der Veränderung unterworfene lautliche und begriffliche *Mechanik* der Sprache, sondern den seeledurchglühten Sprech*akt*, das seelendurchglühte Sprach*denkmal*, die lebendige Rede, ein mit anderem zwar *Vergleichbares*, nicht aus ihm Entwickeltes[3].

[1] Leo Spitzer, Germ.-Rom. Monatsschrift 1925, S. 172. Vgl. „Vom Geiste neuer Literaturforschung“ S. 163.

[2] Vgl. K. v. Ettmayer in „Hauptfragen der Romanistik, Festschrift für Ph. A. Becker“, Heidelberg, 1922, S. 4; O. Walzel, „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“, S. 371.

[3] Vgl. Ch. Bally, Traité de stylistique française, S. 21; Ettmayer, Vademecum, S. 17.

Wohl könnte man eine Geschichte der Stil*abfolgen*, z. B. im Französischen, schreiben — wie eine Geschichte der französischen Seelenzustände — jedoch ebensowenig eine *historische Stilistik* wie eine *historische Psychologie*.

Der Stilistiker betrachtet die Sprache als Trägerin von Seelenwerten. Daher darf er auch die Fühlung mit *der* Wissenschaft nicht verlieren, die das Leben der Seele besonders studiert: mit der Psychologie. Diese Forderung schien früher einmal selbstverständlich. Heute aber hat das Wort Psychologie für viele Gelehrte keinen guten Klang. Indes bleibt bestehen, daß verständiger Psychologismus — ich denke an eine geisteswissenschaftlich beobachtende, nicht an eine naturwissenschaftlich experimentierende Psychologie — die stilistischen Werte mit ganz anderer Gründlichkeit erfassen lehrt als einseitige, noch so geistvolle Spekulation.

In der Festschrift für Vossler[1]) kann man lesen, frz. *cela*, *ça*, *ce* seien „synthetische" Neutralpronomina: der Satz etwa: «*Les Pyrénées, ça n'est rien du tout . . . ça n'est pas des montagnes*» zeige *ça* in solcher „synthetischer" Funktion. Das logischere «*Les Pyrénées ne sont rien du tout*» würde demgegenüber mehr «den Eindruck eines tatsächlichen Plurals statt eines plurale tantum, einer Menge einzelner Berge statt eines Gebirges» erwecken[2]).

Die Erklärung will Schule machen. Ein kampffroher Romanist fand unlängst auf seinem Kreuzzuge gegen Vossler und alles Vossler-Verdächtige das bekannte «*L'Etat, c'est moi*» zu deuten und lehrt denn bereits: „*c'est moi* fühlt man etwa als *dies Unbestimmte bin ich*"[3]).

Daß ein Demonstrativpronomen des Neutrums auf etwas Unbestimmtes, Vielfältiges zusammenfassend hinweisen *kann*, ist natürlich selbstverständlich und war bekannt[4]). Als Stildeutung aber sagt die Beobachtung wenig. Um wie viel fruchtbarer sind da z. B. die zwei wertvollen Zusammenstellungen von Lommatzsch über „Deiktische Elemente im Altfranzösischen"[5]).

---

[1]) „Idealistische Neuphilologie", Heidelberg 1922, S. 120ff.

[2]) Ibd. S. 122/3.

[3]) Leo Jordan in „Archivum Romanicum" 1925, S. 90.

[4]) Vgl. Strohmeyer, Der Stil der französischen Sprache, 1910, S. 105, 172. — Auch hier liegt mir die neuere Auflage nicht vor.

[5]) „Hauptfragen der Romanistik", Festschrift für Phil. Aug. Becker, Heidelberg 1922, S. 101ff., und „Jahrbuch für Philologie", Bd. I, München 1925, S. 202ff.

Jede Deixis hat zwei Werte: einen *motorisch-affektiven* und einen *begrifflich-distinguierenden, definierenden.* Wenn ich auf einen Stern am Himmel zeige, so ist das seelische (auch körperliche) *Kraft*betätigung. Ich unterscheide aber zeigend gleichzeitig den *einen* Stern von andern. Seelen*kraft* einerseits, begriffliche *Abgrenzung* und *Bestimmung* andererseits liegt auch in jedem *Demonstrativpronomen.* Das Wichtige aber ist nun das: keine Seelentätigkeit kann sich über einen bestimmten Grad hinaus entfalten, ohne die anderen Seelentätigkeiten zu schwächen. Je aufgeregter ich bin, desto weniger kann ich klar denken: je stärker der *Affekt* in der Deixis, desto geringer wird ihr verstandesmäßig-logisch-*abgrenzender, definierender* Wert. Der *erregte* Mensch sieht sozusagen *unklar*: d. h. es drängen in die *erregte* Rede sich vor allem die Demonstrativzeichen des *unbestimmten Neutrums*[1]).

La vie, mais cela se défend jusqu'au dernier frisson[2]) — Vor allem *Erregung* erlebe ich in dem Demonstrativpronomen — und da Erregung den Blick trübt, hat sie im Sprecher das Demonstrativum des *Neutrums* hervorgetrieben.

Ähnlich die Kraftmeierei des *Stolzen, Verachtungsvollen: Les Pyrénées, ça n'est rien du tout . . . ça n'est pas des montagnes!* Nicht Zusammenfassung des Vielfältigen, sondern stolzes Kraftbewußtsein liegt in dem *ça.*

In dem Maße nun, als das Demonstrativum des definierenden und distinguierenden Wertes entbehrt, scheint es merkwürdigerweise den Ton einzubüßen. Es markiert dann nur mehr das Einsetzen einer Kraft, die im betonten Worte ihre größte Entfaltung findet. So das *ce* in dem sieghaften Ausrufe *c'est moi!*, mit dem ein französisches Kind beim Spiele vielleicht die Frage beantwortet, wer denn gewonnen habe. Sicher zeigt das Kind dann höchstens auf sich, nicht auf das imaginäre *Qui a gagné,* auf das das *ce* angeblich hinweist.

Ebenso verstehe ich das Ludwig XIV. zugeschriebene Wort nicht staatsrechtlich dahin, daß der König den unbestimmten Staatsbegriff absolutistisch und definierend auf sich einschränke,

---

[1]) Vgl. Paul Jochimsen, Beiträge zur Geschichte der deiktischen Hervorhebung eines einzelnen Satzteiles bzw. eines Satzes mittelst c'est (. .) que (qui), Diss. Kiel, 1907, und L. Foulet, Romania, Bd. 46, S. 46ff.

[2]) Spitzer a. a. O. (Festschrift für K. Vossler), S. 126.

sondern ich fühle auch hier vor allem den Affekt. „Sire, denken Sie an den Staat!" könnte jemand zu Ludwig gesagt haben, worauf dieser zunächst zögernd: „der Staat . . ." und dann mit mächtigem Ich-Ausbruch: «*c'est moi!*» Das *ce* deutet für mich nur sehr lose auf den Staat; *ce* bezw. *c'est* bezeichnet vielmehr wesentlich das Einsetzen eines kräftigen Affektes, der in dem Worte *moi* kulminiert.

Darf ich in Beispielen fortfahren? Wenn in Maupassants Roman «Une vie» ein Diener erregt meldet: «*C'est Madame la baronne qu'est bien mal*», so weckt das *c'est* einfach eine irgendwie nach der kranken Baronin hin orientierte Seelenbewegung, die ihren Höhepunkt in dem Worte *mal* erreicht. Es ist ein Krafteinsatz, dessen sprachliches Korrelat ganz mechanisch weitere grammatische Erscheinungen — den beziehungslosen Relativ- oder Adverbialsatz — nach sich gezogen hat[1]).

Als Kraftträger hat das Demonstrativum natürlich hohen suggestiven Wert. So in einem Gedichte Verlaines:

L'étang reflète
Profond miroir
La silhouette
Du saule noir
Où le vent pleure . . .
Rêvons: c'est l'heure.

Nichts von einem „synthetischen" Hinweis in dem Demonstrativum![2]) Bloß weckende, packende Kraft.

Die Suggestionsmacht des Demonstrativums ist so groß, daß sie unter Umständen einen *Erzähler*-Bericht als gesprochenes Wort einer Person, *von* der erzählt wird, empfunden werden läßt. Das Demonstrativum wird derart ein wertvolles Hilfsmittel der Einfühlungswirkung: Et c't idiot-là qui disait qu'ma lampe, ça se voyait . . [3]). Es spricht ein Soldat. Aber wer feinhörig ist, hört aus dem Schlußsatze «ça se voyait» den andern heraus, den, über den der Soldat sich ausläßt[4]). Doch genug davon. Was man durch psychologisch vertiefte, be-

[1]) Leo Spitzer a. a. O. p. 137. Das Beispiel schon bei Strohmeyer, Der Stil der französischen Sprache, 1910, p. 276.

[2]) Leo Spitzer, a. a. O. p. 135.

[3]) Leo Spitzer, a. a. O. p. 125.

[4]) Vgl. E. Winkler, Das dichterische Kunstwerk, Heidelberg 1924, p. 47 ff.

scheiden der Sache dienende stilistische Untersuchung selbst der kleinsten sprachlichen Einzelheit erreichen kann, zeigt z. B. der wertvolle Aufsatz Ettmayers über die „Rolle der Verba vicaria im poetischen Stil Lafontaines“ in der Festschrift für Ph. A. Becker[1]).

Wird aber die Stilistik bei solchem Psychologisieren nicht überhaupt bloß angewandte Psychologie, die bei jeder einzelnen Spracherscheinung nach ihrem psychischen Werte fragt und sich dabei beruhigen muß? Kann die Stilistik innerhalb ihres *eigenen* Gebietes, des *Sprachlichen*, von den Einzelerkenntnissen zu immer höheren, allgemeineren aufsteigen? Ich glaube: ja. Die Psychologie muß ihr nur eine Art Koordinatensystem liefern. Warum soll man, wenn man den Grundwert *eines* Stilistikums, z. B. des französischen Imperfektums, anerkannt hat, diesen Wert nicht unter *verwandte* einreihen und damit zu einer *allgemeineren* stilistischen Kategorie, z. B. zu Kategorie „Einfühlungswirkung durch Sprache“ vorstoßen können? Freilich ist gerade in der Kategorienbildung große Vorsicht geboten. Durch Setzung schiefer und gewaltsamer Kategorien hat sowohl die alte Rhetorik — ich denke z. B. an die Lehre von den „Stilfiguren“ — als auch manche neuere Theorie einer wirklichen fruchtbaren Stilistik den Weg verrammelt. Und schief waren diese Kategorien deshalb, weil sie nicht von wirklichen seelischen Gegebenheiten, sondern von begrifflichen Konstruktionen ausgingen.

Gesunde Kategorienbildung, schmiegsame *Systematik*, die den Blick stets auf das sprachliche Material gerichtet hält und nur das zusammenfügt, was seinem innersten seelischen Werte nach zusammengehört, ist die unumgängliche Voraussetzung und liefert ihrerseits das notwendige Koordinatensystem für eine vertiefte, sinnvolle, umfassende, über die bloße Anhäufung von Einzelzügen hinausstrebende *Stilcharakteristik*: Charakteristik eines *Dichtungs-* oder Dichterstiles, des Stiles einer Sprachgemeinschaft zu einer bestimmten Zeit oder überhaupt, usw. usw.[2]). Und *solche* Stilistik

[1]) „Hauptfragen der Romanistik“, Heidelberg, 1922, S. 3 ff.

[2]) Vgl. K. Vossler, Geist und Kultur in der Sprache, Heidelberg 1925, S. 218: „... wenn es den Meteorologen gelungen ist, eine Typologie und Kasuistik der Wolkenbildungen anzulegen, warum sollten nicht die Sprachforscher versuchen, mit ähnlicher Systematik den Schlichen der inneren Sprachform, den Schichtungen und Abstufungen des sprachlichen Geschmackes, den Gattungen der Stile an den Leib zu rücken? Sie würden damit einen Weg

wird gewiß nicht den Vorwurf zu fürchten haben, bloß *niedere* Mathematik der Stilistik zu sein[1]).

Noch sind wir allerdings für unsere Sprachen weit von solcher Systematik entfernt. Sie zu erreichen müßten alle Hände zusammenwirken. Hier liegt Arbeit für eine lange Zukunft. Die System-Versuche eines Elster (Prinzipien der Literaturwissenschaft, Bd. II, Halle 1911) und eines Bally (Traité de stylistique) — um nur je den interessantesten aus dem deutschen und dem französischen Sprachgebiete zu nennen — darf kein Stilistiker übersehen, auch wenn er persönlich andere Wege einschlägt. Aber man vermißt an den beiden Werken die letzte fruchtbare Vertiefung, Allseitigkeit, Verfeinerung. Elster hat sich allzu eng einem nicht sehr glücklichen psychologischen System angeschlossen, Bally ist der unbefangenere Sprachbeobachter, schürft aber nicht immer gleich tief. Nur ein Entwurf, ein Entwurf aber, der mit seinen Grundkategorien Kontemplation und Einfühlung, die sich auch in der Sprachwirkung immer wieder beobachten lassen, zugleich das Problem dichterischer Wirkung überhaupt, aber auch das Problem der dichterischen Gattungen und der dichterischen Kunstrichtungen usw. usw., an der Wurzel fassen will, möchte auch das Kapitel „Die Sprache“ in meinem Büchlein über „Das dichterische Kunstwerk“ [2]) sein. Ich glaube, daß die beiden bekannten Kategorien sich mir als klärend und wertvoll erwiesen haben.

Das Werk leider, von dem man ein neues System der Stilistik erwarten durfte, O. Walzels „Gehalt und Gestalt im Kunst-

---

betreten, auf dem die Literaturhistoriker ihnen entgegen zu kommen schon längst sich aufgemacht haben.“ — Von „Koordinatensystem“ in anderem Sinne als oben spricht O. Walzel, Gehalt und Gestalt, S. 309. — Über die Notwendigkeit der Bildung stilistischer Kategorien s. M. H. Jellinek in der Walzel-Festschrift, S. 49: „... die grammatischen Kategorien geben keinen guten Leitfaden ab für die Darstellung des Stils höherer Kunstwerke. Vielmehr sollte man von stilistischen Kategorien ausgehen und untersuchen, wie sich der Dichter der grammatischen bedient, um seine Absichten zu verwirklichen.“

[1]) Vgl. O. Walzel, Gehalt und Gestalt, S. 185.

[2]) Heidelberg 1924. — Etwas später ist, ohne Kenntnis meiner Ausführungen, der „Versuch einer psychologischen Grundlegung der Dichtungsgattungen“ von Erich Hartl, Wien 1924, erschienen. Hartls Aufstellungen begegnen sich z. T. mit meinen. Da der Verfasser aber das Sprachliche vernachlässigt, kommt er nicht zu aller wünschenswerten Durchdringung der Probleme.

werk des Dichters" hat diese Erwartung nicht recht erfüllt[1]). Walzel hat sicher am klarsten die Notwendigkeit erfaßt, die Literatur*geschichte*, die Wissenschaft vom literarischen *Werden*, durch eine streng methodische Wissenschaft vom dichterischen Kunstwerk *selbst*, also vom literarischen *Sein*, zu unterbauen. Aber die Übertragung sprachfremder Kategorien auf die Literaturbetrachtung, vor allem die unausrottbare Unterscheidung von Form und Inhalt[2]) hat ihn nicht zu einem bahnbrechenden Erneuerer der Stilistik werden lassen. Die spezifisch sprachlichen Probleme kommen bei Walzel trotz vielem einzelnen prinzipiell doch zu kurz oder erscheinen in merkwürdiger Verschwommenheit[3]).

Und es ist bereits von verschiedenen Seiten hervorgehoben worden, daß allein eine spezifische *Sprach*stilistik für die Literaturwissenschaft das leisten könnte, was die Systembestrebungen eines Wölflin für die Kunstwissenschaft geleistet haben. Ich präzisiere: nur eine Wissenschaft von den sprachlichen *Wirkungen* könnte es leisten. Erforschung der sprachlichen *Wirkungen*, nicht problematische Seelendeutung aus der Sprache ist das Feld, das den Literaturwissenschaftler als Nutznießer, nicht als Fronbauern der Psychologie, in erkenntnisbringender, die Würde des literarischen Objektes wahrender Arbeit mit dem Sprachforscher wieder wird eins werden lassen.

Innsbruck. E. Winkler.

ÜBER WESEN UND BEDEUTUNG DER ENGLISCHEN VOLKSLIEDBEWEGUNG.

In meiner kurzen Besprechung des Englandbuches von Dibelius (N. Spr. 32, 314 ff.) wies ich (S. 316) auf die reiche Ernte englischen Volksgesanges hin, die von einem rührigen

[1]) Handbuch der Literaturwissenschaft, herausgegeben von O. Walzel. Berlin-Neubabelsberg, o. J. (1924/25.)

[2]) Vgl. Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1924, S. 257 ff, mit der Berichtigung S. 384.

[3]) Auf nähere Begründung muß ich hier verzichten. Vgl. übrigens zu Walzels Kapitel XV, A, B, C, D das Kapitel über „die Sprache" in meinem Büchlein über „Das dichterische Kunstwerk". Zum Präsens historicum, das Walzel als „noch lange nicht künstlerisch ergründet" erklärt, ebenda S. 44.

Kreis von Sammlern im Laufe der letzten Jahrzehnte geborgen worden ist, und berührte damit ein Gebiet, das die anglistische Forschung noch kaum beachtet hat.

Unser Studium des englischen Volksliedes fügte sich bisher im allgemeinen in den Rahmen der Literaturwissenschaft ein und war im wesentlichen auf historische Betrachtungsweise eingestellt. Grundlegende Materialsammlungen, auf die es sich stützte, waren — ich nenne nur einige — Percy's Reliques of Ancient English Poetry (1765), die Bücher von Ritson (1810), Bell (1856), Child's monumentales Werk (1857—59) und die Veröffentlichungen der Ballad Society (1868—81). Was fleißige und sorgfältige Forscherarbeit im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts an Lieder- und Balladentexten zusammengetragen und in diesen Sammlungen niedergelegt hat, ist so gut wie ausschließlich gedrucktem oder handschriftlich überliefertem Quellenmaterial entnommen, das bis dahin in öffentlichen oder privaten Bibliotheken — zum Teil seit Jahrhunderten — geruht hatte. Von der reichen Fülle nationalen Volksgesanges, der im ländlichen England noch in mündlicher Überlieferung lebendig war, während Gelehrte und Antiquare die Bestände der Bibliotheken nach Liedern und Balladen durchsuchten, hat nichts den Weg in die umfangreichen Sammlungen und Veröffentlichungen der oben genannten Forscher und Gesellschaften gefunden. Englische Gelehrte und Gebildete kannten nur das heimische Volkslied der Vergangenheit und rühmten bewundernd dessen erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, um gleichzeitig bedauernd festzustellen, daß von alledem nichts mehr im Volke lebendig sei, daß „niemand mehr lebe, der noch singe.“ Dieser angebliche Mangel wurde um so mehr mit Bedauern hervorgehoben, als weite Kreise des gebildeten England mit dem reichen und blühenden Volkslied der Schotten, Iren und Walliser mehr und mehr bekannt wurden.

Wohl fehlte es nicht an Stimmen, die darauf hinwiesen, daß auch im ländlichen England der Volksgesang noch gepflegt werde und daß es wohl lohne, ihm einmal nachzugehen: sie verhallten ungehört. Der erste Versuch, mündlich überlieferte Volkslieder vom Munde zeitgenössischer Sänger aufzunehmen und nach Wort und Weise schriftlich festzuhalten, wie ihn John Broadwood[1]) 1843 im Grenzgebiete von Surrey und Sussex

[1]) Er veröffentlichte seine kleine 16 Lieder umfassende Sammlung unter dem bezeichnenden Titel “Old English Songs, as now sung by the peasantry of the weald of Surrey and Sussex, and



machte, wurde kaum beachtet und fand Jahrzehnte hindurch keine Nachahmung.

Erfolglos blieben auch die Anregungen des Musikschriftstellers Karl Engel, der in seiner "Literature of National Music", einer Sammlung von Aufsätzen, die im Laufe der 70er Jahre in den "Musical Times" erschienen, die Frage erneut anschnitt. (S. 32)[1]).

Erst um 1880 setzten im Norden Englands, einige Jahre später auch im Süden und Westen Bemühungen ein, noch vorhandenes lebendiges Volksliedgut, auf das man hier und da aufmerksam geworden war, zu bergen. Wertvolle Funde ermutigten Sammler wie S. Baring Gould, W. A. Barrett, L. E. Broadwood u. a. und führten sie auf immer neue Spuren.

1898 wurde die Folk-Song Society gegründet. In ihr vereinigten sich alle die Kräfte, die bisher getrennt und unabhängig voneinander tätig gewesen waren, zu planvoller Zusammenarbeit. Der Kreis der Mitarbeiter erweiterte sich, und die Tätigkeit der Volksliedsammler wurde nach und nach auf alle diejenigen Grafschaften ausgedehnt, die erst wenig oder noch gar nicht durchforscht worden waren. Die Ergebnisse der Sammlerarbeit wurden zu einem Teil im "Journal of the Folk-Song Society", zum andern in Einzelschriften und -ausgaben veröffentlicht. Von besonderer Bedeutung war es, daß bald nach der Gründung der Folk-Song Society mehr und mehr auch Musikforscher und

---

collected by one who has learnt them by hearing them sung every Christmas from early childhood by the country people who go about to the neighbouring houses, singing, or 'wassailing', as it is called, at that season. The airs are set to music exactly as they are now sung, to rescue them from oblivion, and to afford a specimen of genuine old English melody . . ." (Zitiert nach F. Kidson & Mary Neal, English Folk Song and Dance, Cambridge 1915, S. 40 f.)

[1]) "It seems rather singular that England should not possess any printed collection of its national songs with the airs as they are sung at the present day; while almost every other European nation possesses several comprehensive works of this kind . . . Some musical inquirers have expressed the opinion that the country people in England are not in the habit of singing . . . However this opinion would probably be found to be only partially correct if search were made in the proper places . . . There are, in some of the shires, rather isolated districts, in which the exertions of a really musical collector would be not entirely resultless". (Zitiert nach Sharp, English Folk-Song, some Conclusions, London 1907, S. 105.)

-kritiker, junge ausübende Musiker und Komponisten sich der neuen Volksliedbewegung zu tätiger Mitarbeit anschlossen, während man ursprünglich in gelehrten und gebildeten Kreisen vielfach geneigt gewesen war, die Beschäftigung mit dem ländlichen Volksgesang als eine Liebhaberei für 'idle enthusiasts' anzusehen. Grundlegend für die Einstellung der neuen Volksliedforschung und für ihre Arbeitsweise war die Erkenntnis, daß das Wesen des Volksgesanges nur dann in seinem ganzen Umfang und in seiner ganzen Tiefe erfaßt werden kann, wenn Wort und Weise als ein untrennbares organisches Ganzes betrachtet und gewürdigt werden. In den maßgebenden großen Sammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts waren so gut wie ausschließlich nur Texte wiedergegeben, und die Einzelforschung, die im wesentlichen auf jenen Werken fußte, hatte nur die textliche Seite der Lieder in den Kreis ihrer Betrachtungen und Untersuchungen gezogen. Jetzt richtete sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr auch auf die musikalischen Probleme des Volksgesanges, und die Musikwissenschaft sah sich vor neue und interessante Aufgaben gestellt.

Die rührigste Persönlichkeit im Kreise der Folk-Song Society wurde bald der inzwischen verstorbene Cecil J. Sharp. Wenn er auch als Musiker von Fach von anderen Forschern der Volksliedbewegung wie P. Grainger und R. Vaughan Williams übertroffen wurde, so war er doch der eifrigste und erfolgreichste Sammler und vor allem auch der erste, der die vielseitigen Möglichkeiten der Auswertung des reichen Schatzes englischer Volksmusik[1]) erkannte. Seine vornehmste Aufgabe sah er darin, das, was in ländlichen Gegenden als nationales altes Volksliedgut aufgefunden wurde, zu neuem Leben zu erwecken und wieder zum lebendigen Besitz der gesamten Nation zu machen. Daher war er unablässig bemüht, durch Vorträge und Vorführungen die breite Öffentlichkeit zu interessieren, vor allem aber die Lehrerwelt und die Kreise der Schulverwaltung zu gewinnen, um auf dem Wege über die Schule die Kenntnis des heimischen Volksliedes wieder zum Gemeingut aller Kreise des englischen

[1]) Wie bedeutend die Ergebnisse der Sammeltätigkeit der Volksliedfreunde rein zahlenmäßig waren, geht aus einer Zusammenstellung hervor, die ich einer brieflichen Mitteilung C. Sharps vom 19. Februar 1918 verdanke. Damals schätzte er die Gesamtsumme der bis dahin bekannt gewordenen Folk-tunes (einschl. der Volkstanzweisen) auf 8000.

Volkes zu machen. Wenn „heute die Kinder diese Lieder in fast jeder Schule lernen",[1]) so ist das zwar nicht ausschließlich, aber doch in der Hauptsache der unermüdlichen Tätigkeit Sharps zu verdanken.

Auch behördliche Anerkennung und Unterstützung blieb der Volksliedbewegung nicht lange versagt. Das Unterrichtsministerium erkannte die Bedeutung des Volksliedes für die nationale Erziehung und würdigte sie in seinen "Suggestions for the Consideration of Teachers" (1905), aus denen S. Baring Gould und C. J. Sharp ihrem dem Prinzen von Wales gewidmeten Schulliederbuch (English Folk-Songs for Schools, 1906) die unten angeführten Worte[2]) als Empfehlung mit auf den Weg gaben. Die besonderen Verdienste C. Sharps um die Sache des englischen Volksliedes wurden durch Verleihung einer "Civil list pension" an den "Folk-Song populariser" anerkannt (1912). Künstler und Kunstfreunde begrüßten das Volkslied als echte und edle Musik aufs wärmste und sahen in seiner Pflege in Schule und Konzertsaal das wirksamste Mittel zu einer Erneuerung der musikalischen Bildung in England[3]). Wie weit in dieser Beziehung die Auswirkungen der Volksliedbewegung heute bereits zu erkennen und zu verfolgen sind, darüber sagt Dent in seiner Darstellung der neueren und neuesten englischen Musik:

„Die Volksliederbewegung . . . zeitigte zwei sehr ernste Ergebnisse, eines für die Komponisten, das andere für das Publikum im allgemeinen. Während des 19. Jahrhunderts hatten die

---

[1]) J. Dent in Adlers „Handbuch der Musikgeschichte" Frankfurt a. M 1924, S. 940.

[2]) Folk-Songs are the expression in the idiom of the people of their joys and sorrows, their unaffected patriotism, their zest for sport, and the simple pleasures of a country life. Such music is the early and spontaneous uprising of artistic power in a nation, and the ground on which all national music is built up; folk-songs are the true classics of the people, and their survival, so often by tradition alone, proves that their appeal is direct and lasting. (S. Baring Gould & Cecil J. Sharp, English Folk-Songs for Schools, London, J. Curwen and Sons, 6. Aufl. S. III.) Diesen Bemerkungen ist in der Neuausgabe der 'Suggestions' (Board of Education, 1923) die Forderung vorangestellt: "As a rule, the music learned by children in Elementary Schools should be drawn from our folk and traditional songs."

[3]) Vgl. Dent (Adlers Handbuch) S. 940; E. Walker, A History of Music in England, 2. Aufl. Oxford 1924; S. 312, 313 Anm.

Engländer, sogar die musikliebenden, aufgehört zu glauben, daß die Musik als Kunst die Seele ihres Vaterlandes ausdrücken könne ... . Seit ungefähr 1900 hat ein Wandel stattgefunden, und langsam stärkt sich das Bewußtsein, daß die englische Musik ihren eigenartigen Stil hat und ein ergänzender Teil der nationalen Ausdrucksmittel ist . . . Den Komponisten brachte die Bewegung einen neuen Sinn für die Gesangsmelodie, ein feineres rhythmisches Gefühl und größere Kraft in der Klangfarbe . . ."[1]).

Weiterhin trug auch die Volksliedbewegung — um noch ein letztes zu erwähnen — in Verbindung mit Strömungen, die während des Krieges im musikalischen Leben Englands hervortraten, dazu bei, in den Kreisen von Künstlern und Musikfreunden das Interesse für die englische Kunstmusik der Vergangenheit neu zu beleben.

Suhl (Thür.) Berthold Cron.

[1]) Adlers Handbuch S. 940; vgl. auch S. 941 ff.; ferner Walker, History of Music, Anhang zu Kap. XI.

VERMISCHTES.

ÜBER „DAS FRANZÖSISCHE" ALS AUFGABE DER FRANZÖSISCHEN KULTURKUNDE[1]).

(Der Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der in Jena während der Tagung des Thüringer Philologenverbandes Anfang Oktober gehalten wurde.)

Die vielen Fragen, die sich an das Problem der französischen Kulturkunde in der höheren Schule knüpfen, zu erörtern, würde ein einziger Vortrag nicht ausreichen. Ich greife eine Frage heraus, die zugleich gestattet, Grundlegendes zu besprechen wie eine Anwendung in der Praxis zu skizzieren.

Es ist dies die Frage nach dem Wesen des Franzosen. Gibt es eine Reihe von gemeinsamen Grundzügen des französischen Volkscharakters, die durch die Jahrhunderte hindurch im großen und ganzen konstant bleiben? Gibt es *den Franzosen* neben *dem* Deutschen, *dem* Engländer? Oder ist *der* Franzose eine leere Abstraktion? Ist es, wie Lerch[2])

[1]) Um die Aufnahme dieses Aufsatzes sowie des folgenden von Klemperer in diesem Hefte zu ermöglichen, war es notwendig, sie beide in *Petit* zu setzen (Anm. d. Schriftleitung).

[2]) Eugen Lerch, „Der Dauerfranzose", Frankfurter Zeitung 10. 6. 1925.

gegenüber Klemperer[1]) meint, eine „wildgewordene Zoologie“ die zur Aufstellung eines „Dauerfranzosen“ oder „Dauerdeutschen“ führt?

Hübner[2]) stellt den Neuphilologen die Aufgabe: „Die immer wiederkehrenden Formen des fremdnationalen Wollens und Denkens gilt es zu erkennen oder zu ahnen; die einfachen Triebe oder Strukturmerkmale der fremden Volksindividualität wollen wir aufsuchen.“ Das wäre dann *der* Franzose, der Typus, der immer wiederkehrt, der durch alle geschichtliche, landschaftliche, soziale, individuelle Sonderart hindurchleuchtet. Wir brauchen als Erzieher, um fremdes Wesen zu überblicken und zu verstehen, um es mit eigenem zu konfrontieren, ein *Seelenschema* für dieses Wesen.

Dieses Schema uns zu liefern, sei nun aber, meint Curtius[3]), die Philologie nicht imstande. Das sei eher *Aufgabe der Philosophie und der Soziologie.* Und grundlegende Arbeiten lägen bereits vor in den Abhandlungen: Ernst Troeltsch, Deutscher Geist und Westeuropa, Tübingen 1925, und Max Scheler, Schriften zur Soziologie und Weltanschauungslehre, Band 2, Leipzig 1923.

Wir wollen Curtius dankbar sein, daß er auf die schwache Stelle im Fundament der französischen Kulturkunde aufmerksam macht und zugleich auf Materialien hinweist, die Kulturkunde im Grundbau befestigen und im Umfang erweitern können. Aber es wäre gewiß nicht richtig, wenn wir Lehrer solange mit der Einführung in fremde Kulturen warten wollten, bis eine vergleichende Kulturmorphologie uns eine saubere Systematik geliefert hat, in die wir wie in ein festes Liniennetz das einzelne unserer Studien mit den Schülern einzeichnen könnten.

Curtius erweitert das übliche Seelenschema des französischen Geistes, für uns Lehrer eine höchst dankenswerte Anregung. Aber die reiche *innere Mannigfaltigkeit* dieses Geistes Schülern zur Anschauung zu bringen, wird uns nicht gelingen. Vom Standpunkt einer Wissenschaft vom Franzosentum, dem Curtiusschen Standpunkt, ist es fraglos einseitig und falsch, wenn wir z. B. das skeptisch-rationalistische Frankreich im Schulunterricht bevorzugen und das mystisch-katholische Frankreich der Pascal, Fénelon, Baudelaire, Claudel, wo nicht ignorieren, so doch in eine Randstellung drängen und wenn wir auf die Anfänge der französischen Kultur in der mittelalterlichen Welt kaum eingehen. Aber als Pädagogen haben wir auch diesen Problemen gegenüber unsere jugendkundliche Einstellung und unsere teleologische Betrachtungsart zu wahren.

Die jugendkundliche Einstellung. Auch vom reifsten Primaner ist der Sprung zu den Pascal, Baudelaire, Claudel zu weit, ist die Spannung zwischen dem Welterleben des einen und dem der anderen zu groß, als daß man schnell anknüpfen könnte an das, was im Schüler halbbewußt und halbgewollt schon da ist und nur auf Berührung mit den geklärten Seelenzuständen wartet, um sofort sich selber klar zu werden. Die größere Ergiebigkeit an Bildungskräften eignet den

---

[1]) Victor Klemperer, Die Behandlung des deutschen Elements in der modernen französischen Literatur, German. roman. Monatsschrift 1925 Heft 1/2.

[2]) W. Hübner, Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht. Neuere Sprachen 1925, Heft 3 und ähnlich: W. Hübner, Welche Aufgaben stellt die Schulreform dem neusprachlichen Unterricht? Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1925, Heft 1.

[3]) E. R. Curtius, Probleme der französischen Kulturkunde. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1925, Heft 5.

Stoffen und Themen, für deren Verständnis die seelischen Voraussetzungen nicht erst mühsam aufzubauen sind. Wir haben unsere Bildungsstoffe im fremdsprachlichen Unterricht so auszuwählen, daß das Ausgewählte zwar repräsentativ ist für die fremde Kultur und ein Versuch, ihrer Totalität gerecht zu werden, aber immer zugleich auch bildend sei für ein bestimmtes Lebensalter, einen bestimmten Kreis von Lebenserfahrungen und eine bestimmte geistige Reife. In diesem zwar — aber liegt die ewige Antinomie zwischen wissenschaftlichem und pädagogischem Denken.

Die teleologische Betrachtungsweise. Wir lernen mehr und mehr den Schüler ansehen als einen Menschen, dessen Streben auf Werte und deren Verwirklichung gerichtet ist. Fordert die jugendkundliche Einstellung eine gewisse Affinität des Geistes der fremdkundlichen Darstellungen mit dem Geiste der Jugendlichen, so fordert die teleologische Betrachtungsart, ein in Wertungen und Handlungen aktiv werdendes Verhalten des Schülers zu den geistigen Gütern des eigenen Kulturlebens zu erstreben. Wir sind heute empfindlicher geworden gegen mitgeschleppten toten Besitz. Die Curtiussche große Überschau über Richtungen und Strömungen im französischen Geistesleben umfaßt zu vieles, als daß alles aktiv im Schüler werden könnte. Als methodische Formel möchte ich darum empfehlen: Weniger am Horizont zeigen — wir zeigen schon vielzuviel *nur* am Horizont — mehr zur eigenen Lebensorientierung des Schülers verwenden. Curtius' schönes Bild von dem polyphonen Chor der fremden Kultur beschreibt eher den Zustand, in dem sich Kultur dem Forscher darstellt, als jenen, in den wir unsere Schüler versetzen möchten. Es fehlt ihm das Ingrediens, das wir als das Gerichtetsein, das Gespanntsein, als Bereitschaft und Willenshaltung heute für unentbehrlich halten.

Kulturkunde ist ein wenig glückliches Wort. Um „Kunde", ein richtiges Kennen, handelt es sich natürlich auch. Hier haben wir Lehrer jede Korrektur der „Kunde" durch die Wissenschaft, wie sie Curtius in den wertvollen, Gültiges aussprechenden Marginalien zu meinem Aufsatz[1]) gegeben hat, uns willig und gern gefallen zu lassen. Aber dann erst setzt unsere eigentliche Aufgabe ein: aus „*Kunde*" „*Bildung*" zu machen. Wie vieles aus dem Franzosentum ist uns Lehrern nur Kunde, nicht Bildung! Curtius' Aufsatz zielt zunächst nur auf Klärung der Kunde, er wird uns weit wertvoller werden, wenn es gelingt, uns dazu anzuregen, die ewig flüssige Grenze zwischen Kunde und Bildung so zu verschieben, daß Neuland der Bildung gewonnen wird. Solange sollten wir warten, mit neuer Kunde über Fremdkultur vor die Schüler zu treten, bis wir von den Dingen nicht nur berichten und erzählen können, sondern selbst in tieferen Schichten unseres Wesens von ihnen berührt sind. Und damit hat es z. B. bei der neuesten französischen Literatur noch gute Weile. In einem langsamen und innerlichen Prozeß setzt sich auch beim Lehrer Kunde in Bildung um, in intimer Verarbeitung, in einem inneren Dialog, oft in Unruhe und Gegenwehr. Diesen Prozeß warte man ab, ehe man etwa, frei nach Curtius, die katholisch-mystische Linie im französischen Geist in den Schulunterricht bringe.

---

[1]) Eduard Schön, Probleme der französischen Kulturkunde in der höheren Schule. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 1925, Heft 2. Ich verweise jetzt auf die ausführlichere Darstellung in meinem Büchlein: Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht der höheren Schule, B. G. Teubner 1925.



Es wäre, glaube ich, gut, wenn wir eine Unterscheidung in der Kulturkunde durchführten, wie sie uns für die Aneignung des Wortschatzes längst geläufig ist. Wir sprechen vom aktiven und passiven Wortschatz und wissen den aktiven Wortschatz als das weit Wertvollere von beiden einzuschätzen. Je mehr *Kulturkunde aktiv* wird, d. h. je weniger sie nur Kunde fremder Seelenzustände, je mehr sie in vielseitiger Bindung und Beziehung (Konzentration!) sich verflicht und verwurzelt mit dem, was an eigener Kultur im Schüler vorhanden ist, je mehr sie erörtert, verglichen, bestritten wird, je mehr sie Affekte und Impulse auslöst, je mehr sie in Prinzipien und Richtlinien des Handelns sich umsetzt, desto besser ist sie.

Ich kehre zu der Frage des Ausgangs zurück. Sie hieß: Gibt es *den* Franzosen? Curtius hat sicher Recht: *der* Franzose als ein psychologisches Grundschema, aus dem alle Kulturäußerungen zu deduzieren wären, ist eine unnötige und unfruchtbare Fiktion. Ich frage darum lieber so: Gibt es „*das Französische*"? Und meine, hier werden wir uns eher zu einem „Ja" bereit finden und werden auch wohl zugeben, daß gerade diese Frage uns an die neuen Aufgaben der Kulturkunde heranführt. Es liegt uns ganz fern, erschöpfend darstellen zu wollen, was alles französisches Wesen sei. Wir können nur einige Proben geben und zeigen: so ist französische Art und so auch und so auch. Aber daß das Französische, mag es uns begegnen als rationalistischer Geist oder als künstlerisches Formgefühl oder als Gesellschaftskultur oder was auch immer sonst, daß es etwas Konstantes ist, und daß wir gerade dieses Konstante pädagogisch ergiebig zu machen haben, daran möchte ich festhalten.

Wollen wir wissen, was das Französische ist, so brauchen wir nur bei den Franzosen selber anzufragen. Ihr hochentwickelter Sinn für seelische Analyse lieferte ihnen Formeln über sich selbst in Menge. Sie deuten sich und sie beleuchten sich, aus Freude am Zergliedern, vor allem aber, um nicht abzuirren von den festen Linien ihrer von der Vernunft beschirmten Lebensführung. Innere Folgerichtigkeit, ja Überkonsequenz und bewußte Geistigkeit sind unverkennbar konstante, feste Züge im Franzosentum. *Das Französische* liegt darum in so vielen klaren *Prägungen* einer *französischen Selbstbetrachtung* vor. Freilich immer nur von innen gesehen. Betrachtet durch ein deutsches Temperament, sieht es anders aus. Aber auch da gibt es eine Konstante: die im Grunde gleichmäßige Art deutschen Reagierens. Von beiden Seiten also können wir das Französische zu fassen suchen; als Selbstbetrachtung durch Franzosen, als Bespiegelung durch Deutsche.

Der Schüler, der einige Selbstporträts französischer Geistesart vorgelegt bekommen hat, wird zu folgender *Vergleichung* zu führen sein: Das Deutsche ist uns selbst mehr etwas Gefühltes und Geahntes. Das Französische dagegen haben Hunderte in Frankreich herausgearbeitet, zu Formeln geklärt und der Welt in faßbaren Ideen eingepaukt. Die Fixierung des Französischen durch die Franzosen gibt der französischen Kulturpropaganda Klarheit und Stoßkraft: der Franzose weiß, wie er meint, um sich und seine Aufgabe. Das gibt der französischen Sendungsidee die Schärfe ihrer Prägung. Wir Deutschen tragen ein hohes, heiliges Gefühl vom Deutschtum in der Brust, dem Franzosen ist sein Franzosentum außerdem noch eine begriffene, bewiesene Wahrheit, mit der man die Welt nur beglücken könne, wenn man sie unter sie ausbreite. Wenn wir den Schüler bis zu diesem Punkt geführt haben, dann haben wir ihn da, wo „das Französische" ihn angeht. Es ist möglich, daß die Feststellung dessen, was französisch

ist, ihn innerlich kalt läßt. Aber die Erkenntnis, daß das Sichbetrachten und das Sichumgrenzen der Franzosen sie zur Gewißheit über sich führt und von da zu klaren Parolen ihres Kulturimperialismus, wird ihm zu schaffen machen. Denn er sieht sich Kräften gegenüber, welche die Wirklichkeit gestalten. Er sieht: Was die Franzosen veranlaßt, sich mit sich selbst zu beschäftigen, sich gleichsam im Spiegel zu betrachten, ist also nicht Eitelkeit und Koketterie, sondern ihr Drang nach Klarheit, und zwar *Klarheit als Voraussetzung der Aktivität.* Der Franzose braucht ein Definitives, einen Abschluß, — über sich, über seine Aufgaben, über die anderen, über die quälenden großen Lebensfragen — weil er handeln will. Er sucht mit sich selbst fertig zu werden, fest zu werden, Form zu gewinnen, weil er sich durchsetzen, der Welt aufzwingen will. Die ganze Welt ist ihm etwas, das nach der französischen ratio zu gestalten ist. Ein Einblick in diesen Sendungsgedanken des französischen Kulturimperialismus, in diese mit Aktivität geladene Geistigkeit, in diesen südländischen Trieb zu Form und Kristall und damit zu Beruhigung, Gesittung, Tradition und Vollendung wird dem Schüler gewiß zu einem geistigen Besitz, der nicht so bald in die große Leere des Vergessens hinabgezerrt werden kann durch alle die jagenden Eindrücke, die den heutigen Schüler bedrohen. Eine solche Erkenntnis kann er nicht einfach in sein Notizbuch versenken. Denn sie hat Stacheln und Spitzen, die reizen und quälen. Den Zusammenstoß mit „dem Französischen" übersteht kein Schüler, ohne deutscher zu werden, d. h. ohne bewußter, klarer zu sehen, was Deutschsein heißt, und wozu Deutschsein ihn verpflichtet. So taucht hinter „dem Französischen" am Ende immer „das Deutsche" auf. Mit Notwendigkeit. Denn es ist sein *komplementärer Gegensatz.* Wohlgemerkt: sein komplementärer. Der Schüler freilich wird französischen Geist leicht nur als Negierung und Umkehrung des deutschen empfinden. Aber man wird ihm hier und da sagen dürfen, nun mit Ausdehnung auf das Romanische überhaupt, daß der germanische Geist in seinem Drang nach dem Absoluten, in seiner Offenheit und Weite, in der Dynamik ewigen Werdens eine geheime Sehnsucht hat nach Festigkeit und Klarheit, nach Form und Vollendung, nach Ordnung, Maß und Stetigkeit, und daß er das alles immer wieder in Italien und Frankreich gefunden hat.

An sich kann aus jedem Schriftwerk die Linie herausgeführt werden, welche bei dem Problem „des Französischen" endet. Man wird das nicht tun, um der anderen Ordnung, der „objektiven", das Schriftwerk nicht zu entreißen. Jedes literarische Kunstwerk trägt als geschlossener Organismus seinen Sinn in sich. Die Bemühung um die Erschließung dieses inneren Sinnes als des eigentlichen Zugangs zum Werk darf nicht verkümmern. Aber es sind bei der Wanderung durch das Werk zahlreiche Wegepunkte, die blitzartig wie eine tiefe Landschaft das Französische zu durchleuchten gestatten. Da wird denn das Französische aus konkretem Einzelfall gewonnen. Und da wird auch einmal dasjenige Werk einen scharfen Appell an den Schüler senden, das sonst in der Sphäre einer rein literarisch-ästhetischen Behandlung nur literarisch-ästhetische Bildungswerte erzeugt. Alle Zuspitzung auf den großen Gegensatz: das Französische — das Deutsche ist fruchtbar, aufwühlend, in umfassendem und tiefem Sinne bildend.

Nichts wäre nun verfehlter, als die Schüler mit lauter Definitionen französischen Wesens durch die Franzosen vollzustopfen oder „das Französische" in der Luft hängen zu lassen. Das Französische wird sich anschaulich zeigen in Darbietungen, die wir als *Querschnitte* durch

das Franzosentum bezeichnen könnten. Als ein Beispiel solcher Querschnitte wähle ich den französischen esprit, bemerke aber auch hierzu im voraus, daß keineswegs daran zu denken ist, daß nun lauter Querschnitte dieser Art den Gegenstand unserer Studien bilden sollen. Das Kernstück des Unterrichts bleibe vielmehr wie bisher die Lektüre eines zusammenhängenden vollgewichtigen Schriftwerks.

Was esprit sei, soll der Schüler an zahlreichen Proben *sehen*. Nicht *über* den esprit etwas erfahren, sondern *den* esprit erfahren, darauf kommt es an. Ich stelle das eingehender dar an einem Beispiel, das ich der eigenen Arbeit der letzten Jahre entnehme. In dem kulturkundlichen Lesebuch, das ich mit Dr. Fröhlich vorbereite, ist ein Kapitel „*französischer esprit*". Vollständigkeit in allen Schattierungen des esprit haben wir nicht erstrebt. Die dürfte überhaupt unerreichbar sein. An einzelnen Proben aber möge der Schüler sehen, wie esprit in diesem, wie in jenem Falle aussieht. Aus Molières *Malade imaginaire* bringen wir die Szene, in der der Arzt Diafoirus seinen Sohn Thomas in das Haus des „eingebildeten Kranken" einführt. Esprit ist hier weniger das Possenhafte einer Situationskomik, wozu ihn heutige Molièreaufführungen gern vergröbern, sondern ein lachender bon sens, ein Sieg des freien Geistes über den Widersinn dieser Welt. Esprit hebt die Verkehrtheit der Werte durch Lachen wieder auf. Indem er die Erstarrung in Konvention und Regelkram lachend bloßstellt, indem er die abgerichtete Borniertheit sich naiv enthüllen läßt und dem Gelächter preisgibt, wirkt er wie ein seelisches Regulativ: Die unsinnige Rangordnung dieser Welt, die den französischen Geist verbittert, der nur scharfsinnig analysiert, ist weggewischt, ausgelöscht, wenn derselbe Geist, seiner Macht und Freiheit bewußt, sie vor sein Forum zieht und lächerlich macht. Das Lachen Molières macht geistig frei. Es entgiftet, entkräftet die Bosheit und Abgeschmacktheit menschlicher Verhältnisse. Der Schüler sehe hierin mehr als nur Molièresche Eigenart. Der Lehrer sage ihm, daß er hier auf einen Grundzug französischen Wesens stoße. Der Franzose hat in manchen schweren Lagen lachen können über Unbill und Widersinn. Er hat sich damit über sie hinweggeschwungen, sie unter die Füße gebracht. Lachender esprit ist Schutzwehr der französischen Seele. Esprit stellt das innere Gleichgewicht wieder her, er übt damit eine höchst wichtige Funktion im Haushalt der französischen Seele aus. Er ist also — und das ist nun wichtig zu sagen — ein Wert, ein gar nicht verächtlicher Lebenswert, und ein spezifischer Wert des Franzosentums. *Wir* haben einen anderen Wert ausgebildet, unserer andersartigen Anlage gemäß: den Humor. Das soll uns nicht *hindern*, französischen esprit als Wert zu begreifen, der so notwendig mit der seelischen Struktur des Franzosen gegeben ist wie Humor mit der Artung unserer deutschen Seele. — Neben Molières esprit tritt in der folgenden Probe Voltaires esprit, an einem Text aus dem Candide dargestellt. Der Schüler wird ohne Schwierigkeit erkennen, daß esprit hier wieder etwas ganz anderes ist. Voltaire macht die Menschen ganz klein. Er lacht auch, aber sein Lachen befreit nicht. Es höhnt, vernichtet. Es ist bitter, hämisch, grausam. Die Form seiner Satire muß der Schüler genauer betrachten lernen: jene kurzen, polierten Sätze, die alle Bosheiten wie in Formeln verdichtet bringen, jene harmlos und leichthin vorgebrachten Gedanken, die schärfste Sarkasmen, ätzende Ironie in tändelnder Lässigkeit schreiten lassen. Der Schüler muß diese Art esprit suchen lernen, er muß hinhören auf den geheimen Unterton, die mitschwingenden sous-entendus, die erst das wahre Meinen des Verfassers ausmachen. Er muß Voltaire, der

keine Miene verzieht, nicht zu leicht nehmen, überall verstecktem Sinn nachspüren, er muß Sprache nicht naiv als Mitteilung hinnehmen, sondern als Anstoß zum Suchen, Erraten, als Maske, als vorgetäuschte geistige Haltung, hinter der das wahre Gesicht, das wirkliche Meinen sich verhüllt. Voltaires esprit ist also etwas ganz anderes als Molièrescher esprit in der ersten Probe. Ein Auszug aus einem Brief an Rousseau zeigt dann, daß auch Voltaires esprit vielfarbig schillert. In diesem Brief ist Voltaire nicht mehr der eiskalte, höhnende Spötter, hier ist er ein wenig malitiös, ein wenig schelmisch, hier lächelt er, seine Mienen sind durchsichtig, seine Malice ist gute Laune, eine liebenswürdige Neckerei, die gar nicht verbittert. Aber es ist immer wieder esprit, immer wieder ein höchst seltsames geistiges Fluidum, das die Dinge umspült. Wir sehen den Mann immer neben der Sache, uns interessiert schließlich nur der Mann und sein freies geistiges Spielen mit den Dingen. — Der nächste wäre dann Beaumarchais mit einer Probe aus dem „Barbier von Sevilla“. Hier ist esprit wieder etwas anderes.. Hier ist er eine überaus rege geistige Geschmeidigkeit, die Fuchsesschläue, die auch aus der vertracktesten Lage sich rettet, die Geistesgegenwart und Zungenfertigkeit, die nie eine Antwort schuldig bleibt, die mit Worten jongliert und Worte verdreht. Die Situation hat weniger ihren Zweck und Sinn als Teilstrecke der gesamten dramatischen Handlung, sondern sie ist Anlaß, Gelegenheit, esprit und immer wieder esprit zu zeigen. Es ist ein Paradefechten, eine Akrobatengeschicklichkeit, eine funkelnde, sprühende, fiebernde geistige Tätigkeit. Geist verpufft und versprüht, leuchtend, blendend, prasselnd. Pfiffigkeit, Gewitztheit, Geschmeidigkeit sind aber nicht nur Figarotugenden, sie sind Franzosentugenden. Figaro hat seine Ahnen und seine Erben. Quicke Munterkeit des Geistes hat noch immer der Franzose als sein besonderes Erbgut für sich in Anspruch genommen. Figaros sterben nicht aus in Frankreich. Figaroart werde darum dem deutschen Schüler vorgeführt und damit wieder ein wesentlicher Zug im Gesamtbilde der französischen Geistesart. In Maupassants *Toine* haben wir eine echte Farce, die außerdem Maupassants starke künstlerische Kraft in der Beobachtung und Darstellung des charakterisierenden Details zeigt. Man kann vielleicht den Schülern das Wesen der Farce deutlicher machen, wenn man sie mit der Molière- und der Voltaireprobe vergleicht. Molière lächelte ironisch, Voltaire grinste zynisch, die Farce, auch die in künstlerischem Wägen sorgsam durchgearbeitete eines Maupassant, lacht naiv und laut. Der Geist genießt hier eine komische Situation mit voller, starker, unreflektierter Hingabe. Die Farce vom dicken Kneipwirt, der gelähmt, sich noch dadurch nützlich machen muß, daß er im Bett durch seine Körperwärme Eier ausbrütet, das ist eine so derb lustige und tolle Schnurre, daß Lachen hier ungehemmt und polternd losbricht. Franzosen sind nicht nur geistig subtile Menschen, die ironisch lächeln und hinter Worten sich verstecken, sie sind manchmal große Kinder von johlender, wiehernder Fröhlichkeit. Dann lachen sie, wie die Kinder auch, aus vollem Halse, und dann ist französischer esprit ohne jede Dosis Ironie und Skepsis, nicht reflektiert, nicht spielerisch, nicht virtuos und nicht nach anderen schielend, sondern volkstümlich derb, ungezwungen fröhlich und laut, nichts als die reine Ausstrahlung heiterer, expansiver Naturen. — Von Maupassant gehen wir zu Rostand. Rostand ist reich, überreich an esprit. Er ist ganz offenbar stolz darauf. Esprit ist hier Geist, der sich prunkend selbst zur Schau stellt, Geist, der sich erregt, erhitzt, wenn er andere um sich weiß, die jubeln werden. Geist ist nicht mit sich allein, der

Gedanke an die andern, an das Echo, an die Wirkung peitscht ihn hoch, treibt ihn gleichsam über sich hinaus, läßt ihn die äußerste Kraft dransetzen. — Du verspottest meine Nase, sagt Cyrano. Wie kläglich! Was hättest du alles, alles sagen — können, wenn du Geist hättest! Und so bildet, was er hätte sagen können, eine lange, glitzernde Kadenz, eine funkelnde virtuose Geistesfertigkeit, eine Kadenz zu dem Thema: Die lange Nase Cyranos. Dann folgt als weitere Probe: Die Fechterballade. Die kann man schon gar nicht charakterisieren, ohne zu den Fremdwörtern zu greifen, die den Hauch dieser Art von esprit um sich breiten: Das ist ein Bravourstück, das ist nobel, süperb, brillant, voll Verve und Elan. Man sieht den gallischen Hahn sich aufplustern, sein Triumphlied der Sonne entgegenkrähen. Und man denkt bei Rostands esprit an das con brio französischer Seelentöne, an die Marseillaise und die rote Hose und die phrygische Freiheitsmütze und die Kammerrhetorik und die Siegesbulletins und was nicht alles noch! — Anatole France ist dann gar mit drei Proben vertreten. Wir führen zu ihm über den Voltaireschen esprit. Denn Anatole France ist — neben vielem anderem, was er auch ist — ein Voltaire redivivus, auch er stellt unbarmherzig die kleinen Menschlein unter sich bloß. Aus süßem Wohllaut der Rede spricht schneidender Sarkasmus. Der Schüler muß hier, wie so oft an französischen Texten, lesen lernen. Die wundervolle Ruhe der klassisch reinen Form läßt leicht über die Ironie des Gedankens hinweglesen. Was sich als treuherzig gibt, ist geistiges Raffinement, Harmlosigkeit ist Hülle, verwegene, bitterböse Gedanken stecken darunter. Anatole Francescher esprit ist aber auch milde lächelnd, gütig verstehend, so in der zweiten Probe. Aber immer schwebt dieser esprit hoch über allen Menschen und Dingen und immer bewahrt er davor, sich ganz hinzugeben, sich ganz zu verlieren. Esprit sichert dem Franzosen ein letztes Gebiet geistiger Freiheit, ein Spielen in freier Willkür, ohne Verpflichtung, ohne Glauben. Der deutsche Schüler ist gewohnt zu erfahren, daß Großes nur dem gelingt, der sich verschenkt und opfert. Er kann bei der Betrachtung des französischen esprit sehen, daß eine letzte Distanz wahren zwischen dem Ich und der Welt in Kunst und in Lebensweisheit wiederum eigenartige Werte hervorbringt. — Die Proben enden mit einer Courtelineschen Posse *Le commissaire est bon enfant*. Eine Posse, die mit diesem Etikett nur schlecht bezeichnet ist. Es ist ein possenhaftes sujet mit einem tieferen Sinn im Hintergrunde. Es ist ein nachdenklicher Ulk, man könnte fast sagen: eine Tragikomödie, die Geschichte von dem ehrlichen Biedermann, der eine Uhr gefunden hat und sie auf dem Polizeibureau abgeben will und dabei versehentlich in das Räderwerk eines bösen Bureaukratismus gerät, das ihn, wenn auch nicht tragisch zermalmt, aber doch tragikomisch ins Loch bringt. — Natürlich ist esprit noch viel mehr, natürlich gibt es einen französischen esprit ohne Epitheton, wie Lanson einmal sagt. Wie ein köstliches Aroma entströmt er etwa einer Mussetschen comédie. Aber man kann Schülern kaum so etwas vorsetzen. Es ist auch nicht durchaus nötig, in jeder Textprobe die geistige Haltung des Autors zu fixieren, wie ich es eben versucht habe. Die Texte haben die Kraft, als Anschauungsmaterial zu wirken. Der Schüler, welcher sich durch sie hindurchgearbeitet hat, überblickt eine Reihe charakteristischer Äußerungen der fremden Volksseele. Analyse und begriffliche Ordnung werden ihm zustatten kommen beim Verstehen, aber die Hauptsache ist und bleibt: Einsicht in die Texte, das Wirkenlassen des esprit selbst, nicht das Reden über ihn.

Das Wirkenlassen des esprit. Dazu gehört denn noch ein Abrücken vom einzelnen. Esprit im Einzelfall haben auch die Deutschen, auch die Engländer, esprit als etwas Konstantes, Konstitutionelles, Typisches, als Grundhaltung dem Leben gegenüber, als fest eingegrabener Zug in der geistigen Physiognomie — das ist französisch Im esprit zeigt sich französisches Seelentum, zeigt sich „das Französiche". Esprit ist der Eigenton des Instruments französische Seele.

Damit der Schüler dahin gelangt, Franzosentum und Deutschtum so zu konfrontieren, müssen die *Arbeitsmethoden der Oberstufe* die alten Geleise umzuleiten suchen nach dem kulturkundlich humanistischen Endziel aller geisteswissenschaftlichen Fächer hin. Ich glaube: Soweit die *Reformmethode* eine *imitative* sein will, schießt sie notwendigerweise am letzten Bildungsziel vorbei. Imitatio, Nachbildung der fremden Sprachweise, war berechtigt als Reaktion gegen das konstruktive Verfahren der Grammatiker. Nachbildung war ferner insoweit gut, als es in dem Schüler die Kraft zu eigenem Bilden wachrief, seine Selbsttätigkeit erregte und sorgsam methodisch steigerte. Mit einigem Recht konnten die Reformer sagen, als die Arbeitsschule auftauchte: Wir haben sie längst. Wenn sie nun, wo der Gedanke der Kulturkunde weite Kreise erfaßt, wiederum fragen: Wo ist denn das Neue? Waren wir nicht stets Kulturkundler? dann wird man nicht ohne weiteres Ja sagen können.

Das Ziel der sprachlichen Nachbildung, auch der *Nachbildung* durch entwickelte Selbsttätigkeit, schien erreicht, wenn eine sprachliche Formulierung und das Nachdenken und Wiedergeben der Gedanken des Schriftstellers oder des vortragenden Lehrers dem Schüler gelang. Zu einem inneren Dialog zwischen Autor und Schüler brauchte es nicht notwendig zu kommen. Der Autor behielt immer das Wort, und wenn der Schüler es nahm, so nahm er dem Autor die Worte aus dem Munde. Es war kein methodisches Verfahren ausgebaut, das zum Text die so überaus wichtige Distanz schuf. Die Unterrichtsart war nicht nur in sprachtechnischem, sondern auch in geistbildendem Sinne „Nachbildung".

Damit wir weiter kommen, muß anerkannt werden, daß, jedenfalls auf der Oberstufe, die Aufgabe der Sprachbildung die geringere ist gegenüber der Aufgabe, zu bilden durch innere *Auseinandersetzung* mit der fremden Kultur.

Es ist nicht zu bestreiten, daß der Prozeß der Umsetzung und Aktivierung des Sprachstoffes der Texte in Sprechstoff den Schüler geistig bildet. Den Nachweis der geistigen Werte, die dieser Prozeß fördere, haben Reformer öfter geführt. Mit Erfolg, wie ich glaube. Aber ein anderes ist, fremde Gedanken nachdenken und sprechend, schreibend nachformen, ein anderes, sich widerstreitend mit ihnen auseinandersetzen, sie in jene tiefere Schicht des Wesens einbetten, in der sich Weltanschauungen, Lebensgrundsätze bilden und der Wille seine Richtung erhält. Im Grunde blieb auch der Oberstufe der Sprachbildungsprozeß wichtigstes, zeitraubendes Anliegen. Und darin sehe ich einen großen Fortschritt der Kulturkunde, daß sie für die Oberstufe das geisteswissenschaftliche „Verstehen" als Hauptaufgabe proklamiert, eine Aufgabe, deren Lösung sie erst von einem noch auszubauenden Zusammenarbeiten aller geisteswissenschaftlichen Fächer erhofft.

Ein Bekenntnis zur *Sprachbildung* als Lehrziel der Oberstufe liegt verhüllt in dem alten Postulat der Reformer, die Unterrichtssprache sei die Fremdsprache. Zum Dogma geworden, kann diese Forderung den Geist knebeln. Und sie hat bereits den Geist aus vielen

wertvollen, bedeutenden Schriftwerken verjagt, wie zahllose Ausgaben zur Genüge dartun. Wenn wir die Texte nach dem parlons et composons-Rezept behandeln, so pressen wir sie aus für den Sprachbildungsprozeß, für einen Zweck, der ihrer eigenen Natur fremd ist und ihren Sinn verkehrt. Es bleibt gar nichts anderes übrig, als das Niveau zu drücken, wenn man den Unterricht so einrichten soll, daß Lehrer wie Schüler sich nur der Fremdsprache bedienen dürfen. Sprache als Ausdruck von Seelischem ist dann dahin. Dahin ist alles Intime, jedes schwere große Problem, alles leidenschaftliche Ringen um inneren Besitz. Man ringt ja eigentlich nur um Sprachbesitz. Als ein Greuel gilt, den wertvollen Text durch grammatische Übungen zu verhunzen. Aber ist es nicht ebenso barbarisch, tiefe und edle Gedanken großer Männer, köstliche Wunder der Form, eigenwüchsigen Stil, statt mit Staunen zu betrachten, ehrfurchtslos zu nahrhaftem Sprechbrei zu zermahlen?

Unzählige Schulausgaben liefern nur Mittel, einen wertvollen Text seicht zu beschwatzen, erniedrigen ihn zu Vorwand und Anlaß einer öden Sprachdidaktik. Da werden idiomatische Wendungen zusammengestellt, Vokabeln nach Sachordnungen umgruppiert, seltenere Wörter durch bekannte umschrieben. Der Erklärungs-„apparat", dessen mechanisches Klappern auf der Mittelstufe ertragen werden muß, klirrt und rasselt weiter auf der Oberstufe. Der Sprachbildungszweck heiligt auch dieses unheilige Mittel.

Hier, meine ich, muß Kulturkunde neue Arbeit kräftig anpacken. Ich sehe eine große, kühne Neuerung in der *preußischen Reform* darin, daß in den „Richtlinien" der Versuch gemacht wird, fremde Kulturen zu „verstehen". Das geschieht im Grunde durch zwei Mittel nur, durch Abrücken vom Werk und durch Vergleichen der Werke. Die vielen Beispiele, die in den „Richtlinien" gegeben werden, mögen zu hoch gegriffen sein, sie haben das Verdienst, eine Vertiefung und Verinnerlichung der Bildungsarbeit da anzuregen, wo diese leicht in mechanischem Ablauf zu erstarren droht. Der Schüler muß auf der Oberstufe lernen, vom gelesenen Werk Abstand zu gewinnen. Er steht immer mit der Nase zu dicht davor. Die fruchtbringenden Erörterungen heften sich erst an die Kenntnis des *ganzen* Werks und an die Zusammenschau mehrerer. Auch sollte der Lehrer einen fremden Schriftsteller seinen Schülern nicht eher vorsetzen, als er soweit selbst in die geistige Art des Schriftstellers vorgedrungen ist, daß er den letzten und inneren Sinn des Werks aus der geistigen Struktur seines Schöpfers ableiten kann. Einen Schriftsteller erklären heißt, seine Worte alle auf die künstlerischen und wissenschaftlichen Absichten zurückführen, die im Werk verwirklicht werden sollen. Allein von innen heraus ist es begreiflich zu machen, als Gestaltung und Verwirklichung von Idee und Erlebnis[1]).

Als Abschluß und Zusammenfassung der Gedankenreihe stehe dieser Satz:

Für das letzte und wichtigste Stück Weges zur fremden Kultur und zum fremden Text ist das Recht der Muttersprache neu zu sichern.

Hamburg. Eduard Schön.

---

[1]) Wie das versucht werden kann, darüber habe ich Andeutungen gemacht in dem Büchlein: Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht der höheren Schule.

DER STREIT UM DEN BEGRIFF KULTURKUNDE[1]).

Jahrelang hat das weitmaschige Wort „Kulturkunde" ein, wenn nicht heimlich unterirdisches, so doch höchst inoffizielles Dasein geführt. Es bedeutete geradezu — und das war der feste Kern in seiner schillernden Vielfältigkeit — etwas durchaus Oppositionelles. Ein Lehrer irgend eines Faches an irgend einer Hoch-, Mittel- oder Elementarschule schwor zur Kulturkunde, fast wie man im 16. Jahrhundert in den Niederlanden zum Geusentum oder vor hundert Jahren in Frankreich zur Romantik schwor. Der zweite Vergleich stimmt noch etwas besser als der erste. Denn die Geusen wußten ganz genau, was sie wollten, und ihr Kampf richtete sich gegen etwas fest Umgrenztes und scharf Bestimmbares. Die französischen Romantiker dagegen waren sich nur darin einig, daß das herrschende akademische Geistesleben mit seinem Regelzwang sie nicht befriedigte, daß sie etwas Freieres, Reicheres, Beseelteres an seine Stelle setzen, daß sie um dieser Aufgabe oder Sendung willen auf alle öffentliche Ehrung und Anerkennung Verzicht leisten, daß sie tollkühne und provozierende Märtyrer ihrer Mission sein müßten. Wobei aber diese Sendung bei jedem Einzelnen, der sich ihr hingab, wesentlich anders aussah. Ähnlich lagen die Dinge vor dem Kriege und noch eine kurze Zeit nach ihm für die Kulturkunde. Kulturkunde trieb, wer den herrschenden Unterricht irgendwie als einen zu eingeschnürten oder zu leblosen oder zu zeitfremden empfand, wer gegen Schranken einer Fachwissenschaft oder eines formelhaften Unterrichts anlief, auf die Gefahr hin als unwissenschaftlich zu gelten und als ein Phantast von Ehren und Beförderungen ausgeschlossen zu werden.

Und dann plötzlich — so etwas scheint immer plötzlich zu kommen und tritt doch nur plötzlich an allen Ecken und Enden auf einmal in die Erscheinung — war Kulturkunde Trumpf. Sie war modern. Alles sprach von ihr, alles huldigte ihr. Zeitschriften und Bücher, Kongresse und Reformpläne handelten von ihr, und es dürfte heute wenige Hörsäle und Klassen geben, in denen Kulturkunde nicht eine Rolle spielt. Um jüngste und sprechendste Daten zu nennen: Der vorjährige Neuphilologenkongreß in Berlin, ebenso ein paar Monate später die neusprachliche Ferienwoche in Magdeburg galten in hohem Maße der Kulturkunde, von der auch in diesem Herbst auf der Erlanger Tagung der Philologen und Schulmänner die Rede war. In die zweite Auflage seiner tiefen „Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts"[2]) fügt Ernst Otto weite Ausführungen und bibliographische Angaben über „Fremdes Volkstum und nationale Kultur". Und soeben ist ein von schönem Enthusiasmus getragenes programmatisches kleines Buch über „Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht von Eduard

---

[1]) Im Rahmen des vom preuß. Unterrichtsministerium vom 1. bis 14. Oktober 1925 in Berlin veranstalteten „Fortbildungslehrganges für Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen" hielt ich unter Zugrundelegung meiner „Modernen französischen Prosa" zwölf Übungen ab, die ich „kulturkundlich" gestaltete. Im Zusammenhang damit hielt ich im Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht am 9. X. unter obigem Titel einen Vortrag, der sich im wesentlichen mit den folgenden Ausführungen deckte.

[2]) Unter diesem Titel vorwegnehmend abgedruckt in Bd. 24 der Zeitschrift f. franz. u. engl. Unterricht.



Schön bei Teubner erschienen[1]). Die bloße Tatsache, daß unser größter Schulverlag dieses Buch betreut und in seinen Zeitschriften und in all seinen Veröffentlichungen für den Gedankenkomplex und die pädagogische Richtung wirbt, die unter dem Begriff Kulturkunde zusammengefaßt wird, zeigt, ich möchte sagen: wirtschaftlich oder sozial oder körperlich aufs deutlichste, wie das Aschenbrödel Kulturkunde zur Prinzessin geworden ist.

Aber nun zeigt es sich auch mit einer verblüffenden Deutlichkeit, daß es sich in Wahrheit um gar kein Aschenbrödel und keine Prinzessin, daß es sich nämlich um gar keine einheitliche Person oder, unbildlich gesprochen, um keine einheitliche Angelegenheit handelt. Wie die verschiedenen Anhänger der Kulturkunde sowohl begrifflich als erst recht gefühlsmäßig etwas durchaus Verschiedenes darunter verstehen können und verstehen. Es zeigt sich das gerade für mich persönlich in der erstaunlichsten Weise. Denn mit drei Vorträgen, die inzwischen ebenfalls bei Teubner in Buchform erschienen sind[2]), habe ich selber von meinem Fach aus und zum gleichen Thema Stellung genommen. Und nun erweist mir Eduard Schön die Ehre, in wichtigen Punkten seiner von reinstem Gefühl und hohem Sinn der Verantwortlichkeit getragenen Ausführungen sich gerade auf mich zu stützen und Musterbeispiele von mir zu nehmen für Dinge, die sich mit meinen Anschauungen nicht decken. Es treten hierbei nicht Schwächen, wie ich glaube, aber doch Gefahren des Begriffs für die Wissenschaft und mehr noch für die Schule zutage, Gefahren, auf die eben Theodor Litt in gewollt unbeschwingter aber auch unbestechlich klarer Sachlichkeit unter Anknüpfung an frühere Äußerungen Schöns hinzuweisen beginnt. Es ist bedeutsam, daß er hierfür das erste programmatische Heft der von ihm mitherausgegebenen neuen Zeitschrift wählt[3]).

Diesem Sachverhalt oder dieser Lage gegenüber möchte ich hier einen doppelten Orientierungsversuch unternehmen. Einmal will ich die verschiedenen Möglichkeiten und Inhalte, dazu die tatsächlichen Gefahren und Angriffspunkte des Begriffes (was nicht immer das gleiche ist) referierend überblicken. Und weiter will ich meine eigene in mancher Studie bereits getroffene und erläuterte Wahl noch einmal bekennen und beispielhaft erklären. Daß ich hierbei ganz auf dem Gebiete deutsch-französischer Beziehungen bleibe, geschieht nicht nur um meines Spezialfaches willen, sondern vor allem auch deshalb, weil es auf diesem gefühlserhitztesten Boden ganz besonders auf Besinnung und vollkommene Klarheit ankommt, nicht nur zwischen Gegnern, sondern erst recht zwischen Freunden, die sich gleichgesinnt wissen.

* * *

Eines der ersten, jedenfalls einer der rudimentärsten Inhalte des Begriffes Kulturkunde war dieser. Der Unterricht in den höheren Schulen sei zu sehr an formelhafte und lebensfremde Dinge gebunden. Man lehre etwa ein Übermaß französischer Grammatik, gebe dem Schüler aber nicht die Möglichkeit, in Paris ein Straßenbahnbillet

---

[1]) Leipzig 1925, 68 S.

[2]) Die moderne französische Literatur und die deutsche Schule. Drei Vorträge. 1925. 97 S.

[3]) „Die Erziehung". Leipzig, Oktober 1925 bei Quelle und Meyer. Litts Studie heißt: „Gedanken zum ‚kulturkundlichen' Unterrichtsprinzip."

zu fordern oder ein Schnitzel zu bestellen. Man führe ihn in alle Einzelheiten einer Römertragödie von Corneille ein, sage ihm aber nichts über die Verfassung der dritten Republik oder ihre Handelsbeziehungen oder ihre Heeresorganisation. Man forderte also einen praktischeren, einen dem Inhalt nach gegenwartstreueren Unterricht in den modernen Sprachen (wobei sich von selbst versteht, daß die toten Sprachen als lästiger Ballast gänzlich verpönt wurden). In solcher Auffassung bedeutet Kulturkunde: Erfüllung des Unterrichts mit moderner, praktisch verwendbarer Stofflichkeit, mit möglichst vielen naturwissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen, zivilisatorischen Kenntnissen. Mit Bildung des Geistes im eigentlichen, mit Kultur im entscheidenden Wortsinn hat dieser Begriff der Kulturkunde nichts zu tun gehabt. Er hat in Deutschland etwa um 1870 zu herrschen begonnen (wenn auch das Kennwort dafür wohl erst später auftauchte). Es hat ein Gran Gutes und sehr viel Böses gestiftet. Ich spreche im Perfektum, denn dieser Begriff der Kulturkunde, bei dem es um gar keine Kulturübermittlung geht, ist tot, und ist vielleicht der einzige Tote des Weltkrieges, den wir nicht zu beklagen haben.

Der unglückliche Krieg brachte auf allen Gebieten den Umschwung von positivistischer zu idealistischer Gesinnung. Richtiger: er brachte das, was von Führern und Warnern schon seit dem Anfang des Jahrhunderts gedacht und gepredigt worden war, ins deutsche Allgemeinbewußtsein und ließ aus der neuen Gesinnung Taten erwachsen. Nun füllte sich der kulturkundliche Begriff mit einem wesentlich anderen Inhalt. Seine stofflich praktische Fassung wurde zurückgewiesen. Einen Kulturkreis so zu überblicken, daß man seinen geistigen Zusammenhang, sein inneres Wesen erkenne und an solcher Erkenntnis (die etwas anderes ist als die Erlangung von Einzelkenntnissen) den eigenen Geist schule: dies wurde das ideale Programm der neuen Kulturkunde. Ich habe in meinem Magdeburger Vortrag[1]) ausgeführt, wie sich hier im Kern der neue Begriff der Kulturkunde mit dem alten des Humanismus decke. Ich habe auf den französischen Ausdruck *faire ses humanités* hingewiesen. Das heißt nicht oder soll nicht heißen: lateinisch und griechisch treiben zur Erwerbung lateinischer und griechischer, sei es philologischer, sei es archäologischer Kenntnisse; sondern es heißt: eindringen in das Wesen der Antike, um an ihm, dem anderen, die eigene *humanité*, das eigene Wesen zu erkennen und zu bereichern. Wobei ich sogleich hinzusetzen möchte, was ich bisher als ein mir Selbstverständliches leider beiseite ließ, daß dieses „andere" Wesen mir gar nichts helfen, gar nichts sagen könnte, wenn es nur das andere und nicht zugleich auch in seiner Menschlichkeit das mir verwandte und eigene wäre. Den Unterschied zwischen den Anhängern des Humanismus und der Kulturkunde sah und sehe ich einzig darin, daß jene der Meinung waren, aus der Antike allein solche humanistische Klarheit und Ausweitung des Geistes gewinnen zu können, während die modernen Anhänger der Kulturkunde sie auch aus jedem andern in sich geschlossenen Kulturkreis ziehen wollen. Ich habe in Magdeburg von dem Ideal einer humanistischen Realschule gesprochen, die sich des Deutschen, Französischen, Englischen so bemächtigen solle, wie sich der Humanismus der antiken Sprachen bemächtigt habe. Daß man auch naturwissenschaftliche und mathematische Fächer in einer mehr humanistisch

---

[1]) S. 35 sq.

und einer mehr praktisch betonten Weise lehren kann, ist gewiß; und insofern scheint mir die von Litt arg als Begriffsverwirrung gerügte Anwendung des Kulturkunde-Begriffes auf diese Fächer, die gewiß nicht Kultur sondern Natur zum Inhalt haben, mindestens erklärlich und nicht zwecklos. Aber sein eigentliches Gebiet hat der Begriff freilich im philosophischen, historischen und philologischen Umkreis. Und hier birgt er nun auch seine Gefahren für die Wissenschaft und für die Pädagogik.

Litt spricht (und damit faßt er an die Wurzel des Problems) von dem „Danaergeschenk", das die Schulpädagogik empfangen habe, als sie von Dilthey, Spranger, ihm selber und einigen anderen her den komplexen Begriff der Struktur übernahm. Es verhält sich damit so. Kulturkunde in jenem eigentlichen, humanistischen Sinn (also auf die Erfassung eines Kulturkreises als eines Ganzen zielend) setzt sich zur Aufgabe, nicht nur den einzelnen Menschen, das einzelne Werk in den Zusammenhang eines Ganzen zu stellen, sondern auch dieses Ganze in seinen entscheidenden Merkmalen aus dem einzelnen Werke, der einzelnen Persönlichkeit herauszufinden. Sie wird sich, um ein mir vertrautes Beispiel zu wählen, keinesfalls damit begnügen, das Drama *Horace* schlechthin als die eine Dichtung *Horace* zu betrachten, sondern sie wird die Aufgabe dieser Betrachtung erst dann für gelöst halten, wenn sie im *Horace* die Gesamtpersönlichkeit des Dichters Corneille und in Corneille wiederum den französischen Menschen seines Jahrhunderts entdeckt hat. So reizvoll nun solche Art des Betrachtens ist — und ich gestehe offen, daß ich nur in solcher Art des Betrachtens, im Herausspüren einer Volksgeistigkeit also aus Wort, Satz und Werk die Erfüllung meines Philologenberufes sehe —, so verkenne ich doch nicht die hier vorhandenen Klippen. Es sind ständig gleichzeitig die Gefahren des Verallgemeinerns und Verengens vorhanden. Ich bin ständig in Gefahr, aus dem *Horace* nur das herauszulesen, was zu meinem Bilde des Dichters Corneille paßt, und in Corneille nur das zu sehen, was zu meinem Bilde seines Vaterlandes paßt. In Gefahr, mir die Begriffe *Horace*, Corneille, Frankreich, einen durch den andern zu verzerren, sie gleichzeitig einzuschnüren und zu verwischen. Und wenn ich mich nun noch einen Schritt weiterwage — und ich will es tun und glaube es tun zu müssen —, wenn ich nicht dabei stehen bleibe, in Corneille den Franzosen des 17. Jahrhunderts zu sehen, wenn ich in ihm Französisches schlechthin, dauernd geprägte Eigenart französischen Geistes zu entdecken suche, dann ist nicht nur die Gefahr des Verengens und Verallgemeinerns ins Riesengroße gestiegen, sondern eine neue hinzugetreten. Der geistige, der humanistische und idealistische Betrachter scheint in die Gebundenheit des Positivismus zurückzusinken, er scheint dem Glauben an die Freiheit geistiger Entwicklung verloren zu haben, er scheint das Wirken unentrinnbarer Naturgesetze auch auf geistigem Gebiet (in der Art Taines etwa) anzunehmen. Mit heiligem, und wie sich zeigen wird: blindem Eifer für die Sache des Idealismus hat Eugen Lerch in einem „Der Dauerfranzose" betitelten kleinen Aufsatz die Betrachtungsweise meines Berliner Kongreßvortrags „wildgewordene Zoologie" genannt[1]).

Ich lasse einen Augenblick dahingestellt, wieweit Kulturkunde innerhalb der rein wissenschaftlichen Bezirke diesen Gefahren er-

[1]) Frankfurter Ztg. 10. 6. 1925. — Mein Vortrag bildet jetzt das erste Stück des Teubnerbändchens.

liegen muß — deren Vorhandensein niemand leugnen wird, aber es gibt keine Betrachtungsart, die ganz gefahrlos wäre —, und frage mich, was aus diesen Gefahren wird, wenn man Kulturkunde auf den Schulunterricht, also aus dem rein Philosophisch-Philologischen ins Pädagogisch-Philologische überträgt. Es ist klar, daß die Gefahren auf dem veränderten Boden wachsen müssen. Die Schule hat weder die Aufgabe noch die Möglichkeit, ihre Schüler bis ins Letzte einer Einzelwissenschaft einzuführen. Sie hat bestimmt nicht die Aufgabe, aus jedem Schüler etwa einen firmen Romanisten zu machen. Wenn nun aus der Lektüre des *Horace* über die Gestalt des Dichters und über die Grenze seiner Zeit hinaus gleich der Begriff Frankreich entwickelt werden soll — ist nicht die Gefahr vorhanden, das Nächstliegende, die Tragödie *Horace* eben, einigermaßen unphilologisch oder ungründlich zu behandeln? Ich glaube bestimmt, daß man dieser von Litt in den Vordergrund gestellten Gefahr entgehen kann (ich habe gerade auf das bei der Stange- und beim Einzelnen-Bleiben in meinen Berliner Kursen den Nachdruck gelegt), und mindestens ist sie nicht größer als die ihr entgegengesetzte des Silbenzählens. Aber, und dies ist nun schlimmer und wird von Litt mit Recht sehr stark betont: was kann ich denn dem Schüler von dem Allgemeinbegriff Frankreich verdeutlichen? Doch nur sehr Verallgemeinertes, Vergröbertes, formelhaft Erstarrtes. Es kann Frankreich gegenüber mit Begriffen wie *esprit* oder *esprit classique* oder *raison* operieren lernen, und aus den starren oder von unzureichendem Inhalt erfüllten Formeln werden allzu leicht plumpe Schlagworte. Wessen Wissen sich aber nach Schlagworten richtet, der weiß weniger als nichts, denn er weiß Falsches und ist dauernd am Erkennen des Richtigen gehindert, das der Ignorant sich, wenn es gut geht, immer noch irgendwann einmal aneignen kann. Schon in den erwähnten Ausführungen Ottos könnte die Gefahr des Formelhaften liegen, wenn hier nicht der Studierende oder Lehrer durch bibliographische Hinweise gewarnt würde. Mancher Satz in Schöns Broschüre aber fordert genau und wortwörtlich das, was Litt befürchtet. „Die Wendung zum Aktivistischen, zur Lebensgestaltung, die wir dem Begriff Kulturkunde gegeben haben, verlangt, daß das Franzosentum auch in zugespitzten Formeln, gleichsam verwendbar, verfügbar deutschen Jungen zur Hand liege", heißt einer der Schön'schen Leitsätze (S. 43).

Eben hier — und ein Philologenohr hörte es aus dem affektischen Ton der zwei Worte „Deutschen Jungen" fast allein heraus — zeigt sich aber deutlich die eigentliche neue, und ich möchte fast sagen: tragische Gefahr, die kulturkundliche Betrachtung läuft, wenn sie auf die Schule überpflanzt wird. Wenn sich der wissenschaftliche Romanist mit Frankreich beschäftigt, so denkt er in erster Linie an Frankreich, auch wenn er Vergleiche zu Deutschland zieht. Sicherlich dient er auch seinem Vaterlande (und ich glaube sogar: ungemein), indem er sich mit Frankreich befaßt, aber je weniger er sein Erkennenwollen des französischen Wesens durch patriotische Gefühle und Absichten (kriegerischer oder friedlicher Art) einer Trübung aussetzt, um so sicherer erreicht er sein Ziel und um so besser also dient er seinem Vaterlande. Und wenn der Romanist den französischen Menschen zu erkennen strebt, so gewinnt er damit gewiß auch ethische Bereicherung, indem er sich über sein deutsches Wesen klar wird. Aber dies muß ein indirekter Gewinn sein, denn wollte der Forscher auf unmittelbare ethische Bereicherung ausgehen, so ginge er an seinem bestimmten Erkenntnisziel und damit

auch an der ethischen Bereicherung vorbei. Sehr derb und mit sehr notwendiger Deutlichkeit hat das Karl Vossler in seinem Vortrag über „die Universität als Bildungsstätte“[1]) derart ausgesprochen: „Moralpredigten, sittliche Entrüstungen, Ermahnungen, Begeisterungen nehmen sich ... auf dem Katheder oder in den Seminarien ähnlich aus wie ein Puder- oder Schminktöpfchen in einer Kaserne ... Bei uns wird mit dem Kopf gearbeitet, nicht gesungen und nicht gebetet.“ Nun kann aber in der Schule, die heranwachsende und weiche Menschen bildet, unmöglich nur mit dem Kopf gearbeitet werden, nicht einmal in den Oberklassen der höheren Schulen, die für einen Teil ihrer Schüler den Zugang zur Universität bedeuten, aber auch für sie nicht die Universität selber sein dürfen. Hier muß und wird immer (nach obenhin verklingend leise, aber doch immer ein wenig) „gesungen und gebetet“, d. h.: auf das Gemüt eingewirkt und auf unmittelbare ethische Wirkung gezielt werden; oder wie es Schön ausdrückt, hier muß der Begriff Kulturkunde „eine Wendung zum Aktivistischen, zur Lebensgestaltung“ erhalten. Einfach gesagt: Kein wirklicher Schulmann wird Philologie oder Literaturgeschichte schlechthin treiben; er wird auch gleichzeitig erziehen. Er ist nicht philologischer Fachwissenschaftler, er ist Pädagoge.

Und hier liegt nun der ungemeine Wert und mit Notwendigkeit der Schwächepunkt des Schön'schen Buches. Ich möchte für diese warmherzige und reiche Schrift werben und ihr zu Hilfe kommen, indem ich Warnungstafeln an einigen gefährlich abschüssigen Stellen errichte. Schön ist der leidenschaftlichste Anhänger idealistischer Kulturkunde: „Das Ganze eines fremden Menschentums, das Ganze eines fremden Volkstums lebe im neuphilologischen Lehrer“ (S. 31), „Wir haben Wichtigeres zu tun als Alexandriner zu messen und Reime zu prüfen“ (S. 54) — von solchen Forderungen wimmelt es. Und sie stehen keineswegs als verwaschene Allgemeinheiten da, sondern überall wird am sprachlichen und literarischen Beispiel im einzelnen gezeigt, was der Schüler lernen soll, und wie er es lernen soll. Und daß in Schön selber ein tiefes und unverzerrtes Bild Frankreichs lebendig ist, dafür sind mir zwei Stellen vollgültige Beweise. Einmal die Kontrastierung englischer und französischer Kulturkunde: „Das Besondere der französischen Kultur, wie wir sie in der Schule zu zeigen haben, ist nicht: die Verfassung, die Verwaltung, die Industrie, der Handel, der Verkehr, die Gewerkschaften, die Landesprodukte, das Meer, die Flotte. Dies und ähnliches gehört vielleicht in den englischen Unterricht als das Besondere der englischen Kultur. Dem Franzosentum ist mit dem Gundolfschen Begriff Bildungserlebnis beizukommen“ (S. 38). Und weiter Schöns klares, vorurteilsloses und unparteiisches Eintreten für die französische Klassik: „Wir sollten aufhören, mit Lessing die französische Klassik vor dem Shakespeareforum zu richten, wir sollten ihr totales Anderssein aus dem totalen Anderswollen verstehen, wir sollten einsehen, daß der Franzose in diesem lateinisch-klassischen, von der ratio beherrschten Ordnungsstaat und Ordnungsdasein sein ewig gültiges, geistiges Format, seine Seelenstruktur erkennt“ (S. 57). Ich darf wohl annehmen, daß meine eigene Studie „Zur französischen Klassik“[2]) an diesem Vorstoß gegen die „Hamburgische Dramaturgie“ teilhat. Und doch: trotzdem ich hier, oder gerade weil ich hier eigene Gedankengänge wiederzufinden glaube, lese ich den Passus in seinem

---

[1]) München 1923, bei Max Hueber, S. 14.
[2]) Walzel-Festschrift, Atheneionverlag, Potsdam 1924.

Zusammenhang nicht ohne Bedenken. Denn allzu leicht und notgedrungen wird der Schulmann diese Erkenntnis in eine starre Formel zwingen, die, für sich allein vorhanden, weiten Teilen französischen Geisteslebens nicht gerecht werden kann. Mit der Gefahr des Formelhaften verknüpft sich nun unausweichlich jene andere. Indem der Schulmann in formelhafter Verkürzung und Erstarrung das französische Anderssein herausstellt, indem er gleichzeitig als Pädagoge den stärksten Nachdruck auf das aktivistische Moment der „Lebensgestaltung" legt, durch den Unterricht im Französischen also deutsche Schüler unmittelbar zum Deutschtum erziehen will, kann er trotz reinster Absicht zur Unparteilichkeit unterstrichen Einseitiges auf keine Weise vermeiden. Und hier ist Schön denn auch zu offenbaren Unvorsichtigkeiten gedrängt worden. So schlägt er als ein Lektürethema, woran das Nationalgefühl der Franzosen zu studieren sei, moderne Debatten über die Rheinlandfrage vor, wobei Franzosen und Deutsche verschiedenster Geisteshaltung berücksichtigt werden sollen[1]). Um keinen Preis ließe ich Derartiges in der Schule lesen. Vielmehr würde ich alles daran setzen, französisches Nationalgefühl dort in seiner Eigenart hervortreten zu lassen, wo man es von uns aus ohne Verbitterung betrachten kann. Denn eine Verbitterung mag noch so berechtigt sein, so ist sie doch gewiß kein geeigneter Zustand für das Erkennen der Wahrheit, für wirkliche Erkundung einer fremden Kultur. Und wenn mir hier etwa entgegengehalten wird, daß es ja eben dem Pädagogen einer deutschen Schule gar nicht in erster Linie um das Erkennen eines französischen Zustandes und französischer Wesensart gehe, sondern um deutsche Denk- und Fühlweise, so meine ich, daß deutscher Denk- und Fühlweise ein schlechter Dienst geleistet wird, wenn man sie zu Verengungen und Verzerrungen anhält. Nun liegt es aber keineswegs so, daß französisches Nationalgefühl in höchster Entflammtheit immer nur an der Rheinlinie in die Erscheinung getreten ist, sich immer nur Deutschland gegenüber betätigt hat, woraus man allzu leicht den Schluß ziehen könnte (wenn nicht gar müßte), daß Deutschland und Frankreich von Natur einander in allen Stücken zu ewigen Feinden gesetzt seien. Sondern (ich habe das häufig betont): französisches Nationalgefühl flammt überall dort auf, und überall dort ist sein besonderes Brennen zu beobachten, wo sich eine schmerzende Druckstelle am französischen Staatskörper zeigt. Ich würde bei dieser Frage aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgreifen, ich würde das Entstehen des Nationalgefühls im hundertjährigen Krieg den Engländern gegenüber als Schulstoff nehmen. Ich würde es für viel praktischer halten, von der Jungfrau von Orleans zu reden als von den französischen Generälen des letzten Krieges; und wenn ich dann, was sich gewiß auch mit wenigen und schlichten Worten tun ließe, die Schicksale der Pucelle innerhalb Frankreichs bis auf die Gegenwart verfolgte, so hätte ich dem Schüler einen gesicherteren und tieferen Begriff des französischen Nationalgefühls übermittelt, als ich das mit aller Gerechtigkeit an der partiellen Rheinfrage zu tun vermöchte. Und ich hätte mit ihm unter Verzicht auf allzu prompten „Aktivismus" wirkliche Kulturkunde getrieben.

Doch wenn eine kulturkundliche Betrachtung von so großen Gefahren umgeben ist, daß selbst der ganz für sie ausgerüstete und

[1]) Er verweist (S. 46) auf die „Frankreich-Deutschland"-Serie der *Revue de Genève* von 1922 „an der sich René Lauret, Pierre Mille, Maurice Barrès, Curtius und Klemperer beteiligten."

geeignete Pädagoge und Romanist Eduard Schön ihnen nicht völlig entflieht — ist sie dann, zum mindesten in der Schule, als eigentliches Bildungsprinzip und -ziel überhaupt notwendig oder auch nur förderlich? Ich glaube bestimmt an ihre unumgängliche Notwendigkeit — nur muß man sie mit den notwendigen Sicherungen versehen, die ich bisher für eine Selbstverständlichkeit gehalten habe, und die, wie ich nun merke, in einer erregten und zu Extremen neigenden Zeit durchaus nicht selbstverständlich sind.

Hier muß ich einen nur scheinbaren Umweg machen, der sogleich ins Konkrete und zum Ziel führen soll. Ich unterschied vorhin zwischen Gefahren und Angriffspunkten des Begriffes. Unter einem besonderen Angriffspunkt habe ich als kulturkundlicher Literarhistoriker mehrfach zu leiden gehabt. Von meiner „Modernen französischen Prosa" schrieb Vossler, sie sei ein Vademecum für vorsichtige Politiker und Diplomaten und nur nebenbei und stellenweise eine literarhistorische Arbeit, von meiner Corneillestudie meinte er, es sei der Gipfel der Verkehrtheit, in Corneille einen staatsmännischen Denker statt eines simplen Poeten zu sehen. Ich habe mir solchen oft wiederholten Vorwürfen gegenüber (zu denen schließlich Lerchs „wildgewordene Zoologie" trat) die prinzipielle Frage nach Inhalt und Aufgabe der Literaturgeschichte gestellt, und bin zu diesen Ergebnissen gelangt, die jetzt in meiner Studie über „Positivismus und Idealismus des Literarhistorikers" stehen[1]). Ich sagte mir, ein Dichter sei derjenige, der den sprachlichen Ausdruck für seine Sehnsucht finde. Der sich, unmittelbar oder abgespiegelt in den anderen Menschen, in den Dingen der Umwelt, so darstelle, wie er sein möchte, wie er wäre, wenn alle tiefsten Anlagen in ihm, ungehemmt von außen und innen her, zur Entwicklung gelangten. Und der die Welt (bejahend oder verneinend) so male, wie sie ihm gemäß sei, wie er und einzig er allein sie sehe. Sehnsuchtsdichtung, Ich-Ausdruck sei auch die scheinbar veristischte Naturwiedergabe des Naturalisten, u d nur soweit sie dies sei, sei sie Dichtung. Und weiter sagte ich mir, es gebe (grob schematisiert) in jedem Menschen drei Schichten: die des allgemein Menschlichen, Schlichtestes und Tiefstes umfassend, das er mit aller Welt teilt; die des Individuellen und ganz Einmaligen; und zum dritten, dazwischen liegend, als eigentlich erkennbare und zusammenhaltende Schicht, ich möchte sagen: als der Körper in dem das menschliche Blut fließt und in den der individuelle Geist eingekapselt ist, die Schicht des Gruppenhaften oder Gesellschaftlichen oder Nationalen, in die man hineingeboren und — wohlgemerkt! — hineingebildet ist, denn die Bildungseinflüsse, Sitte, Denken und Sprache spielen eine entscheidendere Rolle als das Blut. Es läuft keine Seele auf der Welt herum, kein Buschneger und kein kultiviertester originellster Philosoph oder Künstler, die nur den nackten Menschen schlechthin oder nur das absolut für sich bestehende in allen Fasern originale und einzigartige Individuum darstellt, sondern alle, von Goethe bis zum Buschneger, tragen sie ihr Menschentum und ihre Einzigartigkeit in einem Gruppen-, einem nationalen Körper, sind sie irgendwie durchaus einer umgrenzten Gemeinschaft zugehörig. Das ist eine sehr banale Weisheit, und doch scheint mir jede Zeit auf ihre Weise dagegen zu verstoßen. Das 18. Jahrhundert rechnete mit dem Menschen schlechthin (und verrechnete sich, weil in Wahrheit der französische Mensch anders aussah als der deutsche oder der englische). Spätere

---

[1]) „Jahrbuch f. Philologie" München 1925 bei Hueber.

Zeiten betonten das Nationale so stark — in Kampferhitzung schroff bis zum Nationalistischen, daß sie darüber das verbindende Allgemeinmenschliche vergaßen und auf die Freiheit des individuellen Geistes keine Rücksicht nehmen. Im Abwehrstoß hiergegen wiederum wurde von einigen nur der Einzelne in seiner Originalität und Einmaligkeit betrachtet, und wer an solcher Einzelpersönlichkeit untersuchte, wie weit ihr Wesen allgemein menschlichen Gesetzen, und wie weit es der Eigenart seiner Gruppe oder Nation verbunden sei, der stand sofort als ein Leugner geistiger Freiheit und Entwicklungsfähigkeit, als ein völliger Positivist und Determinist da. Aber alle geistige und individuelle Freiheit zeigt sich doch im Ringen mit gesetzlichen Bindungen allgemeinmenschlich natürlicher und gruppenmenschlich kultureller, nationaler Art. Die Grenzen dieser zweiten Art zum mindesten sind nicht unveränderlich ewige, sie werden verändert, ausgeweitet, es herrscht Entwicklung — aber es sind Grenzen, die entscheidend auf das Individuum einwirken. Daß sich der Geist den Körper baut, heißt doch, daß er in seinem Baumaterial in die Erscheinung tritt, daran gebunden ist und dadurch beeinflußt und entwickelt wird, so sehr er auch der beeinflussende und entwickelnde ist. Nur wenn man diese ständige Dreiheit des Menschen vor Augen hat, das Menschsein, Volksein und Einzelnersein jedes Einzelnen, nur dann kann man ihn ganz verstehen in seiner Freiheit und seiner Gebundenheit.

Ich wendete nun diese beiden Erwägungen, daß Dichtung der Ausdruck einer Sehnsucht sei, und daß in jedem Menschen eine verflochtene Dreiheit von Menschtum, Volktum und Ichtum liege auf den Bezirk der Literaturgeschichte an. Es ist mit dem Volk wie mit dem Einzelnen. Zwei Leben werden geführt und beeinflussen sich gegenseitig. Das eine im Wirklichen. Da sind Hemmungen von außen, geographischer, sozialer, politischer Natur, Hemmungen von innen als Schwächen und vordringliche Tendenzen. Was ein Volk in der Wirklichkeit leistet und ist, macht seine Geschichte aus. Aber darüber oder darunter liegt wie beim Einzelnen (nur komplexer, denn viele Einzelne wirken mit) eine Sehnsuchtsschicht, die immer im Spiel ist und in großen Stunden die Entscheidung an sich, an sich allein reißt. Es ist die Schicht dessen, was ein Volk sein möchte, was es seiner innersten Anlage nach (bei Fortfall seiner Hemmungen von innen und außen) wäre, was es in seinem idealen Sein ist. Und diese Sehnsucht, dieses ideale Sein bringt ein Volk in seiner Dichtung zum Ausdruck, und Literaturgeschichte, die man nicht mit Ästhetik verwechseln darf, ist die Geschichte eines idealen Volkstums in seiner Entwicklung.

Nun wird es klar, warum sich wirkliche idealistische Kulturkunde mit der Dichtung (mit der Kunst überhaupt) eines Volkes zu befassen hat, und klar, warum für mich idealistische Kulturkunde und Literaturgeschichte fast zusammenfallen. Ich sage „fast“, weil ich als Literarhistoriker nur den sprachlichen Sehnsuchtsausdruck studiere. Und es wird auch klar, warum der Literarhistoriker gar nicht anders verfahren kann, als die Geschichte von Gruppen von Nationalliteraturen schreiben. Denn noch einmal: es lebt kein Mensch schlechtweg und kein Individuum schlechtweg auf Erden; sondern nur innerhalb der Gruppe zeigt sich das Allgemeinmenschliche und das Einzelne.

Als ich die erwähnten Arbeiten zur Betrachtung französischer Literatur schrieb, stand ich vor dieser Situation, die offenbar auch noch die heutige ist. Auf der einen Seite sah ich zwei Richtungen

am Werk, die mehr oder minder enge Verbindung miteinander eingingen. Die eine bekämpfte um jeden Preis die positivistisch naturwissenschaftliche Auffassung der früheren Generation. Es gibt für sie in Dingen des Geistes kein durchweg waltendes Naturgesetz, nur die Freiheit des Geistes, die freie einmalige Persönlichkeit herrsche hier. Und so will sie im Dichter nichts sehen als das losgelöste, für sich bestehende, sozusagen vom Himmel gefallene Individuum; und so einzig wichtig ist ihr die Individualität, daß sie allzugern auch an das Individuell-, an das Originellseinwollen, an die Pose und das Flitterwerk der Originalitätshascherei glaubt und es allzusehr vernachlässigt, die überkommenen Elemente, die Bindung des Einzelnen an die Allgemeinheit zu beachten. Die andere Richtung, abgestoßen von dem Haß, der sich zwischen Volk und Volk geschoben hat, richtete ein allzu ausschließliches und sehnsüchtiges Augenmerk auf das menschlich Gemeinsame, das zwischen den Literaturen Deutschlands und Frankreichs in reichem Maße vorhanden ist. Sie betont diese Gemeinsamkeit derart, sie redet sich derart ein deutsches Frankreich ein oder vielmehr ein aus gleichgerichteten Menschen bestehendes Europa, daß sie französische Wesenszüge übersieht, verwischt und ohne Absicht verfälscht. Auf der andern Seite befaßten sich erbitterte Patrioten mit der französischen Literatur und sahen in ihr nicht nur das absolut Andere — was in seiner Absolutheit aus dem angeführten Grund nicht stimmen kann, denn Menschen wohnen diesseits und jenseits der Vogesen —, sondern sahen in ihr auch das Hassenswürdige, das Schlechte, das Minderwertige, und wo etwas Gutes nicht zu leugnen war, da war es ein erborgtes oder gestohlenes, den Engländern, Italienern, Spaniern, Deutschen entwendetes Gut. Demgegenüber suchte ich an einer Kette von Beispielen zu erläutern, wie eine bestimmte französische Eigenart immer und überall allgemeinmenschlichen Stoff französisch prägt, er stamme nur aus dem oder jenem Land, wie eine bestimmte französische Eigenart immer und überall wirksam ist, auch in der originellsten und neuesten Hervorbringung Einzelner, und wie diese Eigenart an sich die Dinge weder gut noch böse macht, nur eben anders gestaltet als etwa deutsche Eigenart. Daraus entnahm man, daß ich nichts kennte als ein durch alle Zeiten gleichbleibendes französisches Dauergeschöpf, ein entwicklungsloses und von andern Dauergeschöpfen abgeschnittenes, sowie eine Tier- oder Pflanzenart von einer andern Tier- oder Pflanzenart abgeschlossen ist, ein Geschöpf ohne Anteil am Allgemeinmenschlichen und ohne die freie und unberechenbare Schöpferkraft des individuellen Geistes.

So will ich noch einmal zum Beispiel greifen und diesmal den Fehler vermeiden, das Selbstverständliche für selbstverständlich zu halten.

François Curel, den der consensus omnium für einen wirklichen dramatischen Dichter, für einen originellen Ringer mit Problemen und für einen Mann hält, der ganz gewiß europäisch und nicht nur französisch gebildet ist, Curel hat ein tragikomisches Stück geschrieben: *L'âme en folie*, „die brünstige Seele“. Darin spielt ein Skelett eine bedeutende symbolische Rolle. Die schwerkranke Heldin, Frau eines Philosophen, Tochter eines sinnlichen romantischen Malers und einer zähen, engen, dogmatisch katholischen Bäuerin, mit den ungleichen Charaktereigenschaften beider Eltern belastet, ängstigt sich vor dem Gerippe im Atelier ihres verstorbenen Vaters, das dem Maler als Kostümpuppe, manchmal für eine ausschweifende Messalina und manchmal für eine tugendhafte Lukrezia diente. Sie

will das Skelett fortschaffen, es christlich begraben lassen. Der Pfarrer weigert sich. Er weiß, es ist kein „echtes“ Skelett, es stammt aus dem *Quartier latin*, ist aus Anatomie-Abfällen zusammengefädelt und hergestellt, dankt Kopf, Rumpf, Glieder verschiedenen Menschen. Der Philosoph weiß Rat. Ruhig darf der Pfarrer das Skelett in geweihter Erde begraben, sowie er über aufgefundene und neu bestattete Knochen eines alten Schlachtfeldes den Segen sprechen würde. Er begräbt nicht einen einzelnen Menschen, sondern eine Gruppe oder den Menschen schlechthin. Als Symbol innerhalb des Stückes bedeutet das Skelett die mannigfache Erblichkeit, unter der die Heldin leidet, ihr vielfältiges Wesen, das von manchen Vorfahren beeinflußt, keinem ganz und in allen Stücken nachgebildet, und mit allen ererbten Elementen etwas Neues ist. Mit welch potentierter Berechtigung könnte man dies Gerippe als Symbol für den ganzen Körper eines Volkes nehmen, der, etwas Einheitliches und doch ein ungemein Komplexes, nicht aus einem Punkte zu erklären ist. Und weiter. Die Kranke, die unter dem Druck einer Gedankensünde leidet und unter der Einbildung, sie würde diese Gedankensünde in Tat umsetzen, wenn sie nur Kraft und Gelegenheit dazu hätte, beichtet ihrem Mann und Philosophen und beklagt sich über die menschliche Unfreiheit, über die nicht abzuschüttelnde Last des Ererbten, des Naturzwanges. Du bist ja gar nicht unfrei! erwidert ihr der Philosoph. Daß du mir gestehst, was du mir geheim halten solltest, daß du als Sünde erkennst, wozu die dumpfe Natur dich treibt, daß du damit ringst und es in dir überwindest, eben das ist deine geistige Freiheit, deine Persönlichkeit, deine Fortentwicklung über das Ererbte hinaus. ... Aus der ausführlichen Vorrede dieses Stückes kann man ersehen, daß Curel mit seinem Drama falsch verstanden, daß er durchaus unter die Positivisten und Deterministen gerechnet wurde. Sein Protest hat ihm auch gar nichts geholfen: in der allerneuesten Literaturgeschichte von Forst-Battaglia heißt es wieder, er habe „die Allmacht des Triebes“ gepredigt[1]. So wird es immer Menschen geben, sehr viele sogar, die sich die Bequemlichkeit einer extremen Ansicht gönnen und denjenigen für einen Potisivisten halten, der die Freiheit des menschlichen Geistes in seinem Ringen mit vorhandenen, unleugbar vorhandenen erblichen Bindungen sieht, einem Ringen, das langsam aufwärts führt, dessen endgültiger Sieg aber etwas Außer- und Überirdisches, einen idealen, messianischen, einen nicht mehr menschlichen Zustand bedeutet. — Das Skelett in diesem Drama ist eine lehrhafte Allegorie, die durch die Gefühlswärme des Dichters zum Symbol gesteigert, die aus der Sphäre der Begrifflichkeit in die des Gefühls übertragen wird. Wenn der Literarhistoriker (oder der Mann der Kulturkunde) sich notgedrungenerweise das mannigfaltige Gerippe eines Volkskörpers, vielmehr einer Volksgeistigkeit zusammensetzt, ist er sich klar darüber, daß dieses Skelett nirgends im wirklichen Leben, als wirkliche Persönlichkeit zu finden ist, daß jeder Lebende nur den oder jenen Teil seines Wesens zu dieser Generalabstraktion beisteuert, und daß jeder Lebende, sowie er ihr irgendwie verpflichtet, irgendwie an sie gebunden ist, genau so durch seine individuelle Geistigkeit die Möglichkeit hat, verändernd, entwickelnd auf die nationale Grund- und Gesamtform einzuwirken. Doch noch einmal muß ich auf das Curel'sche Skelett zurückkommen. Man

---

[1] „Französische Literatur der Gegenwart (seit 1870)“ Dioskurenverlag, Wiesbaden 1925, S. 81.

könnte fragen, was denn nun an eben diesem Drama spezifisch französisch sei, man könnte es für ein typisch allgemeinmenschliches oder für ein europäisches Stück erklären. Es ringt mit den allgegemeinsten Problemen menschlicher Freiheit, und wenn es traditionell verpflichtet ist, so ist es das weniger einem französischen Vorbild als europäischer Philosophie, Wissenschaft und Kunst, einem Darwin etwa und einem Ibsen. Sicherlich; aber man beachte die Schlußszene. Sie besteht aus einem Fiebertraum der Sterbenden. Das inzwischen fortgebrachte Skelett erscheint ihr und spricht mit ihr, und in diesem Zwiegespräch kommt sie, hinüberschlummernd, zur Klarheit über sich selber. An dieser Stelle nun steht eine szenische Anmerkung, die nirgends anders als in Frankreich stehen dürfte. Es heißt dort nämlich, das Skelett sei bei der Erstaufführung tatsächlich, und ohne Anstoß zu erregen, auf der Bühne erschienen, aber man könne es auch fortlassen und den Fiebertraum als Fiebertraum ohne das Gerippe zur Darstellung bringen. Ist dieses Bedenken nicht ungemein charakteristisch für jene rationale französische Eigenart, die niemals den Shakespeare in Frankreich sicheren Fuß fassen ließ?

Aber jetzt kenne ich den Einwand, der sich hier erheben wird; denn ich habe ihn absichtlich herausgefordert. Man wird mir all die Gespenster vorhalten, die sich längst in der französischen Literatur und auf der französischen Bühne mit voller Bewegungsfreiheit und ohne alle polizeiliche Schererei tummeln. Die Dämonen etwa, die sich bei André Gide in König Sauls Krone und Mantel, Schüssel und Becher einnisten. Als ich an einem Rimbaud'schen Gedicht, das uns als das deutscheste Gedicht in französischer Sprache angepriesen wird, eine charakteristische Abwendung vom deutschen Allgefühl zeigte, holte Lerch eben dieses Allgefühl aus einem Jugendgedicht Maupassants hervor und glaubte damit die Puppe meines „Dauerfranzosen“ triumphierend in Stücke geschlagen zu haben. Aber keineswegs hat er das getan — aus dem einfachen Grunde, weil ich ein so närrisches Ding gar nicht fabriziert habe. Sondern nur dies habe ich getan und will ich nicht müde werden immer wieder zu tun. Ich zeigte und werde zeigen, wie sich an jedem französischen Autor in seiner Menschlichkeit und in seiner Individualität irgendwo ein Atom spezifisch französischen Gepräges offenbart. Es ist nirgends jenes ganze Gerippe, und es ist nicht immer der gleiche Knochen, der bei jedem Einzelnen zu entdecken ist. Für den Franzosen Maupassant etwa liegt Menschliches und Individuelles ganz offenbar darin beschlossen, daß er das Allgefühl und den Aufschwung seiner Jugend nicht zu bewahren vermochte und einem engen, ungeistigen, wahrhaft gottverlassenen Pessimismus verfiel, der nichts mit der seelischen Tiefe eines Schopenhauerschen oder Leopardischen Pessimismus gemein hat, und weiter darin, daß mit solcher seelischen Verschlossenheit die ungemeinste künstlerische Offenheit und Sehschärfe für alles Sinnliche vereint war. Sein Franzosentum aber tritt unverkennbar in seiner Novellistik zutage, die höchste Steigerung und klassischen Ausdruck der durch das ganze Mittelalter gepflegten französischen Novelle bedeutet, einer Erzählungsart, die sich innerhalb der gemein-romanischen Gattung durch ganz spezifische Züge von der italienisch-dekameronischen und der spanisch-pikaresken abdifferenziert. Man könnte sagen, es dichte aus dem unpersönlichen Maupassant heraus Novellen, sowie es aus dem unpersönlichen Molière Farcen dichtete, und in diesen unpersönlichen Meisterwerken trete die Person Maupassants nur durch ihre artistische Tätigkeit des

Formens, durch die Anwendung des bei Flaubert erlernten Handwerks hervor. Und bei Gide wiederum, der als ein ruheloser Romantiker beginnt und ein Bereicherer Frankreichs ist, liegt die nationale Verbundenheit in dem immer entschiedeneren Streben zu beruhigter Klassik, und bei vielen andern wieder vielfach anderwärts. Jeder hat an der Generalabstraktion des Skelettes Anteil, ohne es ganz in sich zu tragen, ist dadurch bestimmt, wirkt aber auch bestimmend und fortentwickelnd darauf ein. Nirgends tut solche Betrachtungsweise der Freiheit des individuellen Geistes und der Entwicklungsmöglichkeit eines Volkes Gewalt an; aber nirgends auch verliert sie sich, und sie allein verliert sich nirgends in die Betrachtung des farblos Allgemeinmenschlichen und des absoluten, des abrupten Individuellen, nirgends mithin in die Betrachtung von Geschöpfen, die auf Erden unauffindbar sind. —

Derart also fasse ich die Aufgabe der Kulturkunde (worunter ich Literaturgeschichte als den auf sprachliche Dokumente einer Sehnsucht oder eines idealen Seins gestützten Teil der Kulturkunde subsumiere): die Verflochtenheit des Allgemeinmenschlichen, des Individuellen und des Nationalen zu erkennen, die Prägung, den Zusammenhalt, das Inserscheinentreten alles Allgemeinmenschlichen und alles Individuellen im Nationalen zu erfassen. Daß es solcher Verflochtenheit gegenüber mit starren Formeln nicht getan ist, daß vielmehr höchste Vorsicht nottut, liegt auf der Hand. Aber genau ebenso scheint es mir auf der Hand zu liegen, daß solche Kulturkunde ein ganz unentbehrliches Bildungsprinzip und -ziel ist. So unentbehrlich, daß sie seit dem Beginn des Humanismus überall dort getrieben wurde (wenn sie auch keinen oder irgendwelch anderen Namen hatte und umgrenzteren Objekten galt), wo man auf humanistische Bildung ausging. Und pädagogisch dürfte das Beste der behutsam zu treibenden Kulturkunde gerade darin liegen, daß sie zur Behutsamkeit im Beurteilen fremder Völker und zur Abkehr vom Fanatismus verhärteter Formeln erzieht.

Dresden. Victor Klemperer.

CONGREVES "DOUBLE DEALER" IN DEUTSCHER ÜBERSETZUNG.

Eine der häufigst angeführten Stellen aus *Gottscheds* „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen", Leipzig 1730, ist jene, die eine Anleitung gibt, wie man ein Kunstwerk dichterisch gestalten soll: Kap. IV. Von den poetischen Nachahmungen, S. 133: „Zu allererst wehle man sich einen lehrreichen moralischen Satz, der in dem gantzen Gedichte zu Grunde liegen soll, nach Beschaffenheit der Absichten, die man zu erlangen vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine gantz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkommt, daran dieser erwehlte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt" usw. S. 134: „Nunmehr kommt es auf mich an, wozu ich die Erfindung brauchen will, ob ich Lust habe, eine Esopische, comische, tragische, oder Epische Fabel daraus zu machen."

Man nimmt allgemein an, daß Gottscheds Quellen französische oder nur solche englische waren, die unter französischem Einfluß standen. Eine französische Quelle für jene Stelle läßt sich jedoch nicht nachweisen, Boileaus *Art Poétique*, die als Gottscheds Orakel gilt, gibt keinerlei Anleitung, die auch nur die geringste Ähnlichkeit mit obiger Vorschrift hätte. Dagegen finden wir einen recht ähnlichen

Satz nicht in irgendeiner Abhandlung über Poesie od. dgl., sondern in der Zueignungsschrift an *Lord Montague*, die der englische Dichter *Congreve* seinem Lustspiel *The Double Dealer* voranschickt, *"I design'd the Moral first, and to that Moral I invented the Fable, and I do not know that I have borrow'd one hint of it any where"*[1]). Bei beiden Schriftstellern ist Fabel im Sinne von argumentum, wie *Lessing* sich ausdrückt, „Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet"[2]) gebraucht, beide suchen zuerst die Moral und ersinnen dann dazu die Begebenheit. Schmid[3]) findet, gestützt auf Rapp[4]), Congreves „Vorgang — sehr bedenklich", hält aber die Stelle, ohne Belege anzuführen, für einen Beweis, daß der Engländer sich mit den Theorien französischer Kunstkritiker befaßt hat. Auf die Ähnlichkeit des Gedankens bei Gottsched verweist er nicht. War nun eine gemeinsame Quelle vorhanden, oder hatte Gottsched Gelegenheit das Stück zu kennen? Jedenfalls nur im Original. Das 1693 verfaßte und mit dem Datum von 1694 zum erstenmal gedruckte Lustspiel wurde erst 1756 ins Deutsche übertragen und es läßt sich von dieser Übersetzung kein Exemplar mehr nachweisen. Sie erschien anonym. Eine zweite Übersetzung oder Neuauflage der ersten erschien 1763 mit dem Titel: „Der Arglistige, ein Lustspiel des Herrn Wilhelm Congreve in fünf Aufzügen", Kopenhagen, im Verlag der Mummeschen Buchhandlung. Der Text ist so selten, daß er Schmid unbekannt geblieben ist. Soviel sich feststellen läßt, sind nur mehr vier Exemplare vorhanden: je eines in der Wiener Hof- und in der Wiener Universitätsbibliothek[5]), in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und in der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek. Merkwürdigerweise ist in Kopenhagen keines vorhanden, und, da die Mummesche Buchhandlung 1794 den Besitzer wechselte[6]), so ließen sich auch dort keine Nachforschungen mehr anstellen. Diese recht wortgetreue Übersetzung ist ebenso wie die von 1756 anonym erschienen. Man vermutet, daß sie von Johann Heinrich Schlegel, damals Kanzleisekretär in Kopenhagen (Bruder des Dramatikers J. Elias Schlegel) verfaßt worden ist. Daß er sich zu dieser Übertragung aus dem Englischen nicht bekannte, wo er doch im nächsten Jahre eine Übersetzung englischer Trauerspiele unter seinem Namen erscheinen ließ, ist allerdings merkwürdig. Eigentümlich ist auch die Übersetzung des Titels *Double Dealer* mit „Arglistige", die in der Vorrede damit begründet wird, daß ein entsprechender deutscher Ausdruck nicht vorhanden sei.

Ein dritter Druck ist 1771 in Hamburg erschienen: *Der Arglistige ein Lustspiel des Herrn Wilhelm Congreve in fünf Akten. Wie solches zum erstenmale auf dem Hamburgischen Theater aufgeführt worden. Hamburg* 1771. Darunter mit Bleistift: *Schröder?* Auf der Innenseite des Deckels: „Aus der Bibliothek des Friedrich August

---

[1]) Übersetzung von 1763: „Zuerst wehlte ich mir eine Moral und zu dieser Moral erfand ich eine Fabel, und ich wüßte nicht, daß ich einen Zug darin von andern erborgt hätte".

[2]) Abhandlung über die Fabel I.

[3]) D. Schmid, W. Congreve, Sein Leben und seine Lustspiele, W. B. E. Ph. 1897.

[4]) Rapp, Studien über d. englische Theater. Tübingen *1862.*

[5]) Aus dem Nachlasse Prof. Minors.

[6]) Gekauft von Schulbothe. Jetzt gehört sie Gyldendal. Briefliche Angabe von Herrn Bibliothekar C. Dumreicher, Kopenhagen.

Cropp 1805—1889." Im Britischen Museum ist nach Angabe des Katalogs dieser Druck auch vorhanden[1]).

Die Vermutung, daß der Text von Friedrich Ludwig Schröder herrührt, stammt daher, daß dieser 1771 die Leitung des Hamburger Theaters übernahm, und auch Bülow hat ihm das Stück zugeschrieben. Es ist jedoch keine Originalübersetzung, der ältere deutsche Druck ist zum Teil wörtlich benutzt, doch weiß der Bearbeiter ihn geschickt zu kürzen und bühnenfähiger zu gestalten. Besonders gegen den Schluß werden undramatische Szenen beseitigt.

Im Personenverzeichnis fehlen in der H[amburger Ausgabe] der Hauskaplan *Saygrace* und die langen Charakteristiken der Personen. Auch ist der Bearbeiter bemüht, Stellen, die beim Publikum Anstoß erregen konnten, wegzulassen oder zu mildern, z. B. C[openhagen] IV 3: „Hörst du? Willst du wohl in neun Monaten Frist einen Enkel zur Welt bringen?" H. IV 2: „Höre, mein Kind, mache nur, daß ich bald einen Enkel bekomme". Ähnlich I 3.

Dagegen werden manchmal Fehler hineingebracht, C. I 2: „daß sie ihr *keine* Materie zum Lachen übrig lassen". H. „daß sie ihr *kleine* Materie usw." II 4 C. „Nattern sind in seinen Haaren und das Krokodil vom Nilus in seinem Bauche. Er wird dich lebendig verschlingen. H.... und das Krokodil vom Nilus in seinem *Herzen* usw. Obwohl eine Bühnenausgabe, druckt H. die erklärenden Bemerkungen des Übersetzers ab und z. T. unrichtig, z. B. III 4: „Sollen Sie sich noch den Mund mit einer Rosine versüßen." C.: „Es liegt hier im Englischen eine Zweideutigkeit, die sich nicht ausdrücken läßt, das Wort *plum* ... bedeutet zugleich eine Rosine und hunderttausend Pfund Sterling." H. druckt statt *plum plumb*, was keinen Sinn gibt, vielleicht aber Fehler des Setzers ist. Meines Erachtens hat H. überaupt das englische Original *nicht* benützt.

Ob das Stück zahlreiche Aufführungen auf dem Hamburger Theater hatte? Berichtet wird darüber nichts. Bülow „eröffnet den ersten Teil" der Werke F. L. Schröders mit dessen Bühnenbearbeitung. Später scheint weder die Kopenhagner noch die Hamburger Fassung einen Neudruck erfahren zu haben, und die deutsche Bearbeitung fiel vollständiger Vergessenheit anheim.

Brünn. Margarete Rösler.

SPANISCH, DIE DRITTE WELTSPRACHE[3]).

Eine kleine Propaganda-Schrift! Der Titel könnte auch lauten: Spanisch, die zweite Weltsprache. Denn von den abendländischen Sprachen ist das Spanische nach dem Englischen die am meisten verbreitete auf der Welt; sie wird von fast doppelt soviel Leuten gesprochen wie das Französische, das man gemeinhin als die zweite Weltsprache ansieht. Die Zahl der eine Sprache Sprechenden allein

---

[1]) Schmid l. c. war der Druck bekannt, wenn er ihn vielleicht auch nicht eingesehen hat. S. 9: „Wurde doch das Stück sogar von Schröder bearbeitet und 1771 unter dem Titel der Arglistige aufgeführt".

[2]) F. L. Schröders dramatische Werke ed. Bülow, Berlin 1831.

[3]) W. Schulz, *Spanisch, die dritte Weltsprache*, Leipzig, G. Freytag, 1923. (Wegzeichen für Erziehung und Unterricht, Heft 8), 35 Seiten, Groß-Oktav.

ist aber nicht ausschlaggebend für die Einschätzung der Sprache, es kommt darauf an, wer diese Sprache spricht, welche Bedeutung die spanischsprechende Welt heute schon hat und in Zukunft haben wird. Warum müssen wir Spanisch lernen? Weil es die Sprache eines emporsteigenden und schnell anwachsenden Kosmos ist, die Sprache der ibero-amerikanischen Welt. Wenn sich nicht die bald 100 Millionen Menschen in Amerika dieser Sprache bedienten, so würden wir trotz der herrlichen Kultur Spaniens keine Veranlassung haben, diese Sprache in unsern Schulunterricht einzuführen. Weil sie die wirtschaftliche Bedeutung der weiten Gebiete von Kap Horn bis zum Rio Grande del Norte erkannt haben, haben die Handels- und Industrievölker England, Vereinigte Staaten und Frankreich schon längst das Studium des Spanischen aufgenommen. Wir dürfen nicht zurückstehen, „darum lernen wir Spanisch aus volkswirtschaftlich-nationalen Gründen" (These 1).

Aber es sind nicht nur wirtschaftliche Gründe, die uns die Forderung nach der Beschäftigung mit dem Spanischen erheben lassen. Wir müssen die Frage beantworten: Welche Werte für die geistige Förderung unserer deutschen Schüler können wir aus dem Studium der Sprache und Kultur der spanisch-sprechenden Völker gewinnen? Gerade hierauf kommt es an. Das Spanische hat bei uns einen harten Kampf zu kämpfen, um sich eine Position im Fremdsprachenunterricht zu schaffen. Es ist eigentlich kein Platz dafür vorhanden. Das Englische können wir nicht aufgeben, das Französische wollen wir auch nicht aufgeben, da unser Geistesleben in seiner Entwicklung immer wieder von Frankreich beeinflußt worden ist, und drei neuere Fremdsprachen nebeneinander zu betreiben, ist etwas, was wir unseren Schülern unmöglich zumuten können. So bleibt nur die Auswahl von zwei unter den drei Sprachen und, wenn auch nicht in allen Gegenden Deutschlands gleichmäßig, so wird doch im allgemeinen der Schüler zwischen der Kombination Englisch-Französisch und Englisch-Spanisch zu wählen haben. „Wenn, wie wir annehmen, die französische und spanische Kultur jetzt noch gleichwertig für uns nebeneinander stehen, werden Zeit und Praxis zu entscheiden haben, welche vorzuziehen ist. Und auf diesem Wege werden wir zweifelsohne je länger, je mehr zur spanischen Sprache gewiesen" (S. 32). Als so zweifellos möchte ich das gar nicht hinstellen. Es wird auch kein vernünftiger Hispanist das Französische ganz aus unserem Lehrplan verdrängen wollen. Aber in dem Ringen zwischen den beiden Fächern wird das Spanische nur dann sich durchsetzen können, wenn es den Nachweis liefert, daß es dem Schüler etwas liefert, was die Beschäftigung mit dem Französischen nicht bietet. Und darum ist es nötig, daß wir uns im Spanischen nicht mit der Betrachtung des Mutterlandes begnügen, sondern dem Schüler auch das Neuland drüben vorführen, wo auf dem frisch umgebrochenen Acker, der lange brach lag, alles in einer Kraft und Üppigkeit emporsprießt, wie wir es in dem alten Europa nicht kennen, daß dem Schüler im Unterricht der Blick geweitet wird zur Erfassung transozeanischer Verhältnisse und Denkweise. „Wir lernen Spanisch, das uns die neuspanische, reiche, jugendliche amerikanische Kulturwelt einer werdenden Weltmachtvölkergruppe erschließt" (These 2).

Dabei werden wir natürlich immer vom Mutterlande ausgehen müssen, und man braucht nicht Hispanist zu sein, um zu wissen, „was seine große Geschichte und seine große Kultur uns auch heute noch zu sagen haben", wie sich der Minister Boelitz auf dem letzten Neuphilologentag ausdrückte.

Schulz sucht die Fäden auf, die sich zwischen Spanien und Deutschland seit der Zeit der Habsburger herüber- und hinüberziehen, er zeichnet mit einigen scharfen Strichen den Charakter des spanischen Volkes, wie er sich in Literatur, Kunst und Sprache ausdrückt, weist auf die Verdienste Spaniens um die Weltliteratur in früheren Jahrhunderten und auf das anbrechende zweite siglo de oro hin, er ist voller Vertrauen auf die Zukunft des spanischen Volkes. Darum „Lehre und Unterricht in spanischer Sprache und Kultur an Universität und Schule sind hinfort nach Möglichkeit und Bedürfnis einzuführen" (These 3).

Nach Möglichkeit und Bedürfnis! Verfasser läßt die Frage unerörtert, in welchem Umfange er das Spanische in unsern Unterricht eingeführt wissen will. Das ergibt sich aber aus seinen Ausführungen von selbst. Wenn man den Schüler befähigen will, die Eigenart der Kultur nicht nur des Mutterlandes, sondern auch der Kolonialländer zu verstehen, dann ist es mit einem fakultativen Unterricht, wie er bislang in den meisten Einzelstaaten Deutschlands noch erteilt wird, nicht getan, sondern der Unterricht muß ebenso lang und gründlich sein wie in den übrigen Fremdsprachen. Auch nur so werden wir Lehrer den Beweis erbringen können, daß der Unterricht im Spanischen dem Schüler ein Bildungsgut vermittelt, das dem der übrigen Sprachen nicht nachsteht.

Die kleine Schrift des begeisterten Hispanisten ist mit viel Schwung und innerer Wärme geschrieben. Reiches Belegmaterial wird für die Behauptungen beigebracht. Eine glückliche Fortsetzung dieser Schrift bildete der Vortrag des Verf. auf dem letzten Neuphilologentag über „Spanien und Deutschland" (im Auszuge abgedruckt in dem Verhandlungsbericht S. 146ff.).

Hamburg. G. Haack.

DER 9. PHILOLOGENTAG IN HEIDELBERG UND DIE NEUEREN FREMDSPRACHEN.

Unter äußerst zahlreicher Beteiligung aus allen Teilen des deutschen Reiches, besonders auch der Grenz- und Auslandsdeutschen, fand in Heidelberg während der Zeit vom 2. bis 6. Juni 1925 die 9. Tagung des Deutschen Philologenverbandes statt. Die Verhandlungen waren keineswegs bloß auf die Erörterungen der wirtschaftlichen Belange der Philologenschaft und der Organisation des höheren Schulwesens eingestellt, sondern zeugten durch die mannigfaltigen und wertvollen Vorträge von der regen Geistigkeit, die das Leben des Verbandes durchpulst. Den Reigen eröffneten zwei pädagogische Vorträge: Von hoher Warte aus sprach in glänzender, wenn auch etwas fremdwortreicher Rede der badische Staatspräsident *Dr. Hellpach* über den *jugendlichen Aktivismus als Entwicklungstatsache und Lebenswert, als Erziehungsschwierigkeit und Bildungsgefahr.* Nicht minder anregend war der Vortrag des 2. Vorsitzenden des Verbandes, Studienrat *Dr. Behrend*-Berlin über *Die moderne Pädagogik,* die er großzügig in die Reihe der Sozialwissenschaften eingliederte. Der Nachmittag des ersten Tages und der zweite Tag waren den einzelnen Bildungsfächern der höheren Schule gewidmet. So sprachen der bekannte Mathematiker Prof. Dr. *Winderlich*-Oldenburg über *Mathematik und Naturwissenschaften,* Studienrat *Dr. Hofstätter*-Dresden über *die deutschkundlichen Fächer* als Mittelpunkt und Bindeglied innerhalb der einzelnen Schularten, Geheimrat *Dr. Bruhn*-Frank-

furt a. M. über *die Bedeutung der antiken Sprachen für die Erziehung der deutschen Jugend.* Es ist unmöglich auf diese und die anderen Vorträge, von denen nur noch der des Staatsrats *Bloch*-Darmstadt über *Probleme des Grenz- und Auslandsdeutschtums* erwähnt sei, näher einzugehen, zumal mit dem 9. Philologentag noch der *2. Rheinische Fortbildungskursus des Verbandes deutscher Geschichtslehrer* verbunden war. Wir wollen uns hier auf eine genauere Wiedergabe der beiden neusprachlichen Vorträge beschränken, da sie für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Jnteresse sein werden.

Oberstudiendirektor *Dr. K. Ott*-Karlsruhe, der Verfasser des für Neusprachler sehr lesenswerten Buches „Die höhere Schule" sprach über *die grundsätzliche Bedeutung des Französischen und Englischen an den höheren Schulen.* Der Vortragende baute seine Ausführungen auf politischer Grundlage auf, politisch im weitesten und ursprünglichsten Sinne gefaßt als Bezeichnung der staatlichen Gemeinde. An zwei politischen Fragen, einer innen- und einer außenpolitischen, zeigte er, wie unser Bewußtsein heute wieder auf den Staat als Ganzes und seinen Zusammenhang mit anderen Staatsganzen innerhalb Europas und der Welt gelenkt wird: an der Frage der politischen Bedeutung der Rheinlande und an der Frage eines durch das Bündnis von Japan und Sowjet-Rußland notwendig gegebenen Zusammenschlusses mit den für uns bedeutungsvollsten europäischen Staatengebilden des Westens. Wir lassen hier unerörtert, ob und wie weit diese außenpolitische Orientierung richtig ist, wollten vielmehr nur zeigen, wie durch diese Einstellung das Studium des Französischen und Englischen von dem Vortragenden von vornherein aus den Interessen einer Fach- und Schulfrage herausgehoben und zu einer Gesamtlebensfrage gemacht wurde.

Diese Verbindung von Schul- und Lebensfragen überhaupt läßt uns erst die grundsätzliche Bedeutung jener beiden Sprachen für den Unterricht gewinnen. Sie besteht, so führte der Redner aus, darin, daß uns jene Studien über die Tageskämpfe mit den feindlichen Nachbarn hinwegführen, dagegen uns lebendig hineinversetzen in die Tageskämpfe mit uns selbst. Fassen wir diese Tageskämpfe auf im Echo unseres Schullebens, so lassen sie sich fachlich deuten mit den Rufen nach mehr Erdkunde, mehr Staatsbürgerkunde und mehr Philosophie. Aber ihren überfachlichen, eigentlichen Sinn erhalten diese erst, wenn wir als Schulfragen uns die Gesamtlebensfragen deuten. Dann ist *Erdkunde* durch die Lebenserfahrung des Krieges zu einer neuen Auffassung von der Einheit der Natur, Volksart, den Lebensformen und -schöpfungen geworden, *Staatsbürgerkunde* die lebendige Wahrnehmung des Begriffes Staat und Volk an den Tausenden lebendiger Bürger, die kämpfend, leidend und sterbend diesen Staat darstellten, *Philosophie* ist das Verlangen geworden nach Antwort auf die Fragen, die der Widersinn des Lebens stellte. Er brachte die Völker mit den Zauberleistungen der Verkehrsmittel in Minuten- und Sekundeneile zueinander, während sie sich immer weniger kennen lernten gerade mit den Kräften, die sich im Kriege furchtbar entluden.

Diese Deutung von Schulfragen als Lebens-, nicht als Fachfragen unterstützt die fremdsprachliche Lektüre des Englischen und Französischen. Der Vortragende setzte jedem Abschnitt über Erdkunde, Staatsbürgerkunde, Philosophie die deutsche, grundständige Deutung voran, woran sich die Ergänzung durch die fremdsprachliche Lektüre schloß. Es wurde gezeigt, was bei jener höheren erdkundlichen Betrachtungsweise die Lektüre von *Michelets* «Tableau de la France» und *Seeleys* "Expansion of England" bedeuten kann. Bei Michelet

wird Erdkunde zu kunstvoller — auch sprachlich vollendeter — Darstellung des Nationalstaates als einer geschlossenen Persönlichkeit, die der französischen Erde ihre Wesenszüge verdankt, aber ihr selbst wieder in Werken der Kultur ihr Gepräge aufdrückt. Was bei Michelet für den Nationalstaat, gilt bei Seeley für das Weltreich. Erdkunde wird hier zur Anschauung eines Riesengemäldes der in den staatlichen Formen des Imperiums von Osten nach Westen wandernden Menschheit. Wie Staatsbürgerkunde durch Heranziehung der französischen und englischen Lektüre vertieft werden kann, wurde aufgezeigt an der Lektüre Rousseaus (etwa Profession de foi du vicaire savoyard) und derjenigen der Selbstbiographie Benjamin Franklins, zweier Gegenpole. Auch hier, bei Rousseau, kommt es nicht so sehr darauf an, ihn in die — der Jugend kaum faßbaren — geistes- und literargeschichtlichen Strömungen hineinzustellen, als vielmehr seine persönlich-menschliche Bedeutung aufzusuchen, dem Schüler den werdenden Bürger als den werdenden Menschen erkennen zu lassen, der um ein neues Dasein ringt, aus verrotteter Gesellschaft zu rettender Menschheit! Aber seine Pläne und Energien stoßen sich an der Brandmauer des alten Gesellschaftsgebäudes und werden deshalb Revolution. Wenn Rousseau, durch die Gegensätze seines Zeitalters zu ihm, in die Theorie hineingetrieben wird, dann baut B. Franklin sein Leben aus dem Urstand der Natur auf, nur im Kampf mit erst entstehenden Gesellschaftsbildungen, die unter seiner schöpferischen Hand Form gewinnen. Anschließend wurde in kurzen Zügen der Aufstieg des Knaben, des Lehrlings und Gesellen zum Bürger und Menschen skizziert, der eine große, neue Welt in sich trug, die ihre eigene Erdenform hatte und ihren eigenen neu entdeckten Gott, ihre eigenen neuentdeckten moralischen Gesetze. Dabei wurde auch auf die Ähnlichkeit von Franklins Lebensordnung und Gesellschaftsbildung mit den Exercitia spiritualia des Loyola hingewiesen. Hier ist Staatsbürgerkunde nicht Wissen von den organisatorischen Einrichtungen des Staates und Regierungsmaßnahmen, sondern, was der Jugend mehr entspricht, die lebendige Anschauung des werdenden Staatsbürgers. — Daß von Franklins Autobiographie eine wirklich brauchbare Schulausgabe fehlt, sei nur nebenbei erwähnt. Sie könnte jedenfalls nützlicher sein als manche der oft fragwürdigen Neuerscheinungen unserer an sich schon allzusehr einer seichten, uferlosen Verflachung anheimgefallenen neusprachlichen Lesestoffsammlungen; ganz abgesehen davon, daß der englische Unterricht sich künftig mehr die Berücksichtigung der Vereinigten Staaten Amerikas angelegen sein lassen muß.

In diese Auffassungs- und Blickschau wurde auch die Lektüre eines Robinson Crusoe und die eines John Stuart Mill ("On Liberty") eingestellt.

Wie bei der Erd- und Staatsbürgerkunde, so muß nach Otts Auffassung auch bei der Behandlung der Philosophie in einer Schule, die Menschen gewidmet ist, nicht die Sache, die Geschichte der Philosophie, sondern der Mensch im Mittelpunkt stehen. Vor allem ist sie eine Berufung an den Lehrer, der innerhalb des Weltganzen eine herrschende Stellung zu erringen suchen muß mittelst der Fragen, die der philosophische Schriftsteller an ihn und durch ihn an die Schüler stellt. Gründliches Studium ist auch hier Voraussetzung, nicht Endziel.

Am Beispiel Descartes und Lockes sollte der Sinn der Philosophie aufgezeigt werden, im Chaos der verwirrenden Sinnenwelt, über die Zersplitterung des alltäglichen Lebens hinaus einen Beharrungspunkt

zu gewinnen. Der Franzose zieht sich von der Welt zurück, um ungetrübt von sinnlichen Eindrücken, ein nur von den Gesetzen des rein wirkenden Geistes, der *raison*, bestimmtes Weltgebäude mit mathematischer Gesetzmäßigkeit zu errichten. Zu diesem Rationalismus des Franzosen in Gegensatz steht die Erdenhaftigkeit des Engländers. Es wurde vom Redner die Entstehung des "Essay concerning human understanding" aus Gesprächen mit Freunden als Symbol genommen für das geistige Arbeitsverfahren des Engländers überhaupt. Philosophieren heißt in diesem englischen Sinne, sich ständig mit dem Leben auseinandersetzen, weder sich — wie der Deutsche — in seine dunkelsten Rätsel mystisch verlieren, noch es sozusagen zur Funktion des reinen Geistes sublimieren wie der Franzose. Die französische Philosophie hilft den Sturz der Gesellschaft heraufführen, die englische dagegen führt zu ihrer Umwandlung und Erneuerung in der Form des Parlaments.

Wie die Philosophie in der Vielfältigkeit des Lebens die Einheit seines Grundes sucht, so auch die Kunst. Was die Philosophie als Idee gibt, das bietet sie als sinnenfällige Erscheinung. Unter kurzer Hindeutung auf Molière und Shakespeare, als die höchsten Vertreter der Dichtkunst ihrer Nationen, wurde zugleich ihre Eigenart herausgearbeitet. So mündet auch das Studium der französischen und englischen Sprache mit seiner Einführung in höchste Kunstwerke im Unterricht in eine Art Humanismus. Diese Art Humanismus bringt der Vortragende in Verbindung mit dem Ernst und der Entschlossenheit unserer Gegenwart und unserer Jugend, das Leben neuzugestalten. An uns aber ist es, zu verhüten, daß dieser Wille des uns anvertrauten Geschlechtes sein Leben zu einem Mißgebilde forme. Die beiden großen Hilfsmittel, die uns bei diesem Führeramt zu Gebote stehen, sind die Persönlichkeit und die Darbietung unvergänglicher Bildungsstoffe, wie sie gerade der fremdsprachliche Unterricht vermittelt.

So ergibt sich für Ott die grundsätzliche Bedeutung des Studiums und Unterrichtsbetriebs der beiden Fremdsprachen Französisch und Englisch aus dem ganzen Ernst und der ganzen Not unserer Lebenslage, aber auch aus der Freude, sich ein neues Leben selbst wiederaufzurichten. —

In der neusprachlichen Fachsitzung am Nachmittag sollte eine Aussprache über den Ottschen Vortrag stattfinden. Von einer Seite wurde im Anschluß an Hofstätters Vortrag in der deutschkundlichen Abteilung betont, daß die Fremdsprachen sich durch die alles beherrschende Deutschkunde nicht zu einer dienenden Stellung herabdrücken lassen dürften, eine Gefahr, die jedoch kaum ernstlich besteht. Im übrigen galt die Aussprache — abgesehen von einer rein badische Verhältnisse berührenden Anfrage — der Lektürewahl. Wenn von einem Amtsgenossen gesagt wurde, Racine und Molière, die Zeit Ludwigs XIV. liege unseren Schülern zu fern, es gebe ersprießlichere Lesestoffe, und wenn in diesem Zusammenhang gegen jegliche Bindung in der Lektüreauswahl durch Kanon und behördliche Vorschriften geeifert wurde, so ist demgegenüber doch zu betonen, daß, wer z. B. das gegenwärtige Frankreich verstehen will, auch seine Vergangenheit kennen muß, und daß das Zeitalter Ludwigs XIV., daß Molière auch heute noch Kulturfaktoren in Frankreich sind, an denen wir nicht vorbeigehen dürfen. Gerade im Hinblick auf die obenerwähnte seichte Überproduktion an neusprachlichen Lesestoffen ist u. E. eine strenge Sichtung und planmäßig aufbauende Auswahl nur wertvollster Lesestoffe dringend vonnöten. Dabei müssen die großen Persönlichkeiten, die entscheidenden geschichtlichen Ereignisse und

Kulturerscheinungen ebenso berücksichtigt werden wie die Literaturgattungen und -strömungen. Aber weder rein nach ästhetischen noch Nützlichkeitsgesichtspunkten, weder rein als Literatur- noch als Realienbuch darf die Auslese getroffen werden, sondern sie muß den Schüler gerade auch die weltanschaulich-irrationalen Kräfte erkennen lehren. Zu der die Realienstoffe ablösenden und vertiefenden kulturkundlichen Lektüre im weitesten Sinne gehören nicht nur die dichterischen Meisterwerke, sondern auch philosophische Abhandlungen; rein technische Lesestoffe dagegen sind abzulehnen.

Eine längere Aussprache war nicht möglich, da doch gerade die Neuphilologen sich den auf 5 Uhr angesetzten Vortrag von Professor *Dr. F. Schürr*-Freiburg i. Br. über „*Formprobleme der Gotik in der epischen Dichtung*" nicht entgehen lassen durften. Auch den Jnhalt dieses glänzenden Vortrages wollen wir ausführlicher wiedergeben. Schürr[1]) führte etwa aus:

Das abgelaufene materialistisch-positivistische Zeitalter begnügte sich im Leben wie in der Forschung damit, die nackten Tatsachen sprechen zu lassen, den Tatbestand der Erscheinungen festzustellen und diese als mechanisch geordnet anzusehen. Die neue idealistische Weltanschauung sucht hinter allen Erscheinungen wieder einen tieferen Sinn und Zweck. Durch solche Gedankengänge wird auch die neuere Wissenschaft von Grund aus umgestaltet; so suchen wir heute auch in den historischen Disziplinen wieder nach inneren Zusammenhängen und geistigen Ursachen der Entwicklung. Einen großen Vorsprung darin hat die Kunstgeschichte, die schon seit langem mit dem Gedanken einer gewissen Periodisierung der geistigen Entwicklung arbeitet. Namentlich in neuerer Zeit tritt der Gedanke immer mehr hervor, in der kunstgeschichtlichen Entwicklung zwei gegensätzliche, immer wiederkehrende, periodisch einander ablösende Möglichkeiten künstlerischer Gestaltung, eine gewisse Zweipoligkeit aufzuzeigen. Dies ist besonders seit Wölfflins Buch über die Grundbegriffe klar geworden. So bemüht sich in neuerer Zeit vor allem die deutsche Forschung, auf den verschiedensten geistigen Gebieten den stetigen Wechsel der beiden gegensätzlichen Ausdrucksmöglichkeiten geschichtlich nachzuweisen und zu verfolgen.

Eine solche Betrachtungsweise der Geistesgeschichte geht von der Voraussetzung aus, daß aller geistige Ausdruck einer Epoche aus einer gemeinsamen Quelle fließt, aus gemeinsamen Denk- und Anschauungsformen, aus einer gemeinsamen Weltanschauung. Alle Ausdrucksformen einer Epoche auf die ihr zugrundeliegende Weltanschauung zurückführen, heißt eben, den tieferen Sinn des betreffenden geschichtlichen Zeitabschnitts zu verstehen suchen. Und nur dann hat die Beschäftigung mit den Literaturen oder sonstigen künstlerischen Ausdrucksformen einer längst versunkenen Kulturepoche einen Sinn, nur dann können wir diese Zeit zu idealer Gegenwärtigkeit wiederbeleben und können daraus menschlichen und ästhetischen Gewinn ziehen, wenn wir zur Erkenntnis der Anschauungs- und Denkformen der betreffenden Epoche vorgedrungen sind, wenn wir ihre „innere Form" intuitiv erschlossen haben und so in der Lage sind, ihre Ausdrucksformen von hier aus nachschöpfend zu erfassen.

Von solchen allgemeineren Erwägungen aus rechtfertigt sich u. E. der Versuch, alle Ausdrucksformen des Zeitalters der Gotik auf

[1]) Seine als *1. Beiheft der Neueren Sprachen* erschienene treffliche Studie „*Sprachwissenschaft und Zeitgeist*" (Marburg, 2. Aufl. 1925) dürfte den Lesern bekannt sein.



eine gemeinsame Weltanschauung zurückzuführen und andererseits einen gewissen Parallelismus der gotischen Ausdrucksformen untereinander aufzudecken. Es wäre unmöglich, den wahren Sinn der gotischen Ausdrucksformen zu erfassen ohne Kenntnis der damaligen Weltanschauung, der mittelalterlichen Philosophie und vor allem der Haltung der Kirche gegenüber dem Ausdruck weltlicher Gesinnung. Auch das Feudalsystem mit seinen Abstufungen und Abhängigkeiten, worin das Individuelle eingegliedert erscheint, ist ja nur ein Ab- und Ebenbild der kirchlichen Hierarchie; dem Rittertum wurde sein religiöser Idealismus durch die Kirche eingeflößt. Die scholastische Philosophie, der mittelalterliche „Realismus" leugneten entsprechend der Transzendenz der mittelalterlichen kirchlichen Weltanschauung die wirkliche Existenz der konkreten Einzeldinge und verlegten diese wirkliche Existenz, die wahre „Realität" der Dinge, in die Allgemeinbegriffe, die ihrerseits in Gott als seine erzeugenden Gedanken gegeben seien. Diese Richtung der scholastischen Philosophie ist gerade für die echt gotische Zeit charakteristisch. So werden die Einzeldinge und das Individuelle der Bedeutung durch sich selbst beraubt, und so hat auch die Einzelform in der Kunst, das einzelne formale Element keine Bedeutung an sich. Die Einzelform existiert nur, insofern sie Symbol ist; die Kunst aber strebt ganz allgemein nach Typik.

All dies spiegelt sich in den verschiedenen Zweigen der Kunst, in der bildenden und Baukunst und in der mittelalterlichen Epik, vor allem der altfranzösischen. An Beispielen zeigte der Vortragende, wie dies durch Gegenüberstellungen bis in die einzelnen formalen Elemente, bezw. bis in die Art ihrer Verwendung verfolgt werden kann. Die gotische Kathedrale als Symbol der mittelalterlichen Kirche, als höchste künstlerische Synthese mittelalterlichen Geistes, enthüllt ihre wahre Wesenheit im Innern; denn das Erlebnis der Seele ist alles. Das Körperliche und Äußere, Sinnliche und Anschauliche ist von ganz sekundärer Bedeutung, ist Trug und Schein und hat nur Bedeutung als Symbol der jenseitigen wahren Wirklichkeit. Die Wirkung des gotischen Innenraums auf den Beschauer ist daher auch eine Stimmungswirkung lyrischer Natur. Anschaulichkeit fehlt, ist aber auch gar nicht erstrebt. Zudem hat die Wirkung des gotischen Innenraums noch etwas Bewegtes und Unruhiges, etwas Drängendes und Dynamisches: der gotische Innenraum erhielt seine ideale Ausgestaltung im Zeitalter der Kreuzzüge. Und all dies, den allgemeinen Geist und die Verwendung der einzelnen formalen Elemente, das Unpersönliche und Typische, den kriegerischen Kreuzzugsgeist, all dies findet man, wie geistvoll gewählte Beispiele zeigen konnten, in entsprechender Weise auch in der altfranzösischen Epik des 12. Jahrhunderts von der Art eines Rolandsliedes. So gehen die gotischen Kunstformen hervor aus einer Weltanschauung, die das Persönliche auflöst zugunsten des Allgemeinen und Typischen, aus einer Weltanschauung, die durch die Philosophie des mittelalterlichen „Realismus" und christliche Transzendenz und Asketismus gekennzeichnet wird. Das Beengte und Drängende dieses Stils aber geht aus dem erst spät, erst im Laufe des 11. Jahrhunderts endgültig mit christlich-romanischer Gesinnung vermählten germanischen Geist des fränkischen Kriegsadels hervor.

Gegenüber dem Ausdrucksverlangen der Renaissance aber, das sich z. T. auch schon während des 12. Jahrhunderts vorbereitet und die wahre Existenz wieder in die Einzeldinge und die Individuen verlegt, demnach auf eine auf das Diesseitige gerichtete Kunst vorbereitet, so schloß Schürr seinen klaren, tiefdurchdachten Vortrag, könnte man die Gotik als die Kunst des Jenseitigen bezeichnen.

Beide Vortragende ernteten verdienten reichen Beifall. Ihre Ausführungen hatten in hervorragender Weise gezeigt, welch hoher Eigenwert den neueren Fremdsprachen zukommt, wie sie zu den edelsten Quellen unserer Kultur uns zu führen vermögen, wie Studium und Unterricht des Englischen und Französischen von idealer und praktischer Bedeutung sind. Viel des Anregenden für die Vertreter aller Fächer, so auch für die Neuphilologen, bot die mit der Tagung verbundene Buchausstellung. Ein weiterer Ausbau dieses Versuchs wäre sehr zu begrüßen; erfahrene Fachvertreter sind zu Rat und Tat sicher gern bereit.

Wie ein segnender Zauber aber schwebte über dieser eindrucksvollen und ertragreichen Philologentagung, die neben der Arbeit durch Führungen und Ausflüge, einen Begrüßungsabend in der Stadthalle und die Beleuchtung der Schloßruine so viel des Schönen und Abwechslungsreichen bot, der Name „Alt-Heidelberg"!

Darmstadt. Albert Streuber.

DER LONDONER FERIENKURSUS FÜR AUSLÄNDER.
17. Juli bis 13. August 1925.

Die „Neueren Sprachen" brachten im vorigen Jahrgang, Heft 4, Seite 370 ff. die wesentliche Beschreibung des Ferienkursus, den Herr Walter Ripman leitet.

Der Kursus setzte sich in diesem Jahre zusammen aus Vorlesungen (Vorträgen), Leseklassen, Konversationsklassen und besonderen Veranstaltungen. An Vorlesungen hatten wir:

1. Die gesprochenen englischen Laute (6) W. Ripman.
2. Die Schule in Harrow; Disziplin und Freiheit in Schulen (2) W. Ripman.
3. Die Geschichte Londons (5) Allen Walker.
4. Staatsbürgerkundliche Vorträge (3) Dr. Slater.
5. Zeitgenössische engl. Schriftsteller (5) L. U. Wilkinson.
6. Szenen aus der alten engl. Geschichte; Cambridge; Die Themse, mit Lichtbildern (3) G. E. Fuhrken.
7. Große engl. Städte; Kathedralen, Burgen, Hallen und Häuser, mit Lichtbildern (2) A. Walker.
8. Jakobs und Jerome, mit humoristischen Lichtbildern (1) Will Owen.

Außerdem hatten wir in zehn Halbstunden ein phonetisches Praktikum unter der Leitung Herrn Ripmans. Über die Lese- und Konversationsklassen siehe den oben genannten Bericht 1924 von Herrn Albert. An besonderen Veranstaltungen nenne ich Kirchen- und Schulenbesuche in London und Umgegend, die Herr Walker in aufopfernder Weise führte. Tagesausflüge brachten uns nach Cambridge, den Surrey Hills und nach Hampton Court auf der Themse entlang. Herr Bernard Macdonald bereitete uns einen schönen Abend mit Rezitationen. Die Eröffnungsrede hielt Lord Eustace Percy, M. P., President of the Board of Education.

Die unermüdliche Arbeit des Direktors Ripman verdient unser Lob. Wir alle wissen, daß ein solches Unternehmen nicht leicht durchführbar ist. Mit den Quartieren, die uns die Verwaltung der Universität besorgte, waren wir im allgemeinen zufrieden. Es waren 250 Studenten da, von denen Deutschland 91, die Schweiz 36, Dänemark 27, Schweden 24, Norwegen 16, usw. stellten. Seit Eröffnung des Kursus im Jahre 1904 sind 4226 Teilnehmer zu verzeichnen, davon 1036 Deutsche und 40 Nationen.

Ganz besonders dankbar waren wir Herrn Ripman auch dafür, daß er uns Einlaßkarten für die verschiedensten Schulen Londons zur Verfügung stellte. Ich selber lernte so fünf Schulen kennen, von denen ich die vortreffliche Arbeit in der Southgate County School unter dem liebenswürdigen Herrn Headmaster Warren hervorheben möchte. Den Kollegen, die im nächsten Jahre vor Beginn des Kursus in London zu bleiben beabsichtigen, möchte ich raten, sich frühzeitig durch Herrn Ripman (Adresse: 45 Ladbroke Grove, London W. 11.) an die Schulen zu wenden, damit sie die Klassen in regelmäßiger Arbeit sehen können. Der Anfang des Juli ist in englischen Schulen gewöhnlich stark durch Prüfungen in Anspruch genommen, und Mitte des Monats beginnen die Ferien.

Hittfeld bei Harburg. Wilhelm Marquardt.

FERIENKURSUS DER UNIVERSITÄT LONDON IN "SPOKEN ENGLISH".

Der von der Universität London abgehaltene Kursus in "Spoken English" wurde von etwa 240 Teilnehmern besucht. Alle großen Nationen, ja alle Rassen, waren vertreten. Es legte ein erfreuliches Zeugnis für deutsches Streben nach Fortbildung ab, daß über die Hälfte Deutsche waren. Kurse in "Spoken English" entsprechen einem wirklichen Bedürfnis, das wird jeder merken, der zum ersten Male nach England kommt und erfahren muß, daß er bei jeder Unterhaltung alsbald als Ausländer erkannt wird. Meistens wird der Grund daran liegen, daß er — bei sonst guten Kenntnissen — doch mit der Aussprache, den Redensarten und der Grammatik des gesprochenen Englisch nicht vertraut ist. Unterscheidet sich doch im Englischen die Umgangssprache von der Schriftsprache viel mehr als im Deutschen oder Französischen.

Der Kursus, der von Professor Daniel Jones geleitet wurde, dauerte drei Wochen und nahm die Teilnehmer täglich vier Stunden in Anspruch. Die erste Stunde war für Vorlesungen bestimmt; hier sprachen Professor Jones über Phonetik, Miß Armstrong über Intonation und Miß Holdsworth über die Grammatik des gesprochenen Englisch. In der zweiten Stunde wurde das Ohr durch Ear-Training Exercises geschärft. Die Aussprache und der fließende Gebrauch der englischen Umgangssprache wurden dann in kleinen Klassen von etwa acht Teilnehmern geübt. Die Ausführungen von Professor Jones über englische Phonetik waren wohl das Beste, was der Kursus bot, und die Winke, die er zur Erzielung guter englischer Laute gab, boten eine Fülle von Anregungen, die sich im Unterricht verwenden lassen. In den kleinen Klassen gaben sich die Lektorinnen mit jedem einzelnen die größte Mühe. Besonders wertvoll war die Einführung in die englische Intonation, da sie aus Büchern schwer zu erlernen ist. Die Ear-Training Exercises, die in der phonetischen Niederschrift von Gruppen englischer Laute bestanden, waren geeignet, das Gehör zu schärfen. Überhaupt war es von Vorteil, daß die Teilnehmer an jedem Tage mehrere Dozenten hören konnten. In besonderen Vorlesungen, die auf den Nachmittag verlegt waren, führte Mr. Stephen Jones die neuesten phonetischen Apparate vor. Hierbei zog der Kymograph, mit dessen Hilfe es möglich ist, die Laute in vollkommender Weise in Kurven darzustellen, besonderes Interesse auf sich.

Harburg (Elbe). Heinrich Heldmann.

ADRESSEN FÜR STUDIENAUFENTHALT IN ENGLAND.

1. Mrs. Caroline Milburn, The Retreat, London Road, Brentford (Middlesex), empfohlen von Frl. Dr. Magd. Herrmann, Mainz, Kaiserstraße 72.

2. Miss O' Flaherby, 40 Thombury Road, Isleworth, Middlesex. Sehr gute Aufnahme. Isleworth ist in 40 Minuten vom Zentrum Londons aus mit der Untergrundbahn zu erreichen. Außerdem Bus-, Tramway-, Vorortbahnverbindung mit London. 1/4 Std. mit Bus nach Richmond. Pensionspreis wöchentlich £ 2.10.

3. The Misses Shepherd, East Mount Road, Hans Curragheen, Shanklin, Isle of Wight. Sehr gutes Fremdenheim. Pensionspreis in der Vorsaison 9 s täglich. Die Saison beginnt auf der Isle of Whigt Mitte Juli, dann steigen die Preise ganz beträchtlich.

2. u. 3. empfohlen von Studienrat Dr. Trettin, Neumünster, Kielerstr. 70.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG.

Die in dem Aufsatz „Malborough auf der Bühne", S. 187 erwähnte Oper von Leoncavallo heißt nicht „Malbouk", wie unverbessert stehen blieb, sondern „Malbruk".

In der Besprechung von Jespersens *Philosophy of Grammar* muß es auf S. 306 Z. 10 *notional*, nicht *national*, und auf S. 308 Z. 14 *barks*, nicht *barking* heißen.

AN UNSERE LESER.

Die Herausgeber und der Verleger der *Neueren Sprachen* danken ihren Freunden für ihre bisher in so reichem Maße bewiesene Anteilnahme an ihrer Arbeit. Sie laden die Bezieher der Zeitschrift ein den Bezug für Jahrgang 1926 nicht versäumen zu wollen und ihr neue Leser und Freunde nach Möglichkeit zuzuführen.

Je mehr Abonnenten wir gewinnen, um so besser können wir die Erweiterung und Ausgestaltung der Zeitschrift, wie sie uns am Herzen liegt, fördern.

Eine große Zahl bewährter Mitarbeiter hat für den neuen Jahrgang wertvolle Beiträge eingesandt oder in bestimmte Aussicht gestellt. U. a. die Herren E. R. Curtius (Heidelberg), M. Deutschbein (Marburg), W. Fischer (Dresden), A. Franz (Würzburg), H. Heiss (Freiburg i. Br.), E. Lerch (München), E. Otto (Marburg), H. Petriconi (Frankfurt a. M.), R. Schaukal (Wien), L. Spitzer (Marburg), L. L. Schücking (Leipzig), K. Vossler (München), E. Walser (Basel), H. Wengler (Leipzig).

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

Band XXXIII. *November-Dezember* *Heft 6*

Briefe Rudolf Hildebrands. Herausgegeben und erläutert von Helmut Wocke. 8⁰. 239 S. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale), 1925. Preis geh. 8, geb. 10 M.

Briefe eines Gelehrten, der mit seinem Herzen bei seiner wissenschaftlichen Arbeit war, der seine ganze Persönlichkeit mit ihrem Suchen nach dem Sinn des Lebens in das lebendige Sprachstudium einsetzte, vom Dämon getrieben, der ihn nicht ruhen ließ zu forschen und zu lehren, in Forschung und Unterricht Lebenswerke zu suchen und darzubieten, höhere, geistige Menschen zu bilden. Briefe eines bedeutenden Philologen, von dem Wärme ausstrahlt, weil Feuer in ihm brannte.

Sonntagslektüre für junge und alte Gelehrte und Lehrer.

Die Briefe, die hier dargeboten werden, gehen von den 50er Jahren, in denen Hildebrand Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuche wurde, bis in das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts, in dem er starb. Briefe an befreundete Gelehrte, J. Grimm, de Vries, Michel Bréal, Reinhold Köhler, Fedor Bech, Max Rieger, Julius Goebel u. a. und an einige Frauen.

Besonders fesselnd sind die Briefe an Bréal, die Briefe des deutschen Gelehrten an den französischen Kollegen vor und nach dem Kriege 1870/71.

Es ist sehr schade, daß nicht auch die Briefe des Franzosen mit veröffentlicht worden sind. Wäre es der Fall gewesen, so würde man einen deutlicheren Begriff von der Diskussion der beiden Gelehrten, von denen der eine ein guter Deutscher und der andere ein guter Franzose war, gewonnen haben. Hildebrand und Bréal waren Männer, die fest und stark in ihrem Volkstum wurzelten, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit als eine nationale, volkserzieherische Aufgabe auffaßten und dabei, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren, sich in die Regionen des allgemein Menschlichen erhoben.

Hildebrand und Bréal schufen in ihrem Freundschaftsbund jene höhere Einheit zwischen Deutschtum und Franzosentum, die Hildebrand erhoffte (Brief vom 31. Dez. 1868). Vor und nach dem Kriege hat Hildebrand Worte gefunden, Wünsche und Überzeugungen ausgesprochen, die seiner edlen Gesinnung wie seinem politischen Verständnis Ehre machen: „Wir beide in herzlicher Versöhnung — ich meine natürlich die Völker — sind berufen, dem europäischen Kulturleben das Maß zu geben" (29. März 1869) und „Jetzt wäre es eigentlich an der Zeit, und schon im Juli vorigen Jahres kam mir warm der Gedanke, daß die Männer der Wissenschaft beiderseits zwischen die Streitenden träten und Vernunft predigten. Mir ist es immer, als wäre es Sache der Wissenschaft, auch in den höchsten Angelegenheiten des brennenden Augenblickes das Beste und Rechte zu wissen und zu wirken, nicht immer nur für die höchsten Fragen einer fernen Zukunft zu arbeiten" (30. Juli 1872).

Solche, auf Versöhnung und Zusammenarbeit eingestellte Überzeugung verhinderte ihn nicht, den deutschen Kern seiner Lebensanschauung immer bestimmt zu betonen. Und da auch Bréal mit seiner Meinung nicht zurückhielt, so konnte wohl einmal bei dem einen wie dem anderen eine „kleine Bitterkeit" sich vorübergehend einschleichen; eine Stimmung, die aber rasch überwunden wurde, da beide das Bewußtsein dessen, was sie einte, nicht verloren.

Hildebrands und Bréals Gelehrtenfreundschaft gewährt ein schönes Bild der Freiheit vornehmer Geistigkeit, die, aus dem heimischen Boden sich erhebend, das Eigene mit leidenschaftlicher Liebe, das Fremde mit achtungsvollem und lernbegierigem Interesse umfaßt.

Shakespeare, *Der Sturm*. Deutsch von Richard Schaukal, mit Originallithographien von Oskar Laske. Druck und Verlag der österreichischen Staatsdruckerei in Wien. Einmalige Ausgabe von 350 Exemplaren.

Richard Schaukal, dessen 50. Geburtstag wir im vergangenen Jahre in der Wiener Universität gefeiert haben, hat dieses ihm liebste und seit der Kindheit vertraute Shakespearedrama aus der lebendigen Kraft und der unverfälschten Innigkeit seines Sprachgefühls und seiner Sprachkunst von neuem übersetzt. Er hat sein eigenes Dichtertum an fremder, doch ihm nicht ferner Dichtergewalt in Ehrfurcht und Freiheit gemessen. Strenger als seine Übersetzungsvorgänger hält er sich an den englischen Text, wie bei einem aufmerksamen Vergleich mit der mir vorliegenden Schlegelschen Übersetzung (in H. Conrads Bearbeitung, Inselverlag, Leipzig 1922) ersichtlich wird. Dabei ergibt sich dann fast stets ein deutlicher künstlerischer Gewinn. So übersetzt er z. B. "a strange fish" aus Trinculos Rede vor dem glatt am Boden vor ihm ausgestreckten Caliban sehr glücklich mit „ein kurioser Fisch" gegenüber dem sicher erheblich matteren „ein Wundertier" bei Schlegel. — Prosperos *a parte* Ausruf "Poor worm!" angesichts der so plötzlich erweckten Liebe der Miranda zu Ferdinand übersetzt er richtiger und eindrucksvoller als Schlegel, der „Armer Vogel" schreibt, mit „Armes Würmchen". Doch wozu sich bei Kleinigkeiten aufhalten! Nur zu dem Zweck, um an ein par beliebig herausgegriffenen Beispielen ersichtlich zu machen, daß der starke Gesamteindruck, den Schaukals Übersetzung macht, bestätigt wird, wenn man sich die Mühe gibt, sein Verfahren im einzelnen nachzuprüfen. Die Ehrfurcht im kleinen ermöglichte den freien Schwung und den großen Rhythmus dieser wertvollen Leistung.

Die farbigen Lithographien von Oskar Laske, einem Wiener Maler, der mit Formen und Farben aus sprühender Laune heraus, in seinen zahlreichen Bildern lustig-bewegte Spiele zu treiben weiß, umrahmen und durchgaukeln die in schönen Lettern gedruckten Worte des Dramas. Derart, daß die aufgeregte Phantastik, die dämonische Spukhaftigkeit und der sinnvoll menschliche Gehalt dieses Zauberspiels in der bunten Heiterkeit märchenhafter Ornamentik sich verschlingen.

Wien. Walther Küchler.

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg. Heidelberg 1924. C. Winter.

Alle Wissenschaft geht aus von der möglichst genauen „Beschreibung" gegebener Tatsachen; von der individualisierenden Betrachtungsweise schreitet sie weiter zur generalisierenden, d. h. zur Aufstellung von Gesetzen, um sich dann wieder der Untersuchung der Grundprinzipien zuzuwenden, deren Problematik sich nun erst der wissenschaftlichen Besinnung erschließt. Unter diesen Gesichtspunkten verdient das vorliegende Werk doppelte Anerkennung.

Es bringt einmal gewissenhafte Zusammenstellungen der bisherigen *Tatsachenforschung*; so die Arbeiten von H. Reichelt (Indisch

und Iranisch), F. Sommer (Zum vedischen Sandhi), H. L. Zeller (Armenisch), J. Friedrich (Hethitisch), A. Walter (Griechisch), J. B. Hofmann (Altitalische Dialekte), C. Karstien (Altgermanische Dialekte), V. Michels (Deutsch), W. Horn (Englisch), F. Specht (Baltische Sprachen), K. H. Meyer (Slavisch). Dahin gehören auch die Aufsätze von A. Walde (O-farbige Reduktionsvokale im Indogermanischen), die Berichte über Schallanalyse von Ed. Sievers und Fr. Karg, schließlich auch die weitausgreifende Arbeit G. Ibsens über den alten Orient und die Indogermanen.

Eine mittlere Stellung nimmt der Aufsatz von J. Weisweiler ein. Er zeigt an einem konkreten Beispiel die Grenzen und auch die Zusammenhänge zwischen Bedeutungsgeschichte und Etymologie und zwar in beschreibender Weise.

Sodann die auf *Prinzipienforschung* gerichteten Beiträge von F. J. Junker (Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft) und W. Porzig (Aufgaben der indogermanischen Syntax). Daneben geht C. Karstien noch auf Behaghels und Horns Theorien über Sprachkörper und Sprachfunktion ein, und J. Jordan legt übersichtlich die Methode und Arbeiten der Vossler-Schule dar, ohne Neues hinzuzufügen.

Junkers Arbeit ist unzweifelhaft die bedeutendste von den auf das Grundsätzliche gerichteten Abhandlungen. Sie verdient nach zwei Richtungen hin besondere Beachtung. Junker geht einmal darauf aus, die großen geistigen Zusammenhänge des Sprachlebens herauszuarbeiten (S. 2ff !); daher tritt das rein Stoffliche auch zurück. Zweitens verfügt er über eine Fülle sprachphilosophischen und sprachpsychologischen Materials, das manchem Fachmann reiche Anregung geben wird.

Ich darf wohl einige Ausstellungen machen auf diesem Gebiet, wo bisher fast jeder Forscher seine eigenen Wege geht! Die statische Feststellung des Seienden und die Dynamik als Lehre von den treibenden Kräften (S. 18) fällt ins Gebiet der Beschreibung und zwar insofern damit *Einzeltatsachen* „beschrieben“ werden. Erst im generalisierenden Verfahren, d. h. mit der Herausarbeitung *ideeller Gesetzmäßigkeiten* kommt man zur „Erklärung“. Und die einzelne Form wird dann diesen Gesetzmäßigkeiten ein- und untergeordnet. — Vosslers Sonderung von Sprache als Schöpfung und Sprache als Entwicklung (S. 7) kommt doch nicht im wesentlichen auf die Unterscheidung von Sprache und Sprechen hinaus. Bei Vossler — wie z. T. bei Saussure, Dittrich, Jaberg und anderen Gelehrten — treten dazu noch weitere Gesichtspunkte: Sprache als Naturerscheinung (bloßer Ausdruck) — Sprache als Kulturerscheinung („Eindruck“ oder „Mitteilung“), ontogenetische — phylogenetische Entwicklung („sozial“!) und Sprache als bloße Funktion (Reproduktion) — Stil (zielgerichtete Produktion). Und auf dieser Grundlage sind in der Abstraktion scharfe Sonderungen zu machen. — Wenn auch die beiden großen Arbeiten von O. Selz unsere Einsichten in die Satzgliederung bedeutend gefördert haben (besonders seine Theorie der „Komplexergänzung“ und seine Untersuchungen über die Aufgabe: Definition) und also N. Achs Werk würdig fortsetzen, so kann man doch nicht ganz allgemein sagen (S. 44f.), daß „das gedankliche Schema erst das Satzschema . . . hervorbringe, in dessen Maschen beim Sprechen im Stadium der Wortwahl die einzelnen Worte eingesetzt werden“. O. Selz wenigstens hat in einer Anmerkung (I, S. 166) seine Auffassung klargestellt.

Größere Beachtung verdienen auch Walter Porzigs Ausführungen. Seine Einstellung, jede Sprache aus sich heraus zu erfassen (S. 137), ist nur warm anzuerkennen. Ebenso zu billigen ist die Auffassung der Wortart als Beziehungsbedeutung (S. 135 und 139), wofür ich ja nachdrücklich eingetreten bin. Aber man darf wiederum nicht in Wundts Fehler verfallen, Beziehungsbedeutungen da zu sehen, wo sie der Form nach nicht ausgeprägt sind (S. 136, 140, vgl. 148). — Ob Porzigs Bezeichnungen: Bedeutungsweise (Bedeutungsfunktion — Bedeutungskategorie) und Bedeutungsinhalt sich gerade empfehlen (statt: Beziehungsbedeutung — begrifflicher Bedeutung) ist fraglich. — Es gibt zweifellos „doppeldeutige grammatische Formen" (S. 137), z. B. *amor dei*. Wir haben im Neuhochdeutschen doch ein — analytisch gebildetes — Futurum (S. 145); allerdings kann es bisweilen modal gebraucht werden, vgl. franz. *tu ne tueras pas = du sollst nicht töten*. Sehr zu beherzigen ist jedoch bei solchen Gegenüberstellungen Porzigs Mahnung, die Beziehungsbedeutung ähnlicher Formenbildungen verschiedener Sprachen nicht auf dieselbe Stufe zu stellen. Ich würde also auch nicht einen „von-Kasus" im Beispiel: *der Tisch ist von Holz* im Deutschen zugeben, sondern in derartigen Fällen liegt entweder eine präpositionale Anknüpfung oder eine adverbiale Bestimmung vor. Das zeigt sehr gut das franz. *de* in Beispielen *la porte de la maison, être fâché de, venir de Paris*. — Auch die Ausführungen über das Wesen des Satzes (S. 140ff.) fordern den Widerspruch heraus. Porzigs Satzbestimmung bedeutet immerhin einen Fortschritt manch anderen rückständigen Definitionen gegenüber; doch ist die „Geschlossenheit" ein weniger wichtiges Charakteristikum als die im Satz ausgedrückte *Stellungnahme* zu einem Sachverhalt.

Carl Karstien hat die Aufgabe übernommen, die altgermanischen Dialekte zu behandeln. Diese Darstellung umrahmt einige Kernfragen der methodischen Forschung; und es ist sehr verständlich, wie ein wirklicher Gelehrter sich immer versucht fühlt, vom Besonderen zum Allgemeinen vorzustoßen. Karstien knüpft an Behaghels und Horns Untersuchungen an. Es darf aber nicht vergessen werden, daß diese Art Sprachbetrachtung, die den Zusammenhängen der Beziehungsbedeutung und des sprachlichen Lautes nachgeht, nur ein Ausschnitt aus dem Sprachleben bedeutet. Das tritt klar hervor, wenn man Wechsslers grundlegende Arbeit: Gibt es Lautgesetze? danebenstellt. Vor allem muß aber mit dem noch immer herrschenden Positivismus gebrochen werden: nicht die Bedingungen (vgl. z. B. S. 407) führen zum Lautwandel, sondern erst die wertenden Akte des Kulturmenschen, d. h. sein Streben nach Klarheit, Kürze, Schönheit usw. der Ausdrucksweise. — Das Wesen der „Erklärung" besteht sicherlich nicht darin, daß die Elemente eines Gefüges auf solche zurückgeführt werden, „welche formal durchsichtig und semasiologisch anschaulich sind" (S. 408f.), sondern die verstehende Erklärung liegt in der Herausstellung *notwendiger* Zusammenhänge (vgl. Cornelius, Einleitung in die Philosophie 1911, S. 30ff.) zwischen gegebenen Bedingungen, den Strebungen und dem geschichtlichen Ergebnis (s. o.!). Mit einer „psychologischen Methode" hat das nichts zu tun.

So haben wir in der vorliegenden Festschrift ein bedeutendes Werk. Es ehrt die Gelehrten, die es geschaffen haben, und den Meister, dem es gewidmet ist, Wilhelm Streitberg.

Marburg (Lahn). Ernst Otto.

DEUTSCHKUNDLICHE BÜCHEREI.

Verlag Quelle u. Meyer. Leipzig 1924 und 1925. Je 40—60 S. Preis je 0,60 —0,80 RM.

Deutsche Namenkunde von FR. KLUGE. 3. Aufl. 45 S. —,50 RM.
Deutsche Wortkunde in Bildern aus der deutschen Kultur von KARL BERGMANN 48 S. —,60 RM.
Einführung in die germanisch-deutsche Sprachgeschichte von GUSTAV WENZ. 58 S. —,60 RM.
Der Kulturkreis um Karl den Großen. Von Professor R. GOETTE. 46 S. Geh. —,60 RM.
Das religiöse Drama im deutschen Mittelalter. Von Professor Dr. W. STAMMLER. 41 Seiten. Geh. —,60 RM.
Deutsche Theatergesichte. Von Professor Dr. W. STAMMLER. 45 S. Geh. —,60 RM.
Geschichte der epischen und idyllischen Dichtung von Oberstudiendirektor Dr. ERNST WEBER. 60 S. Geh. — 60 RM.
Neuere deutsche Lyrik. Von Studienrätin Dr. G. E. FAUTH. 63 S. Geh. —,70 RM.

Sorgsam entwickelnd erklärt Kluge an zahlreichen Beispielen aus dem Gebiet der Personen-, Orts- und Tagesnamen ihre Entstehung und Wandlung und gibt aus reicher Kenntnis Handhaben zu verständigem Eindringen auf dem oft noch unsichern Boden. — Bergmann sucht in seiner bewährten, umsichtigen Weise den Menschen hinter den Wörtern und weist für vielerlei Gebiete nach, welch verschiedenartige Kulturzustände die Wörter, Namen und Ausdrücke unserer heutigen Sprache widerspiegeln. — Germanisch-deutsche Sprachgeschichte auf 58 Seiten: alle Achtung! Und doch, Wenz läßt nichts Wesentliches aus. Straffe Gliederung, klare Darstellung, Verweisung der Beispiele unter den Strich lassen über Laut- und Formenlehre hinaus noch Platz für Allgemeines, geschichtliche Angaben, Durchblicke, Wortschatzbildung in den verschiedenen Zeiten u. a. Ein brauchbares Heftchen. — Goette führt in seinem aufschlußreichen Bändchen, einem Extrakt seiner trefflichen „Kulturgeschichte", in alle Seiten der Karlingischen Kultur ein. Besonders schätzenswert sind die Abschnitte über das wirtschaftliche und staatliche Leben. Der Begriff der Karlingischen Renaissance ist nach Erna Patzelts Buch wohl besser zu meiden. — Stammler schildert die Entwicklung von den Osterfeiern des 10. Jh. über Marienklagen, Legenden, Passions- und Weihnachtsspiele bis zu den Moralitäten des 15. Jh. sehr klar und deutlich charakterisierend, auch mit Seitenblicken auf bildende und Baukunst ('Sequenz' und 'Tropus' bedürften genauerer Erklärung). — Sein *sehr* dankenswertes Bändchen „Deutsche Theatergeschichte" berichtet im Fluge über alle Wandlungen, die vom 10.—20. Jh. Bühne und Schauspielkunst durchgemacht haben, also ein recht weites und noch nicht völlig durchforschtes Gebiet, in das aber der kundige Verfasser höchst geschickt einführt. — Weber findet in dieser wohl erschöpfenden Übersicht über das deutsche Epos und Idyll in gebundener Form immerhin noch Platz zu knappen Charakteristiken, gelegentlichen Zitaten und Inhaltsandeutungen. Aber manchmal ists bloße Aufzählung. — Gertrud Fauth legt ein geradezu erstaunlich schönes Bändchen vor: von Klopstock bis Klemm umreißt sie mit durchseelter Wortkunst das geistige Bild von 27 Dichtern und versteht in den Vorsprüchen zu ihren elf Abschnitten wie in den Musterstellen verborgene Kleinode ans Licht zu fördern. Ein ergriffenes und ergreifendes Buch!

Gustav Ehrismann, *Der Geist der deutschen Dichtung im Mittelalter.* Verfolgt die Wandlungen des mittelalterlichen Kulturbilds an Hand der Dichtung vom Hildebrandslied bis zum Ackermann von Böhmen.

Fritz Knapp, *Die deutsche bildende Kunst* (bis zum Ausgang des 18. Jahrh. im Bilde) 2: Text 3: Bildersammlung. Anschaulich und mit steten Hinweisen auf den Wandel der Weltanschauung umreißt der Würzburger Kunstgeschichtler die Entwicklung der deutschen Architektur von den Anfängen bis zu B. Neumanns Würzburger Großtat, Plastik und Malerei bis Riemenschneider und Holbein: ein gewagtes Unternehmen, bei dem die Kunst des treffenden Beiworts Triumphe feiert. Der Anhang über die Moderne wirkt angeklebt. Störende Druckfehler wären in einem Neudruck zu bessern. — Das Bilderbändchen bringt 32 vortrefflich ausgesuchte Belege zu den genannten Gebieten mit ganz kurzem, aber eindringlichem Begleittext.

Robert Scherwatzky, *Geschichte der deutschen Musik bis und seit Bach.* Dem ziemlich trocken aufzählenden ersten Bändchen schließt sich das lebendig erzählende zweite an, das besonders geschickt die nebeneinander hergehenden Strömungen in Musik und gleichzeitiger deutscher Dichtung beobachtet und durch mancherlei zeitgenössische Äußerungen belegt.

Paul Herrmann, *Deutsche und nordische Göttersagen.* Aus den spärlichen Andeutungen der Merseburger Zaubersprüche, lateinischer Quellen und der reicheren Fülle und oft seltsamen Schönheit und Schwermut nordischer Sagen und Lieder entfaltet der Verfasser die Sagen von Nerthus, Wodan-Odin, Frey, Thor und Baldr. Seine umfassende Kenntnis von Volkskunde und vergleichender Sagenforschung gibt diesen Bildern Tiefe und Rundung.

Otto Bremer, *Germanische Heldenlieder.* Diese neun Lieder aus der gotischen, burgundischen, dänischen, englischen und fränkischen Heldensage in mustergültiger Verdeutschung und mit den nötigsten Erklärungen versehen sind eine sehr willkommene Gabe für den O II-Unterricht. Nur eins: den Mischdialekt des Hildebrandslieds *einem Oberbayern* zuzuschreiben, ist wohl etwas gewagt.

Fr. v. d. Leyen, *Das deutsche Märchen.* 2. verb. Auflage. Man horcht immer auf, wenn dieser feine Kenner der Märchendichtung sich hören läßt. Auch die vorliegende Plauderei über Abgrenzung, Ursprung, Wandlung und vielfältige Anreicherung des deutschen Märchens entzückt durch Kenntnis, Sinnfülle und Geschmack.

Hans Fehr, *Volk und Recht im Mittelalter und in der Neuzeit.* Diese fünf für den Deutschkundler *höchst* schätzenswerten Aufsätze führen in die auf Religion gegründeten Rechtsanschauungen unserer Vorfahren ein, erörtern die Natur der mittelalterlichen Gesetzessammlungen, sowie Nutzen und Nachteile der Rezeption des römischen Rechts und schließen mit einer Schilderung der nach Form und Inhalt bildkräftigen Rechtssprache der alten Weistümer, die, wie der Verfasser hofft, eines Tages wieder an die Stelle des herrschenden Juristendeutsch treten wird.

F. Rohr, *Parzival und der heilige Gral.* Eine neue Deutung der Symbolik der Graldichtung. Borgmeyer. Hildesheim 1921. 424 S. Geb. 8,— RM.

Das gesicherte, durch zahlreiche Parallelen begründete Ergebnis von Rohrs umfangreicher Schrift scheint mir zu sein, daß die Graldichtungen seit 1200 (besonders Crestien und Wolfram sowie Robert

de Boron und die auf ihm fußenden frz. und engl. Fassungen; auch Kyot hofft Rohr nachweisen zu können! S. 399) in enger Beziehung zu des Kalabrischen Abtes Joachim von Flores 'Expositio in Apocalypsin' stehen. Dies Werk, um 1190 entstanden, sagt unter dem Eindruck der Stimmungen des dritten Kreuzzuges die „Vollendung der Dinge" auf etwa 1260 voraus, wobei es in Anlehnung an die Offenbarung Johannis mit einem Aufwand krauser Symbolik, geistlicher Ausdeutung und kühner Typologie das nahende Gottesreich, das dritte Weltalter, ausmalt. Rohr verfolgt diese Beziehungen zwischen Joachim und den Gralsdichtungen mit unermüdlichem Eifer und großer Belesenheit und scheut auch die verschlungensten Pfade dieser wilden Mystik nicht. So macht er, um nur einiges anzudeuten, wahrscheinlich, daß der Gral den geheimnisvollen Stein der Apokalypse (4, 3) symbolisiert, übrigens auch die Trinität bedeutet, daß die Gralsgemeinde die ecclesia contemplativa im Sinne von Joachims 3. Weltalter ist, daß Anfortas den leidenden, Perceval (auch durch Taube oder Hirsch vertreten) den triumphierenden Christus, den apokalyptischen Sieger symbolisiert, aber auch den Hl. Geist vertritt, daß Repanse de Schoye für die christliche, Feirefiz für eine heidnische Kirche steht usw. usw. Daß hier neben vielem Wohlbegründeten auch gewagte Hypothesen unterlaufen, mag irregehendem Forscherdrang zugutegehalten werden. Dazu gehören einige Etymologien wie: Titurel = turturalis „der Turteltaube (hl. Geist!) angehörig"; Gral = gratalis „beseligend"; (Klingschor von) Ungerlant = Unterwelt (dial. unger = unter!); Alain < haleine = spiritus (Vertreter des Weltalters des Geistes). Aber im ganzen ist die fleißige Arbeit Rohrs, der auch die reiche Literatur von Birch-Hirschfeld und Hertz bis Wechssler gut kennt und benutzt, als dankenswerte Erweiterung unserer Auffassung der Gralsdichtungen zu begrüßen.

ERIK WELLANDER, *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen.* II. Teil. Lundequist, Uppsala 1923. VII u. 186 S.

Dem ersten, 1917 erschienen Teil seiner Studien läßt der Verfasser von 'En ellipsteori' (1921) hier nach sechs Jahren den zweiten folgen und stellt einen dritten (über die Ellipse in semasiologisch einheitlichen Verbindungen) in Aussicht. Im vorliegenden Teil beschäftigen ihn zunächst die verschiedenen Fälle von *Kürzung* (Mahlzeit; Hapag; Nähe Bahnhof; Feder), die er mit Recht möglichst scharf von der eigentlichen *Ellipse* getrennt wissen will. Die mannigfachen Wort-, Satz- und Periodentypen der Ellipse (S. 87 definiert als „das syntaktisch begründete Ersparen eines bedeutungstragenden Elementes in einem Satze") bespricht er in der zweiten Hälfte seiner Arbeit an Hand zahlreicher, aus der Literatursprache von H. Sachs bis Wedekind gewählter Beispiele. Es kommt ihm dabei, angesichts des Mißkredits, in den der Begriff geraten ist (vgl. Kruegers Klage S. 95), vor allem auf eine erste Sortierung all der vielgestaltigen Fälle an, auf eine „Distinktion" also; doch läßt er auch den entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt nicht außer acht, der trotz Grimms und Pauls Grundlegung in der mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden semasiologischen Literatur (angeführt S. 96) oft noch nicht zu klaren Ergebnissen gelangt ist. „Eine erschöpfende Systematisierung der möglichen Arten des Bedeutungswandels", so meint bescheiden der Verfasser in seiner Einleitung, „liegt noch in weiter Ferne". Aber jedenfalls leistet er hier eine fleißige Vorarbeit dafür.

J. G. Robertson, *Publications of the English Goethe Society.* New Series. Vol. I. London 1924, Moring Ltd. 106 S.

Die Londoner Faustaufführungen 1923 im "Old Vic.", die den eigenartigen Versuch machten, beide Teile des Werkes — natürlich mit gewaltsamen Schnitten — an einem Abend vorzuführen und so Grundauffassung und Mysteriencharakter von Goethes Lebenswerk herauszuarbeiten, haben vermutlich die Engl. Goethe-Gesellschaft wieder zum Leben erweckt. Denn im gleichen Jahr hat diese gelehrte Gesellschaft, 1886 von Max Müller begründet, seit 1914 ruhend, mit der stark verminderten Zahl von 50 Mitgliedern ihre Arbeit wieder aufgenommen und (bis Juni 1924) weitere 100 Mitglieder gewonnen. Der neue Vorsitzende, Viscount Haldane, ein guter Kenner und kluger Beurteiler deutscher Literatur, sagte in seiner Festansprache am 8. Juni 1923 u. a.: "It was time, I think, for such a reassembly. We have made peace with Germany and the Germans and ourselves do well to return speedily to the teaching of one of the most profound believers in peace that the world has ever possessed."

Der vorliegende Band I der Veröffentlichungen bringt die fünf Vorträge des Jahres 1923/24 zum Abdruck, an erster Stelle Haldanes schönen Festvortrag: Goethe as Thinker, in dem die glückliche Verbindung von Künstler und Forscher in Goethe, seine Abneigung gegen philosophische und mathematische Bindungen, seine Wandlung von Spinoza zu Leibniz ansprechend und mit Verwendung neuester Literatur geschildert wird. — Prof Robertsons Vortrag stellt drei neue Ansichten über Goethes Iphigenie auf: 1. findet er ihre humanen Züge in Guimond de la Touches gleichnamiger Tragödie von 1757 vorgebildet; 2. stellt er fest, daß Goethe sie nicht nur ungriechisch aufgefaßt hat, sondern daß er auch hier wieder dem innerlich notwendigen *tragischen* Schluß aus dem Weg gegangen ist; 3. erklärt er die vielerörterte Entsühnung Orests (Jph. III) als — psychoanalytische Tat Iphigeniens (Freuds Abreagierung bedrückender Komplexe durch Aussprache). — Von den übrigen Vorträgen bieten ein stark Freud-belasteter über „Hölderlins Ideale nach Hyperion und Empedokles“ und eine sachliche Darstellung „Novalis und Sophie“ uns nichts Neues; dagegen steuert der Sheffielder Lektor Willoughby eine gute Arbeit über die englischen Übersetzungen von Kabale und Liebe bei; unter den sieben aufgeführten (wozu noch zwei Bearbeitungen kommen) verdient die von Monk-Lewis ("The Minister," 1797) den Vorrang.

Edgar Wallace, *Captains of Souls.* Leipzig 1924. Tauchnitz Ed. vol. 4623, 333 S.

Freud und C. Doyle tanzen in diesem schlechtkomponierten Roman einen etwas wüsten Reigen. Börsenspiel, geheimes Sicherheitsfach, Verführung, Magnetopathie und als Lösung der mannigfachen Verknotungen: Seelentausch der beiden Hauptpersonen bei der Hinrichtung des einen, was überraschende Folgen und ein schnelles Ende der Handlung bewirkt. Das Beste in diesem Schmöker sind die Unterhaltungen eines süßen Mädels mit ihrer scharfzüngigen Schwester.

Berta Ruck, The Dancing Star. Leipzig 1924. Tauchnitz. Ed. vol. 4624. 327 S.

Dieser Roman ist der Tänzerin Lopokowa gewidmet und gibt Zeugnis von dem tiefen Eindruck, den das russische Ballett auf die Londoner Gesellschaft der Nachkriegszeit gemacht hat. Diese Gesellschaft, ihre Moden, Wandlungen usw. versteht B. Ruck übrigens

manchmal gut zu schildern. The Dancing Star erzählt — reichlich konventionell — Leben, Aufstieg und Lieben der Tänzerin Ripple. (Die ersten 200 Seiten könnten auf 20 gekürzt werden.) Das Problem Beruf und Ehe wird an zwei Fällen erörtert: ihre erste Verlobung geht zurück, da der Partner kein Verständnis für ihren Lebensberuf hat (let the beastly job go hang); mit der zweiten, auf Liebe gegründeten, schließt das Buch. Die Frage bleibt offen. Nun — die neuere deutsche Erzählungskunst weist genug entschlossene — und künstlerisch bessere Lösungen auf.

E. F. Benson, *Visible and Invisible*. Leipzig 1924. Tauchnitz. Ed. vol. 4625.

Zwölf okkultistische Geschichten, jede etwa 20 Seiten lang (also technisch schon eine ganz anerkennenswerte Leistung), ganz famos erzählt und zwar mit der (S. 258) ausgesprochenen Absicht, gruseln zu machen. Nun, wenn Tote zum Sprechen gebracht werden (durch elektrische „Anregung"), Geister wandern, der Astralleib eines Überfahrenen in der séance erscheint, zu der er sich gerade begab; wenn ein Vampir seine Opfer holt und das Dunkel ekelhafte Gestalt annimmt: da kann man wohl eine Gänsehaut kriegen. Aber wie gesagt: man läßt sichs gefallen.

Frankfurt a. M. Otto Weidenmüller.

René Huchon, *Histoire de la langue anglaise*. Tome I, Des origines à la conquête normande (450—1066). Paris, Armand Colin, 1923. XII u. 327 S. brosch. 20 Fr.

E. Legouis & L. Cazamian, *Histoire de la littérature anglaise*. Paris, Hachette, 1924. XIII u. 1213 S. 20 Fr.

Die französische Anglistik tritt mit zwei bedeutenden Büchern vor die Öffentlichkeit, das erste, ein tiefgründiges Werk für den Philologen, das zweite, eine zusammengedrängte Darstellung der Literaturgeschichte nach dem Muster von Lansons allgemein bekanntem Werk über die französische Literatur, für den weiteren Leserkreis bestimmt.

R. Huchon will keine gewöhnliche historische Grammatik schreiben. Er schildert auch nicht etwa nur die äußeren Geschicke der englischen Sprache. Geschichte der Sprache als solcher und als literarisches Ausdrucksmittel stellt er sich als Aufgabe. In den späteren Bänden wird er wohl auch die Geschichte der Sprache als mündliches Ausdrucksmittel mit in den Kreis seiner Betrachtungen stellen, für die älteste Zeit, in der unsere Kenntnis der Sprache auf literarischen Quellen allein beruht, aus denen man über die Sprache des täglichen Lebens nicht allzuviel schließen kann, war dies ja unmöglich. In der Einleitung faßt er kurz die Bedeutung der angelsächsischen Zeit für die Geschichte der englischen Sprache zusammen: als älteste Form einer germanischen Sprache, die das englische trotz aller Wandlungen geblieben ist, bietet das Altenglische den notwendigen Ausgangspunkt aller Betrachtungen. Er erwähnt kritisch die bisherigen Hauptforschungen deutscher und englischer Gelehrter. Merkwürdigerweise kennt er (1922, als er die Einleitung schrieb) von Luicks Historischer Grammatik erst die erste Lieferung (S. VI.), deren sechste doch schon 1921 erschienen war. Dem grammatischen Aufbau der Sprache ist der erste Teil seines Werkes gewidmet. Kurz charakterisiert er den der indogermanischen Sprachen, dann die Besonderheiten der germanischen, der westgermanischen und endlich das Altenglische

als Teil dieser. Je weiter er fortschreitet, um so ausgreifender wird er, das ganze wird so zu einer alle Hauptsachen darstellenden Grammatik des Altenglischen. Das Westsächsische steht bei ihm wie bei den meisten anderen Grammatikern des Altenglischen im Vordergrund. Wie er über die Schwierigkeit hinwegkommen wird, die weitere Entwicklung zur neuenglischen Schriftsprache, die ja der Hauptsache nach auf die kaum erwähnten englischen Dialekte zurückgeht, ohne Verwirrung des Studierenden darzustellen, werden die weiteren Bände zeigen. Für die Zwecke des vorliegenden, der eine Charakteristik des grammatischen Baues der Sprache geben will, genügt sie vollauf. Für diesen Teil fußt Huchon auf den zahlreichen Vorarbeiten, vor allem Bülbrings Elementarbuch, Sievers und J. Wright. Hübsch und lehrreich ist, daß er immer auf die indogermanischen und germanischen Zusammenhänge eingeht, der Studierende wird so immer auf den Endzweck, das englische in den Kreis der verwandten Sprachen einzufügen, hingeführt. Dabei schreckt er von der bloßen Gegenüberstellung mit nachfolgender kurzer Erklärung nicht zurück, so übersetzt er S. 20 V. 1381—1388 des Heliand interlinear ins Altenglische. Im 4. Kapitel handelt er, nach der Darstellung der Grammatik, vom Wortschatz. Da hierfür außer der kurzen Zusammenstellung der altenglischen Wortbildung in J. *Wrights Old English Grammar* keine zusammenfassenden Vorarbeiten vorlagen, müssen wir dafür besonders dankbar sein. Über Wortbildung hinaus behandelt er hier auch die dem altenglischen und den anderen germanischen Dialekten gemeinsamen Wurzeln und die Lehnwörter erschöpfend.

Interessant und eigenartig ist besonders der zweite Teil «Les charactères généraux de la langue». Zuerst charakterisiert er die verschiedenen Dialekte des Angelsächsischen an kurzen, interpretierten Proben der anerkannt reindialektischen Denkmäler. Die Unterschiede werden so sicher lebendiger, als in einer trockenen Aufzählung, zugleich kann er über die Denkmäler selbst sprechen, so daß der Leser auch hierüber im Bilde bleibt. Dann studiert er in je einem Kapitel Stil und Syntax der Prosa und Poesie, erstere getrennt nach den Hauptquellen, Chronik, Aelfred und Aelfric. Hier ist wohl am meisten Neues enthalten. Seine Darstellung ist natürlich durchaus nicht erschöpfend, nicht etwa in der Art von *J. E. Wülfings* breit angelegter Untersuchung über die Syntax in den Werken Aelfreds (Bonn 1894—1901), der Hauptvorarbeit auf diesem Gebiet. Das soll sie auch gar nicht sein, sie soll die Hauptsachen herausgreifen und zu neuer Forschung anregen. Eines freilich ist vielleicht zu wenig betont: Aelfreds Werke sind der Hauptsache nach Übersetzungen, dadurch erklärt sich Unterschied zwischen seiner anspruchsvolleren Stilistik gegen die Einfachheit der Chronik und mancher der späteren Predigten, wie wohl auch der klar festgestellte Unterschied zwischen manchen Werken Aelfreds selbst (vgl. bes. S. 279). Kürzer behandelt Huchon den Stil der Poesie. Aber auch hier arbeitet er die Hauptprobleme gut und mit verständiger Kritik der wichtigsten Arbeiten, besonders von *Ries, Die Wortstellung im Beowulf* (Halle 1907) und der Arbeiten über das schwache Adjektiv von *Lichtenheld* und *Barnouw* (S. 303ff.) heraus.

Huchons Buch ist für jeden Anglisten ungemein wertvoll, auf die weiteren Bände dürfen wir uns freuen. An Einzelheiten wäre noch die gute Kritik der Textausgaben des Orosius und der Cura pastoralis Seite 154 und ihrer Bedeutung für die Sprachkenntnis zu erwähnen, dann noch, daß den einzelnen Kapiteln gute Literaturangaben beigegeben sind, in denen ich das Reallexikon von *Hoops* und seine allerdings wohl nach Abfassung des Buches erschienene *Englische*

Sprachkunde (Köthen 1923) vermisse, dann etwa die Berliner Diss. von *W. Roth* über die Wortstellung im Aussagehauptsatz ags. Originalprosa (1914) neben der älteren von *E. Kube*, *Die Wortstellung in der Sachsenchronik* (Jena 1886, erwähnt S. 260).

Die Literaturgeschichte von *E. Legouis* und *L. Cazamian* besteht, wie die Verfasser selbst in ihrer Einleitung sagen, aus zwei recht ungleichen Teilen. Sie mußte es wohl sein, wenn sich zwei in ihren Anlagen und Arbeiten so grundverschiedene Autoren in ihre Aufgabe teilen. Dies soll keineswegs ein Vorwurf sein, aber der zweite Teil, aus der Feder Cazamians, der die Literatur von 1660 bis auf die Gegenwart behandelt, hat mich mehr befriedigt, und andere Leser dürften wohl denselben Eindruck haben. Legouis schildert Dichterpersönlichkeiten, ihm sind daher die Teile, in denen er solche schildern konnte, glänzend gelungen. Die scharfe Charakterisierung der Zeitgenossen Shakespeares und der späteren Dramatiker ist ein besonderes Meisterstück. Im einzelnen wird man vielleicht nicht damit einverstanden sein, daß Marlowes *Hero und Leander* «une œuvre composite et barbare» sein soll (S. 308). Ganz zu kurz kommen bei seiner Art der Darstellung die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der Literatur. Unterströmungen werden kaum beachtet, so wird man wohl kaum sagen können, daß mit dem Aufstreben des Puritanismus ganz allgemein folgender Satz gilt (S. 512): «A la riche humanité, à la curiosité sans limites, au sens de comique mêlé à celui du tragique dans la peinture de la vie, succèdent une controverse passionnée sur les formes de la religion chrétienne et une obsédante recherche des voies du salut.» Das mag für die Puritanerkreise gelten, die aber der weltlichen elisabethanischen Literatur feindlich gegenüberstanden und schon damals nur für religiöse Fragen Sinn hatten. Zwei Schichten der englischen Gesellschaft lösen sich in ihrer literarischen Betätigung ab, damals wie auch später noch öfters; wann die eine und wann die andere sich stärker betätigt und damit für uns in den Vordergrund tritt, hängt von Gründen ab, auf die näher einzugehen und die zu erforschen die Literaturgeschichte erst Anfänge gemacht hat. Nicht ganz richtig ist die Bemerkung über Miltons Allegro S. 563: «Peut-être est-ce par principe qu'il écarte de son dyptique tout ce qui n'est pas la campagne.» Man vgl. doch Z. 117—137 des Gedichtes. Gar kein Verhältnis kann L. zu aller unpersönlichen Kunst gewinnen. Statt die Gebundenheit bäuerlicher Dichter durch überkommene Vorstellungen und Formen darzustellen, durch die wir einen Einblick in das Seelenleben des Volkes gewinnen könnten, gelten ihm bloß Persönlichkeiten, die sich nur an der Hand fremder Vorbilder von der herrschenden Überlieferung losmachen konnten. Sie tauchen so wie unentdeckte Kometen am Literaturhimmel auf. Ästethische Werturteile allein werden nie zu einem Verständnis von primitiver Kunst führen. So weiß er denn über die ags. Dichter, über die reiche mittelenglische Literatur, ja nicht einmal über Chaucer viel zu sagen. Am mattesten ist wohl das Kapitel über die Balladen (S. 170ff.). Volks- und volkstümliche Kunstballaden werden durcheinandergeworfen; daß sich in ihnen so viel alter überlieferter Erzählungsstoff birgt, der sich bei allen Völkern Europas wiederfindet, hören wir gar nicht. Formfragen stehen ihm im Vordergrund, und auch diese sind nicht immer richtig aufgefaßt. So wird man kaum annehmen können, daß Coleridge sich an den «rudesses» des Balladenverses der älteren *Chevy-Chase*-Ballade die Inspiration für die «harmonie nouvelle» der Verse des *Ancient Mariner* und der *Christabel* holte. Er verwendet vielmehr die Freiheiten volkstümlicher Kunst,

zu den zersungenen Versen der alten Volksballade ist von da noch ein weiter Weg.

Ganz anders Cazamian. Ihm treten die Dichterpersönlichkeiten zurück. Er gibt eine Ideenentwicklung in der Literatur. Das ist allerdings auch einseitig, aber gibt doch einen besseren Einblick in Denken und Fühlen der Zeit. Seine neuartige Darstellung ist daher gerade etwas, was für das neue Verlangen nach „Kulturunterricht" äußerst wertvoll ist.

Der Unterschied der beiden Autoren zeigt sich auch in Kleinigkeiten. Legouis zitiert deutsche Arbeiten in seinen Literaturangaben nur dort, wo ihm gar keine englischen oder französischen zur Verfügung stehen, Cazamian bringt sie ohne Einschränkung in gleichem Ausmaß.

Das billige und anregende Buch wird auch manchem deutschen Anglisten Freude machen, zumal wir selbst es noch zu keiner englischen Literaturgeschichte gebracht haben, die selbständige Forschung mit kurzer Darstellung des Gesamtgebietes vereinigt.

Innsbruck. Karl Brunner.

ENGLISCHE LEHRBÜCHER.

1. A. Degenhardt, *Lehrgang der englischen Sprache für höhere Lehranstalten.* Für Anstalten mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil I. Elementarbuch. Breslau, Trewendt und Granier 1924. 64 S. 1 M.
2. Wilhelm Swoboda, *Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen*: I. *Junior Book.* Vierte umgearbeitete Auflage. 138 S. Wien und Leipzig 1924. Franz Deuticke. 3 S 90 g. II. *Senior Book Part I.* Dritte veränderte Auflage, mit 7 Tafeln. 168 S. 1924, ebenda. Preis 4 S 80 g. Beide Bearbeitungen neu besorgt von *Dr. Hugo Grohmann.*
3. Grund-Schwabe, *Kurzgefaßte Grammatik der englischen Sprache.* 109 S. Frankfurt a. M., 1924. Moritz Diesterweg. Preis 2,40 M.
4. Dr. A. Wetzlar, *First English Reader.* Englischer Lesestoff für das 2. bis 4. Unterrichtsjahr an Schulen mit Englisch als erster Fremdsprache. 106 S. München und Berlin 1924. R. Oldenbourg. Preis 1,50 M.
5. Deutschbein-Hollack, *Lehrgang der englischen Sprache. I. Lesebuch.* 11. Auflage. 176 S. — II. *Grammatik.* 11. Auflage. 112 S. III. *Übungen.* 50 S. Leipzig 1925. Quelle und Meyer.
6. Dr. Alfred Bernhardt, *Einführung in modernes Englisch (mit Elementargrammatik).* 116 S. Preis 1,80 M. — *Modernes Englisch für Fortgeschrittene.* 112 S. Preis 2,20 M. Beide in Max Kellerers Verlag, München 1925.
7. Schwieker, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Ausgabe "Town Life". 18. Auflage. Neubearbeitung. 400 S. Otto Meißners Verlag, Hamburg 1925.
8. Dr. W. E. Peters, *Praktisches Lehrbuch des Englischen.* (Bangerts Auslandsbücherei Nr. 6). 138 S. 1925. Deutscher Auslandsverlag Walter Bangert. Preis geb. 2,50 M.

1. Dieses Lehrbuch für die ganz kleinen Anfänger bringt gute, kindertümliche Lesestücke, ein Wörterverzeichnis und eine knappe, gut übersichtliche Grammatik. Übungen sind mit Rücksicht auf den bekannten Erlaß vom 19. Dezember 1923 nicht aufgenommen. Leider fehlen phonetische Texte, so daß die im Vorworte erwähnte Freiheit

der Methodik für den nicht besteht, der mit solchen Texten zu arbeiten gewöhnt ist. Es führt das dann auch dazu, daß nur Formen wie [hi: sez] gegeben werden und auch in der Grammatik die Form "don't" nicht erscheint, das kann man denn doch, und andere Übungsbücher tun es auch, schon den Anfängern zumuten; ich zweifle, ob der Lehrer, auch wenn er wollte, im ersten Jahre bei "do not" bleiben kann. Irreführend sind die Bezeichnungen [i:ə, ɔ:ə, u:ə], die auch in der Grammatik von 5.) erscheinen; die Beschreibung der Aussprache des l S. 5 könnte eingehender sein, beim r ist Lautbildung und Ausspracheregel etwas buchstabengläubig zusammengenommen. Wenn die Übersicht über die Schreibung auch als Lautfibel dienen soll, gehören so verhältnismäßig schwierige Wörter wie "father, rather" nicht an den Anfang. Das steife Gedicht "The Road to School" läßt sich wohl durch ein besseres ersetzen. In der Sprachlehre sollte zum Stück VII oder XII auch die Wortstellung behandelt sein; die Kinder sind dafür sehr empfänglich und kommen sonst bei Sätzen wie "On our arrival we had some milk" auf etwas Falsches. Sextaner kennen kaum die *französische* Art der Steigerung (S. 62).

2. Ältere Auflagen dieses bewährten Lehrbuches für höhere Handelsschulen sind in dieser Zeitschrift schon angezeigt worden. Diese Neubearbeitung könnte im ersten Teile manches den Zwecken dieses Buches doch fernerliegende Stück ("George Stephenson's Pets, A Noble President, The Prince and the Judge") noch durch geeigneteren Lesestoff ersetzen. In der Einleitung scheint mir eine Bemerkung über die englische Artikulationsbasis nötig; eine schwache Form [nət] besteht nach Jones nicht. — Der zweite Teil gibt eine gute Einführung in die Wirtschaftskunde Englands und seiner Kolonien. Ein Anhang von 38 Seiten Handelskorrespondenz ist sehr brauchbar; doch gibt man jetzt bei London außer dem Stadtbezirke auch die Nummer des Zustellbezirkes an; und der Absender wird auf Geschäftsbriefen meist durch Aufdruck angegeben. Im "Commercial Dictionary" könnte durch entsprechende Verweisungen auch die Synonymik besser berücksichtigt werden. Im Verzeichnis der Abkürzungen vermisse ich "b(a)g(s), b(ar)r(e)l, c(ase), cwt = hundredweight, f(ree) o(n) r(ail), f(ree) o(n) t(rucks), p(ie)c(e)s, p(ar)c(e)l, Recd = received" und "Rect = receipt". Druck und Ausstattung mit Bildern sind recht gut.

3. Es ist den Verfassern gelungen, das Wichtigste und Häufigste der englischen Sprachlehre in knapper, übersichtlicher und einprägsamer Form darzustellen. Recht gut ist, als Ganzes genommen, die Einleitung zur Lautlehre und Sprachgeschichte, sehr gut sind einzelne Paragraphen: Akzent in der freien Wortgruppe und Zusammensetzung, Satzakzent, Geschlecht der Hauptwörter, Steigerung (wo die Formulierung „rhythmische Bequemlichkeit der Aussprache" recht glücklich ist), der Zeitengebrauch u. a. m. Etwas mißverständlich ist S. 2 der Ausdruck „Neuprägungen aus der Eigenkraft der Sprache", ae. 'gōdspell, Prynnes" sind gute *Lehnübersetzungen*. Zu "smart" schmerzen wäre zweckmäßig "to feel pains" beizufügen. Auch bei "sweet-faced, good-natured" kann der Irrtum aufkommen, daß es sich da um Partizipien handelt. S. 9 wäre über die Quantitätsverhältnisse ("bat : bad, seat : seed") einiges zu sagen. S. 11 fehlt [æ] in Wörtern wie "Alfred, balcony". Nicht alle Plural-s nach *th* sind stimmhaft. Der h-Schwund und Zusatz ist nur für Südengland kennzeichnend; Grandgent (German and English Sounds 8) sagt "ignorant speakers in Southern England use *h* more or less indiscriminately". In "island = ae. ēaland × īg" ist *s* überhaupt *nie* gesprochen worden, es ist von "isle" übernommen worden, das den anderen Beispielen S. 16 als

richtiges anzureihen ist. "Business" (S. 34) hat einen Plural mit etwas geänderter Bedeutung. Bei den Präpositionen vermisse ich Fälle wie "It would be a crime *in* a soldier. A hat hangs *against* the wall" wäre nach vorne zu "on" zu stellen. Überreste des sächsischen Genetivs (S. 44) wie "the water's edge" und dichterischer Gebrauch: "The city's voice itself is soft like solitude's" könnten in einer Anmerkung erscheinen. Ein Kapitel über Scheidung und Ineinanderverschwimmen der Wortarten wäre sehr wünschenswert. "He succeeded" u. ä. gehört eher zum Zeitwort als zum Fürwort, ebenso die „unechten" Reflexiva S. 57; dieser Ausdruck ist auch nur vom Standpunkt einer reinen Übersetzungsgrammatik haltbar, wichtiger und praktischer ist die Angabe der wenigen Zeitwörter, die im Englischen *immer* das Reflexivpronomen haben. "of which" kann wohl auch nach Substantiv ohne Präposition stehen. Erweiterungsbedürftig ist § 51, 3. Das historische Präsens (§ 51, 4) ist wesentlich stärker als im Deutschen, daher weit seltener. In den §§ 77ff. ist der Standpunkt der Übersetzungsgrammatik wieder vorherrschend; auch nach Humpfs Ausführungen über das Schiefe der Bezeichnungen verbundenes und absolutes Partizip muß hier ungemodelt werden. In "sewing-machine, turning-point" steckt *nicht* das Partizip, ebensowenig ist ("sweet-) faced, (long-) tailed" ein Partizip. Der Ausdruck „Gerundium als *Ersatz* des Infinitivs" ist zu vermeiden; die Entscheidung *zwischen* Gerundium und Infinitiv trifft z. T. der wechselnde Sprachgebrauch, z. T. das Sprachgefühl nach den von Deutschbein im System der ne. Syntax dargestellten Grundsätzen. Ein Übergang in die Partizipialkonstruktion findet auch bei "all, each" statt, von denen ebenfalls kein sächsischer Genetiv vorhanden ist. Die Konstruktion "for" + Akk. + Inf. wäre durch weitere Beispiele zu belegen, wo das "for" vom übergeordneten Verb schon ganz abgelöst ist: „We put this measure before the House for the House to take or the House to leave. He only needed to read a passage even once casually, for it to be impressed on his mind ever afterwards". Der Infinitiv, besonders der passive, ist wohl überhaupt zu knapp behandelt. Ein böser Druckfehler steht bei der Rektion der Verben S. 101: Akkusativ statt Dativ. Das Verzeichnis der „unregelmäßigen" Verben sollte durch einfache Zeichen für dichterische oder altertümliche oder nur adjektivisch gebrauchte Formen genauer gemacht werden: „abide" hat auch regelmäßiges Past, bei "awake" ist das Partizip auch "awoke" "bid" hat "bid, bid"; "chide" ist Buchenglisch für "scold, rebuke", "strive" für "try hard"; "clad, digged, shore sunk, strow" sind altertümlich, "gilt, sodden, staid" werden heute laut POD *nur noch* adjektivisch gebraucht, bei "nang" ist der Bedeutungsunterschied von "hung, hanged" anzumerken und "flee, fleeing" wird heute wohl meistens durch "fly, flying" ersetzt. "Shorn" ist wohl noch die gewöhnlichere, "sheared" die seltenere Form.

4. Dieses Buch ist für das 2. bis 4. Jahr des englischen Unterrichts bestimmt; kleine gute Geschichten, kurze Stücke zu englischen Geschichte und zur Landeskunde Englands und seiner Kolonien, sowie Biographien berühmter Engländer geben einen dieser Altersstufe durchaus angepaßten Lesestoff. In den Anmerkungen ist mir besonders auffällig die Angabe, daß Scott Romane schrieb, die hauptsächlich in der Ritterzeit spielen, auch ist hier und im Glossar bei den Ausspracheangaben sehr viel nachzubessern, hoffentlich nur Druckfehler, obwohl der Akzent z. B. bei remédy, autobíogr. phy und das [ei] in "suitable" zu denken gibt. Sehr hübsch sind die als Anhang beigegebenen Gedichte.

5. Die Grammatik dieses Lehrgangs ist eine sehr geschickte Bearbeitung von Deutschbeins Schulgrammatik, und das hier (33, 313) zu diesem Buche vorgebrachte trifft zum Teil auch auf das vorliegende Werk zu. Im einzelnen ist zu bemerken, daß [əː, ə], [iː, i], [uː, u] nicht ganz an derselben Stelle stehen. Im Grundgesetz 5 mißfällt mir der Ausdruck, [i] in "boxes" wird „etwas hörbar". Bei den Zeitwortformen ist eine ganze Gruppe ausgefallen. Leider ist das Kapitel über die Aktionsarten nicht aufgenommen, auch später nicht, wo die Erklärung von "I saw a dog swim(ming) across the river" nützlich wäre. So geht auch § 17, 2 die Gegenüberstellung von Past und Perfect verloren; auch § 19 ist die Fassung etwas zu knapp; umgangssprachlich ist bei auf die Zukunft weisenden Zeitbezeichnungen ("next week") das Präsens ganz gebräuchlich. Bei den Bedingungssätzen sollten alle vier Arten gleichmäßig nebeneinander gestellt werden. Beim Infinitiv fehlt "for" + Akkusativ + Infinitiv, ebenso "and" + Nominativ + Infinitiv: "The Government has bought a dozen aeroplanes, the machines to be constructed entirely in Great Britain". Im § 68 wäre die einfachere Fassung: Dativ *zwischen* Verb und Akkusativobjekt vorzuziehen. Warum wird nur der unbestimmte, nicht auch der bestimmte Artikel in seiner ursprünglichen Bedeutung ("for the time") erwähnt? Unklar ist einzelnes im § 124. Auch hier sind S. 104 gerade die wenigen Verba, die im Englischen das Reflexivpronomen haben müssen ("avail, address, betake, oversleep, recollect oneself"), nicht angeführt.

Im Lehrbuch ist der Aufbau der Lesestücke, des Wortschatzes und der Grammatik recht gut. Aber neben dem bedenklichen [iːə, uːə] zeigt sich ein mir ganz unerklärliches Nebeneinander von [ɔːə, ɔə] [ɔːi, ɔi] und [eːə, eə], und unscharf ist bei der Erklärung der Rechtschrebung die Angabe, daß die kurzen Vokale „ihren Klang geändert" haben. Der Lautierkurs ist recht gut; in den Lesestücken, die auch das British Empire und Amerika berücksichtigen, ist nur zu bessern, daß die Vereinigten Staaten (S. 107) heute nicht mehr aus 45, sondern aus 48 Staaten bestehen. Das eigens beigegebene Übungsbuch bietet grammatische Übungen aller Art zu den Lektionen 1—15 und gute Hinübersetzungsübungen mit Stoffen aus der Landeskunde.

6. Ein sehr gutes Unterrichtswerk für Sprachkurse, Beamtenschulen, Volkshochschulen und kaufmännische Fortbildungskurse. Ein guter Lautierkurs, der auch die wichtigste Eigenheit der englischen Stimmführung unterstreicht, gutes Umgangsenglisch in den Stücken, grammatische Übungen, die auch sehr geschickt zu einer lebendigen Erweiterung des Wortschatzes hinleiten und langsame Einführung in die Handelskorrespondenz machen dieses Buch für seine Zwecke außerordentlich geeignet. Sehr gefreut hat mich die Heranziehung der — hoffentlich nicht auf immer verlorenen — deutschen Kolonien. Im zweiten Teile sind vier vom Gesamtaufbau des Buches völlig unabhängige Lektionen zur Handelskorrespondenz eingeschoben. Der Aufbau der Lesestücke, die sehr hübsch von englischer Landeskunde eine recht gute Kenntnis geben, ist auch hier wohlgelungen. Ich freue mich, auch hier meine Auffassung praktisch betätigt zu finden, daß man mit der Einführung in die Landeskunde schon ganz früh beginnen kann.

7. Auch dieses Buch, für den Unterricht an Volksschulen bestimmt, ist gut. Verfehlt ist nur der Lautierkurs, der vom Buchstaben statt vom Laut ausgeht, auch der Fettdruck von "and, I have, it is" in der ersten Lektion ist nicht angezeigt. Die Bezeichnung der Aussprache im Wörterverzeichnis ist unnötig verwickelt: "ā = [ei],

a = [æ], à = [aː], a̤ = [ə] oder (!) [i], â = [ɔː]. Warum nicht eine Aussprachebezeichnung, mit welcher ja ohnehin die Schüler später im praktischen Leben vertraut werden müssen? Unzulässig erscheint mir manche Vereinfachung der Grammatik, so S. 65 das formale Zusammenwerfen von Gerund und Partizip, S. 103 die Angabe, daß *einige* Zeitwörter im deutschen reflexiv, im englischen nichtreflexiv sind. Der Aufbau der Lesestücke ist recht gut, "Songs" und "Play-acting" sorgen für die wünschenswerte Belebung des Unterrichts.

8. Dieses Buch ist für den Lernenden, besonders den ohne Lehrer lernenden, kaum von besonderem Werte. Die Aussprachebezeichnung ist weder die Langenscheidts noch die der AJPh., sie ist aber auch nach dem unpraktischen System des Verfassers nicht immer richtig angegeben; Terminologie (hart, weich) und Fassung der Regeln sind, wenn nicht äußerst unklar, vielfach ganz falsch und der Lesestoff, Hofnachrichten, Hof und Gesellschaft, kirchliche Nachrichten, Familiennachrichten, Biographisches, ist zur Erwerbung des alltäglichen Wortschatzes wenig dienlich. Um sich gegenüber Büchern wie W. Hübners "English Lessons" oder dem eben besprochenen Werke von Bernhard zu behaupten, die wirklich nach einer bis zum letzten Beistrich überlegten Methode ins Englische einführen, wird das Buch eine Umarbeitung von Grund auf erfahren müssen; dabei wird vor allem die Einführung in die Aussprache, die von Fehlern wimmelt, neu zu schreiben und manche grammatische Regel besser zu fassen sein.

Ernst Berneburg, *Einführung in die englische Lautkunde.* Winke und Wege besonders für den englischen Anfangsunterricht. 38 S. Verlag B. G. Teubner 1925. Preis 1,20 M.

Die Frage des Lautierkurses, der Lautfibel, ist noch offen und eben wieder hat ein jüngerer tüchtiger österreichischer Kollege, Dr. Bichlbauer von der Bundeserziehungsanstalt Traiskirchen, sich in einem sehr anregenden Aufsatze gegen einen Lautierkurs nachdrücklich ausgesprochen (Volkserziehung vom 15. September 1925); doch bin ich in den letzten Jahren in meiner Überzeugung immer mehr bestärkt worden, daß ein einleitender Lautierkurs, der einfaches Sprachgut lebendig verarbeitet, unerläßlich ist; ohne geduldige, gründliche Einübung geht es im Anfange nicht, und wenn ein derartiger Anfangsunterricht auch nicht sehr interessant sein mag, wird ihn der Lehrer doch von unerträglicher Langeweile freihalten können. Berneburgs Schriftchen gibt eine nach den besten Quellen sorgfältig bearbeitete Einführung: Lautbildung, Lauttafeln, Lautfibel, Sprechplatten und recht gute Einzelbemerkungen zur englischen Lautbildung. Daran schließt sich eine knappe Darstellung der Grundregeln für den englischen Tonfall mit Beispielen und die englische Lautfibel, die (allerdings mit gelegentlichem Vorgreifen auf noch nicht Geübtes) zweckmäßig aufgebaut ist. Ich kann nur hinsichtlich der Verwendung der Sprechplatten nicht zustimmen; wenn der Lehrer mit der Handhabung des Grammophons einigermaßen vertraut ist, wird er schon bald vom Grammophon Satz für Satz schon wegen der Intonation vorsprechen lassen. Sehr gut sind die Einzelbeschreibungen der Laute, besonders die Hinweise bei [uə, iə, θ, d, l], die den Schülern die Einübung der Laute sehr erleichtern. Unpraktisch scheint mir, daß die Übersichten der deutschen und englischen Selbstlaute auf verschiedenen Seiten (37, 38) gedruckt sind, so daß man zum Vergleiche umblättern muß; am zweckmäßigsten wäre für die deutschen Selbstlaute eine Ölpapierauflage.

Jeder Lehrer wird aus dem Buche für seinen Unterricht manches lernen und es in den — allerdings seltenen — Fällen, wo das eingeführte Lehrbuch für die Einführung in die fremde Lautung gar nichts bietet, mit Nutzen in die Hände seiner Schüler legen.

ENGLISCHE TEXTAUSGABEN.

1. *Guy of Warwick.* Nach Coplands Druck zum ersten Male herausgegeben von Prof. Dr. GUSTAV SCHLEICH. Palaestra 139. Leipzig 1923. Mayer und Müller. 274 S. Grundzahl 7 M.
2. *An Enterlude of Welth and Helth.* Herausgegeben von F. HOLTHAUSEN. Zweite, verbesserte Auflage. Heidelberg 1922. Carl Winter. (Englische Textbibliothek 17.) XIX und 50 S.
3. JOHN KEATS, *Poetical Works.* Internationale Bibliothek, G. m. b. H. 1921. 253 S.

1. Zupitzas Abschriften des alten Druckes Brit. Mus. C 21. c. 68 und der Verse 1—2164 aus dem Besitze Mr. Locker-Lampsons sind von Schleich herausgegeben und mit reichlichen Anmerkungen zum Sprachgebrauche, zur Reim- und Erzählungstechnik versehen worden. Die Einleitung bietet eine vergleichende Jnhaltsübersicht der wichtigeren englischen Fassungen d (Coplands Druck), A, α, Rbr, C (im Paralleldruck der EETS, ES 42, 49, 59), von c, S, P, G(und Lydgates Guy. Am Schlusse wird die Stellung der Coplandschen Fassung innerhalb der englischen Überlieferung behandelt. Die Ausgabe ist ein höchst dankenswerter Beitrag zum Guy of Warwick.

2. Gegenüber der ersten Auflage dieser Ausgabe, die 1908 als Festschrift der Universität Kiel erschien, weist die nun vorliegende mannigfache Verbesserungen auf. Die flämischen Textstellen 386ff. sind hergestellt, einzelne örtliche und geschichtliche Anspielungen besser gedeutet und die Anmerkungen besonders nach dem NED. wesentlich erweitert. Holthausen ändert aber auch die Entstehungszeit des Stückes, das er in der ersten Auflage in die Regierung Marias, 1553—1558, gesetzt hatte; mit Hunter (Modern Language Review III, 367) rückt er es jetzt in den Anfang des 16. Jahrhunderts, etwa nach den historischen Anspielungen in die Jahre 1493—1503 oder 1509—1519. Die Verse 85 ('our soueraine Ladye, the Queene') und 946ff. sind dann spätere Änderungen oder Zusätze.

3. Das Bändchen bringt die meisten Gedichte Keats' — es fehlt nur einiges aus dem Nachlasse, die 'Poems written at Teignmouth', die Gedichte 'To Byron, To Spenser, To 'Chatterton' — in gutem Drucke und gefälliger Ausstattung. Jn der knappen Bücherschau, die vorangestellt ist, wäre auch Sidney Colvins größeres Werk (1917) anzuführen gewesen, das jetzt (B. Fehr, Archiv 139, 163; Handbuch der Literaturwissenschaft Lief. 13, 144) sein älteres Buch in den 'English Men of Letters' entbehrlich macht.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

REINHOLD BAUCH, *Englisches Lesebuch.* Dresden 1925. 282 S.

Bauch bezeichnet seine Chrestomathie als „Literarisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur- und Geisteskunde des englischen Volkes". Welch literarisches Lesebuch wäre aber nicht eine solche Einführung? Der Untertitel gibt also kein brauchbares Auswahlprinzip an. Wenn man sich nun die Stücke selber ansieht, so findet man eine Sammlung von Proben zur englischen Literaturgeschichte von Edmund Spenser bis G. B. Shaw. Alles ist vertreten: Dichtung in Vers und Prose; Drama, Epos und Lyrik; philosophische, wissen-

schaftliche und belletristische Schriftstellerei. Von all den wohlvertrauten Namen der konventionellen englischen Literaturgeschichte fehlt kaum einer. Die Großen der Dichtung, wenigstens soweit sie nicht mehr leben, sind alle da, aber auch die Sterne zweiter Größe sind reich vertreten: Im 5. Abschnitt erscheinen z. B. auf zusammen 13 Seiten Proben von Richardson, Fielding, Smollet, Sterne und Goldsmith. Andererseits erscheinen keine Proben, die durch die verhältnismäßige Unbekanntheit ihres Verfassers aufhorchen lassen könnten, wobei man etwa an den erst neuerdings „entdeckten" William Blake denken könnte. Die neueste Literatur ist spärlich bedacht: Im letzten Abschnitt erscheinen auf 19 Seiten Meredith, Hardy, Kipling, Wilde und Shaw. Konnte da nicht mancher verstaubte Name aus der Literatur früherer Jahrhunderte fehlen, um wenigstens noch für Wells und Galsworthy Raum zu schaffen? Im ganzen sind bei Bauch auf 251 Seiten 52 Autoren mit 161 Proben vertreten. Es kommen also auf den einzelnen Autor durchschnittlich kaum 5, auf die einzelne Probe 1½ Seiten. Welcher geschlossene und bleibende Eindruck kann von einer so allumfassenden Sammlung kleiner literarischer Brocken ausgehen?

Bauch scheint diese Kritik vorausgesehen zu haben; denn gerade in den 15 Stücken, die, wie er im Vorwort hervorhebt, in anderen englischen Lesebüchern nicht zu finden seien, bringt er manches, was zu zusammenhängenden Betrachtungen über englische Kultur und englisches Wesen einlädt, z. B. Proben aus Miltons "Areopagitica" (Preßfreiheit), aus Shelleys "Mask of Anarchy" (Soziale Lage in England vor 1832) und aus Shaws "The Man of Destiny" mit der bekannten Charakteristik der Engländer. Bauch wird auch wohl darauf hinweisen, daß dies Buch doch in Prima gelesen werden soll, wo der Lehrer bei der Durchnahme auf früher erworbene Kenntnisse zurückgreifen und manches in größere Zusammenhänge stellen kann, als allein auf Grund der vorliegenden Texte und der von Bauch in englischer Sprache zu den einzelnen Perioden und Autoren gegebenen Einleitungen möglich wäre. Aber solche Überlegungen würden den alten Fehler der Anhänger einer einseitigen Lernschule zeigen: Belehrungen in Wort und Druck nämlich können niemals mehr als eine Summe von *Kenntnissen* ergeben, — Kenntnisse, die meist nach der Schulzeit wegen Unverwendbarkeit im praktischen und geistigen Leben allmählich wieder verloren gehen; *Erkenntnis* englischen Wesens aber, die allein *eine Quelle schöpferischer Geistigkeit* sein kann, entspringt für deutsche Schüler nur aus dem *Erlebnis* großer Kunstwerke der englischen Literatur und — ergänzend — aus dem Studium eines eng begrenzten Teilgebiets englischer Kultur an der Hand entsprechend ausgewählter Texte.

Eine brauchbare, aus der ganzen neuenglischen Literatur schöpfende Chrestomathie kann überhaupt erst geschaffen werden, wenn für uns Anglisten ein Buch geschrieben ist, das — etwa im Anschluß an Walzels „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters („Handbuch der Literaturwissenschaft") — zeigt, *wie deutschen Schülern die englische Dichtung zum Erlebnis werden kann.* Ein solches Buch würde sicher zum Ergebnis kommen, daß möglichst *vollständige* Werke gelesen werden müssen, und dabei darauf hinweisen, daß es nach Fortfall der zeitraubenden „Übungsbücher" und bei Durchführung des Arbeitsunterrichts möglich ist, schließlich zu einer Behandlung der englischen Lektüre in der Schule zu gelangen, die die Bezeichnung „Lesen" verdient und daher viel bewältigen kann, und daß vielfach die häusliche Lektüre deutscher

Übersetzungen neben den möglichst auf Englisch zu erteilenden Schulunterricht treten kann. Trotzdem würde immer noch Raum für eine allgemeine Chrestomathie der englischen Dichtung bleiben: Man denke etwa 1. an Proben der frühneuenglischen Literatur, die — höchstens von Shakespeare abgesehen — aus Gründen der Spracherlernung nicht in ganzen Werken in der Schule gelesen werden kann, oder 2. an literarische Ungetüme wie Shaws "Back to Methuselah", deren vollständige Lektüre den Schülern weder auf Deutsch noch auf Englisch zugemutet werden kann und die doch äußerst wertvolle Stellen enthalten wie den wunderwoll poetischen 1. Akt von Shaws oben genanntem Werk, oder 3. an Stilproben von Romanen, die gelesen zu werden verdienen, aber wegen ihres großen Umfangs vollständig nur zu Hause auf Deutsch gelesen werden können. Erwünscht ist auch eine „Moderne englische Prosa“ mit Proben aus den bedeutendsten nach dem Tode der Königin Victoria und dem Burenkrieg erschienenen Werken und mit einer ausführlichen und tiefgründigen Einleitung, die für Lehrer und Schüler das geistige Band zu den mitgeteilten Texten liefern müßte. Ein solches Parallelwerk zu Klemperers „Moderner französischer Prosa“ würde den Hintergrund für die Lektüre vollständiger Werke der neuesten Zeit bilden können.

Es ist nicht Bauchs Schuld, daß die Methodik des englischen Arbeits- und Kulturunterrichts noch nicht so weit vorgeschritten ist, um sagen zu können, wie die idealen englischen Lesebücher für die Oberklassen der verschiedenen Arten höherer Schulen aussehen müssen. Wer aber eine fleißige und in ihrer Art wohlüberlegte Sammlung von Proben zur neuenglischen Literaturgeschichte sucht, der greife zu Bauchs „Lesebuch“.

Geyl-Kruisinga, *England in the Nineteenth Century*, Vol. I (1815—1860). Utrecht, 1924. 192 S.

Im Mittelpunkt der englischen Schullektüre muß zweifellos die große Dichtung stehen, die ein getreuerer Spiegel englischen Menschentums und englischer Kultur ist, als es die genauesten Statistiken und die gelehrtesten Abhandlungen sein könnten. (Die wirklich *großen* Denker sind *auch* Dichter.) Trotzdem wird man dort, wo mehrere Jahre für die englische Lektüre zur Verfügung stehen, auch das eine oder andere Teilgebiet englischer Kultur studieren, um auch so die Triebe und Kräfte kennen zu lernen, die überall in der angelsächsischen Welt wirksam sind. So läßt sich grundsätzlich nichts dagegen einwenden, daß man ein geschichtliches Lesebuch wählt, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß die englische Geschichte nicht *als solche* Gegenstand des englischen Unterrichts ist, sondern nur *als Spiegel englischen Volks- und Menschentums.*

Es ist daher verfehlt, etwa Auszüge aus Chambers's "English History" lesen zu lassen. Der richtige Weg ist vielmehr der, den Geyl und Kruisinga in ihrem "England in the Nineteenth Century" gehen, das als 8. Band der von Kruisinga herausgegebenen "Selections from English Literature" erscheint.

Geyl-Kruisinga veranschaulichen wichtige Personen, Zustände und Ereignisse aus dem von ihnen behandelten Geschichtsabschnitt durch Proben aus Dichtern (Thomas Hardy, Lord Byron, Thackeray, Dickens, Charles Lamb), Historikern und Politikern. Mehrere der in diesem Zeitraum wirkenden Persönlichkeiten (Charles Greville, Sidney Smith, Königin Victoria, Disraeli, Gladstone) kommen selber mit Proben aus ihren Tagebüchern, Briefen, Reden und Werken zu

Wort, was dem Buch eine große innere Geschlossenheit verleiht. Andere der benutzten Werke stammen aus unserm Jahrhundert, vier davon (J. L. and B. Hammond, "The Town Labaurer" [1920]; dieselben: "Lord Shaftesbury" [1923]; Lytton Strachey. "Queen Victoria" [1921]; "The Cambridge History of British Foreign Policy" Vol. II [1923]) aus unserm Jahrzehnt, was unwillkürlich dazu anleitet, die Dinge der Vergangenheit unter dem Gesichtswinkel des heutigen England zu betrachten.

Einleitungen zu jedem der 14 Kapitel, in die das Buch zerfällt, und Anmerkungen unter dem Text — beides in englischer Sprache — vervollständigen dieses ausgezeichnete Lehrbuch, zu dem die holländischen Schulen zu beglückwünschen sind.

Else Wentscher, *Englische Philosophie.* Leipzig 1924. 135 S.

Wentschers Buch hat mehrere besondere Vorzüge: 1. Die „Einleitung" behandelt Roger Bacon, Duns Scotus und William of Occam. Da alle Grundgedanken des empirisch-pragmatischen Hauptstammes der englischen Philosophie bei diesen frühen Denkern schon vorhanden sind — Wentscher hätte noch den typisch englischen Satz des Duns Scotus "Voluntas est superior intellectu" zitieren können —, da andererseits, wie Wentscher zeigt (S. 7), Francis Bacon trotz seiner Kritik an der mittelalterlichen Philosophie im Grunde noch auf ihrem Boden steht, so beginnt eben die neuere englische Philosophie mit Roger Bacon und nicht mit Francis Bacon, obwohl Wentscher sie immer noch mit diesem beginnen läßt. (S. 4 u. 5.) 2. Die Darstellung der Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts nimmt mehr als die Hälfte des Buches ein. Dies ist grundsätzlich zu begrüßen, wenn auch mehrere Hegel verfallene Universitätsprofessoren dadurch zu einer umfangreicheren Würdigung ihrer Gedanken kommen, als sie es bei ihrem ganz geringen Einfluß auf das Geistesleben ihrer Nation eigentlich verdienen. Bei dem inzwischen (18. 9. 1924) verstorbenen F. H. Bradley hätte darauf hingewiesen werden sollen, daß er im Vorwort zu "Appearance and Reality" ausdrücklich ablehnt, ein System geben zu wollen, daß also dieser englische „Idealist" die berechtigte Scheu der Empiriker vor der Systembildung teilt. 3. Die Beziehungen zwischen der deutschen und der englischen Philosophie werden dauernd im Auge behalten. 4. Wertvolle Literaturangaben, die bis in die neueste Zeit reichen, begleiten den Text.

Wentschers Buch ist eine ausgezeichnete Darstellung der neueren englischen Philosophie.

Carl Brinkmann, *Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.* Leipzig 1924. 87 S. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Eine solche Fülle von Tatsachen ist in diesem Buch in geistvollster Weise verarbeitet, daß es unmöglich ist, in einer Besprechung einen Begriff von dem inneren Reichtum des Buches zu geben. Brinkmann will laut Vorwort „vor allem das Problem der bundesstaatlichen Gestaltung, das in seiner ... Verflechtung mit den Problemen der Wirtschaftsentwicklung und Klassenschichtung ... die Geschichte der Vereinigten Staaten zum größten Paradigma aller um ihren Staatsvolkscharakter erst ringenden modernen Nationen macht", behandeln. Einen bewunderungswürdigen Beitrag zu diesem Thema hat Brinkmann auf jeden Fall geliefert, wenn ich auch einige Bedenken nicht unterdrücken kann.

Brinkmann streift zwar die commonwealth-Idee in dem Satz S. 78 „Um das zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, bis

zu welchem Grade die Politik der amerikanischen ‚Provinz' im schroffsten Gegensatz zu europäischen und besonders deutschen Begriffen öffentliche Organisation als etwas Freiwilliges, fast mittelalterlich Individuelles faßt", würdigt sie aber nicht ihrer Wichtigkeit entsprechend. Nur von der commonwealth-Idee aus versteht man z. B. die staatsrechtliche Stellung des Obersten Bundesgerichts, von dem Brinkmann S. 31 sagt, daß es sich „allmählich zu einer obersten zensorischen Gewalt im Staate entwickelt hat", weil es auf Anrufung hin entscheidet, ob ein Gesetz verfassungsgemäß ist. Diese Zusammenhänge im einzelnen auszuführen, würde einen ganzen Aufsatz erfordern. Man lese aber nach, was Dibelius in „England", 3. Aufl., I 348—394 über Rechtspflege sagt, namentlich S. 358, wo er von dem englischen Richter als Träger der Überlieferung des Common Law und seiner Stellung *über* den Staatsgesetzen spricht, und S. 350—351, wo er ihn als Sprachrohr der *Allgemeinheit*[1]) bezeichnet, und man hat, da das Common Law die Grundlage auch des amerikanischen Rechts ist, den Schlüssel zum Verständnis der staatsrechtlichen Stellung des Obersten Bundesgerichts. S. 73 sollte es nicht heißen „der im engeren Sinne demokratischen Mißtrauensgefühle gegen die Staatsgewalt überhaupt", sondern „der liberalen Mißtrauensgefühle . . ."; denn das Mißtrauen gegen den Staat gehört nicht zur demokratischen, sondern zur liberalen Staatstheorie („Nachtwächterstaat"[2]).

Ein Buch von so konzentrierter Geistigkeit wie das Brinkmanns sollte die Literaturangaben nicht den einzelnen Kapiteln voranstellen, sondern als Anmerkungen zum Text bringen. Zu dem, was S. 4 über die "township" gesagt ist, hätte z. B. das nicht erwähnte Buch von Hatschek „Britisches und römisches Weltreich" (München 1921) S. 88—94 zitiert werden sollen.

Ein sinnentstellender Druckfehler ist S. 79 „örtlichen" statt „östlichen".

Das Studium von Brinkmanns Buch ist allen Anglisten dringend zu empfehlen; es ist eine ebenso lehrreiche wie interessante Lektüre.

Berlin-Zehlendorf. Karl Ehrke.

Solomon Liptzin, *Shelley in Germany.* (Columbia University Germanic Studies). New York 1924.

Auf den ersten Blick erscheint es als ein schwieriges und undankbares Unternehmen, die Beurteilung von Shelleys Persönlichkeit und die Aufnahme seiner Dichtungen in Deutschland zu schildern. Es ist von vornherein klar, daß der Dichter wie in der Heimat so auch bei uns zunächst unbekannt und unbeachtet im Schatten stehen mußte, während Byrons Ruhm alles überstrahlte. Die englische

---

[1]) Zu „Allgemeinheit" sollte das Wort "commonwealth" in Klammern hinzugefügt sein. Dibelius spricht wiederholt von der commonwealth-Idee, z. B. I, 201—203, er würdigt die Idee auch in ihrer Bedeutung, erwähnt aber, wie Brinkmann, das englische Wort für diese typisch-angelsächsische Idee nicht. — Brinkmann sollte in dem angeführten Satz (S. 78) „kontinental-europäischen" statt „europäischen" sagen oder noch besser „. . . im schroffen Gegensatz zu den aus der Idee des absoluten Obrigkeitsstaates stammenden Begriffen . . .". Vgl. meinen Aufsatz „Die Idee des British Commonwealth of Nations" in „Die Neueren Sprachen" XXXII (1924), S. 375ff.

[2]) Vgl. v. Aster, „Zur Geschichte der demokratischen Idee in der Neuzeit" in „Die Gesellschaft" II (1925), S. 110ff.

Kritik, von der die deutsche damals nur allzuoft ein bloßes Echo war, hatte seine Werke durchweg absprechend behandelt, wenn nicht gar totgeschwiegen. Erschwerend für das Verständnis im Ausland war seine oft dunkle Ausdrucksweise, die Kühnheit und der Überreichtum seiner Bildersprache, gefährlich der Freimut, mit dem er seine radikalen Ansichten äußerte. Es ist das Verdienst des Verfassers, gezeigt zu haben, wie trotz alledem die Kenntnis und die Schätzung von Shelleys Dichterwerken sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Deutschland verbreitete, obschon auch hier der Widerspruch nicht ausblieb. Liptzin hat nicht nur die schöne Literatur benutzt, sondern auch Briefe, Memoiren, Übersetzungen, besonders aber die kritischen Zeitschriften für seinen Zweck ausgebeutet und verdient für seine fleißige und aufschlußreiche Arbeit volle Anerkennung.

In vier Perioden hat der Verfasser seinen Stoff gegliedert. Wir haben da zunächst die Zeit der Reaktion und des Weltschmerzes (1814—1834), für den Byron den typischen Ausdruck fand; daneben kam Shelley nirgends zur Geltung. Es ist bemerkenswert, daß Goethe, gelegentlich auf ihn aufmerksam gemacht, wohl infolge eines Mißverständnisses über den Engländer ein hartes Urteil sprach und sich in seiner Ablehnung auch von Crabb Robinson nicht belehren ließ (S. 6, 7).

Etwas anders wurde es dann in der *zweiten* Periode (etwa 1834 bis 1850). Jetzt trat eine Gruppe von Schriftstellern hervor, das sogenannte junge Deutschland, die Shelleys Ideale verfochten, und zwar ist es mehr der Mann und seine Schicksale als seine Werke, die ihren Anteil erregen. Waren sie nicht ebenso wie er die Opfer einer brutalen Willkür und Verfolgung um ihrer Überzeugung willen? Laube und Gutzkow, Kühne und Menedt wetteifern miteinander in der Verherrlichung Shelleys. In diesen Jahren sehen wir auch die ersten Übersetzungen einzelner seiner Dichtungen erscheinen, als früheste die Cenci von Felix Adolfi (1837) mit einer biographischen Skizze, die im wesentlichen auf Medwins Memoir zurückgeht. Gutzkow schreibt diese Übersetzung dem Grafen Schack zu, der sich in seiner Bonner Studienzeit viel mit englischer Literatur befaßt hatte. Aber in seiner Autobiographie (ein halbes Jahrhundert Erinnerungen, 1887) erwähnt der Graf diese Arbeit gar nicht; sollte er sich ihrer wie einer Jugendsünde geschämt haben? Ganz sicher ist die Sache jedenfalls nicht. Interessant ist es freilich, daß die Cenci auf sein Drama „die Pisaner" vielfach eingewirkt haben, wie L. (S. 31ff.) bis ins einzelne nachweist. Nachdem 1840 in London die erste vollständige Ausgabe von Shelleys Werken erschienen war, ging man in Deutschland sogleich an die Übersetzung. Die erste unvollständige lieferten Proessel und Herrig noch in demselben Jahr, eine zweite (bis heute die einzig vollständige) Julius Seybt (1844). Sie wurde beifällig aufgenommen, u. a. von Robert Prutz, der ihr in den Hallischen Jahrbüchern (Dez. 1840) eine Besprechung widmete. Ganz im Gegensatz zu den Jungdeutschen steht er dem englischen Dichter kühl ablehnend gegenüber. Allerdings handelt er hauptsächlich nur über Queen Mab, ein unreifes Jugendwerk, das aber dennoch auf die junge Dichtergeneration (Herwegh, Meißner) einigen Einfluß ausgeübt hat (S. 49, 52). Prutz dagegen als Hegelianer bekämpft Shelleys Idee von dem glücklichen Urzustand der Menschheit sowie seine revolutionären Tendenzen und erwartet alles von einer allmählichen Entwicklung.

Gegen die Kritik von Prutz hatte schon Herwegh entschieden Front gemacht. So wie er sind die Dichter des Vormärz, sind Männer

wie Meißner, Gottschall, Moritz Hartmann u.a. bei ihrem Kampf um die politische Freiheit von Shelley inspiriert, aber wohl keiner mehr als eben Herwegh. Noch in späteren Jahren, da er sein Bundeslied für den allgemeinen deutschen Arbeiterverein dichtete (1867), diente ihm Shelleys 'Song to the men of England' als Vorbild; daneben benutzte er die 'Masque of Anarchy' (s. S. 51. 71). Meißner verdankt dem Engländer nicht weniger; er huldigt ihm in dem schönen Gedicht „eine Bestattung", in dem die Verbrennung von Shelleys Leiche am Strande des Meeres geschildert wird: ein Thema, das auch andere Dichter gern behandelt haben. Überhaupt ist das fünfte Jahrzehnt die Zeit, wo Shelleys Ruhm und Einfluß in Deutschland wohl am höchsten steht.

Ganz anders wurde es im *dritten* Zeitabschnitt nach der Revolution von 1848. Es war eine allgemeine Ernüchterung eingetreten, die Menschen hatten sich Shelleys Idealen entfremdet; es herrschte jetzt ein materialistischer Geist, und die Literatur stand im Zeichen des Realismus. Einer solchen Zeit hatte ein Shelley nichts zu sagen. Ein Hauptgegner erstand dem Dichter in der Person von Julian Schmidt, wohl dem angesehensten Kritiker jener Tage. Für Schmidt war Byron der eigentliche Held, Shelley dagegen ein unreifer, weibischer und oberflächlicher Charakter; er glaubte sogar einen verderblichen Einfluß des letzteren auf die späteren Dichter Englands konstatieren zu können. Ähnliche ungünstige Urteile folgten einander in den deutschen Zeitschriften (S. 67). Gegen Ende des sechsten Jahrzehnts begann dann wieder eine Reaktion zugunsten Shelleys. Seine Ideen wurden nach wie vor abgelehnt, aber man war nicht mehr blind gegen die poetische Schönheit seiner Dichtungen. Inzwischen hatte sich auch in England das Urteil über den Dichter gewandelt unter dem Eindrucke der Aufsätze von Leigh Hunt (1850), Browning (1852), des Buches von Trelawney (1858) u. a. So konnte es Adolf Strodtmann wagen, mit einer neuen Übertragung ausgewählter Dichtungen hervorzutreten (1866), die den Anspruch erheben durfte, den Rhythmus der Verse, die Schönheit der Bilder und die Wärme des Gefühls mehr hervortreten zu lassen, als es in der Arbeit von Seybt der Fall war, der er doch manches verdankte. In dieser *vierten* Periode, die etwa 1860 anhebt, kommt es dazu, daß Shelley zum Helden von Romanen und Dramen gemacht wird. Bei Ernst Willkomm (Lord Byron, ein Dichterleben, 1839) und Alexander Büchner (Lord Byrons letzte Liebe, 1852) hatte er noch eine Nebenrolle gespielt. Bei Wilhelm Hamm (Shelley, eine biographische Novelle, 1858), steht aber der Dichter im Vordergrund. Die Novelle behandelt sein Verhältnis zu Emilia Viviani, das den Anstoß zur Abfassung des Epipsychidion gegeben hatte, unter reichlicher Verwendung von Zitaten aus dieser Dichtung. Der Novelle, die mit dem Tode Shelleys schließt, fehlt die innere Einheit, die Katastrophe ergibt sich nicht notwendig aus der Handlung. Diese Einheit im Leben Shelleys darzulegen, gelang einem anderen besser, dem noch lebenden Emil Claar (zuletzt Theaterintendant in Frankfurt). Freilich entfernt er sich in seinem Drama noch mehr als Hamm von der Wirklichkeit. Er schildert seinen Helden als Vorkämpfer der Menschlichkeit und des freien Gedankens gegen Obrigkeit und Priestertum. Da ihm seine Kinder durch Gerichtsurteil entrissen werden, kommt es — und dies ist die stärkste Abweichung — zum Bruch zwischen ihm und Mary, die sich von den Kindern nicht trennen will. Shelley geht nach Italien und sucht verzweifelt den Tod auf dem Meere. Den Schluß bildet die Verbrennungsszene, wobei Byron bedeutsam hervortritt; Mary trifft zu spät ein und stürzt tot neben

der Leiche zu Boden. Das Drama, bereits 1867 entstanden, konnte der Zensurschwierigkeiten wegen lange nicht gespielt werden. Erst 1922 kam es in Frankfurt auf die Bühne und hatte einen großen Erfolg, ohne sich indes behaupten zu können.

Von 1880 an zeigt sich wieder ein stärkeres Interesse für Shelley. Hier wären die Namen von Conr. Ferd. Meyer, Herm. Lingg und Bleibtreu zu nennen. Nacheinander erscheinen die Biographien von Druskowitz, Richter und Ackermann; der letztere lieferte auch wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Werke. Auch an Übersetzungen einzelner Dichtungen fehlt es jetzt nicht. Indessen beschränkt sich das Interesse hauptsächlich auf die Kreise der Gelehrten und Literaten, und so wird Brandl recht haben, wenn er schreibt (Archiv 104, 407): „Ich fürchte, Shelley wird nie volkstümlich werden, sondern immer nur ein Leckerbissen auf dem Tisch der Gebildeten sein.''

Berlin. Georg Herzfeld.

Kellerers Englische Ausgaben. 1. bis 7. Band. Verlag Max Kellerer, München 1923ff.

Die vielerorts durchgeführte Einführung des Englischen als erster Fremdsprache, dazu die Forderung, möglichst früh mit der Behandlung zusammenhängender wertvoller Lektüre zu beginnen, läßt die Gründung einer neuartigen Sammlung leichter Anfängertexte rechtfertigen, wie sie die *Englischen Ausgaben* darstellen. Die Bändchen sind im Durchschnitt vierzig Seiten stark, Einleitung und Anmerkungen eingerechnet. Das Format ist handlich, die Ausstattung recht nett, der Druck sauber, doch stellenweise etwas durchscheinend. Der Einband freilich ist sehr lose, so daß das Büchlein in der Hand eines Quintaners bald in alle Winde zerflattern wird. — Die drei ersten Bändchen enthalten je eine Märchenerzählung: John Ruskin, 'The King of the Golden River'; Nathaniel Hawthorne, 'The Golden Touch'; Mrs. Craik, 'Fortunatus'. Es folgen Lewis Carrolls Kindererzählung 'Alice's Adventures in Wonderland' mit zehn Illustrationen (Doppelband 4/5), eine sehr gekürzte Bearbeitung des Robinson Crusoe (Band 6) und die Nacherzählung der Geschichte von Havelok dem Dänen von Miß E. M. Wilmot-Buxton (Band 7). Band 1 bis 6 sind herausgegeben von Dr. Alfred Bernhard und Wilfrid H. Wells, Band 7 von Dr. Otti Mahir.

Die den einzelnen Bändchen vorausgeschickten Einleitungen sind wohl eher für den Lehrer als für den Schüler geeignet. Sie enthalten in englischer Sprache eine kurze biographische Notiz über den Autor, Quellenangaben und — wenigstens zum Teil — einiges über die Eignung des Textes als Schullektüre. In den Anmerkungen finden sich phonetische Umschreibungen aller im Text vorkommenden Eigennamen und vieler sonstiger Wörter, deren Aussprache Schwierigkeiten machen könnte. Die Umschrift ist die der Ass(ociation) phon(étique) int(ernationale). Im übrigen aber sind die Anmerkungen lediglich Hilfsmittel für das Übersetzen; sie geben allenthalben nur die deutsche Entsprechung des zu erklärenden Wortes. Dabei ist erfreulicherweise nicht selten der Versuch gemacht, von der Grundbedeutung des fremden Wortes auszugehen, wie z. B. 'depricate' = gegen etwas beten, besänftigen (Band 1, 15). Häufiger aber ist dies unterlassen und gerade bei Ausdrücken, die eigentlich dazu herausfordern; ich gebe hier nur zwei solcher Beispele 'to feel sure' = überzeugt sein (Heft 6, 2); 'it takes me time' = ich brauche Zeit (Heft 6, 31) Stellenweise werden auch etymologische Zusammenhänge mit dem

Deutschen berücksichtigt: 'pool' = „Phuhl", kleiner Teich (Heft 4/5, 13), 'tear' = „Zähre", Träne (a. a. O.) — Überraschend und eigentlich unbegreiflich sind die grammatischen Hilfsmittel, die die Anmerkungen bieten: So wird für jeden englischen „Akkusativ mit Infinitiv" der entsprechende deutsche Nebensatz angedeutet, z. B. „wished me . . . (Acc. mit Inf.) wünschte, daß ich . . ." (Heft 6, 1). In ähnlicher Weise werden auch die Gerundialkonstruktionen aufgelöst: „without making . . . ohne daß wir unsere Küche zum Trockenraum (für fremde Leute) machen." (Heft 1, 17) usw. Die Erklärung solcher Dinge sollte man besser der Behandlung durch den Lehrer in der Klasse und der häuslichen Wiederholung durch den Schüler überlassen, dem wir doch auch gerade im Englischen eine tüchtige Denkarbeit zumuten wollen. — Sacherklärungen sind in den Anmerkungen äußerst selten. Die Auslassungen über König Midas (Band 2, 1) sowie über die Figur des Quicksilver (im gleichen Stück, Abschnitt 9), die Hawthorne an Stelle des Bacchus eingeführt hat, sind viel zu weitschweifig und sagen dem Schüler der Unter- und auch der Mittelklassen wohl kaum etwas.

Alles in allem genommen sind die „Englischen Ausgaben" freudigst zu begrüßen und als Lektüre für das zweite und dritte Jahr des englischen Unterrichts durchaus empfehlenswert.

Frankfurt a. M. H. J. Stöhr.

Neue Tauchnitzbände: Vol. 4615 *The Last Time and other Stories* by Robert Hichens. Vol. 4621 *The Rover* by Joseph Conrad. Vol. 4632 *The Day's Journey* by W. B. Maxwell. Vol. 4633 *A Cure of Souls* by May Sinclair. Vol. 4634: *The Red Redremaynes* by Eden Phillpotts.

The Day's Journey gibt die Geschichte einer Freundschaft, die zwei Männer, rechte Durchschnittsmenschen, ein halbes Jahrhundert lang miteinander verbindet und trotz mancher Entfremdung immer wieder zusammenführt. Im Weltkriege, an dem beide als Fünfziger noch teilnehmen, erleben sie die höchste Bewährung der Freundestreue. Es ist bezeichnend, wie ungern Maxwell den Lesern ein Kapitel über Kriegserlebnisse zumutet. Mit dem tröstlichen Ausblick: *Some happy years before us both yet, old boy!* schließt der streckenweise, namentlich in der Schilderung der unglücklichen Ehejahre, gar zu banale Unterhaltungsroman.

Kaum höher steht May Sinclair's *A Cure of Souls*. Hier ist der — mit feiner Ironie dargestellte — Held ein Landpfarrer (rector), der, im Besitze einer reichen Pfründe, Ruhe und Bequemlichkeit über alles stellt und sich jede Störung seines Seelenfriedens planmäßig fernzuhalten sucht. Ein echter Engländer in seiner Freude an den materiellen Gütern dieses Lebens und in seinem naiven Egoismus, weiß er die Arbeitskraft der Unterpfarrer und hingebender Helferinnen im Gemeindedienst weidlich auszunutzen. So ist es nur folgerichtig, wenn nach unangenehmen Erfahrungen auf seelsorgerischem Gebiete, wie sie bei seiner Berufsauffassung nicht ausbleiben konnten, schließlich in ihm der Plan reift, des Amtes Bürde niederzulegen und an der Seite einer ähnlich gerichteten Gattin ganz dem Genusse seines Reichtums zu leben.

Den anspruchsvolleren Leser werden R. Hichens *Stories* — vier an der Zahl — fesseln, denen allen die psychoanalytische Einstellung gemeinsam ist. *The Last Time* zeigt uns, wie eine junge Frau, die durch Launenhaftigkeit und grundlose Eifersucht einen geliebten Gatten in den Tod getrieben hat, durch bitterstes Leid gereift, zum gefestigten

Charakter wird. In der zweiten Erzählung erleben wir, wie eine Braut durch einen versehentlich an sie gerichteten Brief ihres Verlobten erfährt, daß er sie nur heiraten will, um zwischen sich und einer immer noch geliebten Frau eine Schranke aufzurichten. Warum die von dieser Enthüllung Betroffene die Verlobung dennoch aufrecht hält und wie sie sich des Mannes Liebe zu gewinnen weiß, wird einleuchtend begründet. Auch die übrigen Geschichten behandeln interessante seelische Probleme; in der letzten kommt auch der Humor zu seinem Recht.

Phillpotts bringt diesmal einen Detektivroman, der nur zum Teil auf dem Dartmoor und an der Küste bei Dartmouth, zum andern Teil in Italien spielt. Ein verbrecherisches junges Ehepaar, beide von fabelhafter Verstellungskunst, weiß bei der Ausführung dreier Mordtaten den hervorragenden englischen Detektiv gründlich irre zu leiten, ja auszunutzen, bis einem noch gewiegteren Spezialisten, einem Amerikaner, die Entdeckung gelingt. Freunde solcher Literatur werden das Buch sicherlich spannend finden und einige Unwahrscheinlichkeiten um so lieber in Kauf nehmen, da Darstellung und Sprache den Schriftsteller von Rang verraten.

Eine Stufe höher möchte ich Joseph Conrads *Rover* stellen, zu dem die Schreckensherrschaft und die folgenden Jahre des Ringens zwischen Frankreich und England den geschichtlichen Hintergrund liefern. Der letztere ist gut getroffen, davon nur abgesehen, daß sich die Gefühle, mit denen beide Völker sich damals gegenüberstanden, nicht so ausschließlich wie im Roman auf gegenseitige Achtung, ja Bewunderung, beschränkt haben werden. Scharf umrissen steht insbesondere der alte Peyrol vor uns, der nach einer bewegten, vorzüglich dem Seeraub gewidmeten Laufbahn sich auf einen einsamen Bauernhof bei Toulon zurückzieht und dort jahrelang vergessen haust, bis ihm Gelegenheit wird, durch eine glänzende Seemannstat dem Vaterlande einen großen Dienst zu tun und ihm, anstatt eines jungen Lebens, sein eigenes zu opfern.

Frankfurt a. M. E. Schulte.

Englischer Sprachkalender, hrsg. von Walter Wiggers. Wiliam Wilkens Verlag, Hamburg 1. 3 M.

Zum zweiten Male erscheint der Englische Sprachkalender, den ich als eine sehr nützliche Neuerscheinung im vorigen Jahr schätzen gelernt habe und den ich aufs wärmste empfehlen kann. Er enthält auf 216 Seiten neben einem Abreißkalender in der üblichen Weise, in jeder Woche mit einer Federzeichnung geschmückt, auf den einzelnen Blättern eine poetische oder prosaische Gabe, die mit allen Zweigen des englischen Schrifttums, soweit es in kurzen Proben oder Erzählungen möglich ist, bekannt macht. Schwierige Wörter sind in Fußnoten deutlich angegeben. Daneben enthält der Kalender in Form von Frage und Antwort eine Grammatik und eine englische Personalskorrespondenz in Form von Musterbriefen. Keine Klasse sollte sich die Anschaffung entgehen lassen!

Ich nehme die Gelegenheit wahr, um auf die im Verlag von Trewendt und Garnier in Breslau I seit Oktober 1925 erscheinende Schulzeitschrift '*English Monthly Review*', herausgegeben von Studienrat Dr. Spatzier (vierteljährlich 60 Pfennig) hinzuweisen. Die mir vorliegende erste Nummer, geschmückt mit einer schönen Flugzeugaufnahme von London, bildet einen schönen Anfang, und wir wünschen einen guten Erfolg.

Frankfurt a. M. Theodor Zeiger.

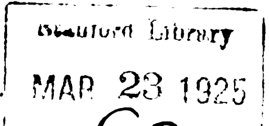
Otto Forst-Battaglia, *Die französische Literatur der Gegenwart 1870/1924.* Wiesbaden 1925. Dioskuren-Verlag. 443 S.

Das Bild, das der Verfasser von der französischen Literatur der letzten 54 Jahre gibt, zeigt „Kampf und Sieg des Traditionalismus über seinen vorher durch zwei Generationen sieghaften Gegner" (S. 6), d. h. den Kampf des romanischen klassischen Geistes gegen den meist als germanisch betrachteten romantischen des 19. Jhdts. Die Vorherrschaft des klassischen Geistes ist, den vielen Vertretern der noch immer lebenskräftigen romantischen Ideen zum Trotz, heute gewiß unbestritten, aber der Neuklassizismus selbst hat noch ein gut Teil romantisches Erbe bewahrt, was F.-B. übersieht (man lese nach, was Lalou auf S. 295 seiner den gleichen Zeitraum behandelnden Literaturgeschichte über dieses Problem sagt). Die Einteilung des Buches ist für eine ästhetisch-analytische Betrachtung sehr nützlich, aber ebenso hinderlich für eine historisch-synthetische Darstellung, die doch beabsichtigt ist: das Kapitel über das Theater z. B. zerfällt in die Unterabteilungen Ideendrama, Thesendrama und Unterhaltungsstück. Die Herausarbeitung der historischen Entwicklung läßt überhaupt zu wünschen übrig; das Werk von Lalou ist in dieser wie auch anderer Hinsicht besser. F.-B. schleppt zu viel Namen mit, die nicht einmal die paar zuerkannten Epitheta wert sind. Ohne diesen Ballast wäre mehr Platz für die wichtigen Autoren, von denen viele nicht gründlich behandelt werden; fünf Seiten sind für Curel zu wenig, Lalou widmet ihm zehn; man vergleiche hinsichtlich der Gründlichkeit die Abschnitte über Mallarmé bei F.-B. und bei Lalou. Die journalistische Sprache gehört nicht zu dem Erfreulichen des Buches. Die akademischen Kritiker Brunetière usw. verdienen wohl nicht als Pioniere des Neuklassizismus bezeichnet zu werden; sie waren träge Geister, die „lieber beim Alten blieben". Von dem Anerkennenswerten sei der Kürze halber nur folgendes hervorgehoben: das Kapitel über die sozialen Bedingungen des französischen Schrifttums, das Kapitel über Philosophie, Kritik, Geschichte, wissenschaftliche Kunstprosa und Publizistik, die Einordnung Rostands unter die Rubrik Unterhaltungsstück, die Besprechung der Romane von Radiguet (dessen mindestens ebenso bedeutende Lyrik wohl nur deshalb nicht behandelt wird, weil kürzlich erst das Wichtigste davon veröffentlicht wurde), die Feststellung dessen, was von Rimbaud auf die Nachwelt wirkt, die verständnisvolle Darstellung des Kubismus. Im ganzen genommen ist F.-B.s Literaturgeschichte ein für den Wissenschaftler brauchbares und den Leser anregendes Nachschlagebuch.

Würzburg. Franz Rauhut.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Band XXXIII Januar-Februar 1925 Heft 1



Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**

Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1925

Die Neueren Sprachen erscheinen von Band 33 an in 6 Heften. Der Band 33 kostet M. 12.—. Die Berechnung erfolgt bei Heft 1 im voraus. Die früheren Jahrgänge werden, soweit sie noch erhältlich sind, von Fall zu Fall berechnet, Band 30, 31 und 32 zu je M. 10.—.

Da viele Buchhandlungen die Lieferung von Zeitschriften eingestellt haben, bittet der Verlag, sich gegebenenfalls an ihn direkt wenden zu wollen und die Zeitschrift unmittelbar weiter zu beziehen.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) Marburg a. L.

Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 3899.

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. KÜCHLER in Wien XIII, Lainzerstraße 49, oder an Direktor Dr. ZEIGER in Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. ***Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein.*** Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Die Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung auf den Abonnementsbetrag. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Wien XIII, Lainzerstraße 49, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite

ANZEIGER.

Diesem Hefte liegt ein ***Prospekt*** der Firma Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien—Leipzig, bei.

Auf diesen Prospekt sei besonders hingewiesen.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Band XXXIII November-Dezember 1925 Heft 6

Die Neueren Sprachen

Zeitschrift für den Unterricht im

Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen

Begründet
mit **Franz Dörr** und **Karl Kühn**
von
Wilhelm Viëtor

Herausgegeben
von
Walther Küchler und **Theodor Zeiger**



Marburg in Hessen
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun
1925

Die Neueren Sprachen erscheinen von Band 33 an in 6 Heften. Der Band 34 kostet M. 12.—. Die Berechnung erfolgt bei Heft 1 im voraus. Die früheren Jahrgänge werden, soweit sie noch erhältlich sind, von Fall zu Fall berechnet, Band 30, 31 und 32 zu je M. 10.—, Band 33 M. 12.—.

Da viele Buchhandlungen die Lieferung von Zeitschriften eingestellt haben, bittet der Verlag, sich gegebenenfalls an ihn direkt wenden zu wollen und die Zeitschrift unmittelbar weiter zu beziehen.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) Marburg a. L.
Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 3899.

ZUR BEACHTUNG!

Für die Zeitschrift bestimmte *Beiträge* bitten wir an Professor Dr. KÜCHLER in Wien XIII, Lainzerstraße 49, oder an Direktor Dr. ZEIGER in Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstraße 37, zu senden. ***Die Manuskripte müssen, wenn sie zum Druck für die N. S. angenommen werden sollen, völlig druckfertig und möglichst in Maschinenschrift hergestellt sein.*** Bei *unverlangt* eingesandten Manuskripten wird gebeten, das *Rückporto* beizufügen.

Sämtliche Beiträge werden honoriert. Die Mitarbeiter erhalten 25% Preisermäßigung auf den Abonnementsbetrag. Sonderabzüge werden bis zu 12 Stück kostenlos geliefert.

Bücher aus dem Gebiete des Schulunterrichts und aus der englischen Sprache, die besprochen werden sollen, wollen die Herren Verleger an Herrn Direktor Dr. Zeiger, Frankfurt a. M.-West, Georg-Speyerstr. 37, Bücher aus dem Gebiet der romanischen Sprachen an Herrn Professor Dr. Küchler, Wien XIII, Lainzerstraße 49, senden.

Inhalt.

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Umschlagseite

ANZEIGER.

